A Thaer
Thaer
630

Univ.-Bibl.
Giessen

G. 2. 1

630
E. I. 3. a

Der

Hausvater

in

systematischer Ordnung,

vom

Verfasser der Hausmutter.



BIBLIOTHEK
D. KÖNIGLICHEN
ACADEMIE
DES LANDBAUES
ZU MOEGLIN

Erster Band.

Leipzig

bey Johann Friedrich Junius. 1783.

Dem

Hochwürdigen und Hochwohlgebornen Herrn,

HERRN

Thomas Philipp

von der Hagen,

Königlich Preussischen Präsident des Ober-Consistoriums, des Churmärkischen Amts- Kirchen- Revenüen- und des Berlinischen Armen-Directoriums, Chef des Ober-Collegiums der Aerzte, des Collegiums der Wundärzte, und sämmtlicher Medicinalsachen, Director der Churmärkschen Landschaft- und Städtekassen, ersten Verordneten bey der Landschaft von Seiten des Prälatenstandes, wie auch ersten Verordneten beym Städtekassen-Directorium, Obercurator der Realschule, Director der Chur- und Neumärkischen Hauptritterschafts-Direction, des Johanniterordens Ritter, und designirten Commendator zu Wietersheim, Domherrn der hohen Stiftskirche zu Brandenburg,

Erbherrn auf Hohennauen, Semlin, Rhinow, Spaatz, Mühlenburg, Strodena, Prietzen, Gülpe, Schönholz, Wassersuppe und Witzke,

Meinem Gnädigen Herrn.

Hochwürdiger und Hochwohlgebohrner Herr,

Hochgebietender und Gnädiger Herr Präsident.

Eure Hochwürden sind unter den adlichen Landwirthen der Churmark Brandenburg schon längst ein Muster der Nachahmung gewesen, und wenn Dieselben kein an-

deres öffentliches Zeugniß zur Ehre der Landwirthschaft, dieser Grundsäule der Staaten, vor sich hätten, so müßte gewiß dieses das bewährteste seyn, daß, wenn Andre ihre Güther verringern, oder in Verfall kommen lassen, Dieselben Dero angeerbte Güther nicht nur verbessern, und ihren Ertrag zu erhöhen wissen, sondern auch die Anzahl derselben durch Ankauf neuer Güther sogar noch vermehren. Könnte dieses wohl geschehen, wenn Eure Hochwürden der Wirthschaftskunde Aufmerksamkeit und Neigung versagt gehabt hätten?

Was

Was könnte mich nun abhalten zu glauben, daß diesem ersten Bande meines Hausvaters, und welchen das Publikum künftig, zum Unterscheide des Hannöverschen Hausvaters, vermuthlich den systematischen, nennen wird, keine größere Empfehlung und Zierde verschaffen könne, als wenn ich selbigen einem Manne zueigne, der die darin vorgetragene Wirthschaftsregeln eben so stark kennet als ausübet, und sich unter meinen Landsleuten hiedurch sowohl, als überhaupt durch eine ausgebreitete Kenntniß nützlicher Künste und Wissenschaften, wie nicht weniger durch Beförderung und Beschützung derselben, so erhaben ausgezeichnet.

Geruhen Eure Hochwürden, wie ich hoffen darf, den Anfang dieses Werks nicht ungnädig aufzunehmen, so werde ich davon einen sehr lebhaften Antrieb hernehmen, selbiges mit göttlicher Hülfe eifrigst fortzusetzen.

Ich bin in verehrender Hochachtung,

Eurer Hochwürden,

Meines Hochgebietenden und Gnädigen Herrn Präsidentens,

Schlalach, bey Treuenbriezen,
den 1. des Maymonats
1783.

unterthänigst gehorsamer Diener,
Christian Friedrich Germershausen,
Pastor, wie auch Mitglied der Churfürstl. Sächsis. ökonom. Gesellschaft in Leipzig, ingleichen der Churpfälzisch-Bayerischen in München.

Vorrede.

Die mit jedem Jahre unter uns zunehmende Menge ökonomischer Schriften ist ein sehr glückliches Vorurtheil unsers Zeitalters, indem es ein eben so stark lesendes ökonomisches Publikum voraussetzet, so, daß Schriftsteller und Leser hierin überein zu kommen scheinen: Privatglück und allgemeine Glückseligkeit beruhen auf der immer höher zu treibende Gewinnung der Erdproducte.

Man darf noch lange nicht anfangen zu glauben, daß ländliche Industrie irgendswo schon so weit gekommen, daß sie weniger oder gar keiner Fortschritte in ihren verschiedenen Zweigen mehr bedürfe, und daß der Staatspolitik nun weiter nichts mehr obliege, als nur zu sorgen, daß Länder nur in ihrem gegenwärtigen Zustande beharren, und nicht wieder rückwärts gehen mögen. Wer so denket, der kennt das Ganze sowohl, als die einzelnen Theile der Landwirthschaft noch zu wenig, und hat sich einen zu kurzen Maaßstab von der durch Fleis, Kunst und Verbesserung der Erde abzugewinnen möglichen Producte idealisiret.

Selbst jene glückselige Insel Europens, die Teutsche uns Teutschen so vielmals zum Muster der Vollkommenheit vorspiegeln wollen, ist noch weit von dem Ziel der Unverbesserlichkeit, in manchen Wirthschaftsartikeln aber sogar hinter

uns Teutschen noch zurück. Ein Engländer kann uns der beste Gewährsmann dieser Behauptung seyn. Dieser ist der Verfasser der Briefe über den gegenwärtigen Zustand in England, der über sein Vaterland also schreibt:

> Es sollte einer der vornehmsten Endzwecke der Gesetze und der Politik eines Staats seyn, alle Ländereyen, die nicht zu Erzeugung des Unterhalts gebraucht werden, zu dem höchsten Grade der Verbesserung, dessen sie fähig sind, zu bringen, und sie zu der Hervorbringung solcher Produckte brauchbar zu machen, die durch sich ihren Werth am besten bezahlt machen; — — der englische Boden würde Hanf, Flachs, Bauholz und Färbeholz tragen, für welche wir den Fremden unermeßliche Summen bezahlen, — — lassen sie uns in dieser Absicht untersuchen, ob der Boden dieser drey Königreiche bereits zu dem Werth erhoben, und denjenigen Grad von Bearbeitung erhalten hat, dessen er fähig ist. England, Schottland und Irrland enthalten neunzig Millionen Morgen Landes, davon fünf und dreissig Millionen ungebaut oder wüste liegen, ausser daß etwa auf einigen eine Anzahl Schaafe oder Kaninchen gefüttert werden mögen. — — Nichts giebt einen geringern Begriff von der Politik einer Nation, als wenn man sieht, daß sie eine so unablässige Sorgfalt und Aufmerksamkeit, und so große Summen auf die

die Beförderung der Manufakturen, für den auswärtigen Handel, wendet, und hingegen zu eben der Zeit ganz gleichgültig ist, keinen Schilling hergiebt, und kein einziges Gesetz ergehen läßt, um fünf und dreissig Morgen Landes, welche ihren Reichthum und ihre Macht beynahe verdoppeln würden, uhrbar zu machen. — Die neuen Bewohner gedachter Wüsteneyen würden nicht die vorübergehende Frucht der Manufakturen seyn, die in einem Menschenalter reich ist, und in dem nächstfolgenden aus Bettlern bestehet; es würden Leute seyn, die ohne Unterbrechung arbeitsam, nie reich, aber auch nie der Barmherzigkeit ihrer Mitbürger bedürftig wären; die dem Königreiche mehr gäben, als sie von ihm erhalten hätten; endlich deren Fleiß dem Staate Produckte lieferte, die allezeit gangbar bleiben, und auf deren Dauer man sich verlassen kann. —

Diesen Urtheilen eines seiner Nation nicht schmeichelnden Engländers ist aber noch dieses beyzufügen, daß der berühmte Herr von Münchhausen in seinem Hausvater saget: die Engländer können in vielen Wirthschaftsartikeln von uns Teutschen noch lernen, so wie wir im Manufakturwesen bey ihnen noch in die Schule gehen können. Und in der That würden die Engländer in der Landwirthschaft noch viel weiter zurück seyn, wenn sie nicht mit Guineen so sehr spielen könnten, welche machen, daß ihnen mißlungene

Ver-

Versuche weniger Kummer und Reue, als irgend eine andere Nation verursachen.

Daß wir Teutsche aber auch noch nicht auf eine durchgängige höchste Vervollkommnung unsrer Landwirthschaft stolz seyn dürfen, und bis dahin noch große Lücken auszufüllen haben, davon muß besonders das sechste Kapitel dieses ersten Bandes meines Hausvaters, welches die Mischung verschiedener Erdarten zur Beförderung der Fruchtbarkeit der Felder zum Inhalte hat, den Hauptbeweis geben, so wie wir in den meisten übrigen Kapiteln uns immer noch mehr hervorzuthun Ursach haben. Es ist daher für uns Landwirthe Pflicht, daß wir unser Privatwohl, zusammengenommen aber das allgemeine Beste unsers teutschen Vaterlandes zu noch höhern Stufen aufsteigend machen; daß wir also gegenwätige Schrift zur Aufmunterung unsers Eifers in der Verbesserung der Landwirthschaft gebrauchen, die Anfänger u. Lehrlinge derselben aber sich daraus den ganzen Umfang der Haushaltungskunde bekannt machen können.

Es ist wahr, wir haben an dem Hausvater des Herrn von Münchhausen ein unvergleichliches Werk, welches das meinige entbehrlich gemacht haben könnte, wenn die darin sehr gründlich abgehandelte Materien im Zusammenhange und natürlicher Ordnung, zum Theil aber auch mit mehrerer Vollständigkeit wären von ihm vorgetragen worden. Er ward aber auch zu früh der Welt entnommen, um noch mehr fehlende, und gar nicht abgehandelte Materien von ihm ausgearbeitet zu sehen. So war auch ein grof-

ser Theil seines Hausvaters mehr für den gelehrten als ungelehrten und gemeinen Landwirth geschrieben. Denn dieser schenkt ihm, wie ich es bereits in der Ankündigung gegenwärtigen Werks gesaget, ausser dem ganzen zweyten Theile, noch sehr viele Stücke der andern Theile, und behält immer den Wunsch übrig, einen Hausvater im Zusammenhange, und diesen mehr praktisch, als gelehrt, geschrieben zu lesen.

Diesen Wunsch so vieler Landwirthe zu erfüllen mache ich nun mit gegenwärtigem Bande den Anfang, worin ich die Materien in so systematischer Ordnung darstelle, als sie in dem hierüber im vorigen Jahre ausgegebenen Avertissement angezeiget worden, nachdem allgemeine Regeln für den ländlichen Hausvater, dessen Uebereinstimmung mit der Hausmutter, und die Regierung des männlichen Gesindes vorangegangen sind.

In eben diesem Avertissement hatte ich meine mit mir in- und ausserhalb Landes in Correspondenz stehende Gönner und Freunde ersuchet, mir über diese oder jene Materie den Wink zu geben, wenn sie selbige nach eigenen Erfahrungen und Einsichten abgehandelt wissen wollten. Einige derselben nun verlangten, daß ich eine kurze Theorie von Anschlägen nebst einem oder dem andern kurzen Schema beybringen möchte, welches ich auch am Ende dieses Bandes statt eines Supplements thun wollte. Da er mir aber unter der Feder stärker anwuchs als er seyn sollte, so will ich dieses Supplement bis ans Ende

des

des letzten Bandes versparen, als worauf die Leser nicht warten sollen, da der zweyte Band mit Gottes Hülfe bereits auf der nächst bevorstehenden Neujahrsmesse ans Licht treten wird.

Hatte ich in gedachtem Avertissement aber auch ferner gesagt, daß ich die Grundsätze zur innerlichen Einrichtung der Landwirthschaft in der Ordnung ausführen würde, wie sie kürzlich in des Herrn Professor **Titius Grundsätzen der theoretischen Haushaltungskunde,** und zwar in der dritten Abtheilung, von der Landwirthschaft überhaupt, summarisch vorkommen, und daß ich auch in den folgenden Kapiteln gedachtem vortrefflichem Lehr- und Handbuche meistens nachgehen würde, weil ich die Materien darin in der besten Ordnung zusammengehängt finde, auch es an gründlicher Theorie mit den besten dieser Art um den Vorzug streitet; so ist auch solches von mir nicht aus der Acht gelassen worden. Ich beziehe mich daher nicht nur überhaupt, sondern weise auch die Leser selbst in dieses Handbuch hinein, und bediene mich hiezu, da es sehr oft geschehen muß, nur des ersten Anfangsbuchstabens dieses nicht genug anzupreisenden Lehrbuchs. Wenn ich also z. B. gleich am Ende der zweyten allgemeinen Regel S. 2. die Leser dahinein weise, so geschiehet es also: **G. §. 7. 104. d. i. Grundsätze der theoretischen Haushaltungskunde,** siebender Paragraph, Seite 104. Und da ich die **Hausmutter** gleichfals öfters anführen, und die Leser dahinein weisen muß, um über diese oder jene Materie darin sich Raths zu erhohlen, so geschie-

schiehet es um der Kürze willen gleichfalls nur mit dem Buchstaben H. M. Wenn daher z. B. S. 193. des hausmütterlichen Etats gedacht wird, so geschiehet es also: H. M. B. I. S. 367 ff. d. i. der Hausmutter erster Band auf der 367sten und folgenden Seiten.

Es enthält aber dieser erste Band neun Kapitel, wovon das erste allgemeine Regeln vorträgt, welche, so wie es in der Hausmutter nicht ohne vielen Beyfall geschehen, mit Geschichten und Beyspielen begleitet worden, um sie den Lesern desto mehr anschaulicher und eindrücklicher zu machen, so wie solches auch bey den Regeln der beyden folgenden Kapitel gleichfalls geschehen ist.

Die letzte Regel des ersten Kapitels ist eine Anweisung, wie sich ein Hausvater, der durch mancherley Unglücksfälle heruntergekommen ist, und Schiffbruch leiden will, zu verhalten habe, um, wo möglich, aus der Gefahr des gänzlichen Untergangs wieder herauszukommen; und ich habe geglaubet, ein Kapitel, das Regeln zu Erhaltung und Vermehrung des Vermögens, zu Vermeidung dessen, was eine Verminderung desselben veranlassen kann, vorträgt, nicht besser beschliessen zu können, als mit nurgedachter sehr interessanter Unterweisung, welche von einem sehr geschickten und zugleich eben so menschenfreundlichen Berlinischen Rechtsgelehrten ausgearbeitet worden, und wofür ihm jeder Menschenfreund, der einem nicht betrüglich verschuldeten Hausvater sein Mitleiden nicht versagen kann, Dank wissen muß.

Hat

Hat der Hausvater an der Hausmutter eine wahre Gehülfinn, wie es seyn muß, so gehen ihre beyderseitigen Bestrebnisse auf das einzige Ziel hin, ihr Hauswesen zu erhalten und zu verbessern. Hierüber müssen beyde so einverstanden seyn, daß die eine Hand nicht niederreisse, was die andere gebauet; die eine nicht unthätig bleibe, wenn die andre ihres Beystandes bedarf. Es wird daher im zweyten Kapitel die Uebereinstimmung des Hausvaters und der Hausmutter gelehret.

Wo Hausvater und Hausmutter der Wirthschaft vorstehen, und zur Betreibung derselben männliches und weibliches Gesinde erfordert wird, da ist gemeiniglich jenes der Regierung des Hausvaters, dieses aber der Regierung der Hausmutter unterworfen. Wie nun die Regierung des weiblichen Gesindes in der H. M. B. V. vorgetragen worden, so wird hier im dritten Kapitel von der Regierung des männlichen Gesindes Unterricht ertheilet.

Unter den Grundsätzen zur Bestellung des Ackers, die im vierten Kapitel vorkommen, ist die proportionirliche Anzahl der zum Ackerbau benöthigten Arbeitsleute S. 281. ff. der erste, wo bey Gelegenheit der untreuen Arbeiten im Frohn- oder Hofedienste, die durch obrigkeitliche Zwangsmittel nicht gründlich zum Wohl der Herrschaften abgeändert werden können, zur Einführung einer so zu nennenden Androgogie ein Dorfseniorat vorgeschlagen wird, welches nur den Beyfall derjenigen haben kann, die bisher so laute Klagen

über

über den Mangel der Dorfpolizeyen führen. Und wenn ich hier auf einen der Einsichtsvollesten klassischen Schriftsteller compromittiren sollte, so würde es der Verfasser des Lehrbegriffs sämmtlicher ökonomischer und Cameralschriften seyn, welcher in seinen so lehrreichen Schriften hin und wieder Dorfpolizey wünschet, und drauf einen überall mehr zunehmenden Flor der Landwirthschaft begründet.

In eben diesem Kapitel werden auch die unter uns berühmt gewordenen Ackersysteme dargestellet, weil sie einen so ansehnlichen Theil der Oekonomiegeschichte sowohl ausmachen, als auch Lesern ökonomischer Schriften, wenn sie darin gut fortkommen wollen, nicht unbekannt seyn müssen. So findet sich auch bald hie bald da ein Ackerwirth, der entweder eines solcher Ackersysteme allein, oder aus mehrern etwas angenommen hat; wie denn keines ist, aus welchem man sich nicht das Seinige, als ein freyer Nachahmer, herausuchen könnte, und wozu die hinzugefügten Anmerkungen Anleitung geben können. Man kann überhaupt von den verschiedenen Urhebern dieser Ackersysteme in gewisser Absicht eben das sagen, was Herr Medikus in der Vorrede seiner Beyträge zur schönen Gartenkunst sagt: Es müssen mehrere Männer gleiche Absichten hegen. Jeder geht seinen eigenen Gedankengang, und dadurch kommt der eine auf dem, der andere auf dem andern Wege zum Ziele; alle aber arbeiten doch gemeinschaftlich, und der Erfolg dieser zerstreuten

Bemühungen sind Vermehrung unsrer Landeserzeugnisse. —

Das fünfte Kapitel beschreibet die verschiedenen Erdarten, da sowohl Käufer als Pächter eines Guthes am ersten nach den Boden fragen und sehen; so wie auch angehende Wirthe nicht ohne Kenntniß der verschiedenen Erdarten seyn müssen, um von jeder derselben nur das zu erwarten, was sie ihrer Natur nach leisten kann, und sie also auch darnach zu bearbeiten. In der Behandlung der verschiedenen Erdarten ist meistens die Theorie des Herrn von Münchhausens beybehalten, und hie und da erläutert worden, da diese Erdarten theils in dem nördlichen Teutschlande dem Landmanne, unter den von ihm gebrauchten Namen bekannt sind, theils nach der Zeit der Erscheinung seines Hausvaters in mehrern teutschen Provinzen von lesenden Landwirthen mit gleichen Namen belegt worden.

Nach der Kenntniß des verschiedenen Erdreichs lasse ich die Mischung verschiedener Erdarten zur Beförderung der Fruchtbarkeit folgen, ein Kapitel, welches wir zur Aufnahme des Ackerbaues als höchst wichtig ansehen müssen, da nur wenige Oerter und Gegenden in Teutschland gefunden werden, deren Aecker nicht durch den Zusatz andrer Erdarten einer Verbesserung fähig wären. Man hat hier die vortrefflichen Grundsätze des so verdienten Herrn Pfarrer Mayers entlehnet, und mit diesen die Grundsätze des berühmten Herrn Andräe verbunden. Glücklich ist der

Staat

Staat, welcher das Augenmerk des Landmannes auf die Erdmischungen hinleitet, und seine darauf zielende Operationen mit Nachdruck unterstützet!

In dem siebenten Kapitel werden die gewöhnlichen und ungewöhnlichen Düngungsarten nicht nur angewiesen, sondern auch gelehret, wie man jede derselben aufs beste erhalten und gebrauchen solle.

Man findet in manchen ökonomischen Schriften Ausrechnungen, wie viel Mist dem Gewicht nach sowohl, als dem Maaße nach von einem Stück Vieh zu erhalten, und wie viel Land damit zu bedüngen sey, welches aber zu allgemein und nicht treffend genung ist; und es ist weit zweckmässiger, wenn die Mistberechnung nach gewissen Klassen des Stroh- und Heuvorraths sowohl, als der Weide und Stallfütterung abgestufet, sodann aber der verschiedene Mistgewinnst der Aussaat, nach Scheffelzahl, proportioniret wird. Da wir nun eine sehr musterhafte Düngungstabelle dieser Art an derjenigen hie zu Lande haben, welche in den General-Tax Principien zur Abschätzung der Güther in der Mark Brandenburg zum Fundament angenommen wird; so ist selbige diesem Kapitel angehänget worden.

Die Theorie des Pfluges, mit welcher Herr von Münchhausen seinen Hausvater angefangen, ist von mir immer als das rechte Meisterstück dieses, um Teutschlands Oekonomien so hoch verdienten, Lehrers angesehen worden; eine Theorie, darin ihm kein Schriftsteller vorgearbeitet, und worin er wahres Original ist. Da ich das Wesentlichste daraus entlehnet, so hat sie nur weniger Berichtigungen und Zusätze bedurft, und macht einen Theil des neunten Kapitels aus, welches von Graben und Pflügen handelt. Wenn schon der Landwirth vom Mittelstande nicht selber Hand an den Pflug leget, um

ihn

ihn entweder zu verfertigen oder den fertigen Pflug zu richten und zu führen, so muß er doch seine Theile, ihre Zusammenfügung und Richtung des Pfluges verstehen, um sowohl die Arbeit seines Zugviehes zu erleichtern, die Pflüger zu meistern und folglich seinen Acker aufs beste mit diesem Hauptinstrumente bestellen zu lassen. Ist er mit der Theorie des Pfluges unbekannt, so geht's ihm als einem kriegerischen Befehlshaber, der nichts von der Tacktik versteht, und seine Untergebene machen läßt was sie wollen und können.

Ist endlich das neunte Kapitel vom Eggen und Walzen das letzte, so macht ein vollständiges Register den Schluß dieses Bandes, um ihn den Lesern desto brauchbarer und gefälliger darzustellen.

Ungeachtet ich bey der Landwirthschaft hergekommen, und so viele Jahre hindurch mich vom Ackerbaue unterhalten; so habe meine Praxis doch von jeher mit dem Lesen unsrer klassischen Oekonomielehrer, eines Pfeifers, Münchhausens, Sprengers, Mayers, Benckendorfs, Reichhards, Hagemanns und mehrerer teutscher sowohl als ausländischer ökonomischer Schriftsteller verbunden, und ich würde undankbar handeln, wenn ich nicht bekennen wollte, so vieles von ihnen gelernet zu haben, und noch zu lernen, so wie sie auch in gegenwärtigem Werke getreu angeführet sind, wenn sie für mich das Wort geführet haben. Mein aufrichtiger Wunsch ist dieser, daß die Leser ihrer und meiner Schriften von den, darin bekanntgemachten, Erfahrungen, Vorschlägen und Lehren den besten Gebrauch machen, und untereinander wetteifern mögen, durch Verbesserung der Privatökonomien allgemeines vaterländisches Wohl immer blühender werden zu lassen.

Erstes



Erstes Kapitel.

Allgemeine Regeln.

1) Der Landwirth kann ohne Kenntniß der Wirthschaftsregeln nicht bestehen.

Die Landwirthschaft hat es mit Gewinnung der Naturalien aus dem Gewächs- und Thierreiche, zum Theil auch mit Mineralien, zu thun, in so fern letztere zu Deutschlands Privatgüthern, und nicht zu den Hoheitsrechten, oder Regalien, gehören. Diese Gewinnung der Naturalien muß, wenn sie den Landwirth und die Seinigen nähren, und zum möglichsten Wohlstand bringen soll, nach den, in der Natur der Sachen gegründeten, Regeln unternommen und fortgesetzet werden. Man hat vielerley einzelne Wahrnehmungen auf allgemeine Grundsätze erhoben, deren Inbegriff, nebst den aus ihnen gemachten Folgerungen, die Landwirthschaftswissenschaft genannt wird. Sind nun die Wirthschaftsregeln solche Grundsätze, wornach das richtige Verfahren bey jedem Wirth-

schaftszweige eingerichtet werden muß, so ist der Landwirth auf dem besten Wege, bey der Wirthschaft sein Auskommen und darüber zu erlangen, wenn er die Wirthschaftsregeln eben so gut weiß, als ausübet. G. §. 7. 104.

2) Die Erlangung der zu bewirthschaftenden Güther.

Um sich und die Seinigen von zu gewinnenden Naturalien versorgen zu können, muß man Eigenthümer, oder Innhaber solcher Grundstücke, oder Theile der Erde, seyn, deren Bearbeitung nach den Wirthschaftsregeln bestens geschieht, und unsre Sorgen und Fleiß belohnen. Man nennet sie Privatgüther, um sie fürnehmlich von landesherrlichen Kammer- und Domainengüthern zu unterscheiden. Man wird ein Eigenthümer von jenen durch Erbschaft von seinen Vorfahren, durch Tausch, Kauf u. s. f. so wie man Innhaber von Güthern beyderley Art durch das gewöhnliche Pachten wird.

3) Das Kaufen und Verkaufen, Pachten und Verpachten der Güther muß nach gründlichen Anschlägen geschehen.

Käufer, oder Pächter eines Guths müssen zum voraus wissen, ob sie bey dem Ankauf oder der Pachtung desselben ihre Rechnung finden. Erstere müssen es vorher berechnen können, wie hoch sie aus dem Guthe ihr Kaufgeld nutzen, oder zu wie viel Procent sie das anzulegende Kapital ausbringen können. Die Pächter aber müssen es gleichfalls vorher berechnen können, ob sie nicht nur aus dem zu pachtenden Guthe die Pacht, oder Arrende, herausbringen, sondern

dern auch was sie über der Pacht noch für Ueberschuß haben können, um hievon sich und die Ihrigen zu versorgen. Um nun solches alles vorher zu wissen, werden Anschläge über alle bey dem Guthe befindliche Grundstücken und übrige Zubehörungen, nebst allen darauf haftenden Beschwerungen, angefertiget, welche den ganzen Ertrag und Nutzung des Guths nachweisen.

a) Das Kaufen, oder Verkaufen eines Guths ohne Anschlag, oder in Pausch und Bogen, kann Käufern oder Verkäufern zum höchsten Schaden gereichen. So sind mir selbst vor mehrern Jahren ein Paar aus der Hand ohne Anschlag verkaufte Güther bekannt geworden, bey denen die Käufer nur die Hälfte des in den Wäldern vorräthigen Bau- und Brennholzes solcher Güther gebrauchten, um aus dem davon gelöseten Gelde die ganze Kaufsumme der Güther auf einmal wieder heraus zu bekommen. Dagegen ist mir auch ein Käufer eines Guths ohne Anschlag bekannt geworden, der es um einen Drittheil zu hoch bezahlet hatte.

b) Hier hätte gezeigt werden können, wie mancherley die Anschläge sind, und wie sie untersuchet werden müssen, ob sie gründlich seyn können oder nicht. Da aber so eben, da ich diese ersten Bogen zum Abdrucken versende, aus entfernten auswärtigen Gegenden schriftlich erinnert werde, diesem Werke, nicht idealische, sondern wahre musterhafte Anschläge, und unter selbigen auch einen, nach den itzigen Königl. Preuß. Kammerprincipien eingerichteten, beyzufügen, so will ich diesem Verlangen am Ende dieses Bandes gnügen, und dasjenige sodann hinzuthun, was man als das Hauptsächlichste bey der Einsicht und Beurtheilung eines Anschlags zu beobachten hat.

4) Die gute Erhaltung des zu bewirthschaften angefangenen Guthes.

Sobald man Besitzer eines Guthes geworden, so muß die gute Erhaltung desselben die Hauptsorge seyn und bleiben. Da man sein Landguth als den Stamm seines Vermögens ansehen muß, so wäre es allen Regeln einer guten Wirthschaft zuwider, wenn wir solchen Stamm schwächen, oder entkräften wollten. Vielmehr liegt es dem Landwirthe ob, nächst der besten Erhaltung seines Guthes auch dessen möglichste Verbesserung zum Augenmerk zu haben. G. §. 108.

5) Der Landwirth muß alle Verschlimmerungen seines Guths möglichst verhüten.

Der Landwirth soll, besage der vorhergehenden Regel, sein Guth aufs Beste erhalten. Diesemnach muß er 1) von den Gerechtsamen, Freyheiten und Zubehörungen desselben aus Fahrlässigkeit nichts abkommen lassen. 2) Von eben demselben nichts weggeben oder verkaufen. 3) Keinen Wirthschaftszweig so hervorziehen, daß einige andre, oder alle mit einander, darüber leiden, und an ihrer Fruchtbarkeit verlieren.

a) Beyspiele, wie Gerechtsame und Freyheiten der Güther aus Fahrlässigkeit verlohren gehen, sind gar nicht selten. Sollten es nicht viele gehört haben, daß dieser oder jener Guthsbesitzer z. B. seine Hüthungsgerechtigkeit auf einem Felde benachbarter Oerter darum verlohren habe, weil er auf seine Hirten nicht Acht gehabt, und darauf gesehen, daß sie von Zeit zu Zeit mit ihren Heerden dergleichen Reviere betreiben möchten? Es war der Hirten Bequemlichkeitsliebe, daß sie die ihnen zu entfernte Gegenden nicht mit ihrem Viehe be-

beziehen wollen. Sie waren vielleicht einverstanden mit den benachbarten Hirten, und dieses können ihre Anverwandten oder Freunde gewesen seyn, mit welchen sie heimliche Durchstechereyen, die fürnehmlich unter Schäfern sehr gangbar sind, getrieben haben, sich der Mithüthung zu enthalten. So wie auf der andern Seite es geschehen ist, daß Schäfer ihren Freunden, um ihre Durchstechereyen zum Schaden der Herrschaft desto unvermerkter zu treiben, nachgegeben oder erlaubet haben, vorhin nie mit Kuppelhüthungen beschwert gewesene Fluren zu behüten, und hiemit Servituten eines Guths einzuleiten, die in der Folge durch die schwersten Processe nicht wieder getilget werden können. War nun nicht an diesen Verschlimmerungen des Landguths die Fahrlässigkeit des Landwirths oder Guthsbesitzers Schuld?

b) **Remigius** hat bey seinem Guthe einen weitläuftigen, mit Ellern bewachsenen Bruch, der nebst dem Holze zur Viehhütung genutzt wird, und die meiste Zeit unter Wasser steht. Sein lüstiger Nachbar kaufte ihm davon 30 Morgen für ein Spottgeld, darf ichs sagen? für 200 Rthlr. ab. Dieser ließ das Holz ausraden, Abzugsgräben anfertigen, und den erhandelten District in Wiesen verwandeln, worauf er jährlich für 300 Rthlr. Heu gewinnt. Wie sehr verstand sich dieser darauf, sein Guth zu verbessern, und seinen Nachbar zu übertreffen, der durch den Verkauf so vieler Morgen sein Guth verschlimmerte.

c) **Adrast**, der dritte Sohn eines reichen Vaters, der ihm ein mittelmässiges Landguth angekauft hatte, fand bey selbigem einen Weinberg, der ihm zu klein dünkte, und ließ sich die bequeme Lage

desselben verleiten, den unmittelbar daran stossenden Fleck Acker zur Vergrösserung des Weinbergs einzuhegen, und ihn mit Weinreben zu bepflanzen. Er wußte sich viel damit, einen der größten Weinberge in seiner Gegend zu haben, und hatte bey der so ansehnlichen Vergrößerung desselben nicht daran gedacht, daß er damit wider eine der ersten Oekonomieregeln verstossen würde, welche die Verschlimmerung eines Landguths untersaget. Bey der neuen Unternehmung hatte er keinen andern, als sich selbst, und seine junge Gemahlin zu Rathe gezogen. Da der Weinberg nicht weit vom Wohnhause entfernt war, so hatte letztere bey ihrer ersten Promenade dahin ihm gesagt: Das Berglein ist nicht zum Vergnügen; meines Vaters Berg ist zwanzigmal größer, und da lassen sich die Füsse besser, als hier, vertreten. Hierauf entstand nun der große Weinberg als ein Wirthschaftszweig, welcher einigen andern, und zwar den Hauptzweigen schädlich ward. Denn der Weinberg gieng über die Kräfte des ganzen Guths weit hinaus. Er erfordert einige hundert Fuder Mist mehr, welche dem Acker entzogen werden. Auch der Viehstand des Guthes leidet davon. Das Stroh muß hier, aus Mangel des gnugsamen Heues, einen ansehnlichen Theil der Winterfütterung ausmachen. Der dem Weinberg zugewandte, und den Acker entzogene, Dünger macht, daß weniger Korn und Stroh, denn zuvor, erbauet wird. Es wird nun auch weniger Mist für den Acker gewonnen, weil weniger Vieh gehalten, und ausgefüttert werden kann. Wenn Adraft Manuale und Wirthschaftsbücher hält, so muß er bey dem Abschluß der jährigen Wirthschaftsrechnungen einen großen Ausfall in der Einnahme fin-

finden. Der Ertrag der Weinberge ist weit ungewisser als der Ertrag der Ackerfelder. Es kommen Jahre, da so wenig Wein erbauet wird, daß kaum der Weinmeisterlohn heraus kömmt. In unsern nördlichen Gegenden haben wir immer mehr Mißwachs am Weine, als am Korne, zu gewärtigen. Der junge unerfahrne, und mit den Principien der Landökonomie zu wenig bekannte, Landwirth war nichts weiter als blinder Nachahmer andrer Guthsbesitzer, die, weil sie eine sehr starke Viehzucht haben, große Weinberge ohne Beeinträchtigung des Ackerbaues unterhalten können. Sein Landguth müßte in der Nähe einer großen Stadt liegen, wo er den Dünger umsonst, oder um ei- Spottpreiß, haben könnte, um damit dem so sehr vergrößerten Weinberg, seinem Acker und Viehstande unbeschadet, den benöthigten Dünger theils zuzuführen, theils auch die Weinbergsprodukte desto besser zu versilbern. Man muß aber nicht denken, daß Adrast nur allein die vorbenannte Wirthschaftszweige durch die Erhebung eines einzigen entkräftet habe. Er brachte noch einem andern zu gleicher Zeit eine tödtliche Wunde bey, und es ist zweifelhaft, ob er durch diesen, oder jenen, mehr verlohren habe. Der vorige Guthsbesitzer hatte etwa sechszig Jahre zuvor einen kleinen Eichwald angebauet, dessen Eichen kaum an die Hälfte ihres zu erreichenden Wachsthums gekommen waren, gegenwärtig aber schon so viel Mast trugen, daß aus der Nachbarschaft Schweine in die Fehme geschlagen, und hievon eine ansehnliche Summe Geldes, so oft Holzmast war, gezogen werden konnte. Der Weinberg sollte wider den Anlauf der Menschen und der Thiere gesichert, und mit einem tüchtigen Gehege ver-

wahret werden. In der Gegend war das Holz überhaupt selten und theuer, und der junge Wirth hatte noch nicht so viel Baarschaften im Beutel, um das zum Gehege benöthigte Holz anzukaufen. Er mochte vielleicht den in andern Fällen sehr brauchbaren Grundsatz im Sinne haben, daß ein Wirth nicht kaufen müsse, was er selbst hat oder haben kann. Kurz er verfiel auf den großen Fehler, an die zwanzig Schock der wohlgewachsensten graden jungen Eichen niederhauen zu lassen, um davon Pallisaden um den Weinberg zu gewinnen. Ein Sachverständiger Förster selbiger Gegend urtheilte, daß die hievon dem Guthe abgehende Holzmast, nebst dem mit, dem jährlich zunehmenden Wachsthume sich vermehrenden, aber nun auf einmal aufhörenden, Werthe der Eichen auf einen jährlichen Verlust von wenigstens 200 Rthl. zu berechnen sey. **Adrast** strotzet von so genannter galanter Lectüre. Wäre es ihm nicht gerathener gewesen, wenn er sich in ökonomischen Lehrbüchern umgesehen, und daraus die Wirthschaftsregeln gelernet hätte, die ihn wider so große Fehltritte verwahret haben könnten? Wenn er nicht, von aller Theorie entblößt, noch bey Wirthschaftsverständigen Freunden sich Raths erholen wird, so kann er ein Guth in Concurs bringen, welches ihm von seinem Vater reine und Schuldenfrey war übergeben worden.

Erast kam neuerlich zum Besitz seines von einem Großonkle ererbten Ritterguths, und hatte, da er sich zuvor in einer großen Stadt aufgehalten, seinen Hauptgeschmack an schönen Gärten gefunden. Diesen zu nähren legte er einen so großen Garten auf seinem Landsitze an, daß er völlig für einen Lustgarten des reichsten Kapitalisten

sten im Lande angesehen werden kann. Der vorige Pächter des Ritterguths mußte jährlich 900 Rthlr. Pacht geben, und man sagt, daß diese Pacht zu hoch gewesen, und der Pächter darüber verarmet sey. Die Unterhaltung des prächtigen großen Gartens soll jährlich an die 500 Thl. gehen. Hierzu kommt, daß der große Garten so viel Dünger dem Acker entzieht, auch so viel Menschenhände, die der Gärtner bey den nöthigsten Feldarbeiten fordert, beschäftiget, da doch die Dienstpflichtigen von jeher kaum hinreichend gewesen sind, den Acker so nothdürftig zu bestellen. **Erast** wird von Schmeichlern wegen seines guten Geschmacks in der Gärtnerey gelobet, und diese Schmeichler bekommen dafür den raresten Wein und die beste Bewirthung. Da **Erast** keine andere Quellen der Einnahme, als die von seinem Guthe hat, so darf er nur noch ein Paar Jahre auf solchem Fuße fortwirthschaften, um sich von seinen Gläubigern so in die Enge bringen zu lassen, daß er, von seinen bisherigen jungen Schmeichlern verlassen, in einer finstern Einsamkeit Wasser trinken muß.

Auch **Philon** gehöret unter die Landwirthe, welche wider den Grundsatz, daß kein Nahrungszweig den andern entkräften solle, verstossen. Er hat noch ein geringeres Landguth, als Erast. Sein voriges Wohnhaus war ihm zu klein; er hat ein viermal größeres mit Schulden erbauet. Wäre er gleich ohne Schulden gewesen, so hätte die Erhaltung des Hauses von aussen und innen jährlich den dritten Theil der Wirthschaftseinkünfte verzehret. Nun merkt er seinen Fehler, und tröstet sich damit, daß das prächtige Haus Käufer anlocken, und einen desto bessern Verkauf

des Guths veranlassen werde. Er wird sich betrogen finden, da sein Guth mitten in einer von der Hauptstadt sehr entfernten Provinz lieget. Ganz nahe an der Residenzstadt würde das Haus das Guth verkauft haben. Denn daselbst finden sich immer Begüterte genug, welche nicht nach dem Ertrage eines Guths, sondern nach dem Vergnügen und Aufenthalte aufs Land fragen. In der Provinz aber, wo **Philon** gebauet hat, kehren die Käufer die Frage um, und fragen billig zuerst: Was bringt das Guth jährlich ein? Sie sind mit einer Wohnung zufrieden, in der sie ruhig wohnen, und mit Bequemlichkeit wirthschaften können. Sie urtheilen recht, wenn sie sagen: Das Guth ist nicht um des Hauses, sondern das Haus um des Guths willen. Ein Haus, das den zweyten oder dritten Theil des Wirthschaftsertrags hinwegnimt, ist umsonst zu theuer. **Philon** kann gleich dem Erast nächstens eine so enge Wohnung bekommen, daß er zu spät wird sagen müssen: Es wäre mir besser gewesen, wenn ich in meiner Freyheit enge und wohl, (Schuldenfrey) denn weit und wehe (mit Schulden belastet) gewohnet hätte!

Ich beschliesse diesen Abschnitt mit Thatsachen des vorigen Jahrhunderts. Nach der Mitte desselben waren hier und in der Nachbarschaft Edelleute, theils von einer, theils von verschiedener Familie und Namen, denen an die 9 und mehrere ansehnliche Güther und Dorfschaften zugehörten. Sie hatten dieses vor vielen andern adlichen Güthern voraus, daß ihre Wildbahnen die besten und ergiebigsten waren, so daß sich bey ihnen immer Aufkäufer aufhielten, welche ihnen das Wildprät gleich aus der Hand abnahmen, und es in großen Städten, Berlin, Leipzig, Halle, Witten-

tenberg u. s. f. verkauften. Alle diese Edelleute hatten nun freylich an der Jagd einen einträglichen Nahrungszweig, allein sie opferten ihm alle übrigen auf. Die wilden Sauen hatten die Freyheit die Saaten zu verwüsten. Man störte sie nicht, der Meinung, daß sie bey wieder offen gewordener Jagd desto feister seyn, und das Wildprät ihrer Oerter den Ruhm vor allen andern behaupten, mithin ihre Abnehmer desto gewisser seyn sollten. Neben den vielen Jägern wurden so viele Jagdhunde aller Arten gehalten, daß sie wenigstens den 7ten Theil des Korngewinnstes jährlich verzehren mußten. Es war aber nicht genug, so viele Kuppeln Hunde auf den Höfen selbst zu halten, sondern die Jagdherren quartirten auch die stärksten Sauhunde bey ihren Müllern ein, damit sie die Mühlenpächte in Natura consumiren möchten. Nächstdem waren auch die besten Bauerhöfe mit der Ausfütterung eines Hundes beschweret, wie solches annoch aus den, dem Churfürst Friedrich Wilhelm übergebenen Anschlägen, erhellet. Zu dieser übermässigen Menge von Hunden kam eine ebenfalls übermässige Menge von Pferden, deren größter Theil in Reit- und Jagdpferden bestand. Diese Jagdherren hatten meistens in entfernten Churfürstlichen Dörfern von Mühlen und Unterthanen ansehnliche Kornpächte zu erheben, welche nur zur Hälfte zur Pferdefütterung zureichten. Was auf ihren eigenen Güthern vom Sommergetreyde erbauet ward, als Gerste, Haber und Wicken, solches alles kam noch zum Pferdefutter. Ich weiß nicht, ob die damaligen Herren eine Ersparung der Körner darin gesucht haben, daß sie im Frühjahre die ausbrechende Knospen der Eichen durch alle ihre

Hof-

Cossäthen, die mit der Hand dienstpflichtig waren, absuchen, und solche den Pferden fressen liessen. Mein Vorfahrer, der einen in ihren Diensten gewesenen, sehr alten Kutscher gesprochen, sagte von ihm gehöret zu haben: Es hätten die Pferde von diesem grünen Futter fein Blumen auf dem Rücken und lenden bekommen sollen, daran es ihnen auch nicht gemangelt. Es sey so damit; es kann aber nicht geläugnet werden, daß dieses eine sehr theure Fütterung gewesen. Wie viele Hände, wie viele Zeit gehören nicht dazu, um für vielen Pferden Baumknospen zu streifen, und sie damit zu sättigen? Konnten diese Hände nicht auf dem Acker oder auf dem Hofe, nützlicher beschäftiget werden? Eben diese Cossäthen hatten seit Bartholomäi nichts anders zu thun, als die Hunde zu führen, und die Bauern mußten beym Treibjagen Treiber abgeben, worüber die Aecker so vernachlässiget wurden, daß man alle Abzugsgräben verfallen, mit Strauchwerk bewachsen und verwildern ließ. Diese Wirthschaft konnte nicht lange bestehen. Die Edelleute mußten vorbesagtem Churfürsten fast alle zu gleicher Zeit ihre Güter zum Kauf antragen, weil er sie besser als andre Käufer zu bezahlen pflegte; ohne Zweifel, um den übermüthigen Adel in etwas zu entnerven, der seinen Vorfahren vielmals aufsässig gewesen, und worzu der Adel beym Antritt der Regierung des Churfürsten noch nicht die Lust verlohren hatte. Den von den heruntergekommenen hiesigen Guthsbesitzern übergebenen Anschlägen setzte der damalige Bürgermeister zu Treuenbriezen, als dazu bestellter churfürstl. Commissarius Gegenanschläge entgegen, in welchen die meisten Aecker und Wiesen als öde und mit Buschwerk bewachsen angegeben werden, da sie doch,

wie

wie man aus andern Nachrichten ersiehet, in ältern Zeiten in bester Pflege gewesen. Alle diese Dörfer wurden zum churfürstl. Amte Saarmund, welches um eben diese Zeit gleichen Ursprung genommen, geschlagen, und der unter seinen Landsleuten erste und größte Oekonome durfte nur ein Paar hundert Thaler zum Gehalt der Jäger des ganzen Amtsrefiers aussetzen, nachdem das Jagdwesen den ehemaligen Besitzern jährlich so viel tausend Thaler, und hiemit ihren Bestand auf ihren Landgüthern, gekostet hatte.

6) Die Berichtigung der Gränzen.

Jeder Mensch muß sein Eigenthum wissen, um es zu erhalten, und nichts davon zu verliehren. Soll ein Landguth daher nicht verringert werden, so müssen die Gränzen desselben gewiß und feste seyn, in dessen Ermangelung der Nachbar so weit in unser Eigenthum Eingriffe machen kann, als es ihm gut dünket. Wenigstens entstehen aus unrichtigen Gränzen die längsten und kostbarsten Processe mit den Nachbaren, die jeder Landwirth vermeiden, oder ihnen zuvorkommen muß, um eine Geldausgabe zu ersparen, die wirthlich erspa-ret werden kann. G. §. 108.

a) Wir müssen unsern Vätern das gerechte Lob wiederfahren lassen, daß sie über diese Wirthschaftsregel genau gehalten, und ihre Güther nicht ohne Gränzmarkungen gelassen haben. Sind irgendswo ungewisse oder unbemerkte Gränzen, so sind sie es aus Nachlässigkeit der Nachkommen geworden. Vielmals waren die Gränznachbaren, oder wie es in einigen Gegenden heißt, die Anstößer, Brüder, Schwäger, oder gute getreue Freunde

und

und Nachbaren, mit welchen man in guter Vertraulichkeit lebte und es daher in Besichtigung und Wiederberichtigung der irgendswo abgehenden Gränzscheidungen, besonders in Waldungen, Wiesen und Hüthungen, so genau nicht nahme. Hieraus sind nun an unzählichen Oertern Irrungen entstanden, die zu unübersehlichen Processen Anlaß gegeben, und immer noch geben müssen.

b) Die Zeichen, deren man sich zur Unterscheidung der Gränzen bedienet, sind verschiedene, nämlich Steine, Bäume, Säulen oder Pfähle, Gräben oder Gruben, Hügel oder Haufen und so genannte Markraine und Pronen.

c) Die Steine sind wegen ihrer Unvergänglichkeit allen andern Gränzmalen vorzuziehen, und sie sollten aus der Ferne dahin geschafft werden, wo sonst keine zu finden, um sie statt der vergänglichen, dergleichen Bäume, Gräben und Sandhügel sind, aufzustellen. Man nennet sie bekanntermaaßen Mal- Mark- oder Gränzsteine, wenn sie eine Gränze an- und ausweisen. Einiger Orten nennet man sie auch wohl Weichbild, in so fern sie ein ganzes Gebiet um- und eingränzen. Die besten Gränzsteine sind die behauenen oder geformten, auf welchen mancherley Zeichen, als Kreuzschnitte, Runsen, oder Schlaisen, Wapen, Buchstaben u. s. f. eingehauen sind. Die Runsen, oder Schlaisen sind entweder grade, oder krumm, oder eckicht, um daraus zu sehen, wo sie hinweisen sollen. Die Steine aber, welche am Anfange eines Grundstücks, dessen Ende, an einer Ecke oder Orte der Markung gesetzt sind, nennet man Haupt- Eck- oder Ortsteine. Die dazwischen stehende aber, die ohne Zeichen und kleiner sind, Läufer. Zu den Haupt- Eck- oder Ortsteinen

füget

füget man gemeiniglich noch kleine Steinlein hinzu, welche man Zeugen nennt, weil sie die Malsteine als rechtmässig gesetzte bezeugen oder bekunden sollen. Diese Zeugen werden auch wohl Eyer oder Steineyer genannt, und sie bestehen entweder aus zwey oder aus drey Steinlein, welche aus einem breiten oder flachen Steine von einander geschlagen werden, und wenn sie aufgesucht werden, zusammenpassen und den Stein wieder darstellen müssen, dessen Theile sie gewesen. Sie werden auch meistens so am Lager des Malsteins hingelegt, daß man aus ihrer Lage abnehmen kann, wo sie hinweisen. Man findet aber statt nur beschriebener Steinlein, oder neben denselben, hin und wieder auch Ziegelsteine, Kohlen, Gläser, Eyerschalen oder Kalk, um damit die Malsteine zu bewähren.

d) Die Bäume, welche zu Gränzscheidungen gebraucht werden, haben mancherley Namen, da sie nämlich Gränz- Mark- Mal- Loch- und Kreuzbäume, auch Lochen oder Lauchen genannt werden. Kreuzbäume heissen sie, weil ein Kreuz hinein gehauen, Lochbäume aber deshalb, weil mitten im Kreuze ein Loch gebohret ist. Sie werden zwischen Wald und Wald, auch zwischen Wald und Feld, auch auf Wiesen zu Gränzzeichen gebraucht. Eichen sind am währhaftesten dazu, hiernächst aber Linden. Im nassen Boden sind es aber die Erlen. Es entstehen öfters Irrungen, wenn dergleichen Gränzbäume Alters halber umfallen, oder von Sturmwinden umgerissen, und von Holzdieben sodann heimlich fortgefahren werden. Dieserhalb müssen die Forstbedienten ein wachsames Auge auf dergleichen Bäume haben, und ihren Umfall sofort anzeigen, damit neue Bäume bemarket werden.

den. Und da überhaupt die sogenannten Lochen dieser Gränzbäume bald verwachsen, und hiemit unkenntlich werden, so müssen sie wenigstens alle fünf Jahre erneuert werden. Man theilet die Lochbäume aber in **eigene** und **gemeine**. Jene stehen ganz auf des Grundherrns Boden, und gehören ihm ganz allein zu. Dieserhalb haben sie die Lochen nur auf des Nachbars Seite; auf der Seite des Eigenthümers aber sind sie frey und ungezeichnet. Die gemeinen Lochbäume hingegen stehen mitten auf der Gränze, so daß jeder Eigenthumsherr die eine Hälfte davon hat, und also beyden gemeinschaftlich ist. Sie werden daher hinten und vorne, in der Mitte des Baums, gelocht. Wo aber die Markung nicht mehr gerade ausgeht, sondern sich wendet, da wird ein Eckloch gemacht, und also bezeichnet, daß sie einen Winkel beschliesset. Doch wird es nicht aller Orten mit dieser Markung und ihrer Bezeichnung gleich gehalten, weßhalb man sich nach jeden Orts oder Landes Gewohnheit zu richten hat.

e) **Hölzerne Säulen** und **Pfähle** werden gemeiniglich auf Wiesen gebraucht, und am liebsten von Eichen genommen, weil das Holz derselben am längsten dauret. Man bezeichnet sie gemeiniglich wie die geformten Steine, deren sub. lit. c. erwähnet worden.

f) **Wenn Gräben** die Gränze ausmachen sollen, so muß der Aufwurf auf die Seite desjenigen hingebracht werden, dem der Graben und das anstossende Grundstück gehöret. Ist aber ein solcher Gränzgraben gemeinschaftlich, so wird der Aufwurf zu beyden Seiten gleich gemacht. Da die Gräben, in welchen Wasser steht, oder durch-

fließt,

fließt, sehr bald verfallen, so müssen sie zum öfterstен gehoben werden. Bey gemeinschaftlichen Gränzgräben setzen sich beyde Nachbaren Zeiten und Tage, an denen das Räumen derselben von beyden Seiten geschehen muß. Nächst den langen ausgegrabenen Gränzen dieser Art findet man auch runde ausgegrabene Tiefen, bey welchen eben dasjenige zu beobachten ist, was von den langen Gräben gesagt worden.

g) **Gränzhügel, Mal- oder Markhaufen** kommen in Feldern und trocknen Wäldern vor. Sie müssen zum alleröfterstен gleichfalls erneuret oder wieder erhaben gemacht werden. Auf offenen Sandfeldern sind sie am allerwenigsten dauerhaft, indem sie vom Winde bald zerstreuet werden. Man könnte sie aber mit leichter Mühe von ewiger Währung machen, wenn man ganz kleine Feldsteine, die sonst zum Bepflastern der Strassen und Wege unbrauchbar sind, zusammenbringen wollte, und hiemit die Sandhügel recht dichte belegte. Zu gleichem Zweck könnten auch die Stücken von zerbrochenen Dachsteinen genommen werden, die man in Menge bey den Ziegelscheunen, oder Umdeckungen der Ziegeldächer findet. Da sonst die Sandhügel wenig oder gar nicht begrünen, und davon eine Festigkeit gewinnen können, so werden die Fugen zwischen den aufgelegten Steinen bald Gras hervorschiessen lassen, weil der Sand unter den Steinen in der Dürre frisch bleibet, auch vom Winde nicht mehr aufgenommen und fortgeführet werden kann.

h) **Raine**, womit sonst, als einem schmalen Striche Landes, der ungepflüget bleibet, die Ackerstücken oder Enden unterschieden werden, pflegen auch in

vielen Ländern Felder von Feldern zu trennen, und als eine Gränze zu gelten. In letzterm Falle heissen sie in der Mark Brandenburg **Markscheiden** oder **Markscheidungen**, weil sie die Feldmarken oder Fluren benachbarter Oerter von einander scheiden. Sie haben sodann gemeiniglich eine solche Breite, daß ein Wagen oder wohl mehrere neben einander darauf fahren können. Auf diese Breite eines solchen Markscheids ist immer Acht zu geben, daß es nicht von Besitzern anstossender Ackerstücke geschmälert, und davon abgepflüget werde. Wenn der Boden solcher Markscheiden leicht ist, so muß nicht verstattet werden, daß viel darauf gefahren, oder ein ordentlicher Fuhrweg neuerlich daraus gemacht werde. Das durch vieles Fahren entstehende Entrasen eines solchen Markscheids verursachet, daß der Wind den leichten Sand fortführet, und hiemit das Markscheid unkenntlich macht.

i) **Pronen** oder **Brahnen** sind die äusserste Gränzen eines Waldes, ingleichen die Ränder der Felder und Wiesen, die mit Holz bewachsen sind. Sie müssen in manchen Gegenden Gränzmale seyn. Sie sollten aber abgeschafft, und statt ihrer mehr beständigere Markungen gesetzet werden. Denn bey immer mehr einreissendem Holzmangel sind diese Pronen den Holzdiebereyen nicht nur am meisten ausgesetzet, daß sie nach und nach Vergang nehmen, sondern sie werden auch unvermerkt von Anstössern allmählich Strauch bey Strauch ausgerahdet, daß es so nach heißt, wo kein Strauch oder Holz mehr steht, da ist auch nicht mehr Gränze. Dieses letzte geschieht da am ersten, wo Wiesen, oder Hüthungsplätze, anstossen, da die angränzenden Wiesenbesitzer fürnehmlich

lich ganz unvermerkt ihre Wiesen in die Pronen hineinzurücken und hiemit zu vergrößern wissen.

k) Die Setzung der Markungen ist an und vor sich selbst noch nicht zur beständigen Sicherung eines Guths hinreichend, sondern man muß sie noch in ein eigenes schriftliches Verzeichniß bringen, welches die Gränzscheidung nach allen Umständen richtig beurkundet und die Oerter der Gränzmale, nebst der Weite des einen von dem andern genau beschreibet; welchem Verzeichnisse denn auch ein richtiger von einem Feldmesser angefertigter Riß beyzufügen ist. Im genauesten Verstande heißt ein solches schriftliches Verzeichniß das **Markbuch**, weil es die Marken oder Gränzmale beschreibet. Grund- Flur- und Lagerbücher sind hiemit nicht zu verwechseln, und müssen im weitläuftigern Verstande genommen werden, obschon die Beschreibung der Gränzen gleichfalls darinn enthalten seyn kann. Von diesen Büchern wird gleich das mehrere besagt werden.

l) Auch die dauerhaftesten Gränzmale, wie die von Steinen sind, können, wo nicht durch andre Zufälle, wenigstens durch untreue Hände verändert werden. Dieserhalb müssen die Gränzen von Zeit zu Zeit besichtiget werden, welches aber, soll es gültig seyn, nicht einseitig, sondern mit den Nachbaren zugleich geschehen soll. Man nennt dieses eine **Gränzbeziehung** oder **Begehung**. Bey diesen Gränzbeziehungen muß alles, was unkenntlich werden will, erneuert und wieder hergestellet werden, und es ist sehr weislich, daß nebst den Alten auch junge Leute jederzeit dem Gränzzuge beywohnen, damit es nach dem Ableben der erstern niemals an Augenzeugen fehlen

möge. Hiernächst müssen von beyden oder mehrern Nachbaren, soviel dergleichen sind, Gränzregistraturen jedesmal gehalten, und zur Beglaubigung und unverbrüchlichen Festhaltung von beyden oder mehrern Seiten unterschrieben und besiegelt werden.

m) Wo dauerhafte Gränzmale sind, da werden, wenn sonst nicht bedenkliche Umstände vorhanden, die Gränzbeziehungen nur alle drey Jahre nöthig seyn. Wo aber die Markungen nicht dauerhaft, dergleichen Gräben, Gränzhügel, Markscheide, Pronen, hölzerne Säulen und Pfähle besonders auf Wiesen und losem Boden u. s. f. sind, da sollten die Gränzbeziehungen alle Jahre geschehen.

n) Nachbaren können sich ein vor allemal einen gewissen Tag zur Gränzbeziehung gesetzet haben, wobey es denn verbleiben muß, es wäre dann, daß der eine Theil Ehehaften einzuwenden hätte, weßhalb er dem Nachbar solches in Zeiten anzuzeigen, und einen andern Tag vorzuschlagen gehalten wäre. Wo aber keine, in alten Gränzrecessen festgesetzte, Tage zum Gränzzuge bestimmet sind, da müssen die Partheyen jedesmal über Tag und Zeit sich vergleichen. Der Nachbar ist aber übel daran, welcher mit dem andern in Uneinigkeit lebet, der sich mit ihm über die Haltung eines Gränzzuges nicht verständigen will. In den meisten Ländern fehlt hier noch das Polizeygesetz, welches dem chicanirenden Theile eine angemessene Strafe bestimmet. Denn ob schon ein jeder im Staate mit dem Seinigen frey schalten kann, so muß er doch nichts damit thun oder lassen, was der Sicherheit eines andern zuwider ist. Mir sind ein Paar Rittergüther bekannt, deren nachbarliche

Besitzer

Besitzer nicht in sonderlicher Harmonie lebten, und wovon der eine niemals mit dem andern zur Haltung eines Gränzzuges in einem Walde kommen konnte. Jener hatte von seiner darüber unkenntlich gewordenen Gränze keinen Menschen, als einen alten Schützen, der davon hätte Bericht oder Aussage thun können. Er mußte ihn wegen begangener Untreue verabschieden. Der davon gehende und bald darauf sterbende Schütze sagte: Nun soll mein voriger Herr nimmermehr seine Gränze erfahren. Und so ist es nun noch; die Holzgränze zwischen beyden Güthern ist und bleibt nun immer unbewußt. In solchen Fällen aber, wo ungewisse Gränzen sind, sollten, wo nicht beyde Theile, doch der eine nachgeben, und was aufopfern. In ungewissen Gränzen begüthert seyn, und wobey man immer in Furcht und Unruhe mit seinen Nachbaren leben muß, wer wollte sich das wünschen? Nur der, der Lust zum Streiten, Zanken und Zwacken hat.

7) Haltung der Grund- und Lagerbücher.

Ist ein Guth nach seinen äussersten Gränzen berichtiget und hiemit so in Sicherheit gesetzet, daß die benachbarten Städte und Dörfer, um der rechtsbeständigen Markungen willen, keine Schmälerungen desselben unternehmen können und wollen, so müssen auch alle übrige innerhalb der äussersten Gränzen befindlichen Grundstücke, als alle Holzungen, einzelne Wiesen, Ackerstücken, Flüsse, Seen, Teiche, Weinberge u. s. f. nach ihrer Lage, Größe und Beschaffenheit, nebst ihren Gränzen, Nachbaren und besondern dabey vorkommenden Gerechtigkeiten, in ein besonderes Verzeichniß gebracht und darinn urkundlich aufbehal-

ten werden. So kommen auch dabey alle Dienste, oder Pflichtleistungen der Unterthanen gleichfalls dergestalt zum schriftlichen Verzeichniß, daß die Dienstpflichtigen genau und ordentlich so wohl bemerket, als auch von ihnen angeführet werde, was jeder von ihnen mit Spann- oder Handdiensten zu leisten, auch am Gelde oder Naturalien an die Herrschaft abzugeben hat, ingleichen was die Dienstpflichtigen von der Herrschaft an Speisung oder andern Naturalien zu empfangen haben. Ein solches schriftliches Verzeichniß nennet man im besondersten Verstande ein **Grund- oder Lagerbuch.**

a) Es ist schon Reg. 6. Litt. k. bemerkt worden, daß die alleräusserstен Gränzen eines Guthes in einem eigenen Verzeichnisse, welches in besondersten Verstande ein **Markbuch** heißt, beschrieben werden. Vielmals aber werden auch die äusserstен Gränzen in das Buch mit eingetragen, welches die innern Theile eines Guthes enthält, und **Grund- und Lagerbuch** genannt wird. Es kömmt hiebey auf die Bequemlichkeit und besondere Ordnungsliebe eines Guthsbesitzers an. Wenn das Guth keinen großen Bezirk oder Inhalt hat, so kann vielleicht alles Vorbesagte in einem Buche, welches nur einen mässigen Band ausmacht, beysammen seyn.

b) Ein Guth kann heute oder morgen von seinen Theilen, Zubehörungen und Gerechtigkeiten manches verlieren, wenn man sich auf einzelne zerstreuete Papiere, oder Registraturen, verlassen wollte, die bald verlegt und von Händen kommen können. So ist es auch eine sehr verdrießliche Sache, wenn man in benöthigten Fällen erst nachsuchen und Zeit verbringen muß, wenn man

über

über einen oder den andern zweifelhaften oder streitigen Punct die gehörige Auskunft für sich und andere haben will. Wer also noch kein Grund- oder Lagerbuch hat, muß es sich selbst ohne Anstand anfertigen oder durch andere anfertigen lassen.

c) In manchen Gegenden ist das Wort **Flurbuch** statt des Worts Grund- oder Lagerbuch gebräuchlich, und enthält eben dasjenige, was zuvor vom letztern gesagt worden.

d) Bey jedem Guthe muß eine Vermessungscharte, die von einem Feldmesser oder Conducteur verfertiget worden, aufbehalten werden. Diese gemeiniglich so genannte Feldcharte muß nun so eingerichtet seyn, daß alle Stücken, oder Parcelen eines Ackerfeldes, der Wiesen und Wälder, durch Nummern bezeichnet werden, indem die Namen der Besitzer veränderlich sind, und deren blosse Benennung in der Zukunft Verwirrung und Mangel der richtigen Unterscheidung veranlassen kann. Beziehet sich nun das Lagerbuch auf die Vermessungscharte, so geschiehet es zwar nach den Namen der zeitigen Besitzer, hauptsächlich aber nach den ausdrücklich beyzuschreibenden Numern.

e) Es ist am besten die Lagerbücher in Folio zu haben, weil die bey dem Guthe befindliche Registraturen, Documente und Gränzrecesse gleichen Formats am bequemsten beygefüget werden können. Falls diese aber zu viel sind, und einen zu starken Band ausmachen könnten, so müssen sie nicht uneingeheftet und zerstreuet liegen bleiben, sondern zusammengeheftet und paginiret werden, damit die Lagerbücher sich darauf beziehen, und die Blattseiten nachweisen können.

8) Haltung der Hausbücher.

Ob schon die Hausbücher von manchen mit den Lagerbüchern vereiniget, oder beyderley Namen mit einander verwechselt werden, so unterscheidet man doch hieselbst diese Arten von Büchern, indem die Hausbücher eigentlich die, von den in den Lagerbüchern beschriebenen Grundstücken, durch derselben wirthschaftliche Behandlung, erhaltene Producte, nebst dem dazu erfordertem Aufwande, besagen. Sie legen den Grund zur Errichtung eines Wirthschaftsfußes oder Etats, ohne welchen nur aufs Geradewohl in den Tag hinein gewirthschaftet wird, und sodann nicht ersehen werden kann, ob man seinen Vermögensstamm verbessert oder verringert. Jeder Hausvater aber, auf dem Lande so wohl, als in der Stadt, muß, wenn er bestehen, oder vorwärts kommen will, einen Wirthschaftsfuß vor sich haben.

Wenn eine Wirthschaft klein ist, und nur wenige Wirthschaftsartikel dabey vorkommen, so können selbige wohl so in dem Hausbuche verzeichnet stehen, daß am Ende jeden Jahres nur eine so genannte Recapitulation aller Einnahme- und Ausgabeartikel an Gelde und Naturalien gemacht, und hiernächst die Bilance gezogen werden kann. Sind es aber große Landwirthschaften, welche aus großen und vielen Wirthschaftsartikeln bestehen, so müssen nur die Extracte aus den Specialbüchern oder Registern und Rechnungen ins Hausbuch übertragen werden, um hieraus die leichte Ein- und Uebersicht zu haben, ob theils überhaupt der ganze Wirthschaftsertrag bestehe oder zunehme, theils aber kein Wirthschaftszweig, der Regel Nr. 5. zuwider einen andern schwäche, oder den ganzen Wirthschaftsertrag gar heimlich untergrabe, oder schon gegenwärtig verzehre.

Die-

Diesemnach müssen bey großen Güthern folgende Specialbücher, Register oder Rechnungen geführet, und darauf das Hausbuch gegründet werden.

a) Das **Fundbuch** oder **Inventarium** enthält ein Verzeichniß aller beweglichen Güter, wenn das dabey gehaltene Lagerbuch die unbeweglichen nachweiset. Hierunter gehöret nun zuerst alles Vieh, wovon das Alter der Pferde und des Hornviehes besonders bemerket wird, indem das mindere oder mehrere Alter den noch zu hoffenden Nutzen derselben, oder dessen Abnahme, und also ihre längere Währung und Brauchbarkeit, oder baldige Abschaffung, und wenn es Hornvieh ist, das Ausmärzen zum Mästen, Verkaufen und Schlachten angiebt. So wird auch bey diesen Thieren der Einkaufspreis, wenn sie nicht von unsrer eigenen Zuzucht sind, beygeschrieben, wie nicht weniger der gegenwärtige etwanige Mittelpreis derselben in besondern daneben laufenden Columnen, um allemal am Ende eines jeden Jahres das ganze, im Viehe steckende, Kapital zu wissen. Mit den kleinern Hausthieren, als Schaafen, Schweinen, Gänsen, Hühnern u. s. f. wird es eben so gehalten, so wie am Ende der ganzen Viehrubrique von jeder Art der Bestand des letzten, und Zu- und Abgang, nebst dem Bestande des gegenwärtigen Jahres neben einander gestellet werden.

b) Nach dem Viehinventario kömmt Schiff- und Geschirr, allerley Ackergeräthe und Instrumente, die auf dem Hofe und im Felde gebraucht werden. Sämmtliche Stücken werden nach ihrem etwanigen Einkaufspreise, oder falls sie im Hause oder auf dem Hofe von eigenen Leuten gemacht sind, nach ihrem ersten, und in der Folge nach einem, durch

die Abnutzung zu bestimmenden, Mittelpreise angesetzet, um auch hievon den Betrag am Gelde auswerfen zu können. Gleich nöthig ist es, den Bestand des letzten, Zu- und Abgang, nebst dem Bestande des gegenwärtigen Jahres von allen einzelnen Stücken zu beschreiben. Sind Brau- und Brandtweinbrennereyen, Teiche, Ziegelscheunen u. s. f. vorhanden, so wird über alle Werkzeuge oder Geräthschaften dabey eben so das Inventarium beschrieben.

Diese und dergleichen Hauptinventaria bringt man nun durch kleine Tabellen in einen Auszug, welcher nebst beygesetzten Paginis ins Hausbuch kömmt.

c) Das Ackerbuch, oder Ackerregister wird über die unter dem Pflug gehaltene Aecker geführet. Man bemerket darinn, was jedes Stück oder Breite für eine Feldfrucht getragen, wie viel Fuhder Mist dazu, und welche Art desselben, ob es Pferde- Kuh- Schaafmist oder Hordenschlag u. s. f. dazu gekommen; ob auf den Stücken bey der Brache, beym Wenden, oder beym Pflügen zur Saat, und bey welcher Witterung, etwa bey großer oder mässiger Wärme, naß oder trocken u. s. f. der Dünger untergepflüget worden. Wie etwa die Getreydeart darnach gerathen; welches Stück eine Verbesserung durch Zusetzung einer andern Erdart, des Mergels, Thons oder Sandes u. s. f. bedürfe. Wie viel Zeit zur Mistfuhre, zur jedesmaligen Pflugart, zum Egen oder Walzen, zur Besäung erfordert worden. Auf großen Güthern käme nun aus solchem Ackerregister gleichfalls das Hauptsächlichste ins Hausbuch, welches dann mit mancherley Anmerkungen zu begleiten

ten wäre, und anzeigete, ob jedesmal die Ackerbestellung gut unternommen, und die dazu bestellten Aufseher, Verwalter, Wirthschaftsschreiber u. s. f. das Ihrige gethan, und mit ihrer Zeit, Leuten und Gespann Ordnung und gute Einrichtung gehalten. So würde auch der alljährige Extract aus dem Ackerregister dazu dienen, daß bey jedesmaliger neuer Ackerbestellung der Herr seine Wirthschaftsaufseher darnach bescheiden, ihnen Verhaltungsbefehle ertheilen, oder falls die alten abgegangen wären, den neu in den Dienst tretenden hinlängliche Instruction geben könnte. Auf diese Weise fassen sie bald die lokalischen Behandlungsarten des Guthes, und dürfen nicht erst durch künftige Erfahrungen zum Schaden des Herrn klug werden.

d) **Saat- und Aerndteregister** können beysammen seyn. Es wird nebst den Tagen angeschrieben, wie viel auf jedem Stück Acker, auf der und der Ackerparcele oder Breite ausgesäet worden, wie viel Mandeln, Schocke oder Stiege, nachdem die Landesgewohnheit die Garben zusammen setzet und zählet, davon, und in welcher Güte, wieder gewonnen worden. Man bemerket, warum das Korn mehr oder weniger gemandelt oder geschocket; obs von dieser oder jener mißlicher Witterung des Herbstes, Winters, Frühjahrs oder Sommers herrühre; ob das Korn zu Lager gegangen; dieses oder jenes geschröpfet worden, lang oder kurz ins Stroh, und warum, etwa, gewachsen; dicke oder dünne und warum gestanden; dieses oder jenes Unkraut, als Windhalm, Hederich, Hungerblume, Camillen, Tresp, Lolch, wilder Haber u. s. f. die Oberhand gehabt, und ob nicht künftig Vorkehrungen zu machen, dergleichen schädliche

Un-

Unkräuter durch eine veränderte, frühere oder spätere Bestellung, durch Anschaffung reineren Saatkorns, durch Verwechselung desselben mit Korne aus entferntern Gegenden, welches etwa geschwinder fortwachsen, und den Unkräutern zuvorkommen könnte, wo nicht gänzlich auszurotten doch zu vermindern. Ein hievon ins Hausbuch zu übertragender Auszug mit den dienlichsten Anmerkungen wird eben so sehr zur Aufnahme der Wirthschaft dienen, als es zuvor bey Litt. c. gesagt worden.

e) Wenn das **Dröschregister** mit dem Saat- und Aerndteregister zusammengestellet werden kann, so übersieht man mit einem Blicke, was die jedesmalige Aerndte ausgegeben hat. Wird es aber für sich besonders geführet, so setzt man zugleich, wenn um Scheffelzahl gedroschen wird, daneben, wie viel die Dröscher von jedem Aufmessen erhalten, und wie weit man mit ihnen jedesmal in der Zusammenrechnung gekommen, um mit ihnen ausser Irrung zu seyn.

f) Von den **Wiesen** muß auch ein besonderes Verzeichniß gehalten, und solches eben so nützlich für die Landhaushaltung eingerichtet werden, als solches mit den Acker- Saat- und Aerndteregistern geschehen soll. Man bemerket die Tage und Leute, die zu der Abärndtung jeder Wiese gebraucht; wie viel Fuhder Heu davon, **mehr** oder **weniger**, als im vorigen Jahr geworden; wovon das Minus entstanden; ob man den Ausfall nicht vorher sehen, ihn nicht durch eine oder die andre Wirthschaftsanstalt, etwa durch Bewässerung u. s. f. abwenden, oder in Zeiten anderswo Heu ankaufen, oder Wiesen miethen, oder ein Succe-

daneum,

daneum mittelst auch noch später Ansäung von Mengfutter, Wicken u. s. f. die grün abzumähen und zu Heu zu trocknen sind, anzubringen gewußt; ob etwa, bey nicht theuren Kornpreisen, statt des entstandenen Heumangels Korn geschrotem, oder gemahlen, dem Vieh unter dem Strohhexel oder zur Tränkung zu geben rathsam gewesen, um die Kuhmelkereyen nicht in Verfall gerathen zu lassen. Diese und mehrere Anmerkungen, die den besondern Umständen jedes Orts angemessen seyn können, müssen nun neben dem Extracte ins Hausbuch übergetragen werden.

g) Auf gleiche Weise werden die Register über die Produkte der übrigen, bey den Güthern befindlichen, Grundstücken oder Wirthschaftsanstalten geführet, dergleichen Küchen- und Obstgärten, Weinberge, Fischereyen, Waldungen und Wildbahn, Brauerey und Brandtweinbrennen u. s. f. seyn können. Man kann, wenn das Register nicht zu groß wird, hievon viele oder alle beysammen nehmen, und davon die Extracte dem Hausbuche einverleiben.

h) Das Bodenregister verdienet eine besondere Aufmerksamkeit. Jede Kornart bekömmt hier ihre eigene Rubrique, und es wird nach den Tagen angeschrieben, was und wie viel auf den Boden gebracht; was davon herunter gekommen; welches Tages und wozu, als z. E. zur Saat, Viehfutter, Malz, Mahlen, Verkauf, Deputat u. s. f. Wenn dieses Register nicht mit der größten Ordnung und Genauigkeit geführet wird, so kann die Herrschaft so wohl als derjenige, dem der Boden anvertrauet ist, sehr zu kurz kommen.

i) End-

i) Endlich muß ein richtiges Verzeichniß aller und jeder bey der Wirthschaft vorkommenden Ausgaben und Einnahmen an Naturalien und Geld gehalten werden. Es kömmt nun auf eines jeden Beurtheilung an, ob diese Einnahmen und Ausgaben bey vorgedachten Hauptartikeln mitgenommen werden, oder ein besonderes Register ausmachen sollen. Dieses Register muß sich aber freylich auf Specialverzeichnisse, Rechnungen, Kerbstöcke und Quittungen, activ- und passiv-Schulden u. s. f. beziehen, und dahineinweisen, besonders aber mit den, über alle solche Artikel geführten so genannten Schmatter- Hand- oder Tagebüchern (Diariums, Journalen,) durchgängig harmoniren.

In diese Schmatter- Hand- oder Tagebücher, wie sie jeder etwa nennen mag und will, muß nun von Tage zu Tage alle Einnahme und Ausgabe eingetragen, am Ende aber immer beygeschrieben werden, was zur völligen Einsicht und Unterscheidung einer jeden Sache nothwendig notiret werden muß.

Aus dem Tagebuche muß am Ende einer jeden Woche, oder falls der Sachen nicht zu viel sind, monatlich alles ins Hauptregister kommen, und wenn man Wirthschaftsaufseher oder Verwalter ist, so werden daraus die, der Herrschaft monatlich zu übergebende, Extracte formiret, überall aber dergleichen Extracte in das Hausbuch, als dem Hauptverzeichnisse aller und jeder Wirthschaftsartikel und den davon erhaltenen Einnahmen sowohl, als den dabey vorgefallenen Ausgaben, eingetragen.

k) Die Hausmutter muß, wenn sie recht ordentlich ihre Haushaltung führen will, ebenfalls über ihre Einnahmen und Ausgaben Rechnung oder Register führen, damit sie in ihrem Fache ebenfalls ihren eigenen Wirthschaftsfuß festsetzen, und selbigem beständig in ihrem Hauswesen nachgehen könne. Ihr besonderes Hausbuch oder Register muß aber dem Hausbuche untergeordnet seyn, weßhalb sie aus dem ihrigen die monatlichen Extracte an den Hausvater abgiebt, damit sie in sein Hausbuch übergetragen werden. Es kann aber auch dieses wohl am Schlusse eines Wirthschaftsjahres erst geschehen, wenn die innere Haushaltung der Hausmutter nicht zu weitläuftig ist. Auf solche Weise hat denn das allgemeine Hausbuch alle und jede Wirthschaftssachen beysammen, und es wird sodann die Uebersicht und Prüfung des Ganzen dem Hausvater leicht, angenehm und zuträglich werden müssen. H. M. B. V. Th. I. K. I. R. 2—7.

9) Die Errichtung des nöthigen Wirthschaftsfußes.

Wenn das Haus- oder Hauptbuch nach vorherbeschriebener Art geordnet ist, so muß der Wirthschaftsfuß darauf gegründet und errichtet werden. Man hat nämlich in dem Hauptbuche seine ganze Einnahme und Ausgabe, woraus zuletzt der Hauptüberschlag oder Balanz gezogen wird. Die Einkünfte aus der Wirthschaft, und die Ausgaben dafür, die zusammengenommen und gegeneinander gestellt werden, stellen uns unsern wahren Haushaltungszustand vor Augen, den man Wirthschaftsfuß, oder Wirthschaftsetat, zu nennen pflegt. Gr. §. 34. ff.

An-

An einem solchen Wirthschaftsetat hat nun der Hausvater seine Richtschnur, wornach er die Verringerung seines Vermögens sowohl, als die Erhaltung und Vermehrung desselben abmessen, und folglich sich als einen guten Wirth beweisen kann und muß. Wäre nämlich sein bisheriger Wirthschaftsfuß so beschaffen, daß er mehr ausgiebt als einnimmt, folglich sein Vermögen verringert, so muß er sofort seine Einrichtung ändern, und alle seine Einnahmeartikel mustern, ob sie einer Erhöhung fähig sind; auf der andern Seite aber nachsehen, ob seine Ausgabe- oder Aufwandsartikel irgendswo zu mindern oder wo was zu sparen sey, welches denn im Grunde auf eine wahre Vermehrung des Vermögens hinzielet, da sich auf dem ersten Wege vielmals keine neue Quellen zu Gewinnung eines jährlichen Ueberschusses auffinden lassen.

a) Der Landwirthschaftsfuß begreift zugleich das Geschäfte selbst mit in sich, und kann hierinn von den städtischen Wirthschaftseinrichtungen unterschieden seyn, indem die Haushaltung der Städte von dem Gewerbe leicht getrennet werden kann. Gr. §. 35. 70. 90. Auf dem Lande aber enthält der Wirthschaftsfuß nächst der Einnahme aus allen und jeden Landwirthschaftsartikeln, sie mögen Naturalien oder baares Geld seyn, auch die Verwendung der Naturalien selbst in und um der Wirthschaft willen, wie nicht weniger alle dabey nöthige Kosten oder baare Geldausgaben.

b) Je größer eine Wirthschaft ist, desto nothwendiger ist es, einen Etat vor sich zu haben, und selbigem genau nachzugehen. Denn ohne selbigen läßt man es aufs blosse Glück ankommen, was aus uns und unsrer Wirthschaft einst werden soll, welches doch von vorsichtigen Hausvätern nicht ge-

geschehen muß. In kleinen Wirthschaften geht es noch wohl so hin, daß es der Hausvater auf seinen Fleiß, Stätigkeit in seinen Principien und gutes Gedächtniß alles allein ankommen läßt. Hat er nun schon kein schriftliches Verzeichniß seiner, nur wenigen und sich fast immer gleich bleibenden, oder mehrern ganz kleinen leicht nur übersehenden, Wirthschaftsobjecte vor sich, so hat er doch ein vor allemal einen gewissen Hauptsatz vor Augen, den er von seinen Vorfahren, Nachbaren, Lehrmeistern u. s. f. angenommen, und läßt sich durch Nichts seine ganze Lebenszeit hindurch davon abwendig machen. So hat mancher Hausvater z. B. den Hauptsatz angenommen, so wie ihn die meisten sich gut haltenden, oder mit den Ihrigen in ihrer Wirthschaft bestehenden Bauern haben, in einem weniger als sonst einbringenden Wirthschaftsjahre desto weniger, weniger als in einem von ihm so genanntem guten Jahre auszugeben. Diesem ihren Hauptsatze haben sie einen andern beygefüget, der darinn bestehet. Die wenigen erworbenen oder von Vater und Mutter ererbten Baarschaften niemals anzugreifen, und ihre Summe nie zu verringern. Ein für diese Leute sehr guter und zu lobender Wirthschaftsfuß! Kömmt nun ein bey ihnen so genanntes schlechtes Jahr, in welchem sie Mißwachs erlitten haben, so bleiben sie ihrem vorerwehnten Hauptsatze völlig getreu. Sie sagen: Wir sollten in diesem Jahre ein Paar neue Räder, Pferdegeschirre, Kleider, Schuh und Strümpfe u. s. f. anschaffen, aber wir müssen uns dieses Jahr durchstümpern, und so lange flicken und sticken, bis ein besser Jahr kömmt. Diejenigen Bauern, die obige zwey Sätze nicht zu ihren Wirthschafts-

schaftsregeln angenommen und ihnen beständig nachgehen, kommen bald in Verfall und Schulden, wenn man sie sonst schon als arbeitsame Leute muß passiren lassen. Beyläufig kann man aber auch aus Obigem ersehen, wie man sich und andern jenen Satz deuten müsse, da man sagt: Wenn der Bauer kein Geld hat, so hat der Bürger auch nichts. In Mißwachsjahren oder bey allzuniedrigen Kornpreisen nämlich ist der ordentliche Bauer ein Sparsamer, der sodann wenig oder nichts dem Bürger oder Handwerksmann in den Städten abkauft, so wie der liederliche oder unordentliche Bauer auch in guten Jahren niemals so viel übrig hat, daß er dem Bürger was Sonderliches könne zu verdienen geben.

c) Findet man in größern Wirthschaften Männer, die über Einnahme und Ausgabe so wenig Rechnung führen, als einen gewissen Wirthschaftsfuß darauf gebauet haben, so wird man sie vielleicht nur als Knicker oder Originale in so genannter Zusammenschinderey ordentlichen, auf Ehre und Reputation haltenden, und einem Wirthschaftsetat nachlebenden Wirthen, entgegen zu stellen haben. Von der ersten Art ist **Korbin**, der gern ärndten mag, wo er nicht gesäet. Er bereichert sich von heimlichen und offenbaren Betrügereyen, womit er alle, die ihn nicht kennen, als seine Beute ansiehet, die er seinen raubbegierigen Klauen nicht entwischen läßt. Er ist in so übelm Rufe, daß ihm aus den benachbarten Städten kein Schuster mehr ein Paar Schuhe machen will, wenn er nicht voraus bezahlet. Er läßt alles auf Rechnungen machen, und sie gefliessentlich recht groß werden, um, wenns irgends nur gehen will, sie gar nicht, oder höchstens nur zum vier-

ten Theile, selten zur Hälfte zu bezahlen. Wenn in seinem Vorsaale Professionisten, ihre Weiber, Witwen oder Waisen mit ihren Zetteln in der Hand warten, hungern, frieren und zittern, bis der reiche Betrüger herauskommen, und ihre Schuldforderungen annehmen, oder ihre Klagen anhören wird, so läßt er sich verläugnen, oder er geht durch Hinterthüren zum Hause hinaus, wenn das Fluchen oder Winseln der Betrogenen ihm zu laut wird. Sie wären auf immer verlohren, wenn sie seine Unterthanen wären. Wenn er diesen was wegnimmt, so leiden sie es stille und geduldig. Sie sind mit Schaden klug geworden. Er stellet ihnen, wenn sie mahnen, oder sich über Unrecht und Gewalt beklagen, so lange nach, bis sie davon laufen und froh seyn müssen, daß sie mit gesunden Knochen oder nicht verlohrner Freyheit davon kommen können. So wirthschaftet Korbin mit Menschen, die nicht seine Hausgenossen sind. Diesen begegnet er schonender, aber nur deßhalb, daß er sie desto mehr zur Arbeit anstrengen könne. Sie bekommen aus gleicher Ursache zwar satt, aber desto schlechter zu essen. Dagegen sieht es desto schlimmer um ihr Jahrlohn aus. Weil er nur Geld einnehmen, aber gar nichts ausgeben will, so wird den Dienstboten zuletzt ihr blutsauer verdienter Lohn gemeiniglich unter mancherley höchst ungereimtem Vorwande zu Wasser gewacht. So kam z E. die Schweinemagd vor einigen Jahren um ihren dreyjährigen Lohn, weil ihm der Schlächter vier gemästete aber finnichte Schweine nicht abkaufen wollte. Der Herr ließ sie sich selbst schlachten, und sich Würste, Fleisch und Speck recht gut davon schmecken. Weil er aber doch auf das baare Geld von

den Schweinen gerechnet hatte, so mußte die Magd dafür ihr Lohn einbüssen. Denn er sagte, sie habe Finnen im Gesichte, und sie müsse von dem Wasser, womit sie sich gewaschen, in das Spülicht oder Trankfaß gegossen und eben hiemit die Schweine angesteckt haben. Korbin würde auf diesem Fuße schwerlich Gesinde haben können, wenn es nicht die Kinder seiner Unterthanen wären, die ihm auf gewisse Jahre Zwangdienste thun müssen. Und da seinen Dienstboten die Gesinnungen ihres Herrns ein für allemal bekannt sind, so müssen sie sich in seine Weise finden, und denken, es sey besser etwas als gar nichts von ihm zu bekommen. Sie nehmen nämlich von ihm mancherley Wirthschaftsprodukte, als Flachs, Wolle, Korn, Butter, Käse, Eyer u. s. f. für ihre Aeltern und Verwandte, es sey an dem oder nicht. Diese Produkte rechnet ihnen der Herr aufs theuerste an, wenigstens ein Drittheil höher, als der markgängige Preiß ist. Auf solchen und dergleichen Wegen muß freilich Korbin was vor sich bringen; er hält nicht Rechnung über Einnahme und Ausgabe, weil er die letztere überall vermeidet, wo sie ein Mann von Ehre nicht vermeiden kann und darf. Und da dieses jenem Ungerechten bewust ist, so hält er allem Ansehen nach wohl deßhalb kein Verzeichniß über seine Einkünfte, um davon nicht die Controlle eines bösen Gewissens zu haben, oder die Bisse desselben in der Einsamkeit, beym Ueberlesen himmelschreyender Sünden, nicht zu erregen. Es ist nun schon sein Etat, zu nehmen, wo sich was findet oder finden läßt, und das Geld, das er einmal in Händen hat, nicht wieder von sich zu lassen.

Ali-

Alidor weiß auch nichts von einem Wirthschaftsfuße, da er von seinem Guthe recht ansehnliche Einkünfte hat, die aus vielen und sehr verschiedenen Wirthschaftsobjecten entstehen. Allein er bringt nichts Sonderliches vor sich. Er ist ein ehrlicher Mann, der an Korbins, seines Nachbars, Niederträchtigkeiten ein gerechtes Mißfallen hat. Alidor bleibt ohne Schulden. Er bauet und bessert nicht viel an seinem Guthe, weil sein Vater ein scharfer Wirth war, und überall alles aufs genaueste hervor gesuchet hatte, die Wohngebäude aber sowohl, als die Wirthschaftsgebäude ganz neu und aufs dauerhafteste errichtet hatte. Der Sohn hätte nur dergleichen Gebäude aufführen, und so viele neue Acker- und Wiesenverbesserungen, wie der Vater, unternehmen sollen, so würde es mit ihm nicht allzuwohl stehen. Daß er aber noch so bestehen kann, kömmt daher, daß er in allen Stücken das Mittelmässige liebet, in der Kleidung aber und in der Art zu speisen seinem Stande fast zu wenig genüget. Man will ihm überdem zu viel Bequemlichkeitsliebe nachsagen. Noch mehr aber dieses, daß er seiner Gemahlin es zu verdanken habe, daß er in seiner Wirthschaft nicht zurück kömmt, indem sie in ihrem Hauswesen völlig meisterhaft sey, und eben hiemit die Leeren wieder ausfülle, die Alidors vernachlässigter Wirthschaftsetat entstehen läßt.

Floridor ließ es sich von der gnädigen Mama recht jung schon vorsagen, daß ihm ein Hofmeister nur zum Modemitmachen gehalten werde, und daß sie Geld genug habe, ihm, da der ältere Bruder das Guth haben müßte, ein Paar Dohmherrnstellen zu erkaufen. Er dürfte also kein

Schulfuchs werden, und seinen Stand beschimpfen. Floridor, der verzärtelte Junker, fing bald an, seines gelehrten Hofmeisters zu spotten, und dieser, da er sahe, daß die gnädige Frau mehr als der gnädige Herr im Hause zu gebieten hatte, wollte sich eben an Floridorn die Märtyrerkrone nicht verdienen. In den wenigen Stunden, die zur Unterweisung der jungen Herrschaft bestimmt war, ließ er das Muttersöhnchen machen was es wollte. Gern hätte er doch selbigen das Schreiben und Rechnen beygebracht, allein Floridor war nicht zum Ernst zu bringen, wenn sein Mentor ihn dahin haben wollte. Er wollte nur immer, daß dieser ihm lustige Histörchen erzahlen, oder ihm einen Roman vorlesen möchte, damit er der Mutter und ihren Kammerjungfern wieder was erzählen könnte. Der ehrliche Mann, dessen Instruction überhaupt abseiten der Frau Principalin diese war, den Liebling niemals unlustig zu machen, mußte nachgeben, oder gewärtigen, daß sein Herrichen die Hunde herauf hohlete, und sich mit ihnen so lange Zeitvertreib machte, bis die Informationsstunden vorbey waren. Floridors älterer Bruder starb, und, nachdem er ein Paar Jahre auf einer Universität gewesen, und daselbst Schulden über Schulden gemacht hatte, trat er als Erbfolger seines Bruders in das väterliche Guth und dessen Bewirthschaftung ein, nachdem er in seiner Jugend nicht recht schreiben noch recht lesen gelernet hatte. Glücklich wäre er gewesen, wenn er auf seiner Akademie nur noch wenigstens ein ökonomisches Collegium gehöret, und dafür ein anderes weggelassen hätte, da er in allen andern Wissenschaften nichts profitiren konnte, indem er gar keinen Grund gelegt

hatte,

hatte, ihm aber von der Oekonomie, als einem Dorfjunker, doch was hätte bekannt seyn sollen. Wer will es von einem, der nicht schreiben noch rechnen kann, erwarten, daß er Rechnungen und Bücher führen, folglich seine Einnahme und Ausgabe balanciren und den Wirthschaftsfuß formiren werde? Das Unglück wollte, daß der junge Herr, dem die Gabe der Enthaltsamkeit gar nicht angebohren war, das eheloſe Leben erwählte, und seine Nebenstunden den schönsten Dorfnymphen seines Orts weihete. Das Unglück wollte ferner, daß er solche Wirthschaftsaufseher sich erwählete, die von der begünstigten Sultanin seines Dorfserails ernannt wurden. Ihm wäre geholfen gewesen, wenn er den Ehestand geehret, und eine vernünftige Gemahlin bekommen, sich von ihr lenken, und von seinen Jugendfehlern in Zeiten hätte heilen lassen. Sich selbst überlassen wirthschaftete er aufs Gerathewohl los, unternahm viele Neuerungen, und konnte aus Mangel eines Hausbuchs und Wirthschaftsetats nie auf den Grund kommen, wie es mit seinem Vermögen stehe, ob die neuen Unternehmungen die angelegten Kosten einbrächten oder nicht; er konnte niemals wissen, ob die Einnahme oder die Ausgabe größer wäre. Lehnen und Verlehnen gieng bey ihm unter einander. Er war in Processe verwickelt. Es kamen mancherley Unglücksfälle dazu, als Viehsterben, Hagelschäden und einige Mißwachsjahre. Er war sonst sehr unverdrossen in seiner Wirthschaft, und ließ so leicht keinen noch so gering scheinenden Vortheil aus den Händen. Er würde, wie es einem Wirthe oblieget, auf künftige Unglücksfälle was beygelegt und erübriget oder auf die Vermehrung seines Vermögensstammes

Rücksicht genommen haben, wenn ihm sein Etat, oder der auf dem Papier präsentirte Ueberschlag seiner Einkünfte den wahren Zustand seines Vermögens jährlich vor Augen gelegt hätte. Da er aber hierüber in einer Ungewißheit so hinlebte, so merkte er seinen Verfall nicht eher als aus seinen Schuldbriefen, da er sahe, daß die Summe seiner Passivschulden weit größer, als die von seinen Activschulden geworden war. Er mußte also von Jahren zu Jahren stärkere Zinsen seinen Gläubigern geben, und immer mehr Geld aufborgen, da er seinen Umsturz den Augen der Welt verbergen, und von den vielen Gerechtsamen seines Guthes keine einzige verkaufen wollte. Denn so sehr dieses sonst ein Fehler der Landwirthe seyn muß (Reg. 5.) so wäre es doch Floridors nunmehrigen Umständen ganz gemäß gewesen, einen Theil seines Guths zu veräussern, um das übrige Ganze zu retten. Nun fiel er aber immer tiefer ins Verderben, da er an einem Hausbuche und darauf beruhenden Wirthschaftsfuße keinen Leitfaden hatte, der ihn aus seinem Labyrinthe hätte heraushelfen können. Er steht, wie man sagt, völlig auf der Kippe.

In welchem Lichte gegen die vorhergehenden Landwirthe nimmt sich nicht der früh verwayset gewesene Klearch aus, der von seinem in Kriegsdiensten verstorbenen Vater mit seinen Gütern alle seine Schulden erbete, und kaum so viel übrig hatte, daß er Standesmässig hätte können erzogen werden. Einer seiner Oheime nahm ihn zu sich ins Haus, und ließ ihn mit seinen jüngsten Söhnen bey sich durch einen geschickten und treuen Hofmeister so erziehen, daß er ihm für die Erziehungskosten nichts anrechnete. Seine Güter wurden

wäh-

währender Minderjährigkeit von den Vormündern in Pacht ausgethan, die so nothdürftig hinreichte, die Interessen von den auf die Güther haftenden Schulden abzuführen. Währender Pachtzeit wurde an keine Meliorationen gedacht, deren die Güther sehr fähig waren. Denn welcher Pächter wird solche unternehmen, da sich der Nutzen davon gemeiniglich erst in der Folge, nach verflossenen Pachtjahren recht ergiebet. Und welcher Pachter wird dazu den Vorschuß thun wollen, wenn er keine Gewißheit vor sich haben kann, daß er sein ausgelegtes Kapital mit reichem Wucher bald wieder werde heraus bekommen können? Klearchs Oheim, der die Güther von aussen und innen kannte, unterredete sich mit dem Hoffnungsvollen Neffen öfters über die Verbesserungen derselben, und zeigte ihm, wie und wo sie recht anzugreifen, und hiemit neue Einnahmequellen zu eröffnen wären. Der gelehrige Klearch war ein aufmerkender Schüler seines Lehrmeisters, und prägte sich die Anweisungen desselben aufs beste ein, um davon zu seiner Zeit Gebrauch zu machen. Der Oheim glaubte aber seinen Neffen nur halb auf die Spur zur Verbesserung seiner Güther gebracht zu haben, wenn er ihn nicht in der Kunst des wirthschaftlichen Buchhaltens zugleich mit unterwiesen hätte. Er gab ihm daher nicht nur öfers seine Special- und Generalbücher in die Hände, um daraus was abzuschreiben oder zu copiren, sondern er mußte auch auch allemal zugegen seyn, wenn des Oheims Verwalter und Wirthschaftsschreiber ihre Rechnungen ablegten, und selbige defectiret und untersuchet wurden, ob sie dem vorgeschriebenen Etat gemäß, und wenn sie es nicht waren, warum sie davon abgegangen waren. Mit der Zeit wurden Klear-

chen die monatlischen Extracte so wohl, als die ganze Jahresrechnungen dieser Leute übergeben, um sie zu untersuchen und Monita dawider zu machen. Auf diesem Wege lernte er sehr frühzeitig die Feststellung eines Wirthschaftsfußes als ein höchstnothwendiges Werk einzusehen. Er ward volljährig, und übernahm, wie es der Oheim ihm gerathen, die Bewirthschaftung seiner Güther selbst, sobald die Pachtjahre der bisherigen Pächter zu Ende waren. Er folgte ferner dem treuen Rathe des Oheims darin, daß er ein mehr wirthliches als reiches Fräulein heyrathete, mit welchem er sich gleich über den beständigen Etat vereinigte. Er folgte auch hierin dem Rathe seines Oheims, daß er vorerst nur solche kleine Verbesserungen unternahm, welche das richtige Abtragen der Interessen an die Gläubiger nicht ins Stecken brachten, und also nicht die Kräfte des bisherigen Etats überschritten. Nach selbigem war es der Hauptplan, ein Schuldenkapital nach dem andern abzutragen, der auch getreulich befolget ward. Es vergingen nicht zehen Jahre, so waren alle Schulden getilget. Nun kam endlich die Reihe an die Hauptverbesserungen des Guthes, worin er von denen den Anfang machte, welche das erste und meiste wieder einbrachten. Hiemit brachte er an die fünf Jahre zu, und kam nun so weit binnen andern zehen Jahren, daß er beynahe so viel Geld ausstehen hatte, als sein Vater ihm Schulden zurückgelassen hatte. Er hat es seinen Freunden öfters gesagt, daß er seine gegenwärtigen guten Umstände dem obbeschriebenen Unterrichte seines Oheims und seiner tugendhaften häuslichen Gemahlin zu danken habe, da es bey ihm eben so sehr auf die Einrichtung der innern häuslichen

Wirth-

Wirthschaft abseiten der Frau, als der äusseren, abseiten des Mannes, ankäme. Er hat zwey Söhne studiren lassen, die, so lange sie zu Hause waren, fleissig seine Wirthschaftsregister copiren, und sich dabey eben so mußten vom Vater üben lassen, als es mit diesem bey seinem Oheime geschah. Da sie sich in Finanz- und Cameralsachen dem Landesherrn zum Dienste dargestellet haben, wer wird zweifeln, daß sie nicht künftig ihrer Posten werth seyn sollten, nachdem sie dazu die besten Vorübungen in der Privatwirthschaft des väterlichen Hauses gehabt haben.

10) Der zu errichtende Wirthschaftsfuß muß gründlich seyn.

Wenn es dem zu errichtenden Wirthschaftsetat an der Gründlichkeit fehlet, so kann der Endzweck, den man in und bey der Wirthschaft davon haben soll, nicht erreichet werden. Dieser soll aber hauptsächlich darin bestehen, daß man den **wahren** Zustand seines Vermögens, dessen Ab- oder Zunahme daraus ersehe, und hiernach seine Maasregeln nehmen könne. Hat man nun eingebildete, oder ungewisse Einkünfte als wahre, gewisse und beständige angesetzet, so ist der davon formirte Etat betrüglich. Ein Landwirth muß daher gewisse Cautelen in Obacht nehmen, um seinen Wirthschaftsfuß so gründlich, als nur möglich seyn kann, festzustellen.

a) Wenn die in der Landwirthschaft zu erzielenden Naturalien nebst ihren Preisen sich alle Jahr gleich wären, so würde man mit dem Etat bald fertig seyn, und ihn ohne sonderliche Weitläuftigkeit berichtigen können. Dieserhalb muß man die Einkünfte

künfte von mehrern vorhergehenden Jahren zusammen nehmen, sie zusammen rechnen, und sodann aus der ganzen Summa für jedes Jahr ein gleiches Quantum ansetzen, oder welches einerley ist, die Zahl der Jahre in die vorgedachte Hauptsumme dividiren. Man kann hiezu 6 Jahre nehmen, so wie man gern eben so viele bey Pachtungen fest setzet. Hätte man aus richtig erhaltenen Hausbüchern 9 bis 12 Jahre vor sich, so würde der fest zu setzende Etat desto gründlicher und zuverlässiger werden müssen.

b) Unter den zur Norm angenommenen vorhergehenden Landwirthschaftsjahren müssen keine mitgenommen werden, in welchen eine ausserordentliche Fruchtbarkeit vorgewaltet, und deren etwa nur alle zwanzig Jahre einmal vorkommen. So war z. B. die Aerndte des Jahres 1750 so gut, als eine zwiefache, und bey den meisten Landwirthen waren die Scheunen zum Einnehmen des Getreydes zu klein, weßhalb man ausserhalb derselben überall Feimen oder Miethen von Korn auf den Dörfern sahe. So müssen auch solche Jahre nicht mit in Anschlag kommen, da das Korn einen ausserordentlich hohen Preis hatte, wie solches in den Jahen 1771 und 1772 war. Hat man dergleichen Jahre vor sich, so muß man sie entweder aus den Normaljahren des Etats herauslassen, oder sie auf die Einkünfte eines gewöhnlich guten Jahres zurück führen, wenn es dem Wirthschaftsfuße nicht an Gründlichkeit fehlen soll.

c) Was man in Ansehung ausserordentlich fruchtbarer, oder theurer Jahre zu beobachten hat, solches muß auch bey solchen Jahren nicht unterlassen werden, die ausserordentlich unfruchtbar gewesen,

sen. Denn da man bey der Landwirthschaft die Jahre in gute, mittel und schlechte Jahre gewöhnlich eintheilet, so müssen die ausserordentlich schlechten Jahre nicht mit eingeschaltet werden. Könnte daher wohl ein zuverlässiger Wirthschaftsfuß entstehen, wenn man z. B. das verwichene 1781ste Jahr, da auf vielen Güthern kaum, um der Mayfröste willen, die Winteraussaat wieder gewonnen ward mit einrechen wollte? In Ansehung solcher Jahre mache man es nun also, daß eines der vorhergehenden Mitteljahre, statt eines ausserordentlich schlechten Jahres, eingerechnet werde.

d) Es sind ausser den Ackerprodukten mehrere, bey welchen gleiche Cautelen in Acht zu nehmen sind. Wer weiß z. B. nicht, daß die Weinberge zu Zeiten so viel Wein ausgeben können, daß ein ausserordentlich gutes Weinjahr für drey bis vier Mitteljahre gerechnet werden kann? Es können dergleichen Jahre nur alle zwanzig bis dreissig Jahre einmal vorkommen. Mit wilden Fischereyen auf Strömen und Seen ist es eben so, wenn darauf des Winters zu Eise gefischet wird. Es kann geschehen, daß einmal so viel Fische dieser oder jener Art in ein Paar Wochen gefangen werden, deren Summe die Quantität von zehen bis zwölf andern vorhergehenden oder nachfolgenden Jahren übertrifft. Mit Wald- und Forstnutzungen kanns auch so seyn. Nicht zu gedenken, daß in einem Jahre mehr Wildprät der hohen und niedern Jagd, als in einigen zusammen genommen, kann gepürschet worden seyn, weil es aus der Nachbarschaft des stärkern Schießens oder Jagens halber mehr herübergewechselt; so wird es sich beym Vogelfangen mit Netzen, Schlingen

und

und Dohnen, oder auf den Vogelheerden, besonders hervorthun, daß ein ausserordentliches Jahr mehr Federwildprät unsern Gegenden zuführet, daß es für vier bis sechs andre zu rechnen ist. Alle diese und mehr dergleichen in der Landwirthschaft vorfallen könnende Begebenheiten müssen unter die Glücksfälle gezählet, und der Reihe gewöhnlicher und sicherer Einkünfte nicht beygefüget werden.

e) Das Vorbesagte zielet nun dahin, daß wir bey Festsetzung unsers Etats die steigenden und fallenden Einkünfte nicht anders, als auf das allerwahrscheinlichste berechnen, und aus Möglichkeiten ja keine Gewißheiten machen. Denn da die zuvor berührte und andre ähnliche Glücksfälle so leicht eintreten können, als nicht, so kann mancher Wirth Zeit seiner ganzen Haushaltung hindurch kaum einen oder andern, vielleicht aber wohl gar keinen, wenigstens nicht in so hoher Maaße, als es zu Zeit seines Vorfahren geschah, erleben.

Raymund trat in das Guth eines Vorwirths, dessen Wirthschaftsregister von den Jahren 1738 bis 1750 manche ausserordentlich glückliche Jahre besagte; worauf denn ersterer seinen Wirthschaftsfuß gründete, und nur immer die ansehnlichen Summen im Kopfe hatte, die sich am Ende der meisten Wirthschaftsjahre so sehr auszeichneten, und am Schlusse von zwölf Jahren in die Hauptsumme den erworbenen Reichthum des Vorwirths darstelleten. Dieser hatte im Sinne, binnen einigen Jahren seine Wirthschaftsgebäude, die mit Stroh gedecket waren, neu umdecken zu lassen. Hiezu hatte er ein Paar hundert Schock Stroh aufgesammelt, die theils von seinem eigenen Gewinn-

winnste, theils aus der Nachbarschaft, das Schock zu 2½ Thlr. erkauft waren. Im Nachwinter 1740 kam das Schock Stroh an die 10 Thlr. und darüber, da es hin und wieder auch mit 15 Thlr. bezahlet ward. Freymuth, so hieß dieser Vorfahre des Raymunds, war ein zu guter Wirth, als daß er eine so schöne Gelegenheit für Stroh ein Paar tausend Thaler zu gewinnen, hätte aus den Händen lassen sollen. Seine Dächer waren noch nicht so schadhaft, daß sie nicht noch einige Jahre hätten aushalten sollen. Er konnte nach diesen sich Rohr sehr wohlfeil ankaufen, und damit ein weit dauerhafteres Dach, als vom Stroh, machen lassen. Der harte Winter des nur gedachten Jahres hatte soviel Saaten verdorben, daß ein sehr hoher Kornpreiß davon entstand. Der Waizen gerieth am wenigsten, weil er, da gleich nach Michael schon starke Fröste eintraten, in der Milch erfror. Freymuth hatte bey seinem Guthe ein sogenanntes Bruch, welches in gewöhnlichen Jahren, seiner Näße halber, nur schlecht zur Viehzucht benutzet werden konnte. Der Sommer des Jahres 1739 war sehr trocken, weshalb sein Bruch, während das Vieh auf höhern Orten Mangel am Grase hatte, so hinlängliche und fette Weide seinen Heerden darreichte, daß, nebst seinem jungen güsten Hornviehe, auch die Ochsen sich fett fressen konnten. Er verkaufte mit Vortheil gedachte Thiere an die Schlächter, und gedachte sich mit seinen Pferden allein auf dem Ackerbaue zu helfen. Nächstdem daß er in der Folge das hiedurch ersparte Heu, wie das Stroh, zum höchsten Preise ausbringen konnte, war nun der Mangel an Ochsen auch in so fern noch sein besonderes Glück, daß seine Acker-

bestellung weniger früh als sonst vollendet werden konnte. Er war der allerletzte der ganzen Gegend in Besäung seiner Waizenäcker, wozu er eine Zeit nehmen mußte, da der frühe Herbstfrost nachgelassen, und der Acker wieder handthierbar geworden war. Kaum hatte er seinen Waizen in die Erde, als selbige wieder zufror, und in solchem Zustande bis in den April verblieb. Sein Waizen schlief nun, und konnte erst nach vergangenem Winter, während der früher gesäte schon in der Milch todt gefroren war, keimen und aufgehen. Die Waizenäcker der ganzen Gegend brachten Windhalm, Hederich, Wucherblumen und dergleichen Unkräuter mehr, wenn sie nicht umgepflüget und aufs neue mit Gerste wären besäet worden. Freymuths Aecker waren die einzigen, die den besten Waizen hervorbrachten, den er den Scheffel um einen Dukaten, und zuletzt noch höher, verkaufte. Hiezu kam noch dieses, daß er das Jahr zuvor, wegen des trocknen Sommers, auf seinem niedrigen Felde eine so gute Aerndte gehabt hatte, daß er annoch die Hälfte aller Getreydearten unverkauft in den theuren Jahren liegen hatte, und nunmehr selbige in einem so hohen Preise verkaufen konnte, als er weder zuvor, noch nachher wieder gehabt zu haben sich rühmen konnte. Sein Glück hatte noch kein Ende. Der erste Preuß. Schlesische Krieg verschaffte ihm Gelegenheit, daß er vortheilhafte Contracte zu ansehnlichen Lieferungen von Heu, Stroh und Haber schliessen, und solches in dem bald darauf wieder angehenden zweyten Preuß. Kriege gleichfalls thun konnte. Hierzu kam noch in den letzten Jahren seiner Wirthschaft, daß alle seine Nachbaren ihr Hornvieh durch Seuchen verlohren,

lohren, Freymuth aber davon verschonet blieb. Dieses geschahe zweymal kurz auf einander, da er denn theils die Hälfte seines Hornviehes eben so oft in gedoppelt hohem Preise verkaufte, theils seine Melkerey eben so hoch nutzte, da Butter und Käse rar und aus entfernten Ländern zugefahren wurde. Da er von seinem Guthe abgieng, so hinterließ er mit selbigem Raymunden auch seine Wirthschaftsregister, der nun, wie vorhin gesagt worden, nach selbigen sein Etat machte, und Freymuths Glück mit einrechnete. Er führte sich gleich in seinen ersten Wirthschaftsjahren als ein Mann von Kapital, der er doch noch lange nicht war, auf. Küche und Keller, Equipage, Hausgeräthe und Kleidung war dem falschen Etat völlig angemessen. Sein älterer, mehr witziger und erfahrner, Bruder kam bald zu ihm, um sein Guth und Wirthschaft zu besehen, durchritt gegen seine erste Aerndte mit ihm das Feld, fragte nach, wie viel er Aussaat habe, und sagte ihm so ziemlich nahe, was er hievon für einen Einschnitt haben würde, setzte aber gleich hinzu: Bruder, wenn du keine andre Zugänge, als deinen Acker, Wiesen und Viehzucht hast, so darfst du nur in Zeiten dich ins Enge ziehen; warte mit deiner ganzen jetzigen Einrichtung so lange, bis du Freymuths Geld in deiner Tasche wirst haben können. Er antwortete: Dieses sey ihm so gewiß, als ob er es schon hätte. Seine Gattin ward vielmals unruhig über ihres Mannes Wirthschaft; entweder daß sie bessere Ueberschläge machen konnte, oder daß sie von ihren Freunden unter der Hand war gewarnet worden. Er setzte ihren Peinlichkeiten aber immer die von Freymuthen auf dem Guthe erworbenen Reichthümer ent-

gegen, und redete zum öftern davon, wenn er Gäste bey sich hatte. Einer derselben sagte ihm einst, daß jener frugaler gelebt, und mehr dem Glücke zu danken gehabt, als den gewöhnlichen Einkünften des Guthes. Kann ich nicht eben, war Raymunds Antwort, so viel Glück haben? Diese Hoffnung schlug fehl, der ungründliche Wirthschaftsfuß verleitete seinen leichtsinnigen Urheber mehr auszugeben, als einzunehmen. So oft er am Ende eines Jahres aus seinem Register den Mangel des Ueberflusses ersahe, tröstete er sich mit den Registern seines Vorfahren, daß das nächste Jahr die seinigen damit einstimmig machen könnte. Da diese Erwartungen von Jahr zu Jahr fehl schlugen, und Raymund seinen Verfall sich und andern nicht mehr verbergen konnte, so ward er ein Säufer, so oft ihn das Andenken seiner Thorheiten beunruhigte, oder traurig machen wollte. Seine kluge Frau war aber noch seine einzige Retterin. Sie war nie zu bewegen, einen Schuldbrief mit zu unterschreiben, um den Mann abzuhalten, große oder starke Gläubiger zu suchen, oder sie sich zu machen. Im Einverständnisse mit ihrem reichen Vater mußte auch dieser dem Schwiegersohne kein Geld vorstrecken, um ihm seine Fehler recht fühlen zu lassen. Raymund kam zur Einsicht und Bereuung seiner bisherigen Vergehungen. Das Geständniß derselben versöhnte seinen Schwiegervater, der ihm nun wieder auf die Beine half, und ihm einen solidern Wirthschaftsfuß vorschrieb, bey welchem er bestehen konnte. Ein großer Theil desselben bestand darin, daß er den bisherigen Aufwand aufs Schmausen, Trinken und Spielen gänzlich einschränken, und sich seiner ehemaligen lustigen

Ge-

Gesellschaften entschlagen mußte. Seine vielen Kinder machen ihm noch manchen heimlichen Kummer, indem er sich vorwirft, daß er ihnen durch seinen Leichtsinn das Erbtheil vermindert. Diesen will er nun nicht mehr als eine Schwachheit, sondern als ein Verbrechen sich zurechnen, weil er, nicht mehr in Jünglingsjahren, und zu lange, Möglichkeiten für Wirklichkeiten halten können. Man darf vor ihm von keinen Hausbüchern reden, ohne ihn mißmüthig und die Augen niederschlagend zu machen. Raymund schämet sich noch im Alter für sich selbst.

11) Jeder gründlich errichteter Wirthschaftsfuß muß den Maaßstab vorzunehmender Meliorationen eines Guths abgeben.

Wenn wir Besitzer eines Landguths, es sey groß oder klein, geworden, so müssen wir auf Melioration, wenn sie wo noch Statt haben können, bedacht seyn. Dieses darf wohl den wenigsten angehenden Landwirthen gesagt werden, nachdem der Verbesserungsgeist ietzt unter uns durchgängig so rege geworden. Dieses kann aber nicht genug gesagt werden, daß junge Landwirthe im Wettlaufe gleichsam mit andern nicht ausser Athem kommen, und das Maaß ihrer Kräfte nicht überschreiten mögen. Viele bejahrte Landwirthe können bey Meliorationen ebenfalls noch zurückkommen, wenn sie fast nur aus Nachahmung den Weg dazu antreten, sodann gleich einem Seefahrenden ohne Compaß umherirren, und nicht Land finden können. Man geht nicht sichrer, als wenn man seinen Wirthschaftsfuß zu Rathe ziehet, und ihn genau befragt, wie viel er uns, für Meliorationen auszugeben oder anzuwenden, verstatten kann und will.

a) Die eigentliche so genannte Meliorationen, oder Guthsverbesserungen müssen von den höhern Nutzungen eines Guths unterschieden werden. Letztere bestehen darinn, daß eine bisherige Art Haushalten in die andre, z. B. das Verwalten ins Verpachten, oder dieses in jenes u. s. f. verändert werde. Man muß dergleichen Veränderungen im genauen Verstande nicht als Verbesserungen, sondern nur als Mittel, die Einkünfte auf einen sichern Fuß zu setzen, ansehen. G. §. 115. Die Meliorationen gehen aber entweder auf das Ganze des Guths überhaupt, oder auf besondere Theile desselben. So wäre das Guth überhaupt verbessert, wenn z. B. neue oder mehrere Gerechtigkeiten verschaffet, Servituten aufhörend gemacht, offenbar nützliche Vertauschungen entfernter und daher weniger einträglichere Grundstücke mit nähern getroffen werden können, u. s. f. Besondere Theile des Guthes werden etwa verbessert, wenn z. E. die der Ueberschwemmung ausgesetzte Felder durch Abzugsgräben oder Verwallungen dawider gesichert, etwanigen Versandungen guter Aecker vorgebauet, Brüche und Moräste ausgetrocknet und uhrbar gemacht, Wiesen in Aecker, oder diese in jene, verwandelt werden, u. s. f.

b) Wenn man Meliorationen suchet, so muß man diejenigen vorerst erwählen, welche die nützlichsten und am wenigsten weitläuftig sind, und die angewandte Kosten nicht nur bald wieder einbringen, sondern auch einen nie wieder aufhörenden Ueberschuß solcher Kosten hervorbringen, folglich beständige Quellen mehrerer Einkünfte abgeben können. Und nun muß man bey der Unternehmung einer oder der andern Melioration, als welches immer die Hauptsache bleibet, zusehen,

ob

ob man besage seines Wirthschaftsfusses die Kosten dazu aus den jährigen Einkünften des Guths bestreiten kann, es wäre denn, daß man bereits so viele Kapitalien ausstehen hätte, um davon einen Antheil zu seinen neuen Unternehmungen gebrauchen zu können. Ist man kein solcher Kapitalist, und wollte, da der Etat nicht zureicht, Geld aufborgen, so müßte man seiner Sache so gewiß seyn, daß man es genau überschlagen kann, es werde die projectirte Melioration Kapital und Interessen binnen wenig Jahren abwerfen. Der Mangel dieser Vorsicht ruiniret die sonst besten Wirthe, und macht, daß sie Zeitlebens Stümper bleiben, die nie aus ihren Schulden wieder hervorkommen können. Man findet daher, daß die meisten Guthsbesitzer, die, ausser dem daß ihre Güther Schuldenfrey sind, viele ausstehende Kapitalien haben, auf dem gemeinen Wege geblieben, nach der Weise ihrer Väter fortgewirthschaftet, fast alles auf dem alten Fuße gelassen, und sich in gar keine Meliorationen, oder wenigstens in sehr leichte, oder nur alsdenn in schwere, nachdem sie erst genug Reichthümer erworben, eingelassen haben. Die meisten Landwirthe hätten sich ungezweifelt gehalten, wenn sie ohne Schulden gewesen, und nicht obendrein aufs neue Schulden gemacht hätten, um neue Unternehmungen damit zu bestreiten, und sich hiemit helfen zu wollen. Jeder wird um sich her recht wackere Männer kennen, die deßhalb das Unglück gehabt, so sehr tief herab zu fallen, weil sie sich von zu vielem Feuer ihres Verbesserungsgeistes fortreissen liessen, über die Kräfte ihres Wirthschaftsfußes hinweg zu sehen, und hiemit das Ziel völlig zu verfehlen.

Fruchtlieb war kaum Besitzer seines jetzigen Guths geworden, als er bemerkte, daß sein Viehstand nicht das rechte Verhältniß gegen seinen Ackerbau habe, und daß ihm seine Ackerfelder mehr eintragen müßten, wenn er sie mit mehrern Dünger angreifen könnte. Seine Vorfahren hatten sich so nothdürftig mit jährlicher Ankaufung des benöthigten Heues aus der Nachbarschaft durchgebracht, welches aber zu Zeiten sehr theuer bezahlet werden mußte, und sodann keinen Ueberfluß in der Einnahme eines theuren Heujahres verstattete. Es waren Wiesen beym Guthe; es waren ihrer aber nicht so viele, daß das davon gewonnene Heu auch in den fruchtbarsten Jahren hätte zureichen sollen, um die Winterfütterung der zweyten Klasse nur dann und wann zu haben. Fruchtlieb übersahe seinen Wiesenschlag, und fand, daß er ihn gleich im zweyten Jahre seiner Haushaltung so melioriren könne, daß das nämliche Jahr bereits die angewandten Kosten wieder bezahlen konnte. Er schaffte 1) die Frühjahrsbehütung seiner Wiesen ab, indem das Vieh bis in die Mitte des Maymonats, nach fast durchgängiger Gewohnheit, die Wiesen so kahl hielt, daß nach Endigung der Abweidung, wenn trocken und heisses Wetter eintrat, das Gras nicht in die Höhe theils kommen, theils aber sich nicht dicke genug belegen konnte. Wenn kühles und regnichtes Wetter zur Zeit der abgeweideten Wiesen eintrat, so erhohleten sie sich noch eher, aber doch nicht in der Maaße, daß er daraus zweyschürichte hätte machen können, wie er solches nach abgeschaffter Frühjahrsbehütung wirklich thun konnte. Der vierte Theil der Wiesen war sehr niedrig belegen, und wenn der sehr nasse Grund auch bey

der

der trockensten Witterung nach geendigtem Viehtriebe Gras aus sich selbst wieder in die Höhe bringen konnte, so hatte das darauf geweidete Vieh den größten Theil derselben durch sein Hintreten in Koth verwandelt, so daß nur etwa der dritte Theil der Oberfläche grün war, die andern zwey Theile aber schwarz und unfruchtbar blieben. So mußte es auch ferner geschehen, daß zur Zeit der Heuärndte viel Heu verlohren ging, indem es in die von den Fußstapfen der Weidethiere entstandene Löcher hineinfiel und hiemit der Harke oder Rechen entging.

Immittelst fand Fruchtlieb gleich in dem Jahre, da er die Beweidung seiner hohen und niedrigen Wiesen aufgehoben hatte, daß ihm diese neue Einrichtung schon ein Drittheil Heu mehr, als sonst, besage der Wiesenregister, eingebracht hatte. Dieses hatte ihm zwar den Herbst zuvor was gekostet, da er nämlich viel Stroh zusammengekaufet hatte, um sein Weidevieh desto länger im folgenden Frühjahre, Behufs der abzuschaffenden Frühlingsbeweidung der Wiesen, in den Stall, und so lange füttern zu können, bis die gewöhnlichen Huthungsplätze vollkommenes Gras erlangt hatten. Das nunmehr gewonnene Heu betrug aber, im Mittelpreise genommen, zweymal so viel, als die Ausgabe für Stroh im Herbste zuvor gewesen war. 2) Im nächstfolgenden Jahre schaffte Fruchtlieb sich einen Wiesenhobel und eine Walze an. Mit ersterem ließ er seine hohen Wiesen gerade hobeln. Bey seinen Vorfahren waren solche überall voller Maulwurfshügel geworden. Diese betrugen gewiß den sechsten Theil der ganzen Oberfläche. In trockenen Jahren trugen sie gar kein, oder so kurzes Gras, daß

es von der Sense nicht ergriffen werden konnte. Das Abmähen dieser Wiesen erforderte viel Zeit, indem die Mäher sehr langsam, und mit sehr kurzen Hieben mähen mußten, um mit den Sensen zwischen die feste, hohe und breite Hügel durch- und vorbeyzukommen. Die abgehobelte Erde ließ Fruchtlieb zusammen schleppen, und auf Haufen bringen, damit der Rasen verrotten und kurz werden möchte. Diese Rasenhaufen wurden übers Jahr auf nahbelegene Sandäcker, statt des Düngers, gefahren, und thaten eine vortreffliche Wirkung. Die Walze mußte die niedrigen Wiesen platt drücken, und eine gerade Oberfläche machen, wovon sie nun noch ein- und mehrmal so viel Gras hervorbringen konnte. In eben diesem Jahre fand Fruchtlieb, daß er bereits so viel Heu mehr gewann, als er und seine Vorfahren sonst hatten kaufen müssen. Er war ganz nahe an die erste Klasse der Winterfütterung, das heißt nach der H. M: Er hatte schon so viel Heu, daß er sein Rindvieh meist mit Heu allein ernähren konnte. 3) Im Jahre darauf schritt er zu einer Hauptmelioration, die ihm so viel Geld kostete, als der Ueberschuß von zwölf folgenden Jahren nach seinem bisherigen Wirthschaftsetat betragen konnte. Er sahe aber zugleich, daß er nach ausgeführtem Plane sein ausgelegtes Geld binnen drey Jahren nicht nur wieder haben, sondern auch hierauf jährlich sechsmal mehr würde einzunehmen haben, als der nunmehrige Meliorationsaufwand betragen würde. Sein Feld hatte eine Anhöhe, in welcher sich viele Quellen befanden, die theils nicht ausgegraben, theils ihnen selbst überlassen nicht recht geleitet waren, und daher den einen und besten Theil des Ackerfeldes mit so überflüssiger Nässe erfül-

erfülleten, daß besonders in regnichten Jahren die Saaten theils aussauren, theils voller Windhalm werden mußten. Fruchtlieb traf es sehr richtig, daß er die Quellen aus- und aufräumen und ihren Ausfluß in einen Hauptgraben bringen ließ, welchen er nicht nur durch das Ackerfeld hindurch leitete, sondern auch selbigen hierauf mit einem kleinen, neben seine hohen Wiesen hinfliessenden Bach, der des Sommers nur sehr wenig und untiefes Wasser enthielt, vereinigte. Diesen Bach ließ er nun tiefer und geräumiger, aber auch hin und wieder mit kleinen, nicht sonderlich viel kostenden Schleusen anlegen, daß er seine hohen Wiesen Winters und Sommers wässern konnte, so oft es die Nothdurft mit sich brachte. Nun hatte er a) keinen Ausfall am Korngewinnste auch in nassen Jahren mehr. b) Sein Heugewinnst ward auf den hohen Wiesen aber nun so stark, daß, da er vor abgeschaffter Frühjahrsbehütung nur einmal konnte mähen lassen, nach angebrachter Bewässerung jährlich dreymal kann mähen lassen. Er hat aus einschürichten Wiesen dreyschürichte bekommen. Er ist hiermit so weit gekommen, daß er in dürren Jahren wenig oder gar keinen Heuausfall erleidet. Er ersetzet den Mangel des Regens zu rechter Zeit mit seinen Wasserleitungen, und hat sodann mehr Heu, als diejenigen seiner Nachbaren, von welchen er vor der Meliorationsepoche seines Guths das Heu hatte erkaufen müssen. c) Nun hat Fruchtlieb die ehemalige Rubrique: Ausgabe für angekauftes Heu, sofort aus seinen Registern weglassen können. Dagegen befindet sich eine neue in den vorigen Büchern niemals gewesene Hauptrubrique: Einnahme für verkaufte Milch, Butter und Käse. Und

da nunmehr der Acker wegen der Winterfütterung in erster Klasse mit Dünger hinreichend angegriffen werden kann, so hat er die Einnahme von verkauftem Getreyde allerley Art fast um die Hälfte jährlich vermehret. Fruchtlieb ist nun das Muster solcher Wirthe, welche bey ihren Meliorationen den bisherigen Wirthschaftsetat zu Rathe ziehen, von den leichtesten und am wenigsten kostenden anfangen, und darauf zu schwerern, weitläuftigern und mehr kostenden, die zugleich aber beständige Einnahmequellen sind, fortschreiten.

Ulphil gehöret auch unter die Landwirthe, die ihrem Wirthschaftsfuße zuwider sich in keine zweydeutige Verbesserungen einlassen. Es ward ihm von einem Freunde angerathen, da sich gute Ziegelerde auf seinem Grund und Boden findet, eine Ziegeley anzulegen, indem es in dem Bezirke von einigen Meilen um ihn herum daran fehlet. Er überrechnete aber sein eigenes Gehölze, und fand, daß er binnen sechs oder acht Jahren von seinen Nachbaren würde das Holz zum Brennen kaufen müssen. Er rechnete es ferner aus, daß er sein eigenes Holz, wenn er es wie bisher, jährlich in einer gewissen Anzahl von Klaftern oder Haufen verkaufte, höher ausbrächte, als wenn er's zum Brennen in dem Zigelofen verwendete. Er fand zwar, daß die von seiner Erde zur Probe in einer entfernten Ziegeley gebrannten Steine die haltbarsten in der Provinz seyn würden, und daß ihm dieserhalb der Absatz nicht fehlen könnte; er überlegte aber auch, daß er sich, wenn er den neuen Wirthschaftszweig aufs höchste getrieben haben würde, von seinen Nachbaren würde abhängig gemacht haben, von welchen er das Holz,

nach

nach dem Abgange des seinigen, nach beliebigen Preißsteigerungen der Verkäufer würde haben bezahlen müssen. Er ließ sich also durchaus nicht zu einer Verbesserung bereden, da er sie als eine unsichere, und mit der Zeit unbeständige Quelle von Einkünften ansehen mußte. Seine Freunde, und im Vorbeygehen gesagt, waren sie wohl interessirte Rathgeber, indem sie Bauten auf ihren Güthern vorhatten, wozu sie sich die dauerhaftesten oder härtesten Steine, und aus der Nähe, erwünschtesten, führten ihn stark auf den Vorgang eines seiner Vettern, der gar kein Geheimniß daraus machte, zu bekennen, daß er seit Errichtung einer Ziegelscheune sein Guth so ansehnlich verbessert habe. **Ulphil**, von jeher Selbstdenker und kein blinder Nachahmer, pflegte immer zu sagen:

Duo cum faciunt idem, non semper faciunt idem.

Er sagte: mein Vetter ist sonst nur ein mittelmässiger Wirth, der eben nicht große Dinge von sich selbst anfangen und vollenden kann. Es durfte aber nur ein mittelmässiger Kopf seyn, um zu finden, daß nach der Lage und Beschaffenheit seines Guthes eine Ziegelscheune ihm mehr als einem andern einbringen konnte. a) Er ist ein Brau- und Brennerey Berechtigter. Nach der Anlegung einer Ziegeley hat er, wenn kein Winter ist, täglich an die dreyssig Menschen, die Ziegelerde theils karren, theils beym Streichen und Brennen beschäftiget sind. Diese trinken alle sein Bier und Brandtewein; wenn er den Arbeitsleuten das Wochenlohn auszahlen soll, so haben sie drey Theile davon vertrunken, und der Herr darf daher um desto weniger baares Geld zur Hand beständig liegen haben, je mehr er der Gläubiger

seiner Arbeitsleute geworden. Hiedurch ist seine Brauerey und Brandtweinbrennerey um die Hälfte einträglicher geworden. Auch seine Viehnutzung hat sich dadurch gebessert. Er kann Kühe von den Trebern und Brandtweinstranke auf dem Stalle halten, wovon er Milch, Käse und Butter seinen Arbeitsleuten verkauft. b) Der Vetter wohnet an einem schiffbaren Flusse, auf welchem er seine Steine weit und breit verfahren kann. Dieserhalb kann er seine Steine wohlfeiler geben, als derjenige, dem es am Wassertransporte fehlet. Er hat dieserhalb desto gewissern Absatz. c) Er kann ferner sein Brennholz, da das seinige unhinreichend ist, da kaufen, wo er's am wohlfeilsten findet. Die Wasserfarth ist die wohlfeileste, so daß das Holzanfahren auf der Axe nach der mehr oder wenigern Entlegenheit an die zehen- bis zwölfmal mehr kostet, da sofort der offenbarste Verlust entstehet, wenn das Holz nur über ein bis zwey Meilen weit mit Wagen angefahren werden soll. **Ulphil** war ein so guter Wirth, der, wenn es ihm nicht an Brau- und Brandtweinbrennerey, auch an der Wasserfarth, gemangelt hätte, gewiß seine Vortheile nicht würde verkannt haben. Scheinvortheile blenden ihn nicht. Dafür sitzt er lieber stille, und wirthschaftet nach seiner guten alten Weise fort. Nach seinem gegenwärtigen Etat hat er alle Jahre Ueberschuß. Mit Recht trauet er keinen Meliorationen, deren Quellen heute oder morgen versiegen können.

Wonnrich ist in der Denkungsart von dem **Ulphil** wenig unterschieden. Sein Vater und Grosvater hatten schon auf seinem Landguthe so gut gewirthschaftet, daß sie ihm keine Aussicht

von

von noch anzubringenden Meliorationen übrig gelassen hatten. Er darf nur von ihrer Saat ärndten. In der Waldung hatten sie ihm aber einen und den andern Fortschritt zu Verbesserungen überlassen. Der hauptsächlichste bestand darin, daß er gemeinschaftliche Holzung in einem nicht kleinen Busche, der mit allerley Laubholze bewachsen war, mit einer benachbarten Commun hatte. Er trug ihr die Aufhebung der Gemeinheit an, und war darin so nachgebend, daß alle seine Freunde sagten, er habe zu viel von seinen Gerechtsamen aufgeopfert, und wenigstens den vierten Theil davon fahren lassen. **Wonnrich** pflegte zu antworten, daß dieses Opfer ihm von seiner benachbarten Commun, mit welcher er sich separiret, schon theuer genug solle bezahlet werden. Er habe von dem sogenannten Kniegebüsche, weil er darin nichts nach seinen eigenen Einsichten und Willkühr anfangen könne, bisher gar nicht den Nutzen gehabt, den ihm künftig der zehnte Theil von dem ihm durch die Separation zugefallenen Eigenthume einbringen solle. **Wonnrich** war eben nicht weit in der Welt umher gewesen, allein er hatte seine ökonomischen Kenntnisse durch Umgang mit Wirthen, hauptsächlich aber durch das Lesen guter ökonomischer Schriften, ungemein so berichtiget als erweitert. Er war kaum Alleinbesitzer des Theils vom vorberegten Gebüsche geworden, als er es Stamm für Stamm ausrahden, und mit Gräben zur Abziehung des Wassers durchschneiden ließ. Die mit dem Ende seiner Meliorationsgeschichte noch nicht bekannte Leser werden hier denken, er werde gethan haben, was seit funfzig Jahren alle Wirthe gethan haben, und zum Theil noch thun. Sie werden nämlich denken,

ken, Ulphil habe deshalb das Holz ausgerohdet und Abzugsgräben veranstaltet, um kein Holz daselbst mehr, sondern nur Aecker, Wiesen oder Weide zu haben. Man irret sich sehr. Er wollte gar nicht dahin, ob es schon die separirte Commun glaubte, und ihn verlachte. Der lacht am besten, dachte Ulphil, der am letzten lacht. Nachdem er sein Gebüsche ausgerahdet und planiret hatte, so theilte er es in gewisse Quartiere ein, und ließ eines nach dem andern aufs neue mit Holz bewachsen. Aber der Thore durfte ja nur, da sein Gebüsche aus lauter Ellern bestand, das Gebüsche stehen und schonend aufwachsen lassen, so bedurfte es ja nicht des Ausrohdens, da Ellernholz, nachdem es abgehauen ist, immer aus dem Stamm wieder auswächset? Ulphils Philosophie war aber diese. Meine Ellern müssen auf ihren Stämmen viele Jahrhunderte, vielleicht richtiger gesagt, Jahrtausende, gestanden, das Holz eben so lange davon abgehauen und wieder gewachsen seyn. Sollten die Wurzeln in so langer Zeit immer gleich gesund, nichts davon abgestorben und veraltert seyn? Sollten die Röhren so veralteter Wurzeln nicht an den meisten Stellen verstopfet, nicht zu sehr verengert seyn, daß man annehmen muß, jüngere Wurzeln werden ihren Stämmen, oder Bäumen mehr Nahrung zuführen, mithin einen geschwindern Holzwuchs befördern? Dieses Raisonnement unterstützte er durch fremde Erfahrungen. Er kam in der Hauptstadt des Landes mit einem Edelmann in ein Speisequartier, mit welchem er über Wirthschaftssachen zu sprechen Gelegenheit fand. Da er an ihm den rechten Mann vermerkte, so trug er ihm sein eben erwehntes Raisonnement vör.

Die-

Dieser sagte ihm, daß er völlig Recht habe, und nannte ihm einen großen District, wo einige Guthsbesitzer, nachdem der Landesherr bey ihnen einen Kanal anlegen lassen, wodurch ihre Büsche trocken geworden, den nämlichen Weg eingeschlagen, und bis zur Verwunderung das schönste und zum geschwindesten anwachsende Holz aufgezogen hätten. Der so in seinen Ideen bestätigte **Ulphil** führte nun seinen Plan aufs beste aus, und beförderte den Holzanwuchs bey sich in der Maaße, daß sein Holz etwa von funfzehn Jahren dicker und länger ist, als dasjenige, welches seine von ihm separirte Commun auf ihren alten Stämmen an die dreyssig Jahre hat stehen lassen. Steht sein Holz eben so lange, so ist zuverlässig jede seiner Ellern viermal dicker als die allerdickste und zweymal ältere seiner Nachbarschaft. Diese reicht nicht zu mit dem Holze ihrer nun in genauerer Schonung befindlichen Gebüsche. Binnen etwa fünf Jahren kann **Ulphil** Holz schlagen lassen, und es denen im theuersten Preise verkaufen, die ihn zuerst verlacht, und für einen schlechten Wirth gehalten haben. Sein Wirthschaftsfuß hat gar nichts gelitten. Da das Holz in seiner Gegend sehr theuer ist, so war das aus dem abgehauenen und verkauften Holze gelösete Geld hinreichend, die Kosten der Abzugsgräben und des Ausrohdens der Stämme zu bestreiten. Man sagt, daß, da er die ausgerohdeten Wurzeln gut verkaufen können, ihm noch so viel Geld übrig geblieben sey, daß er davon genug gehabt, um sich in noch folgenden sechs Jahren sein Brennholz dafür wieder anzukaufen. Nachdem er seinen jungen Aufschlag nur zehen Jahre geschonet hatte, konnte er bereits da er gar nicht dünne, sondern so dicke aufgeschos-

sen

sen war, selbigen auslichten, und überall so starke Stangen abhauen lassen, daß er des Holzkaufens gar nicht mehr bedarf, und rühmet, daß er vor der Separation kein so starkes Brenn- und Nutzholz aus dem gemeinschaftlichen Gehölze gesehen, und auf seinen Hof bringen können, als nunmehr das seinige von zehen Jahren ist.

Waldviel hat das Unglück, daß er an Neuerungen überall Geschmack hat, und jede neue Meynung sich darum gefallen läßt, weil sie noch nicht alt ist, oder älterern Meynungen entgegen steht. Er hat das noch größere Unglück gehabt, seine vorige Lebensart zu verlassen, und ein Landwirth zu werden. Er wandte seine Kapitalien an die Erkaufung eines Guthes, wo bey allen Grundstücken keine sonderliche Verbesserungen mehr anzubringen waren. Der Vorwirth hatte nichts daran versäumet und keine Kosten da gesparet, wo aus Meliorationen was zu hoffen war. Er hatte keine Leibeserben, sehnte sich im hohen Alter nach der Ruhe, erwählte das Stadtleben, und verkaufte daher sein Guth, zwar theuer, aber als ein so genanntes vollkommenes Guth, dem nichts, als nur Fischerey fehlte, man müßte denn sagen, daß ihm auch Holz gefehlet hätte, wenn es ein Fehler zu nennen war, da nur das benöthigte Bau- und Brennholz zum eigenen Gebrauch, aber zum Verkauf nichts übrig war. Waldviel, der aus Neuerungssucht in der Haushaltung ohne Nutzen so vieles veränderte, kam gar bald auf den Artikel von Meliorationen, ohne den vom Wirthschaftsfuße recht in seiner Bibliothek, worin die ökonomischen Schriften die größte Anzahl ausmachten, durchstudiret zu haben. Denn er war

nur

nur ein Wirth aus Büchern. In einigen derselben hatte er dieses sich auffallen lassen, daß man überall nur auf Aecker und Wiesen, aber nicht auf Wälder halte, und es doch vor Augen schon habe, daß, wie es schon in manchen Ländern in- und ausserhalb Deutschlands zu finden, das Holz knapper als Fleisch und Brod werden müsse, oder schon angefangen habe, es zu seyn. Nun griff er die beyden Stücke, Fischerey und Holzung, zu gleicher Zeit an, ohne zu überschlagen, ob sein Einkommen dem Aufwande bey den vorhabenden Meliorationen gewachsen sey. Um Teiche zu haben, ließ er, wo nur Vertiefungen in seinen Feldern waren, so tief graben, bis er Wasser fand. Es ward aber mit den Teichen doch nichts vollständiges, weil das Feld, das größtentheils einem Kessel ähnlich sahe, nirgends verstattete, den Teichwässern Abfluß zu verschaffen, um sie zu seiner Zeit ablassen und ausfischen zu können. Hierzu kam noch, daß in trocknen Jahren die Teiche von selbst gar austrockneten, indem kein Bach oder Fluß da war, aus denen die Teiche hätten können gespeiset werden. Es schadeten auch die neuen Teiche den nah gelegenen Aeckern. Diese hatten in trocknen Jahren ihrer tiefern Lage halber mehr als alle übrigen der Dürre widerstanden, dergestalt, daß die Dürre niemals dem Guthe einen totalen Mißwachs hatte zuziehen können. Nun war ihre Fruchtbarkeit so gut, als die der übrigen Aecker, bey ausbleibenden Regen, vermindert, indem ihre innere Feuchtigkeit von den Teichen zu sehr abgezogen ward. Es hätte immittelst diese, die Kosten gar nicht einbringende, Melioration in Ansehung einer andern noch hingehen mögen, welche dem bisherigen Wirthschaftsertrage so wenig

nig angemessen war, daß dieser zehnmal stärker müßte gewesen seyn, um den Aufwand dazu zu bestreiten. Er wollte nämlich in der Zukunft mehr Waldung haben, in der Voraussetzung, daß jeder dazu bestimmter Platz mehr als Acker einbringen müsse, weil er 1) nicht jährlich bearbeitet werden dürfe, und daher keinen Aufwand verursache. 2) Das Holz auch künftig mehr als Korn werde gesuchet werden. Es fehlte dieser Aussicht nichts, als daß **Waldviel** nicht ein solcher Kapitalist war, der nicht nöthig gehabt hätte, mit einer zahlreichen Familie von den Einkünften seines Guths einzig und allein zu leben. Die Melioration hatte in Ansehung seiner aber den Fehler, daß sie zu weitläuftig war, indem sie erst nach dreissig, vierzig, funfzig und mehr Jahren dem Unternehmer was wieder bringen konnte. Sie gehörte gar nicht, wie es sich zu seinen Umständen geschickt hätte, unter die kleinen und leichten Verbesserungen, die ihm Bestand gelassen, und nicht einen so ansehnlichen Theil seiner Einkünfte verschlungen hätte. Denn er nahm den dritten Theil, und zwar den besten, von seinen Aeckern zum Holzaufschlage, um das Holz recht schnell aufwachsend zu bekommen. Er hatte in so fern ganz recht, daß, je besser Grund und Boden sind, das Holz auch darauf am geschwindesten wachse, auch die Bäume desto stärker, länger und gesünder werden. Womit konnte aber nun **Waldviel** die von der neuen Waldung entstandene Leere des Kornbaues wieder ausfüllen oder ersetzen? Er mußte Geld über Geld aufborgen. Der Gläubiger, der ihm auf der ersten Hypothek gelehnet hatte, gab ihm immer mehr, weil er den Vogel gern aus seinem Neste vertreiben, und sich selbst hineinsetzen woll-

te.

te. **Waldviel** verachtete alle seine benachbarte Mitwirthe, als solche, die zu blödsinnig wären, von den Wirthschaftsverfahren der Alten abzugehen. Da er nicht mehr Geld von seinem nur erwehnten größten Gläubiger erhalten konnte, nahm er in solcher Angelgenheit Zuflucht zu einem seiner Nachbaren, der ihm nichts lehnen konnte und wollte, aber ehrlich genug war, ihm seinen großen Fehler vorzuhalten, und ihm den Rath gab, das junge Holz wieder umzuhauen, den Acker wieder herzustellen, und nur einen kleinen Theil des Aufschlages beyzubehalten; den zur Aufsicht und Verpflegung des Holzes angestellten Förster aber so fort zu entlassen, um seiner aus dem Lohn und Brodte je eher je lieber los zu werden. **Waldviel**, der in der Noth war, und nun sich seine Fehler geduldig vorhalten ließ, gab seinem Nachbar Recht, und machte Anstalt, seinen Rath zu befolgen, um aus dem wieder hergestellten Acker sich von nun an gegenwärtigen Gewinnst wieder zu verschaffen, da er den größern aus der Waldung zu spät erlangen, oder vermuthlich gar nicht erleben könnte. Er hatte aber kaum sich verlauten lassen, daß er seinen Acker wieder uhrbar machen wollte, so zog sein erster Gläubiger die Schlinge zu, veranlaßte so fort eine Sequestration, die alles in dem Stande ließ, wie das meliorirte Guth angetroffen ward. Dieses kam zur Subhastation, und **Waldviel** mußte es vorgedachtem Gläubiger nebst dem jungen Holze überlassen, welcher darin sein Vergnügen fand, und es mit seiner völligen Bequemlichkeit kann stehen lassen, so lange es ihm gefallen wird. Der vielvermögende Nachwirth machte gleichwohl doch noch das Glück seines Vorfahrens. Denn er war so human, daß er ihm

eine mässige Bedienung verschaffte, bey welcher **Waldviel** sich einen sehr leichten Etat machen, und sich nie verrechnen, oder auf künftige Vergrößerung desselben speculiren kann. Er bekömmt nämlich am Ende eines jeden Monaths aus einer öffentlichen Landescasse seinen Gehalt, der sich beständig gleich bleibet.

Auch **Hincmar** begeht Fehler über Fehler in Ansehung der Meliorationen. Er geht zwar lange nicht so ins Große wie Waldviel. Er bleibt bey leichten und mässigen Aufwand erfordernden vermeintlichen Verbesserungen bestehen, weil er an seiner Gattinn und an vielen seiner Anverwandten scharfsichtige Bemerker hat, die er liebet, sehr achtet, und sich vor ihrer Ungunst sehr fürchtet. Die vielen kleinen Unternehmungen aber, deren Anlage und Anfang er vor den Seinigen zu verbergen weiß, sind größtentheils, wenn sie summiret werden, große Geldverspliterungen, weßhalb er nie, wie sein Vater, ein Kapitalist werden kann. Sein Eigenes hiebey ist, daß er von allen seinen Wirthschaftsoperationen immer sich mehrern Profit einbildet, als die Natur derselben erwarten läßt. Er träget beständig zweyerley Berechnungen seiner vorhabenden Unternehmungen in seiner Schreibtafel bey sich, deren die eine nur unter dem Mittelmässigen ist, wie es denn der Klugheit ganz gemäß ist, daß man lieber zu wenig hiebey, als zu viel rechne, die andre aber ausschweifend lucratif eingerichtet ist. Jene zeiget er seinen Anverwandten, die ihm seine Chimären schon so oft verwiesen haben; diese aber sich selbst, und solchen, die ihn weniger als seine Anverwandten angehen, und ihn nicht genug kennen. Sobald er seinen Morgensegen nach dem Aufste-

hen

hen aus dem Bette aus Cubachs Gebetbuche, bey dessen Gebrauche sich seine Aeltern so wohl befunden haben, sein Pensum gelesen, so durchlieset er auch einen seiner chimärischen Anschläge, und lebet sodann in paradisischen Freuden. Diese stille Wonne gönnet ihm seine kluge Gattinn lieber, als die, welche er sich zu Zeiten durch Weintrinken bereitet. Hievon wird er laut, und redet von seinen ökonomischen Heldenthaten unerträglich prahlerisch, daß ihm von Sachverständigen vielmals ins Angesicht widersprochen wird. Geschiehet dieses aber zu solcher Zeit gleichfalls von den Seinigen, so setzet er ohnfehlbar den Kopf auf, giebt Befehle seinen Leuten, oder macht Anstalt, daß Sachen von seinen erträumten Vortheilen angefangen werden sollen. In solchem Zustande stand er einst von der Tafel auf, und schloß mit einem Schiffer, der ihm zu einem neuen Baue Ziegelsteine angefahren hatte, einen Contract auf tausend Schiffsladungen von Lehm, womit er einige Morgen Sandäcker überziehen und verbessern wollte, nachdem ihm ein in England gewesener Freund gesagt hatte, daß ein dortiger Mylord auf solche Weise seine Aecker verbessert hätte. Er wäre doch eigensinnig genug gewesen, ein über sein Vermögen hinausgehendes Project auszuführen, wenn nicht nach einigen Tagen ein bey ihm durchreisender bejahrter, und überall sehr geachteter, Landwirth zu ihm gesagt hätte: Es sey von Hincmarn in der ganzen Gegend ausgesprengt worden, daß er Düc und Pair von Grosbrittannien geworden, und künftig mit englischen Guineen spielen und sie zum Fenster heraus werfen wolle. Dieses legte sich Hincmar sehr richtig so aus, daß man einen Sack voll eigenen Geldes müsse

stehen haben, um bey weitläuftigen schweren Unternehmungen tapfer hineingreifen und dabey denken zu können: Ich habe es ja.

12) Die Verbesserungen eines Guthes müssen in gehöriger Ordnung unternommen werden.

Es sind Wirthe, welche, so wie in ihrer Haushaltung überhaupt, also besonders auch bey ihren vorzunehmenden Meliorationen den ersten Einfällen den besten folgen, und ohne Beobachtung einer gehörigen Ordnung dasjenige, was das letzte seyn sollte, zuerst, und was das erste seyn sollte, zuletzt vornehmen. Man muß aber nur bey Verbesserungen diese Ordnung allein für die richtige erkennen, wenn man vom **Nothwendigen** anfänget, und sodann zum **Bequemen** und **Vergnügenden** fortschreitet. In den zuvor erzählten Verbesserungsgeschichten einiger Landwirthe findet man manche Vergehungen wider diese Regel. **G. §. 115.**

a) Wider diese Hauptregel verstossen meistens diejenigen noch zu jungen Wirthe, welche ihr akademisches oder bisheriges städtisches Leben, da sie sich bisher in großen Städten in Kostschulen oder Pensionen aufgehalten, oder eben von Reisen kommen, mit dem Landleben verwechseln. In den Städten oder auf Reisen nur an Bequemlichkeiten, oder hauptsächlich nur an Vergnügungen, gewöhnet, bringen sie die Frage mit aufs Land: Wie mache ich's durch diese oder jene Anstalt, daß sie den Platz der vormaligen Vergnügungen einnehmen, oder in etwas ersetzen könne? Werden diese jungen Leute durch keinen weisen Mentor geleitet, so führt sie ihr bisheriger Hang zum Vergnü-

gnügenden allein, etwa auf's Bauen, Anlegung kostbarer Lust- und Thiergärten, Lustwälder, kostbare Gehege u. s. f. Sie dürfen nur junge Gemahlinnen gleiches Geschmacks bekommen, welchen die jungen Herren auf der möglichsten Art gefallen, und ihnen den ländlichen Aufenthalt recht angenehm machen wollen, so bleiben ihre Wünsche so lange nicht unerfüllet, als das Geld und der Credit der Geliebten zulangen wollen. Auch mancher nicht mehr junger Stadtmann wird darum ein Landwirth, daß er Bequemlichkeit und Vergnügen genieſſen möge. Hierüber setzet er alle Verbesserungen des Nothwendigen bey Seite, und zieht diejenigen vor, welche dem Zweck seines erwählten Landlebens gemäß sind. Er muß aber vielmals solche Unordnung sehr theuer büssen, wenn er sein neues Guth entweder nicht lange genug behaupten, oder falls er noch nicht sich zu weit verirret, und wieder umkehren kann, seinen Schaden lange genug fühlen, ehe er ihn wieder ausheilen kann. Was **Waldviels** Gläubiger als ein groſser Kapitaliste thun konnte, dienet zu keiner Regel, und man muß nicht ohne Unterschied alles nachahmen, was man gehöret und gesehen hat.

Nothwendige Verbesserungen sind theils solche,
b) deren Verabsäumung oder Unterlassung augenscheinlichen Schaden bringt, oder Gefahr drohet; theils solche, deren Unternehmung nicht schwer ist, und die Kosten gleich wieder einbringet. Es kann daher eine Melioration immer nothwendiger seyn, als die andre, weßhalb auch unter mehrern nothwendigen Ordnung zu halten, und die allernothwendigste zuerst vorzuziehen, wenn man nicht in der Situation ist, sie alle zugleich zu unternehmen. **Hierin versahe es Erichssohn,** dem in einem be-

nachbarten Lande ein kleines Ritterguth zugefallen war, wo die Polizey annoch auf den Dörfern die hölzernen Schorrsteine duldet, und alle Bauergüther dem Edelmann gehören, welcher die Häuser bauet und die Höfe mit so genannten Hofgewehre versiehet. Erichssohn befand sich in Kriegesdiensten, und schickte aus der Gegend seines Quartierstandes einen alten, ihm recommandirten ehrlichen, Verwalter auf das ererbte Guth, der der Wirthschaft vorstehen, und zugleich Vorschläge von Verbesserungen thun sollte. Dieser kam seiner Instruction nach, und übersandte schriftliche Vorschläge mit beygefügten Urtheilen, sowohl über die mehrere oder mindere Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Verbesserungen, als auch über die zur Ausführung erforderte Kosten. Sein Herr fiel aber nur auf solche Verbesserungen, welche die Kosten am geschwindesten einbringen, und die jährliche Einnahme vermehren könnten, ohngeachtet der ehrliche Verwalter sehr dringend auf die Abänderung der hölzernen Schorrsteine in gemauerte von gebrannten Steinen angetragen hatte. Es verging kein Jahr, so kam in dem Schorrsteine eines Bauerhauses Feuer aus, welches man leicht löschen gekonnt hätte, wenn das über dem Strohdache herausgehende Holz nicht so fort in Flamme gerathen, und das Strohdach angezündet hätte. Die Flamme verbreitete sich, und die Hälfte der Bauerhäuser brannte ab. Kaum konnten die adelichen massifen Gebäude gerettet werden. Nun sahe Erichssohn, wie unwirthlich er gehandelt, daß er eine Verbesserung, deren Unterlassung Gefahr drohet, solchen nachgesetzet, die ihm doch nun in vielen Jahren nicht einbringen konnten, was er zum Wiederaufbau der abgebrandten

Bauer-

Bauerhöfe ohne Anstand ausgeben mußte Er mußte auch, bevor die Höfe wieder hergestellet waren, viel Fröhn- und Hofedienste missen, weil die meisten bey nächtlichem Feuerschaden, denn das Feuer kam um die Mitternachtszeit aus, ihr Hofgewehr mit verlohren hatten, da die Abgebrandten in der Noth eher zu dem Ihrigen griffen, als zu dem, was ihnen die Herrschaft zur Leistung ihrer Dienste halten und wieder anschaffen mußte, wenn sie bedienet seyn wollte.

Wenn man Felsingen reden höret, so sollte man glauben, daß ihn kein Mensch in der Wirthschaftskunde übertreffen könne. Er spricht in Gesellschaften von den vielfältigen Wirthschafsfehlern aller seiner Nachbaren im völligen Tone eines Meisters. Die ihn nach seiner Art zu wirthschaften nicht kennen, starren ihn an, und nehmen seine entscheidende Urtheile als Götterspröche an. Wenn er nur das wäre, was er so gern scheinen will. Er hat die Hauptregel in Unternehmung der Meliorationen richtige Ordnung zu halten aufs gröblichste übertreten. Sein Vater ließ, oder mußte es geschehen lassen, daß sein reicher und mächtiger Nachbar unterhalb seines Guthes zur Verbesserung eines Mühlengefälles in dem kleinen Flusse, wovon die Mühle getrieben wird, ein neues Wehr anlegte, wozu der Vater durch einen betrieglichen Contract war verleitet worden. Er lautete seinem Hauptinhalte nach dahin: er wolle nicht dawider seyn, daß der Nachbar seine Wassermühle künftighin auf Ziehpansterzeug anlegen, und hiezu das Flußbette bequemen wolle, da die Mühle bisher auf Staberzeug erbauet war. Vielleicht verstand es Felsings Vater nicht, was Panster- oder Staberzeug im Mühlenbaue besage,

und dachte, mein Nachbar mag an seiner Mühle bauen und bessern was er will, und er erzeigt mir eine nachbarliche Höflichkeit, daß er auf seinem Grunde und Boden ohne mein Vorwissen nichts bauen will. Die Geschichte setzt aber noch hinzu, daß die Unterschrift des Contractes bey einem Glase Wein geschehen sey. Niemand in der Gegend bekümmerte sich um den alten Felsing, und wer von einer neuen Mühlenerrichtung seines Nachbars hörte, der glaubte, ersterer, der immer Geld nöthig hatte, sey mit einer guten Summe abgefunden worden. Ueberdem war der listige Nachbar ein Günstling des Regenten, und in einem so hohen Posten, daß er heute oder morgen demjenigen sehr schaden konnte, den er auf's Korn hatte. Dieserhalb hütete sich ein jeder, selbigen zum Feinde zu haben, und es war keiner, der es in solchem Betracht wagen wollte, dem alten eingeschläferten Felsing die Augen zu öffnen. In vorbemeldtem Contracte war nicht einmal eines Mahl- oder Sicherpfahls gedacht, und die Aufschwellung des Flusses dem Herrn Unternachbar hiemit ganz willkührlich überlassen worden. Der so überlistete alte Felsing ward nicht eher seines begangenen Fehlers gewahr, als bis nach vergangenem Winter ein schnelles Thauwasser den, längst seines Feldes hingehenden, Fluß zum erstenmal zum Ueberlaufen brachte, hiemit aber seine Wintersaaten überschwemmete, und ihm einen sehr beträchtlichen Ausfall seines Korngewinnstes zuwegebrachte. Wäre dieses dem Herrn Unternachbar begegnet, er hätte Schadloshaltung begehret, erlanget, und das neue Wehr wieder einreissen lassen. Dem armen Betrogenen blieb nichts übrig, als daß er seinen, ihm zu übermächtigen,

Nach-

Nachbar demüthig um Aenderung des Wehrs anflehete. Dieser setzte dem ehrlichen Stümper den feyerlichen Contract trotzig entgegen, versprach aber aus einem Ueberfluß von Gnade, mit der Zeit den Wehr mit Aufzügen einrichten zu lassen, damit das Wasser benöthigten Falls frey laufen, und nicht mehr der Nachbarschaft schaden könne. Wer hätte aber sich getrauet, sich statt dieses Compliments eine schriftliche, und zu Recht beständige, Verpflichtung zu erbitten? Wenn der alte Felsing künftig schriftlich um die Erfüllung des gnädigen Versprechens bat, so erhielt er gar keine Antwort, und zur Audienz konnte er gar nicht wieder kommen. So war nun ein Guth auf immer gefehrdet, und die Hoffnung es wieder in dem vorigen Stande zu sehen, ward durch die Länge der Zeit erloschen. Nun blieb Felsing dem jüngern, da er des Vaters Nachwirth ward, nichts übrig, als den Ueberschwemmungen des Flusses einen zwar kleinen, doch wohl an eine Viertelmeile langen, Damm entgegen zu setzen. Hieran hätte er am ersten seine Weisheit beweisen sollen. Denn ob schon der Fluß seit acht Jahren nicht übergetreten war, so konnte man doch in keinem Frühjahre dawider recht sicher seyn, wenn etwa ein tiefer Schnee jählings zum Aufthauen käme, und das Flußwasser vermehrete, und sodann zum Uebertreten brächte. Felsing hatte drey Jahre gewirthschaftet, als dieser Fall zutraf, und ihm sein ganzes Winterfeld so verdarb, daß er wenig über die Aussaat wieder bekam. Statt sich an einem Damme eine Schutzwehr wider das Thauwasser zu machen, hatte er verschiedene Teiche angelegt, und hiemit sein Guth melioriren wollen. Man sagt, daß er funfzehen Jahr fischen könne,

bevor

bevor ihm seine verlohrne Aerndte dadurch vergütet werden könne. Felsing ist nun freylich mit Schaden klug geworden. Dieses wäre aber gar nicht nöthig gewesen, wenn er die Regel vor Augen gehabt hätte, daß das Nothwendigste dem blos Nothwendigen nie überall, also auch bey Meliorationen vorgezogen werden müsse.

Trittheim fand auf seinem Guthe ein altes, aber sehr dauerhaftes Wohnhaus, welches nach alter Art inwendig sehr ungleiche und meist in Winkeln verstochene Zimmer hatte, die das Bewohnen etwas unbequem machten. Die Wirthschaftsgebäude waren sehr baufällig, und die Dächer der Scheunen und Heuböden so schadhaft, daß Schnee und Regen alle Jahr vieles Korn, Stroh und Heu verdarben. Der Schaafstall, der an die 1400 Schaafe einnehmen mußte, war am baufälligsten, und drohete sogar den Einfall, weßhalb der dabey seiner eigenen Schaafe halber mit interessirte Schäfer dem Herrn einigemal seine Besorgnisse vorbrachte, und bat, daß er den Bau eines neuen Schaafstalles nicht hintenansetzen, und ihn für den nöthigsten des Guthes ansehen möchte. Trittheim hielt aber seinen Schäfer so wohl, als den Meyer, der immer über verdorbenes oder angefaultes Rauchfutter um der schlechten Dächer willen klagte, für Dummköpfe, und sagte: Der Herr geht vors Vieh, der muß zuerst gut wohnen, dann kömmt die Reihe an die Thiere. Er ließ also sein altes Kloster, so nannte er das Wohnhaus seiner sehr dicke massiven Wände halber, einreissen, und ein neues, prächtiges, aufs bequemste eingerichtete, Wohnhaus erbauen. Als es fertig war, ward es unter Pauken- und Trompetenschall eingeweihet, nachdem aus einer nahgelege-

nen

nen großen Stadt viele Gäste zur Hausweihe gebeten und zusammengekommen waren. Man trank und tanzte sehr vergnügt bis zum Abend hin, und Trittheim würde, was seine Person betraf, das Freudenleben bis in die späte Nacht hinein fortgesetzet haben, wenn es nicht von dem Schäfer wäre gestöret worden. Dieser kam mit Weinen und Heulen, daß der Schaafstall eine halbe Stunde nachher, als die Schaafe eingetrieben worden, von dem eben herrschenden Sturmwinde umgeworfen, und die schöne Schäferey dahin sey. Was von Schaafen müsse noch leben, denn er höre noch ein starkes Schreyen derselben, und es müsse eiligst zu ihrer Rettung aus dem Schutte Anstalt gemacht werden. Er habe das Unglück lange genug zuvor gesagt; es wäre aber gewesen, als ob er mit Kindern zu thun gehabt und noch habe. Trittheim konnte vor Schrecken weder reden noch aus der Stelle gehen, aber die Frau Gemahlin, die dem Schäfer an der Thür des Tanzsaales mit einem Chapeau an der Hand, und eben einen Tanz antreten wollend, am nächsten war, blieb, als eine aus einer großen Stadt aufs Land gekommene junge Dame, sich gleich, und sagte: Der närrische Kerl zielt auf mich, war's nicht besser, daß der Schaafstall, und nicht unser Haus einfiel? Geht zum Verwalter mit eurem Geschrey, sagte sie zum Schäfer, und laßt uns hier zufrieden. Hierauf gab sie den still gewordenen Musikanten das Zeichen zum Spielen, und frölich, daß sie kein Schaaf gewesen, fing sie mit ihrem Chapeau den Tanz einer englischen Menuette an, und gab hiemit ihren gleichgesinneten städtischen Gesellschaftern und Gesellschafterinnen das Signal, die Fete so zu endigen, wie sie war

angefangen worden. Norbert, ein Mitgast und launichter Kopf, saß hiebey in einem Winkel lange Zeit stille, und man fragte ihn, ob er die Lust zum Tanz verlohren hätte, da er doch sehr ein Freund von Singen und Tanzen sey? Er antwortete, daß er, wenn er die Wahl haben könnte, jetzt lieber nach der Schalmeye, als nach Geigen getanzet hätte. Da aber dieses nicht wäre, so wolle er ohne Musik mit der Dame des Hauses tanzen, und sich selbst dazu, und zwar lateinisch, singen. Man sagte ihm, er sollte deutsch singen, damit es die Gesellschaft verstünde. Er aber sagte, ich tanze mit der Dame, der es nur um den Tanz und um den Text weniger zu thun ist. Dieser war nun aus dem Lucret. de rer. nat. Lib. 2. v. 1.

Suaue mari magno turbantibus aequora ventis,
E terra magnum alterius spectare laborem;
Non quia vexari quenquam est iucunda voluptas;
Sed quibus ipse malis careas, quia cernere suaue
est. —

Man kann nicht sagen, ob der Sänger sich über Trittheimen, den der Schreck in eine Statüe verwandelt hatte, oder über seinen verstummten mit gegenwärtigen Nachbar erlustigen wollen. Vielleicht wollte er beydes. Er und sein gegenwärtiger Nachbar hatten Geld. Letzterer hatte das seinige Trittheimen geliehen, er aber hatte ein gleiches zu thun immer abgelehnet, und mochte von nun an froh seyn, daß er sein Geld nicht auf ein Guth hingegeben, dessen Herrschaft er nun als eine solche kennen gelernet, bey welcher Kapital und Interesse verlohren gehen können.

Age-

Agenor gehört auch unter die Landwirthe, die in Ansehung der in Acht zu nehmenden Ordnung bey Verbesserungen von der Regel gar sehr abweichen. Seine Felder und Wälder sind sehr voller Berge. Und da er ein sehr schönes, nach allen Regeln der Architektur, eingerichtetes Wohnhaus auf einem Berge stehen hat, dessen Aussicht durch noch höhere Berge sowohl verhindert, als auch eben deshalb von der Ferne her gar nicht gesehen wird; so wollte er hauptsächlich in Hinsicht des letztern es mehr in die Augen fallend machen, und ließ daher alle umher stehende Berge, über welchen Straßen oder Wege nach seinem Hause zu giengen, in gerader Linie durchstechen, abtragen, und die Straßen in gerader Linie aufs Haus zu anlegen. Dieses thut in der That eine schöne Wirkung fürs Auge, und der Reisende ist entzückt, von Ferne ein so schönes Haus in gerader Linie durch Wald und Feld hindurch vor sich zu sehen. Agenor hat hiemit mehr für andre als sich selbst gesorgt. Er hätte nur den sechsten Theil dieses Aufwandes zur Verbesserung seiner Ackerfelder gebraucht. Er mußte vor allen Dingen an den hohen Bergen seines Feldes Wälle, Gräben und Wasserableitungen anlegen, und hiemit verhindern, daß bey starken Regen oder Thauwetter, das sich selbst überlassene Wasser nicht die beste Ackererde, nebst den darauf befindlichen Saaten fortspülete, und überall gefährliche Risse oder Klüfte, oder wie man es dort nennet, Schluchten machte, die nebst dem, daß sie die obere fruchtbare Dammerde, so weit sie hintrafen, fortführeten, auch den unter der obern Erde befindlichen Sand zuletzt mit fortnahmen, und hiemit die besten in den Thälern belegenen Aecker und Wiesen ver-

versandeten. War das gute Wirthschaft, daß Agenor das Angenehme dem Nützlichen und Nothwendigen vorzog?

Waidwarth, Agenors Nachbar, wollte nicht den Namen haben, daß er gleich diesem in dem Punkte der Meliorationen die Ordnung verkehret, und auf den Beyfall der Oekonomieverständigen Verzicht thun müsse. Er mußte sich immer sehr viel auf seine vermeintlich recht wohl ausgeführte Unternehmung, die er im zweyten Jahre seiner Wirthschaft vollendete. Er hatte einen großen Theil seiner Jugendjahre bey einem Oheim zugebracht, in dessen Nachbarschaft ein Entenfang war, der ihm den angenehmsten Zeitvertreib daselbst verschafft hatte. Er erinnerte sich dieses jugendlichen Vergnügens zum öftersten; besonders aber denn, wenn wilde Enten auf den Tisch kamen. Er konnte es sich sodann nicht enthalten, seinen Gästen zu sagen, was er hiebey für angenehme Zurückerrinnerungen habe, und wie sehr sie sein Herz aufwallend machten. Einst hatte er **Fitzwalden**, auch einen Landwirth, bey sich, den er bey geschehener Auftragung wilder Enten auf den Tisch alsbald von seiner Lieblingsmaterie unterhielt. Dieser, der mehr auf Wildbahnen, als aufs Ackerwesen, hielt, sagte ihm, daß er sich ebenfalls gar leicht einen Entenfang anlegen, und den an sein Gebiet angränzenden Fluß dazu nutzen könne. Sie wurden so fort beyde einig, nach geendigter Mahlzeit aufs Feld hinauszufahren, und dazu den bequemsten Platz auszusuchen. Dieser ward gefunden, und Anstalt gemacht, daß aus der Ferne Teichgräber kommen, einige Morgen Ackerland ausgraben oder vertiefen, und das Flußwasser hineinziehen sollten, wenn alle übrige zu

einem

einem Entenfange gehörige Einrichtungen würden zu Stande gekommen seyn. **Waidwarth** rechnete hierbey zugleich als ein Wirth auf eine jährliche Anzahl zu fangender Enten, welche die, auf die Anlegung des Fanges zu verwendende, Kosten wohl bezahlen würden. Allein seine zu hoffende Vergnügungen waren die erste Triebfeder der Unternehmung, und er mußte es sich von einem seiner Bauern sagen lassen, wo er mit der Guthsverbesserung anzufangen gehabt hätte. Denn als dieser so genannte Kaupen, da in der Nähe kein Schilf oder Geröhricht war, nebst mehrern andern Bauern über sechs Meilen weit heranfahren mußte, so sagte er zu dem mitreitenden Wirthschaftsschreiber: Der Herr dürfte uns nur zum Mergel anfahren aus dem benachbarten Dorfe N***, wo vor einigen Jahren sehr reichhaltige Mergelgruben waren entdeckt worden, gebrauchen, und damit seinen Acker verbessern, das würde ihm gewiß mehr einbringen, als sein kahler Entenfang. Der Schreiber, der längst gleiche Gedanken gehabt haben mußte, freuete sich, diese Anmerkung des Bauers seinem Herrn wieder sagen zu können, der die Weisheit des Raisonneurs mit einem Dutzend Stockschlägen belohnete, und sagte: Auf ein andermal lerne Ueberlegung gebrauchen. Wenn jährlich sechs- bis achthundert Enten gefangen und dem größten Theile nach verkauft werden, so bringen sie mehr als hundert Fuhder Mergel ein. Der geprügelte Bauer antwortete: Gnädiger Herr! ich halte hundert Prügel aus, wenn die achthundert Enten so viel einbringen, als der mit hundert Fuhren Mergel gedüngte Acker. — Der Bauer hatte vollkommen Recht, nicht nur dieses zu behaupten,

sondern es war auch leicht zu übersehen, daß die Kosten des angelegten Entenfangs nicht in zwanzig und mehr Jahren herauskommen konnten. Zu dem hatte **Waidwarth** auf zu viel Enten gerechnet, da er in der Folge des Jahrs selten über dreyhundert Stück bekam, weil das Flußwasser nur bis in den April von dem geschmolzenen gebürgischen Schneewasser hoch genug stand, um den Entenfang in gehöriger Tiefe und Weite zu wässern; welcher Wassermangel denn verursachte, daß sich die Enten in zu geringer Zahl darauf hielten.

Zuletzt will ich noch ein in der Mark Brandenburg sehr bekanntes, und nie genug zu rühmendes, Beyspiel von Guthsverbesserungen anführen, welches unter allen angerühmten, als das musterhafteste anzusehen ist. Dieses sind die Guthsverbesserungen des Königl. Preuß. Staatsministers, Herrn Grafen von **Podewils**, die ich am besten aus des Herrn Prof. **Borowskis Almanach für deutsche Landwirthe** aufs Jahr 1783. überschreibe.

Die ansehnlichen Güther **Gusow** und **Platikow** in der Mittelmark waren im vorigen Jahrhunderte für 24000 Rthlr. erkauft. 1724 hatten sie schon einen Werth von 130000 Rthlr. und in den Jahren 1777 und 1778 trugen sie reine Pacht 18000 Rthlr., da sie vor 30 Jahren nicht über 7 bis 800 Rthlr. einbrachten. Die Klugheit, Sorgfalt und beständige Aufsicht des verstorbenen Herrn Grafen mußte ihnen diesen hohen Grad von Verbesserung geben, ob sie schon oft durch Krieg und andere Unglücksfälle hart mitgenommen worden. Ueberdem ist vieles von

dem

dem Boden nicht verpachtet, sondern es verblieben minder gute Striche Feldes zu eignen Versuchen und Holzanpflanzungen übrig.

Gusow ist volkreich und beynahe von 1000 Seelen bewohnt, die, so wie die Einwohner der benachbarter Dörfer und des Städtchens Selow hier mit Bearbeitung des Landes ihren Unterhalt finden. Bey dem Antritt der Güther war für 164 Rthlr. verpachtetes Kohlland. Der Herr Graf vermehrte solches durch Uebermachung schlechter Wiesen, die nichts als Schilf und schlechtes Gras trugen, dergestalt, daß das Kohlland anjetzt im Durchschnitt über 900 Rthlr. einbringt. Er verpachtete die 15 fußige Quadratruthe für 1 Gr., wenn sie der Pachter selbst düngt, und für 1½ Gr., wenn er den Dünger dazu erhält. Bey mässigen Preisen wird auf eine Ruthe für 16 Gr. Kohl erbauet, folglich der hier gewöhnliche Märkische Morgen von 300 Ruthen zu 200 Rthl. genutzt, welches wenige Aecker bey den größten Residenzen einbringen. Ausser diesem verpachteten Kohllande besitzen die Kossäthen und angesessene Hausleute vieles Kohlland eigen. Rechnet man aber das vermiethete Kohlland durch die Bank zu 1½ Gr. die Ruthe, so beträgt solches 14000 Ruthen, und bringt nach obigem Satz 9700 Rthlr. Ob nun gleich vieles davon selbst im Dorfe consumiret, und ein Theil der Ländereyen mit Mohn, Kartoffeln, gelben Rüben, Hanf u. dgl. angebauet wird, so kann man doch wenigstens den Verkauf davon an Auswärtige auf 4000 Rthlr. rechnen. Der Vortheil des Kohlanbaues ist so erheblich, daß sich Pächter von 1½ Meile weit dazu einfinden. —

Eben hierdurch vermehrte sich die Anzahl der Einwohner bey nahe aufs Doppelte, und es mußten verschiedene Familienhäuser erbauet werden, worunter eins ist, welches 38 Familien bewohnen. Wegen Theurung des Holzes behelfen sich Winterszeit 12 Familien mit einer Stube, die sie wechselsweise heizen. Eine jede bezahlt für ihre besondre Stube 1 Rthlr. Miethe. — In Gusow ist kein Bauer ansässig, sondern es sind lauter Kossäthen; in Platikow aber sind 11 Bauern.

Auf dem angezeigten dem Besitzer verbliebenen Lande werden jährlich neue Bäume gepflanzt und Wälder angezogen. Ausser 300 zum Kornbau untüchtigen Morgen, die mit Eicheln, Ahornen, Tannen, Fichten und andern Holzsaamen besäet worden, sind über 20000 Eichen gepflanzt, zum Theil in den sandichten Gegenden, welche vortrefflichen Fortgang haben. Jährlich werden 12000 Weiden, ob schon eine große Menge vorhanden, längst den Wegen an Gräben und zur Scheidung der Felder gepflanzt, welche, da sie alle 6 Jahr geköpft werden, vieles Brennholz geben.

Der Garten des Schlosses, einer der schönsten in Preussischen Staaten, war vor 30 Jahren noch eine morastische Wüste, ist jetzt aber mit vielem Geschmack und Anmuth angelegt. Ein besondrer Theil desselben ist der Amerikanische Garten, der über 150 ausländische, in unserm Klima ausdaurende Bäume und Gesträuche enthält, und für jeden Liebhaber und Kenner der Botanik sehenswürdig ist.

Die Hinterpommerschen Güther **Wusterwitz** mit den Nebendörfern und Vorwerken erhobt er durch

durch seine Verbesserungen zu einem hohen Werthe, und war darin für andre Landwirthe ein lehrreiches Beyspiel.

1) Um mehr Dünger zu erhalten, verbesserte und vermehrte er die Wiesen; die schon vorhandenen Wiesen versah er mit Gräben, wodurch sie nach Schweizerischer Art gewässert wurden, und statt 250 Fuder Heu, jetzt schon 600 Fuder geben.

2) Heideland wurde zu fruchtbarem Feld umgeschaffen. Mit der letztern Saat wurde zugleich Klee ausgesäet, um das folgende Jahr in der Brache genutzt zu werden.

3) Ein großer Morast von 3 bis 400 Morgen wurde mit vieler Mühe, aber mit dem besten Ersatz in Wiesen verwandelt.

4) Verschiedene Ländereyen wurden uhrbar gemacht, neue Vorwerke, neue Schäfereyen und Kuhmelkereyen angelegt, und verschiedene Bauern und Kossäthen angesetzt, die allen nöthigen Hausrath, auch Gewerksinstrumente, wenn sie Handwerker waren, überdem Land- und Gartenplätze erhielten. Hierdurch und durch Aufhebung der Gemeinheiten wurde die Bevölkerung so ansehnlich, daß im Jahr 1778 in sämmtlichen Dörfern 721 Seelen gezählt wurden, da nur noch vor 10 Jahren zwischen 3 und 400 waren. Die Gebäude der Kolonisten wurden auf 4, auch 8 Familien eingerichtet, und jede Familie erhielt 1 Stube, 1 Kammer und 1 kleinen Keller.

5) Verschiedenes zur nützlichern und vortheilhaftern Bearbeitung der Felder wurde eingeführet, als das häufige Düngen und Bemergeln, da sich tauglicher Mergel vorfand. — Der Gebrauch der bisher unbekannten Hakenpflüge und

der mit Eisen beschlagenen Eggen. — Das tiefere Pflügen, wozu der Herr Graf einen eigenen Maaßstab hatte, die Tiefe der Furchen zu untersuchen. Hierdurch brachte er es so weit, daß manches so genannte Grandfeld, das ehedem nur alle 6 bis 9 Jahre besäet werden konnte, jetzt wie der beste Acker benutzt wird, und das schönste Getraide trägt.

6) Auf den Brachfeldern wurden verschiedene andre Produkte, als Kartoffeln, Kohl, Lein, Toback u. a. m. gebauet, nachdem die Brache gemistet und zweymal gepflüget war. Die Einwohner pflanzten darin was sie wollten, hielten das Land vom Unkraut rein, und bekamen alsdenn die Hälfte der Produkte. —

Hier haben nun die Leser eines der lehrreichsten Beyspiele, welches sie als eine Bestärkung der oben gegebenen Meliorationsregeln ansehen müssen. Man sieht nämlich darin fürnehmlich die Regel bestätiget, daß man solche Verbesserungen als die besten annehmen müsse, welche die Kosten am geschwindesten und reichlichsten bezahlen. Schilfichte und schlechtgrasichte Wiesen in Kohlland verwandeln, wovon der Morgen hernach gleich zu 200 Rthl. genützet wird, welche gründliche Verbesserung? Seine Unterthanen sich verdoppeln, ja über die Hälfte sich vermehren, und von ihnen Hausmiethe erheben, welche Vortheile? In einer Gegend, wo das Holz theuer ist, Jahr für Jahr Holz anbauen, und seine Forstgefälle vermehren, was ist dieses nicht für eine gründliche Melioration? Und aus diesen und mehrern Verbesserungsstücken die Pacht eines Guths von 7 bis 8000 Rthlr. zu 18000 Rthlr. zu erheben;

die-

dieses verdienet ja wohl auf alle Weise dem ökonomischen Publiko als eines der vortreflichsten Muster angepriesen zu werden. —

13) Wenn keine Verbesserungen eines Guthes mehr möglich sind, so muß man untersuchen, ob keine höhere Nutzung desselben heraus zu bringen sey.

Es ist oben gelehret worden, daß man die eigentlichen Meliorationen von den höhern Nutzungen eines Guthes unterscheide, und daß diese durch Veränderung eine Art der Haushaltung in die andere erhalten, und daher als Mittel, die Einkünfte vom Guthe auf einen sichern Fuß zu setzen, gebraucht werden. So kann z. B. die Verpachtung eines Guthes dem Besitzer vortheilhafter, als die bisherige Verwaltung seyn; es kann gerathener seyn, wenn man das bisher verpachtet gewesene Ganze in einzelnen Theilen austhut, und wohl gar in Ansehung des letztern statt der Zeitpacht zur Erbverpachtung schreitet, und hiemit auf immer die Einkünfte davon so sichert, daß sie nicht mehr schwankend und in Ungewißheit, sondern sich immer gleich bleibend sind. Bey solchen Veränderungen muß der Hausvater jedennoch kein blinder Nachahmer andrer Guthsbesitzer seyn, sondern die lokale Umstände seines eigenen Guthes wohl erwägen, um nicht, statt der gehofften Sicherstellung seiner Einkünfte, ihre Ungewißheit zu veranlassen, oder zu vermehren.

a) **Lodomir** hat bey seinem Guthe große, und mit den besten tragbaren Obstbäumen besetzte Gärten, wovon er so gar in mittelmässigen Obstjahren so viele Früchte einärndtet, daß sie wenigstens an die funfzehn Wiespel betragen. Sein

nächster Feldnachbar hat eben so vieles Obst, und beyde nehmen keine Obstpächter an, sondern verkaufen ihre Vorräthe theils an Leuten, die es ihnen aus dem Hause abholen, theils fahren sie das Obst in die Städte umher zum Verkauf, wo sie es etwa am besten absetzen können. Letzterer geht aber besser dabey als jener, indem er theils an seinem Orte so wohl als in der Nachbarschaft mehr Einwohner ohne Obstgärten hat, die ihm das Obst abnehmen, theils auch die Gerechtigkeit zum Brandtweinbrennen hat, weßhalb er alles faule Obst, oder auch solches, welches seiner Geringsortigkeit halber in wohlfeilen Jahren keine Käufer findet, zum Brandtweinbrennen aufs beste nutzet. Lodomir denkt, er müsse es eben so wie sein Nachbar machen, und seine Obstgärten nicht verpachten. Aber er irret sich aufs höchste, und verliehret zuviel durch das Faulwerden des Obstes vor dem Verkaufe, da er es gleich jenem nicht zum Brandtweinbrennen verbrauchen kann, indem es seinem Guthe an der Brau- und Brandtweinsbrennereygerechtigkeit fehlet. Lodomir hintergeht sich sehr aus Nachahmung, und muß folgende Punkte in Erwägung ziehen. 1) Der vierte Theil seiner Obstbäume besteht aus Kirschbäumen, weßhalb das Abpflücken derselben äusserst mühsam und langweilig ist. Sein Nachbar hat nur wenig Kirschen, nur so viel, als er zu seiner eigenen Haushaltung nöthig hat, indem seine Güther von einer großen Stadt zu sehr entlegen sind, da in dergleichen Städten die Kirschen bekannter Maaßen das, am ersten und gewissesten abzusetzende, Obst sind. Er hat dagegen desto mehr Pflaumen, woran es ersterem fehlet. Jener braucht dieserhalb zwanzigmal weniger Leute

und

und Zeit zum Abnehmen dieses Kernobstes, indem er nur die Pflaumbäume darf schütteln lassen. **Lodomir** muß zum Pflücken seiner Kirschen in der Heu- und Kornärndte so viele Zeit verbringen, und vielmals die Leute von der allernothwendigsten Zeit zum Aerndten versäumen. 2) **Lodomir** hat nicht die Hälfte so viel Hof- oder Frohndienste als sein Nachbar, weßhalb ihm die Leute, die er ums Taglohn zum Obstpflücken annehmen muß, dreymal mehr kosten als seinem Nachbar. 3) **Lodomir** hat in seinem Wohnhause nicht die Gelegenheit, zur Winterszeit große Obstvorräthe wider den Frost zu verwahren; er kann sie auch niemals sich so vorschaffen, wie sie sein Nachbar hat. Dieser hat so genannte Bergkeller, (Keller, die in einem Sandberge angelegt sind) in welche kein Frost eindringen, und das Lagerobst verderben kann. **Lodomirs** Grund und Boden ist so niedrig gelegen, daß seine Keller schon im frühen Herbste von dem Grundwasser angefüllet sind. Er hat zwar das Eindringen des Wassers durch cementirte Wände und Boden verhindert, allein es herrschet, des angebrachten Luftwechsels ohngeachtet, doch eine so feuchte und dumpfichte Luft in den Kellern, daß das darin aufbewahrte Obst an den Schaalen weiß, schimmlicht und übelschmeckend, und dieserhalb, wenn's zum Verkauf kömmt, sehr getadelt, nnd unter dem gewöhnlichen Preise verkauft wird. Er hat zwar einigemal das Obst in Kammern des zweyten Stockwerks in seinem Hause bis ins Frühjahr hinein zu bringen versucht, allein die Menge desselben war zu groß, als daß er es wider die eindringende Kälte der Wintermonathe genugsam hätte sichern können. Er mußte dieserwegen seine Aepfel fast

verschenken. Nun sehe man, auf was für einem ungewissen Fuße **Lodomirs** Einkünfte aus seinen Obstgärten stehen. Will er nun wissen, was er davon hat oder haben kann, so muß er schlechterdings die Gärten verpachten. Er hat die Sache noch nie recht überdacht, wenn er zu sich und andern saget: Was der Obstpächter von dem Obste gewinnen kann, das kann ich auch davon gewinnen. Er muß nur diese Puncte bedenken, daß der Obstpächter 1) das Obst mit den Seinigen weit geschwinder und genauer abpflücken; 2) besser an den Mann bringen und auskundschaften kann, wo es am leichtesten abzusetzen ist. Der Obstpächter hat in den Städten schon seine Kundschaften, und weiß auch eben daselbst Keller oder Gewölbe zu finden, wo er seine Obstvorräthe einsetzen und aufbewahren kann. Hier sind der Mann, dort die Frau, an einem dritten Orte der Schwager, Schwiegersohn, Gevatter u. s. f. die Verkäufer. Alle lauren auf den höchsten Preiß eines jeden Orts, fahren, oder karren überall mit kleinen Vorräthen umher; Vortheile, die sich kein Guthsbesitzer verschaffen kann. **Lodomir** muß seine Obstwirthschaft ändern, und die Rubrique seines Hausbuches von den Garteneinkünften durch Verpachtung des Obstes erhöhen.

b) **Grünfels** hat bey seinem Guthe eine Brauerey, von welcher er sahe, daß die Nutzung sehr erhöhet werden könne, wenn er sie verpachtete. Es waren ein Paar Nebendörfer aus dieser Brauerey mit Bier zu verlegen, durch welche die Heerstraße geht, und vieles Bier verthun können, wenn dessen Güte so beschaffen ist, daß es die Fuhrleute oder Reisende anlocken kann. **Grünfels** konnte dieses leicht einsehen, daß besseres

Bier

Bier auf seinem Hofe, als bisher, gebrauet werden könne. Denn da er einigemal die Brauer veränderte, oder neue annahm, so fand er, daß sie, wenn sie wollten, wirklich besser Bier brauen konnten. Es sey nur, daß er entweder nicht Aufsicht genug über die Brauer beym Malzen und Brauen haben konnte, oder, daß die Brauer nicht treue oder ordentliche Leute waren, so waren die Gefälle vom Brauwesen alle Jahre hindurch so ungewiß, daß er nicht wußte, wo er die Sache recht angreifen sollte, um die Brauereyeinkünfte zu erhöhen. Nach Ueberleguug aller Umstände entschloß er sich zur Verpachtung seines Brauwesens, und traf es hiemit so gut, daß nicht nur sein erster Zweck erreichet, sondern auch der Grund gelegt ward, in der Zukunft die Verpachtung wieder aufzuheben, und die Pacht in Verwaltung zu verwandeln. Denn nun ist das Bier seines Guthes in so guten Ruf gekommen, daß Grünfels nur einige von dem Brauereypächter unterrichtete Knechte beybehalten darf, um nach der bisherigen eigenen Weise eben so gutes Bier zu brauen, als solches seit fünf Jahren geschehen ist.

c) Von Sandwehrs Vater mußte man in der ganzen Gegend, als dem besten Landwirthe seiner Zeit, zu sagen. Er hatte daher seinem Sohne fast gar nichts von vorzunehmenden Guthsverbesserungen übrig gelassen. Dagegen verstand sich dieser recht gut darauf, manche Haushaltungsartikel so zu ändern, daß die davon einzunehmenden Einkünfte gar sehr erhöhet werden mußten. Sein Guth lag so, daß es viele nur kleine Städte um sich her hatte, in welchen kein starker Absatz von Landwirthschaftsprodukten statt finden konnte, weßhalb es eingeführet war, daß die meisten Natura-

turalien über acht Meilen weit nach einer großen und volkreichen Stadt hin mit vieler Beschwerde verfahren werden mußten. Er hatte ein Ackerfeld von einem mehr langen als runden Felde, dessen hinterste Aecker wegen der Entlegenheit die Cultur sehr beschwerlich machten. Um also sich seinen Ackerbau zu erleichtern, kam er auf den Entschluß, die hinterste und vom Guthe entfernteste Aecker in Erbpacht so auszuthun, daß einige sechszig anbauende Familien, jede einige Morgen, zu Gärten bekamen, und sich von Spinnerey und mancherley andern Handarbeiten ernähren mußten. Sandwehr hatte Waldungen genung, um die Kolonistenhäuser theils aufzubauen, theils jeder Familie ein Paar Klafter Holz jährlich zur Feurung anweisen zu können, da ihm wohl wissend war, daß die Bequemlichkeit, Brennholz entweder so nothdürftig umsonst, oder in mässigem Preise zu haben, Kolonisten am ersten, und mehr als vieles Ackerland, anlocken und erhalten könne. Er hatte sich nun in seiner Rechnung mit den Kolonisten gar nicht betrogen, indem ihm die auf Erbpacht weggegebenen hinterste Hufen mehr eintrugen, als die allerbesten, die seinem Hofe zugleich die nächsten waren. Es war noch nicht genug, die schlechtesten Hufen des Ackerfeldes über die besten weit hinweg erhöhet zu haben, sondern er hatte sich hiemit zugleich ein Paar hundert Menschen in den neu angebaueten Familien auf seinem Grunde und Boden verschafft, welche essen mußten. Sie kauften also ihr Brodtkorn von Sandwehren, und liessen es auf seiner Windmühle mahlen, weßhalb der Müller nun einen Drittheil Mühlenpacht mehr, als zuvor, geben konnte. Eben diese Neuanbauende wollten auch

zuwei-

zuweilen Bier und Brandtwein trinken. Es ward ihnen eine Schenke gebauet, welche Bier und Brandtwein von des Grundherren Hofe nehmen mußte, wovon denn nun auch eine ansehnliche Erhöhung des Bier- und Brandtweinertrages herauskam. Die Lage des Guthes ist so beschaffen, daß, da keine Wasserfarth vorhanden, um das Holz dahin zu verschiffen, wo es im höchsten Preise ist, eine ansehnliche Parthie vom Brennholz jährlich, um einen zwar mässigen doch gewissen Preis, an die Kolonie verkaufet wird, indem jedem Hause jährlich nur zwey Klafter Holz um das Landübliche Stammgeld verschrieben worden. Hiermit sind denn auch die Forstgefälle um ein Merkliches erhöhet worden. Nun lasse man Sandwehren das gerechte Lob wiederfahren, daß er als ein fürtreflicher Wirth gewisse Einkünfte seines Guthes bestens erhöhet, und sich einen sichern, leichtern und bequemern Absatz oder eine mehrere Veredlung seiner Naturalien verschafft habe.

d) Auf Engmars Guthe ist vor drey Jahren gleichfalls eine sehr vortheilhafte Veränderung in der Haushaltung vorgegangen. Es hat an die sechszig Kühe, wovon der Viehmeyer oder dessen Frau die Nutzung zu berechnen hatten. Das Guth lieget etwas über zwey Meilen von einer großen Residenzstadt, und es wurden Butter und Käse theils dahin zum Verkauf gefahren, oder durch die Mägde hingetragen. Knechte und Mägde verbrachten beym Verkauf ihrer Waaren viel Zeit, und blieben meistens bis in die späte Nacht des andern Tages vom Hause, unter dem Vorwande, daß sie ihre Waare in kürzerer Zeit nicht los werden könnten. Vielleicht waren sie alle von jeher darüber eins, daß sie, um nicht zu

Hau-

Hause zu arbeiten, und des städtischen Müssigganges recht zu geniessen, die Zeit recht vorsetzlich vertrödelten, mit Fleiß die Waare so langsam absetzten, und bey dem alten Herkommen verharreten. Engmar hätte weit eher thun sollen, was er erst vor obbemerkten wenigen Jahren gethan. Er sahe sich nach einem Meyer um, der ihm die Kuhmelkerey abpachtete, und jährlich für die Kuh 10 Thlr. gab. Welche Erhöhung der Einkünfte vom Molkenwerke! Vorhin hatte die Kuh ein Jahr ins andre gerechnet, nur sieben Thaler gegeben. Auf der andern Seite kam eine große Ersparung an Dienstboten heraus. Der Pachtmayer bekam keine Mägde mehr vom Herrn, um Butter oder Käse in die Stadt zu tragen. Nur dieses war bedungen worden, daß Engmar Mittwochs und Sonnabens an jedem Tage einen Knecht nebst Pferden und Wagen gab, welche die Meyerfrau mit ihrer Waare zur Stadt, aber so, fahren mußten, daß der Knecht niemals länger als einen Tag vom Hause bleiben durfte. Dieserhalb mußte an vorgedachten Tagen des Morgens um drey Uhr vom Hause abgefahren werden, da solches vor der Verpachtung der Kühe immer ein Paar Stunden später geschehen war.

14) In den Landgeschäften muß alle Unordnung aufs sorgfältigste vermieden werden.

Ohne Ordnung kann in keinem Geschäfte was Rechtes ausgerichtet werden. In der Landwirthschaft am allerwenigsten. Dieses wird allgemein zugestanden, und wenn Landwirthschaften sowohl als Stadtwirthschaften gelobet werden, so sagt man: Es gehe ordentlich darin zu. Eben so ist es der erste Tadel an Häusern und Wirthschaften, wenn von ihnen gesagt

sagt wird, es gehe in ihnen unordentlich zu. Man kann sich zu Tode arbeiten, und doch nichts vor sich bringen, wenn es an der Ordnung fehlet. Man kann auch bey aller Sparsamkeit ein Stümper bleiben, wenn man nicht Ordnung im Haushalten und Wirthschaftsbetreibungen verstehet oder beobachtet. Man kann ein Landguth besitzen, welches viel Einkünfte abwirft, und aus Mangel guter Ordnung in den Geschäften dabey doch zurückkommen, so wie ein Ordnungliebender, und darauf überall haltender, Besitzer eines zehnmal kleinern Guthes mittelst guter Ordnung in den Landgeschäften eben so viel höher als jener kommen kann, der sich um Ordnung zu wenig bekümmert. Es kömmt aber bey der Ordnung eines Landwirthes auf folgende Stücke an. 1) Jedem Geschäfte muß die ihm von der Natur bestimme Zeit angesetzet, und keines zur Unzeit unternommen werden. 2) Den Arbeitern müssen ihre Verrichtungen, und zugleich ihre Subordination dazu angewiesen werden. 3) So wie weder zu viele noch zu wenig Arbeiter gehalten werden müssen, so müssen auch die Hausthiere in richtigem Verhältnisse gegen die ganze Wirthschaft, der Zahl und Kräfte nach, gehalten werden. 4) Alle Geräthschaften müssen vollständig, tüchtig und so gestellet seyn, daß jede derselben an ihrem bestimmten, und für sie besten, Orte gefunden werden. 5) Die Wirthschaftsgebäude müssen so viel möglich ihrem Endzwecke gemäß bequem eingerichtet seyn. 6) Sind es Güther, welche so viel einbringen, daß Verwalter, Wirthschaftsschreiber, Hofmeister, Meyer u. s. f. darauf gehalten werden können, so wird die Erhaltung solcher Ordnung ihnen übergeben, von denen der Guthsherr alle diese Puncte fordern muß. In kleinern Wirthschaften, wo dergleichen Wirthschaftsaufseher nicht gehalten werden können, muß der Herr selbst der

Ur-

Urheber und Erhalter solcher Ordnung seyn. G. §. 109. Ein ordentlicher Landwirth darf nur mit einem Fuße auf ein Gehöfte oder Landguth treten, um sofort zu urtheilen, ob Ordnung hieselbst zu Hause sey oder nicht. Und da jede Ordnung, in so fern sie in die Sinne fällt, und schnell übersehen werden kann, Schönheit ist, so nennet man eine Wirthschaft schön, wenn Ordnung darin herrschet. Schönheit gefällt. Daher muß jede ordentliche Wirthschaft Kennern gefallen, und von ihnen als was Schönes angesehen, geliebet und gelobet werden. Eine unordentliche Wirthschaft ist häßlich. Ordnung hat die Empfehlung des Nützlichen und Schönen vor sich.

a) In **Nieforts** Wirthschaft geht es völlig nach dem Sprichworte: Was heute nicht wird, das wird morgen. Ihm ist öfters angerathen worden, sein Guth zu verpachten, um es höher nützen zu können. Er wird aber von einem Eigensinne beherrschet, der ihn gegen alle Vorstellungen seiner besten Freunde taub machet. Sagen ihm diese, er solle sich von der Wirthschaft los machen, um mit mehr Bequemlichkeit und Ruhe leben zu können, so sagt er ihnen, daß er, ohne was zu thun zu haben, nicht leben könne, und wird ihr heimlicher Feind. Man kann sich nicht mehr seine Ungunst zuziehen, als wenn man mit ihm von Wirthschaftssachen spricht, und man ist sehr übel daran, wenn man mit ihm alleine seyn soll. Es ist zu glauben, daß ihm dieserhalb ökonomische Gespräche mißfallen müssen, weil ihm das Bewußtseyn seiner unordentlichen Haushaltung dadurch rege werden, und Mißvergnügen verursachen muß. Wenn er schon die besten Verwalter bekömmt, so können sie entweder bey ihm nicht

lange

lange aushalten, oder sie bilden sich nach ihrem Herrn um, und lassen es gehen, wie es gehen kann. Sie finden lauter nachlässige und verwehnte Arbeitsleute auf dem Guthe, und wenn ein neuer Verwalter dem eingerissenen Schlendrian entgegen arbeiten und durchbrechen will, so wird er von seinen Untergebenen ausgelacht, und findet mit seinen Klagen bey dem Herrn kein Gehör. Man kann es daher einem zum Diensteifer gewöhnten Verwalter nicht verargen, wenn er bald wieder einpackt, und seine Wege geht. Einer meiner Freunde war einst einen Tag zum Besuch bey Nieforten gewesen, und erzählte mir, mit folgenden Worten, was er daselbst an solchem Tage, der der vierte Julius eines Jahres war, gesehen und gehöret.

„In der ganzen Nachbarschaft war bereits vor drey „bis vier Wochen die Brache gedünget und herum ge„pflüget worden, als man auf Nieforts Guthe ge„dachten Tages erst damit den Anfang machte. „Einige zwanzig Bauerwagens erschienen zum Mist„fahren auf dem Hofe nach sieben Uhr des Morgens, „da sie dem alten Dienstreglement des Guthes zu „Folge schon um sechs Uhr hätten zur Stelle seyn „sollen. Eben diese Wagens waren nicht zu glei„cher Zeit gegenwärtig. Es kamen einige erst eine „halbe Stunde später, und auf Befragen des Ver„walters, warum einige so ausserordentlich späte „ankämen, antwortete er: die Leute werden wohl „die Pferde auf der Nachtweide nicht früher haben „finden können. Die Wagens waren ausserordent„lich klein oder kurz gemacht, so daß ihre Ladung „nicht mehr, als höchstens zwey Haufen Mist, wie „sie auf dem Acker anderswo im Felde abgeschlagen „werden, enthalten konnten. Das Mistladen auf

„dem Hofe war unausstehlich anzusehen. Läßt „man anderswo an einer Stelle des Hofes zuerst „anfangen, und nach Bedürfniß der Aecker den „Kuhmist hier, den Pferdemist u. s. w. dorthin fah„ren, so hatte hier jeder Kopf seinen Willen. Ei„nige luden Pferdemist, andere Schaafmist, diese „Schweinemist, jene Kuhmist, u. s. f. Am meisten „merkte man, daß die Bauernknechte nach dem lan„gen, trocknen oder leichten Mist, der noch ganz „Stroh war, umher griffen, und den kurzen schwe„ren den Knechten und Gespanne des Nieforts „überliessen. Müssen in ordentlichen Landwirth„schaften die Hof- und zu Hofe dienenden Gespanne „zu gleicher Zeit ab- und zurück fahren, so gieng „hier alles nach der Willkühr eines jeden Knechtes. „Bey der Rückkehr aus dem Felde sahe man hier „einen im Dorfe, dort einen andern Wagen, viele „so gar vor der Dorfschenke still stehen, und waren „die Knechte in den Bauerhäusern, meistens aber „in der Schenke, sich die zu Zeit vertreiben. Es war „einem wenig erfahrnen Wirthe was leichtes zu „überrechnen, daß die Mistfahrenden Knechte, „wenn sie in Ordnung wären gehalten worden, an „einem Tage noch einmal so viel Mist vom Hofe „abfahren konnten, als es wirklich bey der vorseyen„den Unordnung geschahe. Das Pflügen auf dem „Felde war eben so unordentlich. Es pflügte zwar „der Hofmeyer voran, aber die folgenden Pflüge „machten so oft Halte, machten sich an ihren Pflü„gen entweder was zu thun, daß, wenn dieses an ei„nem geschahe, die ganze folgende Reihe, statt den „etwa einer wahren oder nur verstellten Aenderung „bedürftigen Pflug auf die Seite fahren zu lassen, „und ihn sodann vorbey zu gehen, auch stille hielt. „Wenn auch dieses nicht war, so hielten die Pflü-

„ger

„ger von Zeit zu Zeit öfters stille, liefen in einen „Kreyß zusammen, errichteten unter sich eine Taba„gie, scherzten und feyerten von der Arbeit so lan„ge sie immer wollten. So sahe man auch viele „sogenannte Rennebalken, und kein einziger Pflüger „ward angehalten, oder war von selbst so bescheiden, „daß er den ausspringenden Pflug zurückgezogen, „und hiemit die Sache wieder hergestellet hätte. „Da dieses das erste Umpflügen oder Brachen des „Ackers war, so hat ja wohl in den nachfolgenden „Pflugarten der Acker von der so großen Menge „der Rennebalken leiden, und eine überaus fehler„hafte Ackerkultur herauskommen müssen. Der „Meyer ward gefragt, wenn das Bedüngen und „Brachen des Ackers geendiget seyn könne. Er „antwortete: etwa binnen drey Wochen. Denn „ist aber überall Aerndte, ward ihm erwiedert, und „der Roggen vieler Orten schon in der Scheune. „Dieses, versetzte der Meyer, wird bey uns nicht „geachtet; unser Korn wird immer erst gemähet, „wenn es überständig ist. Die Schweine und Gän„se haben es auf unsern Feldern dafür sehr gut, sie „finden recht viel Aehren und Körner, von welchen „letztern leicht der vierte Theil nach der Aerndte „auf den Aeckern liegen bleibt.“ —

Der Erzähler dieser Geschichte sagte, er habe sich's vorgenommen gehabt, zwey Tage bey Nieforten zu verweilen, und der Zweck seines Besuches sey gewesen, einen jungen Menschen als Wirthschaftsschreiber bey ihm an- und unterzubringen. Er wäre aber ein Verräther an dem Jünglinge geworden, wenn er ihn hieselbst untergebracht hätte. Ihm selbst sey ein einziger Tag seines Aufenthalts auf Nieforts Guthe länger, als ein Monat anderswo, geworden, und gedach-

ter Gutsbesitzer sey eines so ansehnlichen Guthes nicht werth, er werde es auch, wenn er's nicht bald verpachte, allzulange nicht mehr behaupten können.

b) In Spätmanns Landwirthschaft wird zwar nicht so ausschweifend die Ordnung, als in der des Nieforts, beleidiget, allein er muß sich doch auch in dem Register unordentlicher Landwirthe mit aufführen lassen, und stark vorwärts schreiten, wenn er künftig ungetadelt bleiben will. Nach den Landesverordnungen soll kein Gartenbesitzer seine Obstbäume unabgeraupet lassen. Spätmann hatte hieran zwar im Winter dieses Jahres gedacht, solches aber von einer Zeit zur andern verschoben, und er würde solches zuletzt wohl gar unterlassen haben, wenn seine Nachbaren nicht wider ihn laut gemurret und sich beklagt hätten, daß ihnen ihr Abraupen wenig oder nichts helfen könne, indem Spätmanns Raupen weiter gehen, und die benachbarten Bäume verderben würden. Dieserhalb ließ er noch zur Zeit der Baumblüthen in den Frühstunden, bevor die Raupen aus einander gekrochen waren, abraupen, und als ihm von einem eben dazu gekommenen Vetter gesagt ward, daß solche Verspätung sehr schädlich seyn müsse, indem gar zu viele Baumblüthen durch das Abraupen abgestossen oder abgerissen werden, so antwortete er dagegen: es könne an den abgerissenen Blüthen so viel eben nicht verlohren seyn. Mehr, erwiederte dagegen der Vetter, als man denket. Wenn von einigen hundert Obstbäumen nur eben so viel Metzen reife Früchte durch das zu späte Abraupen verlohren gehen, sollte das kein Verlust heissen? Ueberdem müssen auch die zu spät abgenommenen Raupennester,

wenn

wenn auch nun alle ausgekrochene Raupen noch beysammen gefunden würden, welches doch nicht möglich ist, schon wenigstens von jedem Baume ein Paar Metzen Obst in den Blüthen bereits abgefressen und verzehret haben. —

Auch in der Saatzeit des letzten Herbstes entdeckte ein anwesender Fremdling, daß in Spätmanns Haushaltung die Ordnung in den Landgeschäften nicht allzuwohl in Acht genommen werde. Auf den benachbarten Feldern ward schon grünende Waizensaat gesehen, als selbiger erst den Anfang mit seiner Waizensaat machte. Jener bemerkte, daß man demohngeachtet damit zu der Zeit noch nicht geeilet habe, als am ersten Morgen der Meyer säen sollte. Denn dieser mußte mit dem Wagen zwey Stunden vor der Scheune halten, bevor er die zum Aussäen bestimmte Zahl von Scheffeln erlangen konnte. Der Waizen nämlich, der Tages zuvor hätte bereits gereiniget und aufgenommen seyn sollen, ward diesen Morgen erst von den Dröschern geworfen. Ob nun schon der Vorsprung oder Forderwurf zur Saat weggenommen ward, so hätte doch dieser auch noch durch die Kornfege gelassen, oder gesiebet werden sollen, um so viel möglich die darunter befindliche fremde Saamen, als Raden u. s. f. annoch davon zu scheiden. Die Zeit verstattete es nun aber nicht mehr, da die Pflüge, welche den Saamen unterpflügen sollten, bereits draussen auf dem Felde warteten, und so lange Muße hatten, bis der Saamen ankommen konnte. Spätmann wollte sich in Gegenwart seines Gastes ein Ansehen geben, und schalt den Meyer und die Dröscher wegen ihrer bisherigen Verweilung. Jener aber war nicht höflich genug, seinen Herrn bey Ehren zu

lassen, und sprach: Es ist nicht meine Schuld, daß ich und die Pflüge draussen auf dem Felde so lange auf das Reinemachen des Waizens warten und nichts thun müssen, wenn der Herr den Drö-schern befohlen hätte, daß sie Tages zuvor hätten den Waizen rein machen sollen, so wären nun bereits einige Scheffel in der Erde. Aber so geht es mehrmals. —

c) Langwart ist nicht ganz unter die unordentlichen Wirthe zu rechnen, die, wie beyde vorhergehenden, theils alles, theils manches, zur Unzeit in ihren Geschäften unternehmen. Er hat aber doch den besondern Fehler an sich, daß ihm öfters so üble Launen anwandeln, um derentwillen er die Einsamkeit suchet, und nicht gern mit Leuten spricht. Er unterläßt sodann seinen Wirthschaftsleuten zu ordnen, was sie des folgenden Tages thun sollen, weshalb gar Manches versäumet oder unrecht gemacht wird. Sein Glück ist, daß er gute Verwalter haben und halten kann, die bey ihm ausdauern und sich in seine Weise schicken lernen. Sie müssen, wenn er des Abends Menschenscheu gleichsam ist, rathen, was er etwa wolle am folgenden Tage gethan haben, da sie sich denn in der Saat- und Aerndtezeit, weil hier eine ähnliche Arbeit der andern auf dem Fuße nachfolget, wohl selbst zu helfen wissen. Wenn aber zu andern Zeiten keine so genau zusammenhängende Geschäfte sich einander ablösen, so gerathen sie in Verlegenheit, wo was Neues etwa angefangen, oder aufgehöret werden solle. Langwart ist aber doch so billig, daß er seine Wirthschaftsaufseher nicht übel anläßt, wenn er wieder heiter geworden, und sie in ihren Unternehmungen umlenken muß. Hätte er nicht an ihnen Leute,

te, die schon so lange bey ihm gewesen, und den Hauptgang der besondern lokalischen Wirthschaftsumstände inne hätten, so würde seine Haushaltung vielmals sehr leiden, da es doch so nicht ohne allen Schaden abgehen kann, wenn die Wirthschaftsaufseher nur auf allem Fall was angeben, und lauren, ob der Herr es gut heissen oder ändern werde.

d) Hellmuth war so verdrossen, zuletzt einen bey ihm sogenannten Hochmeister, weil er ihm an Klugheit überlegen war, gehabt zu haben, daß er auf den Entschluß kam, künftig gar keinen Wirthschaftsaufseher, er möge Namen haben wie er wolle, mehr zu halten, und durch sich selbst alles zu regieren. Es ist seinen besondern Umständen nach unmöglich, daß er bey seinen Leuten beständig zugegen seyn könne. Seine übertriebene Spaarsucht kömmt dazu, und hat ihm eingegeben, sich ein Paar Jungens, deren keiner über 14 Jahr alt ist, zu halten, welche entweder seinen Knechten und Frohndienern die Befehle des Herrn zubringen, oder an seine statt zusehen sollen, was von ihnen geschiehet. Man kann leicht denken, daß aus Mangel einer Subordination große Unordnungen entstehen müssen, und daß hieraus eine Art von Republik entstanden sey. Einer will, wenn kein Herr zugegen ist, rechts, der andre links. Die Leute zanken beständig unter einander, wenn einer dem andern was befehlen und anmahnen will, nach des Herrn Befehlen die Arbeit zu verrichten. Ein Freund rieth einst, mehr im Scherz als im Ernst, daß Hellmuth seinen beyden Jungens Liverey geben möchte, damit sie hiedurch äusserlich von dem Pöbel seines Orts unterschieden, und hiemit Re-

speckt bey dem Dienstvolke haben möchten. Nur müßte ihnen fest eingebunden werden, daß sie sich stille halten und nichts sprechen müßten. Sein zugleich gegenwärtiger Schwager setzte hinzu: Hellmuth wird das wohl bleiben lassen, und an seine Jungens nicht die Kosten der Liverey wenden wollen. Er darf nur, und hiemit wieß er auf Hellmuths Portrait, welches ihn in Lebensgröße, gestiefelt und gespornet, vorstellete, dieses Bildniß von einem seiner Jungens zu seinen Leuten hintragen lassen, so wird es allen Respeckt haben, welchen man dem Original schuldig zu seyn glauben wird.

d) Es ist nicht zu beschreiben, was man für Unordnung auf Mengmanns Hofe und in den Wirthschaftsgebäuden antrifft. Verhungerte, blinde und lahme Pferde, abgeschundene Ochsen, Kühe, die kaum das liebe Leben haben, und endlich überhaupt zu weniges Vieh allerley Art im Verhältnisse gegen den Acker des Guthes, der von dem Zugviehe bearbeitet, von allen Thieren aber bedünget werden soll. Dieses zusammengenommen macht eine sehr scheusliche Aussicht auf das Gehöfte dieses Landwirths, der in der Fremde von der Landwirthschaft so viele und große Dinge sprechen kann, zu Hause aber sich ganz stille halten muß. Viele Wagens auf dem Hofe, alle mit abgelaufenen, und aus der Form gekommenen, Rädern, die seit vier Wochen nicht geschmieret worden. Hier treibt ein Pflugbalken in dem Miste, dort ein Paar Forderpflüge, hier ein Dutzend Ochsenjoche umher. Alle Ackerinstrumente sind theils unter freyem Himmel zerstreuet, theils zerbrochen. Wenn zu Acker gefahren werden soll, so müssen die Knechte die Stücken zusam-

sammen suchen, welche selten zusammen passen. Dieses sieht der Herr, und wandelt unter den Ruinen seines Hofgewehrs täglich umher, indem er über den Hof alle Tage gehen muß, ehe er in den Garten, wo er seinen Lieblingsaufenthalt hat, kommen kann. Scheune und Ställe zeigen von aussen, wie es inwendig seyn müsse. Zerlöcherte Dächer und Wände. Kömmt man in den Kuhstall, so sieht man keine Krippen und Raufen. Den Kühen wird das Rauchfutter an die Erde vor die Füße hingeworfen, welches ihnen von den Schweinen, weil die Scheidewand des Kuh- und Schweinestalles eingefallen ist, zerwühlet und vereckelt wird. Man sollte glauben, daß Mengmann, da er in seiner Jugend auf der Manege gewesen, an den Pferden den Geschmack nicht werde verloren haben, und daß für ihre Stallungen bey ihm werde am besten geforget seyn. Man muß aber erschrecken, wenn man in einen seiner Pferdeställe hineintritt. Man erblickt hie und da Rudera, welche beweisen, daß es die Pferde ehedem wohl in diesen Ställen müssen gut gehabt haben. Hie und da sieht man noch eine Säule von einer ehemaligen Pferdebucht, dort ein Stück von einer eichenen Schwelle, welche besaget, daß die Pferde ehedem hieselbst ihren Stand auf Dielen müssen gehabt haben. Nun stehen sie auf bloßer Erde, fast bis an die Knie im Kothe. Es ist in so fern ein Glück für Fremde, welche Pferdeliebhaber sind, daß das traurige Ansehen der Pferde sie nicht verführet, hinanzutreten und sie mit der Hand zu streicheln. Wie sehr würden sie erschrecken, wenn sie bey dem Hinzunahen zu den Pferden einsinken sollten.

So mißfällig nun die bisher angeführte Beyspiele allen denjenigen seyn müssen, welche an Ordnung und guter Verbindung der Landgeschäfte unter einander Geschmack haben, und daran frühzeitig gewöhnt worden, so angenehm müssen sie den Contrast finden, welchen ich ihnen in der Beschreibung einer Sommerstallfütterung der Kühe auf einem Königl. Amte, 4 Meilen von Berlin, vor Augen lege, so wie sie im 8. B. Berl. Samml. gelesen, auch im Almanach für D. L. also gefunden wird, und als ein recht ausgezeichnetes Muster einer ordentlichen Wirthschaft angesehen werden muß.

Zwanzig große Elbkühe werden nebst einem Stiere (Bullen) von der Mitte des Mays bis Ende Septembers, also $4\frac{1}{2}$ Monat mit grünem Futter auf folgende Art seit verschiedenen Jahren, auf dem Stalle gefüttert. Frühmorgens, wenn gemolken wird, giebt man das erste Futter von rothem Klee; nach 2 Stunden, das zwote Futter von gutem Wiesengras; nach 2 Stunden das dritte Futter vom Klee. Um 11 Uhr wird das Vieh ausgebunden, und geht 2 Stunden auf dem Hofe herum, und nach Gefallen zum Saufen bey dem Wassertroge. Nach 1 Uhr geschieht die vierte Fütterung mit Klee, und die Kühe werden zum zweytenmal gemolken. Um 3 Uhr giebt man das fünfte Futter vom Klee, um 5 Uhr das sechste von braunen Kohlblättern, von hohem Kohl u. dgl. Um 7 bis 8 Uhr wird zum drittenmal gemolken, und das siebente Futter vom Klee gegeben. Man beobachtet übrigens folgendes.

1) Im Anfang der Stallfütterung hat man selten natürliches Gras, noch weniger Kohl zu füttern; um indessen doch dem Vieh eine Verän-

derung

derung in der Fütterung zu machen, so wird bis dahin junger Klee, der noch nicht in der Blüthe steht, gegen Stroh zu Herel geschnitten, und dies Kurzfutter (in der Mark nennet man alles, was fürs Rindvieh klein geschnitten worden, also) zweymal des Tages gegeben.

2) Der 1te und 2te Schnitt des Klees wird nicht eher gefüttert, als bis der Klee in Saamenknospen zu gehen anfängt, weil es sonst dem Vieh schädlich seyn könnte. Nur wenn der Klee mit trocknem Stroh zu Hexel geschnitten wird, kann man ihn ohne Nachtheil füttern, ehe er in der Blüthe steht.

3) Der Klee darf niemals im voraus gemäht werden, weil er entweder trocken wird, oder sich auch erhitzt; in beyden Fällen aber dem Vieh nicht schmeckt.

4) Das Vieh bekömmt im May und Junius die Woche 2mal, im Jul. und Aug. um den 2ten Tag, und im Sept. täglich einmal Salz zu lecken, allemal 2 Stunden vorher, ehe es zur Tränke ausgelassen wird.

5) Wegen Reinlichkeit des Melkens, da das Vieh von dem grünen Futter dünne purgiret, wird der Stall täglich 2mal mit Streu versehen, und um den 2ten Tag abgemistet. — Stünde das Vieh auf Bohlen, so würde das Abmisten alle Tage geschehen müssen.

6) Um die Hitze und Fliegen vom Stalle abzuhalten, bleibt der Stall den ganzen Tag zu, die Nächte hingegen offen, und wird daher mit frischer Luft durchstreichen. Der Boden über dem Stalle wird nicht mit Leim, Estrich oder Brettern bedeckt, sondern es werden blos Schliete (Stangen, die nicht allzudichte neben einander liegen)

gen) übergelegt, und kein Heu darauf gebracht, damit die Ausdünstungen des Viehes verfliegen können. Auf solche Art steht das Vieh ausserordentlich kühl in den Ställen. (Zur Winterszeit würde, zumal unter Ziegeldächern, das Vieh unter den bloßen Schlieten allzukalt stehen, da sie denn mit Stroh bedeckt werden müssen. Wo nur so genannte Herbstwiesen, oder einschürigte vorhanden, und das Heu erst nach der Mitte des Augusts eingefahren wird, da kömmt das Heu, wenn sonst kein Gelaß vorhanden, doch auch auf die Schlieten des Kuhstalles, und man thut wohl, wenn die Unterlage auf selbigen recht langes Roggenstroh ist, und sodann das Heu darüber gelegt wird. Da es aber im August, wenn Heu aufgefahren worden, noch sehr heiß seyn kann, so hilft man den Kühen damit, daß in den gegen einander überstehenden Wänden des Kuhstalles Oeffnungen oder Luftlöcher seyn, damit die Luft gerade durchstreichen, und den Stall abkühlen könne.)

Zum Melken sind dabey nicht mehr Mägde nöthig, als wenn das Vieh auf guter Weide ginge. (Hierbey muß nur das bloße Melken einzig und allein in Betracht kommen, da das öftere Abfüttern der Stallkühe beständig eine oder mehrere Personen beschäftiget, und von Feldarbeiten abziehet. Dieserhalb können, wo das Dienstvolk knapp, und das Gesindelohn sehr hoch ist, die Oerter aber von großen Städten sehr entlegen sind, und das Molkenwerk daher in geringerm Preise ist, viele Wirthe auch bey mittelmässiger Weide sich zur Zeit noch nicht zur Stallfütterung entschliessen.) Mit Abmähen, Anfahren und Verfütterung des Klees hat statt des Hirten, der das Vieh auf der Weide hüten müßte, ein starker

ker und fleissiger Knecht vollauf zu thun. Zum Anfahren des Klees sind 2 Ochsen, davon der eine Vormittages, der andre Nachmittags angespannet wird. Diese Ochsen werden, wie die Kühe, im Stalle gefüttert, werden dem Sommer über fett, und bezahlen also reichlich ihr Futter.

Die Herbst- und Winterfütterung ist also eingerichtet. Zu Anfang Oktobers, wann der Klee nicht mehr stark wächst, wird das Vieh von dem Knechte, der es bisher gefüttert hat, auf den Kleestoppeln gehütet. Ist der Klee zur Weide nicht mehr hinreichend, so weidet das Vieh Vormittags auf den abgebrachten natürlichen Wiesen, und nur Nachmittags auf dem Klee. Mit solchem Austreiben des Viehes wird den ganzen Oktober, und nach Beschaffenheit der Witterung, noch den halben November fortgefahren. Wenn aber das Vieh in der letzten Zeit nicht mehr satt weiden kann, wird ihm Abends und Morgens im Stalle ein Vorfutter von Kohl, Rüben u. dgl. gereichet. Die darauf folgende Winterfütterung geschieht also.

Morgens ein Futter Stroh, um 10 Uhr ein Futter Heu, um 11 Uhr zur Tränke ausgebunden; um 12 warm eingebrühetes Kurzfutter, und Abends zum Nachtfutter Heu, mithin fünfmalige Fütterung. — Die beyden letzten Monathe im Frühjahre bekömmt das Vieh zweymal warm gebrühetes Kurzfutter, also täglich eine sechsmalige Fütterung. Das Kurzfutter besteht halb aus Strohhexel, und halb aus geschnittenem Klee, auch zum Theil statt dessen Kaff, (Spreu) und Strünke vom hohen Kohl (dieses ist eine Kohlart, die die Höhe von vier bis fünf Fuß und nach der verschiedenen Güte des Bodens fast eines Armes

dicke

dicke Stängel, die mit schlichten und nur wenigen Blättern bewachsen sind, erreichet. Der Poll ist sehr klein, und den hohen und dicken Stängeln gar nicht angemessen. In der Mark nennet man diesen Kohl gemeiniglich Ruppiner Kohl, in Westphalen aber, wo er für Menschen und Vieh stark gebauet wird, schlichter hoher Pommerscher Kohl. Die Stängel, die eben nicht hart sind, werden gemeiniglich in der Herellade kurz geschnitten, im Herbste aber, bevor der Frost kömmt, in kleinen Haushaltungen an der Erde hart abgeschnitten, in kleine Bündel mit Stroh gebunden, und zum Trocknen an luftigen Oertern unter Obdächern aufgehangen.) Weiskohl, auch gelbe und rothe Rüben werden klein gestampft, mit dem Herel zusammen eingebrüht, welches, wenn es verschlagen ist, sammt der Brühe das warme Futter ausmacht. Sind Kohl und Rüben den Winter hindurch nicht hinreichend, so wird in jedem warmen Futter $\frac{1}{4}$ Mätze Kleyen, und in deren Ermangelung $\frac{2}{3}$ so viel Gerstenschrot mit eingebrühet, damit das Vieh zu jeder Jahreszeit fett und im möglichsten Nutzen erhalten werde.

Bey dieser Fütterungsart giebt die Kuh, nachdem sie gekalbet, das 1ste Vierteljahr täglich 6, im 2ten 4, und im dritten und länger 2 Quart Milch. Die Nutzung einer Kuh beträgt jährlich auf 25 Thaler.

Zu dieser Fütterung sind $37\frac{1}{2}$ Morgen mit Klee angebaut, welche außer der Sommerfütterung so viel Klee liefern, als zur Winterfütterung des Viehes erforderlich ist. Kleefelder sind 8 angelegt, davon 4 mit Getraide besäet sind, und 4 jederzeit mit Klee liegen. Alle Jahr

wird

wird ein neues Feld mit Klee besäet, und das älteste Kleefeld wieder zu Getraide aufgerissen. Der Klee wird mit Gerste oder Haber gesäet, und dieser grün verfüttert. Einen Winter um den andern wird er mit langem Mist bedeckt, der im Frühjahre abgehackt wird; und auf dieser Art hält der Klee 4 Jahre aus.

Zur Sommerstallfütterung einer Kuh gehören $\frac{3}{4}$ Morgen, oder 135 Quadratruthen, 3mal zu schneidender und bestmöglichst stehender Klee. Zu den 20 Kühen, 2 Ochsen und 1 Stier werden also $17\frac{1}{4}$ Morgen Klee grün verfüttert, und die übrigen $20\frac{1}{4}$ Morgen zu Heu gemacht. Sind nasse Jahre, so wird der Klee dreymal, im trocknen Sommer aber nur zweymal gemähet, da das Erdreich äußerst hoch und sandigt liegt, und ehe der Klee angebaut, kaum Haberland gewesen ist. Nachdem also trockne oder nasse Jahre sind, bringen diese 200 Morgen 20 bis 30 Fuder Klee, das Fuder zu 16 Zentner, hervor. —

Hier überschaue man nun in diesem Theile der Landwirthschaft die schöne Ordnung. 1) In der Tageszeit die festgesetzten Futterstunden. 2) Die wohlabgetheilte Perioden des Kleeabschneidens. 3) Das nach Monathen, Wochen, Tagen und Stunden abgemessene Salzlecken der Kühe. 4) Das tägliche zweymalige Einstreuen im Stalle und dessen Abmisten um den andern Tag. 5) Die Einrichtungen des Stalles, daß frische Luft hineinkommen, und die Kühe kühl stehen können. 6) Das Abmähen, Anfahren und Verfüttern des Klees durch einen vollauf beschäftigten fleissigen Knecht, nebst den zum Anfahren des Klees sich einander ablösenden, und im Stalle gleich-

falls

falls mit Klee gefütterten, Ochsen, welche den Sommer über fett und darauf verkauft werden. 7) Die besondere Herbstfütterung. 8) Die darauf folgende Winterfütterung. 9) Die Fütterung in den beyden letzten Monathen im Frühjahre. 10) Die mit Klee zur Sommer- und Winterfütterung angebaueten Morgen. 11) Die richtige Folge der mit Getraide und Klee besäeten Kleefelder auf einander, und die Pflege derselben. 12) Die Abpassung des Ackerinhalts zu der Zahl der im Sommer und Winter mit Klee zu fütternden Thiere. 13) Das nach nassen und trocknen Jahren eingerichtete Kleeabschneiden.

Bey dieser Viehwirthschaft findet man nun die Reihe der auf einander folgenden Geschäfte so zusammengekettet, daß die Ordnung nicht richtiger und schöner seyn kann, daher sie denn in dieser Absicht als ein Muster ordentlicher Haushaltung völlig gelten muß, ob es schon auf der andern Seite ausgemacht ist, daß man bey der Stallfütterung, die Milchnutzung, da die Kuh täglich zwey- bis dreymal mehr Milch bey der Stallfütterung vieler Orten giebt, weit höher ausbringet, welchen Falls aber auch zu einer solchen Anzahl von Kühen mehr Klee und Menschen erfordert werden.

15) Der Landwirth muß seinen Fleiß nicht auf die Gewinnung nur einer oder der andern, sondern mehrerer Arten von Naturalien erstrecken.

Es sind unzählige Landwirthschaften, in welchen man immer bey dem alten Herkommen bleibt, und nur die wenigen Arten von Naturalien erzielet, die zu des

Va-

Vaters und Großvaters Zeiten am Orte üblich gewesen sind. Viele Landwirthe kaufen daher lieber die Haushaltungsbedürfnisse, die sie mit mehrerm Vortheile doch selbst gewinnen könnten. Es ist wirthlich, viel zu verkaufen, wenig aber zu kaufen; wenigstens in der Landwirthschaft nicht, was man selbst haben könnte. Denn jeder Landwirth muß es sich zur Grundregel machen, sich vor allem baaren Geldaufwande, so viel möglich, in Acht zu nehmen. G. §. 111.

Hiernächst muß man am hauptsächlichsten auch dieserwegen mehrere Arten von Naturalien, wenn sie sich sonst zusammenschicken erbauen, daß wenn die eine Art derselben fehl schlägt, doch die andre ihrem Abgange die Wage halte. Man muß die Schuld, daß viele Wirthe Stümper bleiben, zurückkommen, ja ganze Provinzen darüber verarmen können, lediglich in der Entgegenhandlung gegen diese Hauptregel halten, wie solches so gleich mit Beyspielen bezeuget werden soll.

Ich freue mich, so oft ich des Hrn. Prof. Beckmanns Grundsätze der deutschen Landwirthschaft in die Hände nehme, und darinne folgendes gleich zu Anfange derselben, S. 34. lese.

Einige zweifeln daran, ob ein vernünftiger Landwirth eben aus der Ursache Naturalien ziehen soll, weil sie in der Landwirthschaft unumgänglich nöthig sind. Da der Vortheil oder Gewinn der Endzweck der Landwirthschaft, so wie aller Nahrungsgeschäfte ist, so scheinet ihnen nur nöthig zu seyn, die allervortheilhaftesten Naturalien, die, nach Beschaffenheit der Umstände zu bauen möglich sind, zum Anbau zu wählen. Ein Oekonom soll z. B. wenn ihm die Viehzucht den größten Gewinnst verspricht, sein Land zu Wiesen machen, und das Getraide, was er braucht, ankaufen; so wie die meisten Engländer unter der Kö-

niginn Elisabeth, nach Errichtung der Wollmanufakturen, würklich thaten. Aber diese Einrichtung ist zu gefährlich. Denn da die Preise der Dinge veränderlich sind, so wird ein Oekonom, der verschiedene Naturalien bauet, doch an dem einen Produkte gewinnen, wenn er, wegen des niedrigen Preises des andern, nichts oder wenig erhält. Wenn eine Art Pflanzen durch Mißwachs, eine Art Vieh durch Krankheit verdirbt, so wird ihn der Verkauf der übrigen besser gerathenen Produkte, wo nicht schadlos, doch wenigstens im Stande erhalten, seine Landwirthschaft fortzusetzen; da hingegen ein Oekonom, der sich nur auf eine Art Naturalien einschränket, **durch Veränderung der Preise, durch Mißwachs und Viehsterben verarmen kann.**"

Endlich ist auch dieserhalb der Anbau mehrerer Arten von Naturalien anzurathen, weil ihre Abwechselung mit andern verursachet, daß jede derselben desto besser geräth. So wird nach Hirse, Flachs, Hanf u. s. f. das Korn desto besser gerathen. Toback, Ertüffeln, Rübsen, Hülsenfrüchte, Turnipse oder weiße Rüben u. s. f. können machen, daß die darauf folgende Waizen- oder Roggensaat desto reichere Aerndten bringet, da es überall in der Erfahrung gegründet ist, daß eine, ohne Abwechselung mit andern, auf einander folgende Feldfrucht schlechtere Aerndten bringet. Je mehr verschiedene Arten von Erdgewächsen sich nun einander abwechseln, desto mehr wird der Ertrag einer jeden, bey vorausgesetzter guter Cultur, vermehret werden.

a) Steele hat eine so starke Brauerey, daß er jährlich an die 30 Winspel Hopfen verbrauchet. Diesen Hopfen kauft er beständig, und bekömmt ihn nicht immer von rechter Güte, weßhalb sein Bier

nicht

nicht beständig von gutem Geschmack und Dauer ist. Er muß zu Zeiten in Mißwachsjahren den Hopfen so theuer bezahlen, daß er mit der Gerste einerley Preiß hat. Als ein Wirth sollte er diese Ausgabe an baarem Gelde ersparen. Denn er hat ungemein weitläuftige Kohlgärten, in welchen er weißen Kohl bauet, welchen er seit der Einführung der Ertüffeln nicht mehr so hoch ausbringen kann, als ehedem. Es steht dahin, da er den Kohlbau durch Taglöhner betreiben muß, ob er damit gar auf die Kosten kommen könne. Nähme er nur den sechsten Theil seines Kohllandes, und verwandelte es in einen Hopfgarten, so bedürfte er kaum die Hälfte der Arbeiter nach der Anlegung des Hopfens. Denn das Kohlland muß jährlich bey ihm gestürzet, und nach einiger Zeit zum Aus- und Einpflanzen des Kohls abermals gegraben werden. Der Hopfen, wenn er einmal gelegt ist, bedarf nur der Hacke und des Stängelns. So fehlt es auch Steelen gar nicht an Hopfstangen; denn er hat vielen jungen Aufschlag von Fichten, woraus die zu dick stehenden jungen Bäume in der Größe der Hopfenstangen zu Brennholz jährlich ausgelichtet werden.

b) Das Dorf Nielsfeld hat so guten Acker, daß die Hälfte des Winterfeldes jährlich mit Waizen bestellet wird. Das darin befindliche Ritterguth braucht jährlich für 50 Thlr. Oel, welches von den Kramern der nächsten Stadt erkauft wird. Der Guthsbesitzer sollte öltragende Pflanzen, die auf Waizenäckern nothwendig das beste Fortkommen haben müßten, anbauen, um selbst Oel zu gewinnen, und die Ausgabe zu ersparen. Hiemit würde er auch seine Unterthanen mehr in Wohlhabenheit versetzen, wenn er sie durch sein Beyspiel

ermunterte, gleichfalls auf ihren Aeckern öltragende Pflanzen, als Raps, Rübsen u. dgl. zu erbauen, damit sie gleichfalls nicht mehr in der Nothwendigkeit wären, Oel zu kaufen, und ihr Geld dafür einzubehalten.

c) In dem Ackerflecken **Grünbeck** bleiben die Ackerleute immer bey dem alten Schlendrian, daß sie keinen Flachs, wozu sie recht guten Acker haben, erbauen. Sie kaufen lieber denselben von ihren Nachbaren. Und doch wird in ihren Häusern viel Flachs jährlich versponnen, indem sich Männer und Weiber des Winters sehr auf die Flachsspinnerey legen, um Garn und Leinwand verkaufen zu können. Auch kaufen sie sich zu ihren Haushaltungen jährlich einige Scheffel Waizen, um das Mehl zu Suppen und Gemüsen zu brauchen. Ihre meisten Aecker stoßen an die Wiesen, wo sie niedriger sind, und weßhalb der Roggen entweder auswintert, oder falls er gut durch die Winter kömmt, zwar recht langes Stroh, aber desto kleinere Körner bekömmt. Sie sollten hieselbst Waizen säen. Dieser würde besser lohnen und auch seltener umschlagen, weil er mehr Nässe als der Roggen ausstehen kann.

d) Das Dorf **Schlalach** bauet fast alle in der Mark gewöhnliche verschiedene Naturalien, so daß man alle Jahre an die achtzehnerley Fruchtarten auf den Aeckern erblicket. Im Jahre 1781 erfror hieselbst aller Roggen, so daß kein Ackerwirth den zwölften Theil der Aussaat wieder bekam. Der Flachs, der hieselbst stark gebauet wird, erfror gleichfalls, daß viele Wirthe kaum den Saamen wieder bekommen konnten. Erbsen und Wicken litten ebenfalls in gleicher Maaße

von

von den Mayfrösten. Einige Jahre zuvor war dem Dorfe das nämliche Schicksal begegnet. Der vierte Theil des Winterfeldes besteht aber aus Waizen, welcher, da er hieselbst erst im October gesäet wird, späte schosset, und zur Zeit der Mayfröste waren die Aehren noch nicht sichtbar. Sie litten also nichts, und die Waizenärndte mußte den Ausfall des Roggens weniger empfindlich machen. Die Bauern, da ihnen das erwähnte Uebel zweymal in kurzer Zeit begegnete, wären ganz außer Stande gekommen, wenn Roggen ihre einzige Wintersaat gewesen wäre. Doch nicht nur dieses, sondern auch folgendes bestätiget die Beckmannsche Theorie.

e) Zu Anfange dieses Jahrhunderts war nur benanntes Dorf noch unter der Zahl derjenigen Oerter, welche nur sehr wenige Naturalien, nichts als Roggen, Gerste und Haber erbaueten. Es hatte aber an seinem damaligen Landgeistlichen, Namens Gerike, einen Mann, der, da er selbst den Ackerbau betrieb, seine Landsleute lehrte, allerley Arten von Produkten zu erzeugen. Er war aus dem Orte selbst gebürtig, hatte aber vor dem Antritte seines Amts sich in der Welt umgesehen, und besonders dabey auf Landökonomie sein Augenmerk gehabt, um zu seiner Zeit das, was er gesehen und gehöret, in Ausübung zu bringen. Da er seine Dorfleute fast als bloße Bettler vor sich sahe, die kaum das liebe Brodt das ganze Jahr hindurch haben konnten, so verbesserte er sofort ihre Umstände damit, daß, da ein Theil der Aecker, wegen ihrer zu niedrigen Lage, als Wiesewachs benutzet ward, er auf seinen eignen Aeckern anfing Waizen zu erbauen, nachdem er jedes Ackerstück durch Aufwerfung hinlänglicher Gräben

nach und nach erhöhete, und so fort seine Landsleute zu seine Nachfolger machte. Ich sage aber nur nach und nach. Denn wenn er auf einmal den Aeckern die erforderte Höhe hätte geben wollen, so würde er, wie es vielen Nachbaren in der Nachbarschaft erging, den Acker todt, oder völlig unfruchtbar gemacht haben.

Wiesen und alle Grasplätze haben nur eine Hand tief schwarze fruchtbare Erde, worauf ein ganz todter Sand folget, der, wenn er zu Tage gebracht wird, gar nichts träget. Er kann an die 30 Jahre auf alle mögliche Art cultiviret und gedünget werden, ohne von seiner Natur abzulassen. Dieserhalb muß nur immer so viel Sand ausgehoben werden, daß er mit der auf der Oberfläche befindlichen Moorerde mittelst des Pflügens vermenget werde. Es wird am besten getroffen, wenn die schwarze Erde gegen den Sand zwey Drittheile ausmacht. Auf solche Weise verwandelt sich der Sand binnen wenigen Jahren ganz in schwarze Erde, und man fähret nach nur gedachtem Verhältnisse fort, alle drey bis vier Jahre aus den Seitengräben der Ackerstücken so lange Sand aus der Tiefe heraus zu bringen, bis der Acker seine genugsame Höhe erreichet hat. Immittelst muß der hiesige Ackermann, da sich die Aecker neben den Gräben wieder senken, fast alle zwölf Jahre aus solchen Gräben wieder Erde empor bringen, und die daran stossende Seiten der Ackerstücke damit belegen, damit sie nicht in ihren vormaligen Zustand zurückkommen, und zu niedrig, mithin zur Fruchtbarkeit untüchtig werden. Diese besondere Beschaffenheit der Aecker erhält nun die Bauren hiesiger Gegend in beständiger, anderswo nicht bekannter, Arbeit, so, daß wenn

ihr Pflug im Sommer und Herbste ruhet, dieselben immer in ihren Ackergräben arbeitend gefunden werden.

Hatte man nun den Acker nach und nach zum Waizentragen tüchtig gemacht, so führte nun der obbelobte Landgeistliche den Anbau der mancherley Naturalien in folgender Ordnung ein.

Erbsen waren zuvor nie hieselbst gesäet, ob schon gegessen und erkaufet worden. Er war der erste, der welche, wie auch Wicken und Linsen in der Brache, aussäete. Da die Bauren sahen, daß das hiesige krautartige Land von den Hülsenfrüchten gebessert ward, indem sie das Unkraut vermindern und unterdrücken, auch um der Abwechselung willen guter Waizen drauf erbauet werde, so folgten sie bald nach. Denn der gemeine Ackermann versucht nichts Neues, ob er es schon irgendwo mag gesehen oder gehöret haben. Er muß es auf seinem eigenen, oder seines nächsten Feldnachbaren Felde selbst sehen, daß eine veränderte Cultur und neue Feldfrucht keinen Schaden sondern Nutzen bringe. Auf gewisse Weise muß man, wie es von so vielen geschieht, nicht verargen. Er sieht nicht auf Theorie, sondern auf Erfahrungen. Denn er hütet sich vor der Gefahr, durch Neuerungen zurück zu kommen, und erwählet immer das Sicherste. Dieses ist bey ihm alles, wenn er die Erfahrungen in der Hand hat. Seine geringen Umstände verstatten ihm nicht, aus seiner bisherigen Situation hervor zu gehen. Er will nichts wagen, weil er bey dem allergeringsten Mißlingen gewagter Unternehmungen so sehr zurückkommen kann, daß er die Wunde in vielen Jahren nicht wieder ausheilen

len kann. Wenn also der geringe Landmann Befehlen und Vorschriften nicht gleich folget, so ist das bey ihm Vorsichtigkeit und Klugheit, nicht immer Dummheit. Er verlangt Beyspiele oder Muster. Diese ist ihm der Wirth des Mittelstandes schuldig, und sie werden seine Verdienste um das Wohl des Haus- und Nährstandes.

Hatten nun aber die hiesigen Landleute das Beyspiel ihres Geistlichen zur Erbauung der vorhin bey ihnen nie üblich gewesenen Hülsenfrüchte genutzet, so verbesserten sie damit ihre Viezucht. Das Erbsenstroh war ihnen statt des Heues bey dem Rindviehe, wovon sie das sogenannte Kurzfutter selbigem machen konnten. Die Wicken verbesserten die Pferdezucht. Da sie sonst nur ganz kleine Pferde hatten, so konnten sie sich nun über ihre Nachbaren hervorthun, und Pferde erziehen, die sie verkaufen können, und immer ihre Liebhaber finden, indem sie von der Größe sind, wie die Dragonerpferde der Preussischen Armee zu seyn pflegen. Sie verkaufen die Pferde, wenn sie 4 bis 6 Jahr alt sind, nachdem sie selbige ein Paar Jahre zuvor im Zuge genutzet haben. Hiebey bietet ihnen aber die vorbesagte Rindviehzucht die Hand, ohne welche die Pferde den obbesagten Wuchs nicht erreichen könnten. Denn jeder Bauer hält auf einer Hufe drey Ochsen zum Pflügen. Die Pferde kommen also gar nicht in den Pflug, auch müssen die Ochsen im Frühjahre, wenn sie noch auf die Weide gehen, den meisten Mist im Februar und März ins Sommerfeld schaffen, welches denn alles auf die Schonung der Pferde hinzielet. Wer von Fremden diese Sache so obenhin ansiehet, tadelt die hiesigen Dorfleute, daß sie zu vieles Gespann halten.

Aber

Aber sie sind sehr zu loben. Alte Ochsen können sie theurer als junge verkaufen, wovon aber bey Pferden das Gegentheil ist.

Es hat aber der hiesige Landmann von seiner vermehrten Viehzucht den Vortheil, daß er desto mehr Mist gewinnen kann. Seine Aecker weichen von der Natur vieler andrer darinn ab, daß sie alle Jahre gemistet werden müssen. Denn die Moorerde ist nur leichte, und läßt das mehr gedüngte Korn bald umfallen und zu Lager gehen, daß es davon faulet oder taubkörnicht wird, und gar nicht lohnet. Dieserhalb muß auch das Gersteland im Frühjahre mit Mist befahren werden, wenn schon solches in der Brache zum Waizentragen ist gedünget worden. Kömmt man nach 3 Jahren wieder herum, so findet man wenig Spuren einer Besserung von Dünger in den Aeckern, weil die darin befindliche Feuchtigkeit die Kraft desselben bald ausziehet, indem, wie oben gesagt worden, unter der obern schwarzen Erde loser todter Sand gefunden wird. Es ist also in hiesiger Gegend dieserhalb die Ackercultur schon mühsamer als anderswo. Sie müßte es also weniger seyn, wenn man mit einmal so viel Dünger in der Brache auflegen könnte, daß in der zweyten Art die Sommerfrüchte davon noch Nutzen hätten. Hiezu kömmt noch die Krautartigkeit, oder die Geneigtheit des Ackers, vielerley Arten von Unkraut von selbst hervorzubringen. Dieserhalb müssen die guten Aecker 4mal gepflüget, und 3mal geegget werden. Die Sandäcker, welche drey Drittheile des Feldes ausmachen, und nur Roggen zur Winterfrucht ertragen, sind ungemein voller Quecken oder Pöden, weßhalb man sie dreymal pflügen und sich eiserner Eggen

bedienen muß, um die Quecken möglichst heraus zu bringen und zu vermindern. Ein schwerer Ackerbau also im leichten Lande.

Da mein zweyter Vorwirth wahrgenommen hatte, daß nach vielen vorhergegangenen trocknen Sommern die kleine Gerste einem öftern Mißwachse, als die große, unterworfen sey, so fuhr er selbst nach Aaken an der Elbe, und hohlete von da einen Winspel große Gerste, die in der ganzen Provinz vorher unbekannt war. Sie ward von ihm 1710 ausgesäet, und gewann gleich im ersten Jahre der bey den Bauern daneben stehenden kleinern Gerste den Rang so sehr ab, daß diese gleich im zweyten Jahre seine Nachfolger wurden, und von nun an theils weniger Miswachs von Gerste, theils davon mehr einzunehmen hatten, indem für die große Gerste der Scheffel 1 bis 2 Groschen mehr als für die kleine bezahlet wird. Hiemit ward nun freilich Saat- Pflug- und Aerndtearbeit noch beschwerlicher. Bey dem Anbaue der kleinen Gerste kommen zwischen nur gedachten Arbeiten mehr Zwischenräume, als Erhohlungen für Menschen und Vieh, vor. Man bedenke nur, daß der Acker zur großen Gerste schon im Herbste des vorhergehenden Jahres gestrichen, gewendet und geegget seyn muß, um gleich nach vergangenem Winter die Gerste einzusäen. Zur kleinen Gerste bedarf es nur des Streichens vor Winter, und in hiesigem leichten Acker eben so nothwendig nicht, da das Streichen auch nach vergangenem Winter noch kann vorgenommen werden, ohne daß die darauf folgenden Bearbeitungen des Gerstackers darunter leiden. Im Frühjahre darf das Wenden des Ackers zur kleinen Gerste gar nicht frühe unternom-

nommen werden, wenn selbiger schon im Herbste zuvor gestrichen worden. Man kann noch vorher die Sömmerung der Brache bevollständiget haben. Bey der großen Gerste aber macht das Mistfahren doch auf die Gersteäcker, nebst der Düngung der zu sömmernden Brache, und gleich darauf folgenden Pflügen der Gersteäcker zur Saat, ungleich mehr Beschwerde, da alles in kurzer Zeit auf einander geschehen muß. Mit der Aerndte ists eben so. Nach Beschaffenheit der Witterung ist die große Gerste entweder vor, oder zugleich mit dem Roggen reif, welches in einem Othem Aerndtearbeiten macht; da bey der kleinen Gerste eine große Zwischenzeit in Ansehung der Abärndtung ihrer und des Wintergetraides statt findet. Dem ohngeachtet findet nun doch das hiesige Landvolk mehr seine Rechnung bey der großen Gerste, so wie alles andre in den benachbarten Dörfern, die auch bald Nachfolger wurden. Immittelst hat man die kleine Gerste nicht ganz fahren lassen. Sie ist in so fern nur zum Theil beybehalten worden, um Aecker damit zu bestellen, welche zu niedrig, und dieserhalb zu Ende des Winters noch zu naß sind. Wenn also der Acker in den folgenden Frühlingsmonathen mehr abgetrocknet ist, so wird er der kleinen Gerste gewidmet. Auch in dem Falle wird sie beybehalten, wenn ein Acker zu sehr vom Unkraut verwildert worden, der von der großen Gerste eher mehr verderben, als verbessert werden würde. Denn da der Acker zur kleinen Gerste erst im Frühjahre vorbereitet wird, so dienen diese spätere Bearbeitungen in der wärmern Jahreszeit dazu, daß mancherley Arten vom Unkraut zerstöret oder gemindert werden. Vortheile genug, wenn

mehr

mehr als einerley Art von Naturalien erbauet werden.

Mit dem eingeführten Waizenbaue ward auch der Flachsbau vermehret. Denn man fand, daß ein, zur Leinsaat gegrabener, und hierauf gewieteter Acker gedoppelt bessern Waizen ertrage. Vorhin konnte auf einer Hufe etwa ein Stein Flachs erbauet worden seyn. Nunmehro kam's aber so weit, daß an die 10 Steine Flachs auf jeder Hufe erbauet wurden. Hievon entstanden nun eifrige Spinnereyen, daß alle Jahre im Orte einige tausend Ellen grobe und feine Leinewand verkauft werden können. Und da man, wie eben gesagt worden, mittelst des Flachsbaues sich bessere Kornärndten verschaffen kann, so geben die Hüfener auch den Taglöhnern jährlich um eine ganz geringe Miethe Leinland zu bebauen, wovon sie Flachs zum Spinnen, und Oel zur Speise und Leuchtung gewinnen. Dieserhalb hat sich auch die Volksmenge vermehret, daß da 1715 nur 150 Seelen im Dorfe vorhanden waren, nun über 300 gegenwärtig sind.

Fand man aber nun einmal, daß der Anbau mehrerer Arten von Naturalien ein mehreres Aufnehmen der Nahrung zuwegebringe, so ging man nun immer weiter. Der forschende Geist des Geistlichen hatte schon 1712 die Rübenart, die beym *Linnaeus* Brassica rapa, (Rapa satiua oblonga seu Foemina *Bauh*) heißt, eingeführet. Es ist dieses die Turneps der Engländer, womit sie, als mit was Neuem, in unsern Tagen so viel Aufhebens gemacht, und so viele deutsche Wirthe getäuschet hat. Unter letztere bin ich auch zu zählen. Denn da man in Oberdeutschland die Turnipse sehr stark anbauete und prieß, so ließ ich

Saa-

Saamen davon von verschiedenen Oertern kommen, erhielt aber solchen, woraus weiße Beete (Beta vulgaris alba vel Cicla Linn.) ward. Nach vielem Forschen kam mir endlich der wahre Saamen zur Hand, und da war es eine Rübe, die schon so lange Zeit unter uns gemein gewesen war. Es ist die weiße Rübe, die ziemlich weit über der Erde hervorsteht, und eben so weit roth von aussen ist. Auf provinzialisch heissen diese Rüben so wohl, als die dicken runden weißen, Wasserrüben, womit man beyde Arten, das länglichte und runde, von den so genannten kleinen Märkischen Rüben, wovon die besten im Teltauer Krayse erwachsen, unterscheidet. Diese Rüben werden in der Brache gesäet, und jetzt fast nur noch zur Rindviehfütterung verbrauchet. Ehemals waren sie auch Speise für Menschen, und haben, da sie sehr strenge schmecken, es aufgehöret zu seyn, seit der Zeit die besser schmeckende Ertüffeln eingeführet, und das Manna des gemeinen Mannes geworden sind.

Auch in der Gärtnerey ward mein Geistlicher Anführer. Da er in einem Nebendorfe einen wüsten Cossäthenhof zum Wiederaufbau als ein Eigenthum überkommen, und dabey einen grossen, ehemals als Acker genutzt gewesenen, Garten vorfand, und ausgeforschet hatte, daß hieselbst die größten Borsdorfer Aepfel werden könnten, so hohlte er sich Bäume dieser Art von einem Geistlichen aus Sachsen, so wie mehrere gute Sorten. Er pflanzte an die 40 Stück Bäume erster Art an, und die Einwohner des Orts, die bisher nichts als Pflaumenbäume gehabt hatten, folgten ihm in der Baumzucht nach, wozu sie die Pfropfreiser von ihrem Anführer bekamen,

nach-

nachdem sie Stämme dazu aus dem Kern erzogen, oder Wildlinge aus den Wäldern angesetzet hatten. Nachdem nun die Einwohner allerley Sorten von Obstbäumen angepflanzet hatten, ist es ihnen nie begegnet, daß sie ganz leer vom Obste in einem Jahre ausgegangen wären. Hätten sie nur eine Art davon gehabt, so würde es ihnen in manchen Jahren doch daran gefehlet haben. Hiernächst war ihnen eine neue Quelle zur Geldeinnahme eröffnet worden. Denn da nun besonders die Borsdörfer Aepfel, als die größten und schmackhaftesten in der ganzen Gegend, bekannt geworden, so hat die nahgelegene Stadt Treuenbriezen dem Orte immer am ersten sein Obst abgehohlet. Zwar waren im harten Winter 1740 fast alle Borsdörfer Aepfelbäume erfroren, man hat aber wieder junge angezogen, und thut es noch. Man hat Kornmißwachs am Orte gehabt, daß die Einwohner nicht einen Scheffel Korn verkaufen können. Sie haben aber oft in solchen Mißwachsjahren das Glück gehabt, vieles Obst zu verkaufen, und hiemit ihren Kornverlust so ziemlich zu ersetzen. Ohngeachtet die Aepfel 1782 so wohlfeil waren, als man es sich bey Menschen Gedenken kaum zu erinnern weis, so ward dem Orte dennoch der Scheffel Borsdörfer mit 2 Thlr. die ausgesuchten aber mit 2 Thlr. 16 gr. bezahlet.

In Ansehung der Küchengewächse blieb man auch nicht bey wenigen Arten bestehen. Alle mögliche wurden erbauet, wenn man diejenigen ausnimmt, welche den Fleiß eines sogenannten Kunstgärtners erfordern. Unter diesen Gewächsen zeichnen sich die Bollen, Zwiebeln, oder Zipollen, am meisten aus. Es sind die größten in der Pro-

vinz;

vinz, werden aus den Häusern abgehohlet, und in manchen Bauergärten $\frac{1}{2}$ bis 1 Winspel erbauet. Auch der Hopfen wird hier stark gebauet.

Nach diesem Orte nun haben sich mehrere benachbarte Dörfer im Preussischen sowohl als im Sächsischen gebildet, und wenn man diese seit dem Anfange unsers Jahrhunderts umgeschaffene Dörfer mit dem angränzenden so genannten Flämmige vergleichet, so fällt der Unterschied beyder Gegenden sehr in die Augen, daß man gar merklich sehen kann, was die Industrie des Landvolks ausrichten kann. Auf dem Flämmige, dem es sehr an Wiesen mangelt, ist 4 bis 6mal besserer Acker als hier. Denn er ist ein guter sich fast durchgängig gleicher Lehmboden. Hier sind 3 Theile Sand, wovon $\frac{1}{2}$ Theil lockerer Flugsand ist; 1 Theil des Feldes aber besteht aus Aeckern, woran die Industrie nimmermehr zu künsteln aufhören kann. Auf dem Flämmige hat jeder Bauer zwey- und mehrmal mehr Acker als ein hiesiger. Und doch steht ein hiesiger Bauer besser als jener. Reicher auch? Dieses wollte eben nicht sagen, da Reichthum nur was Relativisches ist. Wenn man aber reiche Bauern diejenigen nennen will, die ohne Schulden sind, und sich keine Reste in Ansehung der herrschaftlichen Abgaben anschreiben lassen, so gebe solches zu. Es giebt ja wohl hin und wieder einige unordentliche und deßhalb zurückgekommene Wirthe, allein die größte Zahl macht auch hier den Namen. Woher kömmt nun aber diese Ueberlegenheit der hiesigen Bauern über die Flämmigen? Daher, daß sie dreymal mehr Naturalien als diese erbauen. Hier ist die Nebeneinanderstellung derselben.

Auf

Auf dem Flämmige; Roggen, Gerste, Haber, nur wenige Hülsenfrüchte, Heidekorn, weiße Rüben auf dem Felde, wenig oder gar kein Flachs, wenigstens keines zum Verkauf. In hiesigen Gegenden hingegen kann man alle Jahre auf dem Felde sehen; Waizen, Winter- und Sommerroggen, große und kleine Gerste, Haber, Heydekorn, Erbsen, Wicken, Linsen, Flachs, Mohn, Hirse, Turnipse, Hanf, Ertöffeln, Toback, Hopfen und Zipollen nebst allen übrigen Küchengewächsen.

Nun muß man freilich bey einer Zusammenverbindung so vieler Erdgewächse sich recht fleissige und ordentliche Landleute gedenken. Die unfleissigen cultiviren ihnen je weniger desto lieber gar nicht viele Arten von Naturalien. Die unordentlichen aber sind nicht vermögend, Naturalien, deren Cultur so verschiedene Zeiten und Zubereitungen, auch geschickte Zusammenknüpfungen erfordert, mit Vortheil zu erziehen. Dieserhalb findet man in hiesiger Gegend sehr gewandtes Landvolk, welches in allen Provinzen fortkommen kann, und welches umgekehrt selten gilt.

Aber eben diese Reihe so verschiedener Produkte spannet auch den ländlichen Fleiß zum höchsten. In der Aerndte wird von Morgen um 3 bis 4 Uhr, bis Abends um 10 Uhr hingearbeitet. Im Frühjahre und Herbste von 4 Uhr Morgens bis Abends 7 Uhr. Des Winters, so lange Korn in den Scheunen zu dröschen ist, eben so lange. Und das aus dem Pabstthume herrührende hier noch gewöhnliche Mettenläuten, des Winters früh um 4 Uhr, lassen sich ordentliche Dörfer nicht gern abbringen, weil sie solches zum allgemeinen Signal zum Anfangen des Dröschens

gebrau-

gebrauchen, bey dessen Unterbleiben Unordnungen entstehen, wenn, da die Thurmuhren nicht überall zu hören sind, die eine Haushaltung zu frühe, die andere zu späte anfangen sollte. Nicht zu gedenken des Murrens abseiten des Dienstvolkes, wenn es vor der Zeit arbeiten soll, und des Verlustes an der Arbeit, wenn kein allgemeines Signal vorhanden ist, und das Gesinde zu späte aufstehet. Der Hexel für die Pferde und das Rindvieh wird von früh um 4 Uhr an bis zum Anbruch des Tages im Winter, und Abends vom Finsterwerden an bis um 7 Uhr geschnitten, die Tageszeiten aber andern in der Jahreszeit gewöhnlichen Arbeiten gewidmet. Ist vor Landvolk, das wegen seines Fleisses mehr gerühmt zu werden verdiene?

16) Neue Versuche müssen mit vieler Behutsamkeit unternommen und ausgeführet werden.

Wenn man nicht zu den Reichen dieser Welt gehöret, so muß man sich nicht zu vielen oder zu solchen Versuchen berufen zu seyn glauben, welche ins Große gehen, indem man beym Verfolg derselben unglücklich, und ein Spott seiner Welt werden kann. Sagt uns nun unser Hausbuch, daß wir von unsrer Einnahme und Ausgabe nur wenig Ueberschuß haben, so können wir uns in gar keine neue Versuche einlassen, indem wir allererst den Nothpfennig zu besorgen und ihn zu bewahren haben, weil in der Landwirthschaft mancherley Unglücksfälle, als Mißwachs, Hagelschlag, Viehseuchen u. s. f. entstehen können, zu deren Uebersteyung ein behutsamer Hausvater den Nothpfennig doch in Bereitschaft haben muß. Ist man so weit gekommen, daß man bey seinen Speculationen in neuen Versuchen den Noth-

pfennig nicht mehr angreifen darf, so muß man sich vorerst in keine andere Versuche, als solche, einlassen, die wenig bey ihrem Mißlingen kosten, und wenn sie gelingen, was Erhebliches einbringen. Man thut wohl, wenn man noch nicht viel Erfahrung vor sich hat, daß man ältere Wirthe zu Rathe ziehe, und um sich her sehe und frage, ob, und wie dasjenige, was wir im Sinne haben, bereits in der Nachbarschaft versucht worden; ob es guten oder schlimmen Fortgang gehabt; und wenn das letztere ist, welches die Ursachen oder Hindernisse gewesen sind, weßhalb ein angefangener Versuch nicht hat ausgeführet werden können.

Große und ins Weitläuftige gehende Versuche sind nur für Reiche, und alle und jede zu Versuchen aufgelegte Köpfe müssen, ihr Vermögen mag beschaffen seyn wie es will, keine Ehrensache daraus machen, wenn die Unternehmung so in die Kosten hineinführet, daß das Ende nicht abgesehen werden kann, die Segel nicht einzuziehen. Denn es ist dieses der Hauptfehler vieler Unternehmer, daß sie sich nicht in Zeiten zurückziehen, und dieserhalb um das Ihrige kommen. Eine gute Retirade im Kriege gereicht einem Feldherrn eben so sehr zum Ruhme, als eine gewonnene Schlacht.

a) Wenn man große neue Versuche nur reichen Männern zuerkennet, so wird bey vielen noch immer die Frage übrig bleiben; welches sind denn diese reiche Wirthe? Mich deucht, man müßte diese Frage nach folgendem Beyspiele entscheiden. Siegmann hat ein Landguth, welches 30000 Rthl. taxiret ist. Diese 30000 Rthlr. sind nun der Vermögensstamm des Siegmanns. Er hat diesen Stamm so gut benutzet, daß er von und über solchem 30000 Thlr. oder noch mehr, baa-

res

baares Kapital erworben und ausstehen hat. Nun kann er mit etwanigen neuen Versuchen schon ins Große gehen, in so fern sie seinen Baarschaften angemessen sind. Er müßte nun seine Speculation machen, daß ihm der neue Versuch, im Fall er mißlünge, höchstens nur 10000 Rthlr. gekostet hätte; falls er aber gelinget, wohl 30000 Thlr. und darüber einbringen könne. Hätte Siegmann aber über seinem Schuldenfreyen Guthe von obbenanntem Werthe nur erst 5000 Thlr. baares Kapital, so wäre dieses erst sein Nothpfennig, den er nicht angreifen muß. Wäre sein Kapital 10000 Rthlr. so müßte er sich noch auf kleine und nicht sonderlich ins Große gehende Versuche einschränken.

b) Da neue Versuche eben so leicht ihre Urheber zu großem Reichthum hinaufführen, als in große Armuth herabstürzen können, so muß man die zu versuchende Unternehmung nicht von einer Seite ansehen, damit man nicht durch die Berechnung des davon zu haben könnenden Gewinnstes fortgerissen werde, und sich nicht zu voreilig an die Ausführung mache. Dieserhalb muß man nicht gleich seinem ersten Gedanken folgen. Man muß als Oekonom ins Weite sehen können, sich alle dabey vorkommende Bedenklichkeiten, eine nach der andern, zergliedern, und es als eine Schulfüchserey halten, solche zu Papiere zu bringen, um sie sich, nicht gleich am ersten oder zweyten Tage nachher, da die Liebe zum Neuen und zum Gewinne noch zu warm ist, sondern noch später, und falls man sich selber nicht trauen darf, guten Freunden vorzulegen. Beyspiele unterrichten in praktischen Dingen weit mehr als Theorie. Ich will daher eine sehr berühmte Geschichte von

neuen ins Große gehenden Versuchen hersetzen, und hierauf die Bedenklichkeiten und Urtheile folgen lassen, wie sie sich die Oekonomen in solchen und dergleichen Fällen mehr als einmal zur Ueberlegung, auch wohl Prüfung erfahrner guter Freunde vorlegen sollen. Ich erwählte hiezu die in unsern Tagen so viel Aufsehens gemachte neue von Brenkenhoffische Versuche mit Einführung großer und fremder Racen Thiere, so wie sie im mehrmals belobten Almanach für deutsche Landwirthe beschrieben sind.

aa) Der Herr Geh. Finanzrath v. **Brenkenhoff** legte eine große und kostbare Stuterey an, ließ zur Verbesserung der Pferdezucht an 600 Stück Stuten und Füllen an der türkischen Gränze aufkaufen; und durch seine Einrichtungeu gedieh die Pferdezucht in den Netzbrüchen bey Driesen in kurzer Zeit sehr weit, so daß daselbst bey den Unterthanen, schon Pferde gezogen wurden, welche man gern mit 60 bis 80 Thalern bezahlte. Er selbst verkaufte 1778 an 50 bis 60 Pferde an die sächsische Armee, das Stück um 24 Ducaten. So nützlich diese Anlagen für den Staat und die dortige Gegend waren, so wenig Vortheile hatte doch der Urheber selbst davon.

Ueberlegungen und Fragen:

1) Manche Fürsten haben ihre Stutereyen, deren Anlage recht vieles Geld gekostet hat, wieder eingehen lassen, was können sie für Ursachen dazu gehabt haben?

2) War wohl dieses nicht die Ursache, daß der Aufwand die Einkünfte davon überstieg, oder daß es an guter Aufsicht ermangelte, und et-

wa

wa nach einem Sachverständigen Aufseher oder Verwalter der Stuterey nachlässige und unkundige Männer gekommen sind?

3) Es sind große militairische Reiche, in welchen das Finanz- und Cameralwesen auf guten Principien besteht, deren Beherrscher ihre Remontepferde größtentheils ausserhalb Landes aufkaufen lassen, und Behufs derselben nicht auf Anlegung eigener neuer Stutereyen gedenken: Sollte dieses nicht der Grund solches Verfahrens seyn, daß sie die auswärtigen Pferde wohlfeiler, als beym Selbsterziehen, haben können?

4) Sollte es sich nach einem genauen Ueberschlage wohl nicht finden, daß, mit Einrechnung der neuanzulegenden Gebäude und dem Unterhalte der Stallbedienten, Gras, Heu und Korn im Verkaufe, Vermiethung oder Verwendung auf Kuhmelkereyen, Fettweiden, Schäfereyen u. s. f. höher, als bey einer Stuterey, auszubringen seyn?

5) Wenn man beym Ueberschlage die Anzahl der jährlich zu verkaufenden Pferde und ihren Preis ausgeworfen; ist sodann im Calcul beyderley Art nicht zu viel geschehen, und ist aus ökonomischen sonst bekannten Gründen die Mittelzahl und der Mittelpreis der zu verkaufenden Pferde auch wohl angenommen worden?

6) In hiesigen Landen sind die Racen aus dem Königreich Preußen, Meklenburg, Hollstein, Friesland, Hannover u. s. f. beliebt und berühmt: Wie wird es anzufangen seyn, daß die neuanzulegende Stuterey Ruhm und Kundschaft bekomme?

7) Werden die Pferde in der Stuterey wohl selbst gesucht, oder auf den Markt zum Verkauf fort geschickt werden müssen?

8) Wenn die Pferde nicht am Orte selbst verkauft, sondern auf die Pferdemärkte umher gesendet werden sollen; werden hiezu geschickte und treue Leute wohl zu finden seyn, damit das Umherreiten mit den Pferden nicht zu viele und unvorhergesehene Kosten mache, oder falsche Rechnungen gemacht werden?

9) Falls dieses letztere zu besorgen ist, was ist sodann für ein Ausweg zu erwählen?

10) Sollte es wohl nicht zu viel gewagt seyn, 600 Stuten und Füllen auf einmal aufzukaufen; und wäre es wohl nicht gerathener, einige fremde auserlesen schöne Hengste und Stuten anzuschaffen, und sodann auch einländische gut gewachsene Stuten von den fremden Hengsten belegen zu lassen?

12) Es ist bekannt, daß besonders bey den Pferden die Nachzucht mehr dem Vater als der Mutter gleichet; Wollte man nun, da man übersehen kann, daß mit einer Stuterey nicht auf die Kosten zu kommen sey, und vielmehr ein starker Verlust daraus erwachsen könne, aus Patriotismus lieber rare ausländische Hengste halten, und die Stuten der Unterthanen damit belegen lassen, zumal der Nutzen von einer solchen Einrichtung dem Patrioten ganz sicher ist, und sehr leicht berechnet werden kann?

bb) Er führte Ostfriesisches Rindvieh ein, und verbesserte durch solches das Landvieh ungemein. Ein Ostfriesischer Zuchtstier wurde gerne mit 40 und mehrern Thalern bezahlet. — Ee schaffte eine Menge von Podolischen Kühen an, welche, da sie

sie in ihrer Heymath blos zur Viehzucht gewidmet und in den dasigen Wildnissen nie gemolken zu werden gewohnt sind, auch nach Absetzung ihrer Kälber nicht die mindeste Milch von sich erzwingen liessen. Er suchte sich jedoch von selbigen in der Art einen großen Nutzen zu verschaffen; daß er sie zu Ammen der Ostfriesischen Kälber machte, und dadurch die weit reichere Milch der Ostfriesischen Kühe zur Vermehrung des Molkenwesens erhielt.

Fragen:

1) Welches ist eine recht gründliche Verbesserung des Landwirths zu nennen, diejenige, da man unter vielen Kühen, besage der H. M. B. IV, S. 536. ff. diejenigen Kühe auswählet, welche unter allen übrigen im Stalle die meiste Milch geben, und daher von diesen einzig und allein die eigene Nachzucht sucht und beybehält; oder diejenige, da man nur überhaupt nach großem Rindviehe trachtet, und solches aus der Fremde mit größern Kosten kommen läßt?

2) Ist es nicht nach der H. M. B. IV. S. 536. ff. ganz richtig, daß man nur Futter oder Weide seiner Kühe bessern darf, um größere Nachzucht als der Vorstamm war, zu erziehen, und ist solches nicht aus Holland und Friesland bekannt, daß, nachdem das Vieh an Seuchen ausgestorben gewesen, und man daher ganz kleines aus Deutschland müssen kommen lassen, davon in der zweyten und dritten Generation eben so großes Vieh, als das vormalige, wiederbekommen, mithin der Grund der

mehrern Größe des Rindviehes einzig und allein auf mehr und besser Futter und Weide beruhe, daß es daher des Ankaufens größerer Kühe und Stiere oder Bullen gar nicht bedürfe?

3) Ist es noch nicht eben daher, aus eigener, oder andrer Erfahrung, schon erprobet, ja schon von ferne her einzusehen, daß größeres Vieh aus der Fremde, wenn es bey uns auf schlechter Weide, oder in geringeres Futter kömmt, weniger Milch, als unser gewöhnliches Vieh, gebe, und in der Nachzucht sodann ganz und gar ausarte?

4) Sollte es nicht eben daher nach diesem Grunde bessere Oekonomie seyn, wenn man, um große Nachzucht zu haben, den Kälbern die ganze unverminderte Muttermilch ließe, um ihren Wachsthum von dem Anfange ihres Lebens an nicht zu vermindern? S. H. M. B. IV. S. 540. ff.

5) Da es vermögenden Landwirthen gar nicht verarget werden kann, daß sie auf was ausserordentliches worinn halten, und also z. B. ein oder das andre ausserordentliches großes Stück Vieh halten; wollte man denn nicht den allerkürzesten Weg dazu erwählen, und ein oder das andre Kalb gleich den Pferden ein halbes Jahr und darüber saugen lassen, so wie der Verfasser der H. M. es schon vor vielen Jahren mit den Schaafen erprobet hat? Und bliebe auf diesem Wege nicht das Geld im Lande?

cc) Er ließ Büffelochsen und Kühe kommen, legte eine eigne Zucht davon an, welche ganz gut einschlug, so daß er 1775 schon über 60 Stück, worunter 40 tragende Kühe waren, hatte. Er setzte auch

auch auf die Büffelkühe Friesische Stiere, und auf die Friesischen Kühe Büffelstiere, und erzog vortreffliche Kälber von dieser Vermischung. Der Unterhalt dieser Viehart war noch leichter als des gemeinen Viehes, und es war selbst viel wohlfeiler anzumästen. Zum Pfluge und wirthschaftlicher Arbeit waren die Büffel wenig zu gebrauchen; zum Ziehen schwerer Lasten aber desto brauchbarer. Sie wuchsen innerhalb 4 Jahren so, daß sie 7 bis 800 Pfund wogen, und eine Haut, welche die besten englischen Sohlen und das sogenannte Pfundleder giebt, wurde mit 4 bis 5 Friedrichsd'or bezahlet. Sie hatten weit mehrers Fett als andere Ochsen, ein schönes mit Fett durchwachsenes Fleisch, welches besonders geräuchert, und als Pöckelfleisch vortrefflich war. Angemästete Büffel wurden gerne mit 90 Thalern bezahlet. Anfänglich war die Milch schwer, jedoch nachher desto leichter von den Kühen zu erhalten. Ihre Sahne wurde mit der von den Landkühen vermischt, gab eine sehr wohlschmeckende Butter und Käse, die den Ziegenkäsen und der Mährischen Bimse gleich kamen. Da dies Vieh sich also reichlich bezahlt, so würde seine Unterhaltung und die Nachahmung dieser Benutzung in der Landwirthschaft vortheilhaft seyn.

Fragen:

1) Da der Büffel eigentlich in Asien und Afrika als ein wildes Thier zu Hause gehöret, aber bereits gegen das siebente Jahrhundert in Italien naturalisiret, und daselbst zum Hausthiere geworden, und daher auch von den Deutschen daselbst nun seit vielen hundert Jahren bereits

gesehen und gekannt worden; warum hat keiner derselben es sich je einfallen lassen, Büffel aus Italien kommen zu lassen, und sie unter uns gemein zu machen?

2) Ist es vielleicht deshalb geschehen, daß man nicht eigene Heerden und Ställe von ihnen anlegen wollen, weil man, wie Büffon schreibt, zwischen den Büffeln und Europäischen Ochsen oder Kühen eine gewisse Feindschaft und Unvertragsamkeit geglaubet, so doch durch die von Brenkenhoffsche Versuche nun wiederleget ist, da so gar die zuvor unmöglich gehaltene Begattung dieser beyden Thierarten gut von statten gegangen, und also die bisherige Naturgeschichte in diesem Punkte eine Berichtigung erhalten?

3) Da es bekannt ist, daß die in Italien reisende Deutschen, wenn sie auf dem Wege von Rom nach Neapolis besonders Büffelfleisch, statt des Rindfleisches, essen müssen, solches nicht nur von einem eckelhaften Geschmack, sondern auch widrig riechend gefunden haben; wird sodann in Deutschland das Büffelfleisch wohl dem Rindfleische je an die Seite gesetzt, und mit der Zeit wohl eben so gut verkauft werden können?

4) Und da von der Milch und Butter der Büffelkühe das Nämliche nicht unbekannt seyn muß; kann die Vermischung dieser Butter mit der von den Landkühen nicht machen, daß die Butter des Orts in üblen Ruf kömmt, und daher überhaupt der Absatz der Butter und der Käse sodann nicht vermindert werde?

5) Der Büffelochse ist nicht im Pfluge, nur vor dem Wagen zu gebrauchen; wird dieserhalb der

Euro-

Europäische Ochse, der zu beydes zu gebrauchen, und in Ansehung des Fleisches mehr gangbare Waare ist, nicht immer den Preis behalten?

6) Wenn von den Büffelkühen im Anfange die Milch so schwer zu erlangen ist, wie solches auch von den Podolischen Kühen bemerket wird; sollte man ihnen nicht die Milch eben so wie wilden Landkühen abgewinnen können, wenn ihnen ein alter Sattel, oder noch besser, eine nasse Schürze oder ein nasser Sack über den ganzen Leib gelegt wird?

7) Wenn's auf unter uns seltene und ausserordentlich große Thiere abgesehen seyn soll, warum wollte man nicht suchen den Auerochsen wie solches mit den Büffeln so gut von statten gegangen, oder wenn der alte Ochse zu wild bleibet, junge Auerochsen oder Auerkälber beyderley Geschlechts zu fangen, und zu versuchen, ob sie auch Hausthiere werden können, da man weiß, daß der Ochse eine Höhe von 7 Fuß erreichen und oft zwanzig Zentner und darüber wiegen kann? Und wenn es auf dicke Häute eben so sehr, als auf recht wohlschmeckendes Fleisch abgesehen seyn sollte, so müßte das in Europa immer seltner werdende Elendthier vorzüglich zum Zahmmachen gesucht werden. Auch unser rother Hirsch empfähle sich, da er immer seltner wird, der Aufmerksamkeit eines vermögenden Landwirthes, um ihn, da ihn in der Geschwindigkeit nichts übertrifft, gleich den Rennthieren im Zuge zu benutzen. Daß er zahm werde, davon hat man die häufigsten Exempel. Nur fühlt er sich in der Brunstzeit, da man ihm sein Gehörne abnehmen könnte. Wollte man den männlichen Hirsch gar verschneiden,

so

so hätte man keine Rückfälle zur Wildheit zu besorgen, und hätte sodann von ihm mehr Fleisch und Feiste zu hoffen, da man zu Zeiten Hirsche gejaget hat, die an die 650 ℔. und darüber gewogen haben, da sie sonst in unsern Gegenden gemeiniglich nur drey- bis vierhundert Pfund haben.

dd) Er hatte die Idee, sich eine eigene Zucht von Kameelen von dem sich angeschafften Paare anzulegen. Das den 29ten März 1774 belegte Kameel brachte den 24ten März 1775 ein Junges, welches aber von der Mutter erdrückt wurde, und diese bald darauf selbst mit Tode abgieng. Der Hengst crepirte aber durch einen besondern Zufall.

Fragen:

1) Kameele sind unter allen Hausthieren die nützlichsten, weil sie mehr als andre Thiere gleicher Größe tragen, und in einem Tage damit 3 bis 4mal weiter kommen können, und doch weit weniger zu unterhalten kosten, da sie meistentheils mit Disteln, Nesseln und schlechtem Grase, oder einer kleinen Portion Bohnen und Gerste für lieb nehmen; eine gesunde und schmackhafte Milch haben; die Haare in Manufakturen, der Urin zu Salmiak, der Mist aber statt des Holzes zu gebrauchen, indem er nachdem er ein Paar Tage an der Sonne gelegen, wie Zunder Feuer fängt: Worauf soll es mit ihrer Erziehung abgesehen seyn!

2) Wie kömmt es, daß bey so großem Vorzuge vor den Pferden ihr Gebrauch bey unsern Armeen nicht eingeführet wird, und ist wohl nicht die-

dieses die hauptsächliche Ursache, daß die ihrer ungewöhnten Pferde im Train und bey der Artillerie vor ihnen sich scheuen und ausreissen, ja die Pferde schon von weiten ihre Witterung haben, und sie nicht ausstehen können?

3) Wäre dieses richtig, könnte ihr Gebrauch nicht wie bey den Caravanen des Orients eingeführet, und da ein Kameel an die 800 Pfund tragen kann, selbige nicht statt der Frachtwägen, Kaufmannsgüther von den Messen ab- und zuzuführen, gebraucht, folglich eine große Ersparniß der bisher gewöhnlichen Frachtkosten und also eine Wohlfeilheit der Waaren hiemit erlangt werden?

4) Die Kameele sind ihren Führern sehr treu und ergeben, lassen sich von ihm durch ein bekanntes Zurufen, durch ihr Singen, oder den Klang ihres Instruments sonder Peitsche zur beschwerlichsten Arbeit ermuntern: Sollte es daher nicht gerathener seyn, ihre ersten vaterländischen Führer gleichfalls mitkommen zu lassen, damit sie durch hiesige Europäische Wärter nicht verwöhnet, oder in der Pflege verdorben werden?

5) Speculiret man mit der Kameelzucht nur darauf, daß man, ohne auf Caravanenart Meßgüter fortzuschaffen, nur von Landgüthern, die sehr weit von großen Städten entlegen sind, mit einem oder dem andern Kameele geschwinde und viele Produkte, als Milch, Butter, Käse u. s. f. zu Markte bringen wolle?

6) Zielet man nun auf eine oder die andre nur gedachter Bestimmungen, wie wird man zu der dazu schicklichsten Art von Kameelen sicher und zuverlässig gelangen können? Denn man unterschei-

scheidet 1) das Türkische Kameel, welches zum wenigsten 800 Pfund träget, aber in den Sommermonathen nicht zu gebrauchen, weil es die Hitze unter der Last nicht ertragen kann. 2) Das Arabische, welches 500 Pfund trägt, die Hitze verträgt, und 15 Tage dursten kann. 3) Der Dromedar, welcher in einem Tage weiter, als die andern in drey Tagen gehet. 4) Das Persianische Kameel, wovon die eine Art zween, die andre einen Höcker hat. Von diesen letztern giebt es wieder 4 Sorten, nämlich eine, die in Persien Ner d. i. männliche heißen, und von einem Kameele mit 2 Buckeln und von einer Kameelin mit einem Buckel gezeuget werden. Sie werden für die besten geachtet, und tragen 9 bis 10 Zentner Last, sind nicht leicht zu ermüden, und das Stück wird zuweilen auf der Stelle mit 100 Thl. bezahlet.

cc) Er hatte Türkische und Macedonische Böcke, davon das Stück 90 bis 100 Pfund wog. Die Wolle dieser Schaafe war etwas gröber, als die Landwolle, aber für die Zeugmacher zur Verfertigung der Friese und Türkischen Decken vorzüglich. Ein Stück gab über 8 Pfund Wolle, und ihre Schwänze, wenn sie recht fett sind, haben allein 16, 18 bis 20 Pfund Fett. Er schaffte zur Veredelung der Landschaafe Hollsteinische, Eiderstädtsche, und einen Englischen Bock um 200 Dukaten an, durch welchen auch in Zeit von 4 bis 5 Jahren eine Menge schöner, großer Lämmer erzeuget wurden; indessen war die, durch einen einzigen Bock beabsichtete Verbesserung des Schaafstandes einer ganzen Gegend sehr übertrieben, indem er jährlich 200 Mutterschaafe belegen

mußte,

mußte, daher er auch nicht lange lebte. Die Eiderstädtische Böcke würden vielleicht sichrer die Absichten der Veredelung befördert haben; allein diese wurden nur wenig von ihm geachtet.

Fragen:

1) Wohin zielet man mit Türkischen und Macedonischen Schaafböcken?
2) Ist dem Staate oder dem Manufakturwesen nicht mehr mit feiner, als grober Wolle gedienet?
3) Will man nur allein mit größern Thieren brilliren, wirds denn so nöthig und nicht vielmehr gründlicher seyn, die Schaafe durch sich selbst in der Nachzucht so zu vergrößern, daß sie mehr Fleisch und Wolle nicht nur haben, sondern auch gesünder und länger, als nach der alten, bey den Schäfern hergebrachten Unterhaltung derselben, leben mögen, so wie solches bereits oben in Ansehung des Rindviehes besagt, und im Wittenberg. Wochenblatt St. 10. 1774. bekannt gemacht, seint der Zeit aber von mehrern Landwirthen hin und wieder glücklich nachgemacht worden?
4) Einem Schaafbocke werden gemeiniglich nur 20 bis 25 Schaafe zum Belegen zugetheilet, was kann daraus werden, ihm jährlich 200 Schaafe belegen zu lassen?
5) Außer der voraus zu sehenden kürzern Lebenszeit des Englischen Bocks bey der übertriebenen Belegung wird die Nachzucht schwach, oder stark, werden können? Fortes fortibus creantur.
6) Da zur Verfeinerung der Wolle mittelst ausländischer Böcke in Schweden und manchen

Gegenden Deutschlands so wohl eingeschlagene Proben gemacht worden, warum will man der längst bekannten Verfahrungsart der Schweden und mancher Deutschen nicht nachgehen?

ff) Er ließ Englische große Schweine kommen, und vermischte solche mit Westphälischen, wovon ein in das dritte Jahr gehendes 4 Zentner wog. Er verkaufte von der Zucht dieser Schweine willig an die Nachbaren, und verbesserte die Landrace dadurch gar sehr. Der gewöhnliche Preis für ein Paar dergleichen angemästete Schweine war 20 bis 24 Thaler, ja er erhielt für ein Paar ausserordentlich großer und fetter Schweine, wovon jedes Stück über 900 Pfund wog, von einem Berliner Schlächter 140 Thlr. Eben auch führte er die großen Moldauischen Schweine ein.

Fragen:

1) Was hat man für eine Absicht bey der Einführung ausländischer Schweine, die an Größe die einländischen übertreffen?
2) Herrschet hiebey wohl nicht auch das noch sehr gemeine Vorurtheil, daß große Thiere eine grosse Nachzucht geben müssen, so wie solches in Ansehung des Rindviehes und der Schaafe zuvor bemerkt worden?
3) Läßt sich nicht in dieser Absicht der allgemeine Grundsatz; Von nichts wird nichts, oder von wenigem geringem Futter erwächst nur kleines oder schlechtes Vieh; hier vollkommen anwenden?

4) Kann

4) Kann man nun nach der Lokalität den Landschweinen das Futter bessern, wird man sodann nicht größere Schweine als sonst erziehen, wie solches bey manchen vaterländischen Brau- und Brandtweinbrennereyen alle Tage gesehen werden kann, daß die Schweine, nach dem bekannten Sprichworte, nicht nach dem Tage, sondern nach dem Troge gedeihen, und letzterer es macht, daß ein jähriges Schwein größer ist als ein vierjähriges schlecht gefüttertes?

5) Hat man die Absicht bey der einzuführenden fremden größern Schweineart, seinen Schweinen einen großen Namen zu machen, und aus entfernten Hauptstädten die Schlächter, die sonst nicht einen so fernen Weg reisen möchten, an sich zu locken und zu gewöhnen; wird sodann nicht die erste Frage seyn müssen, ob Brau- und Brandtweinbrennerey die Kundschaft unterhalten, oder Falls gar Körner an die Schweine zu verwenden, ob solche, zumal wenn man die Schiffarth zur Hand hat, nicht durch den natürlichen Verkauf ungleich höher auszubringen seyn?

6) Rechnet man auf Waldmast, und kann man in einem Zeitlauf von 12 Jahren etwa nur 4 gute Mastjahre annehmen, in dieser Erwartung aber, viele magere Schweine selbst zu ziehen und erhalten zu wollen, Schaden brächte; sollte es sodann nicht gerathener seyn, da uns aus auswärtigen Ländern jährlich ein Ueberfluß von ausgewachsenen magern Schweinen zugetrieben wird, in einem Waldmastjahre davon einige Schock einzukaufen, und damit die Wälder zu betreiben?

7) Wirds getroffen seyn, bey der Vermischung Englischer Schweine mit Westphälischen auch die berühmten Westphälischen Schinken von socher eigenen Zucht zu erhalten; oder wird wohl nicht die besondere Lebensart der Westphälischen Schweine, nebst der eigenen Art des Einpökelns, Räucherns und des Holzes dazu, wie auch die Behandlungsart der Westphälischen Schinken, da sie nur wenig Tage im Rauche, sodann aber an der freyen Luft hangen, die Hauptsache ausmachen?

8) Wird man sagen können, daß Verkäufer, wenn man auf sonst nichts weiter siehet, als auf den Profit, solchen haben könne, wenn er ein Paar Schweine um 140 Thaler verkaufet, und den Aufwand genau berechnet?

9) Ist nicht der Profit einzig und allein auf des Schlächters Seite gewesen, der, wenn das Pfund Schweinefleisch um 2 Gr. verkauft wird, an jedem Schweine zu 900 Pfund und darüber, einige 70 Thaler profitiret, daß der Verkäufer eben so viel daran verlohren haben muß?

10) Pferde- und Schaafzucht kann durch Einführung besser ausländischen Thiere ihrer Art verbessert werden; darf man ein gleiches von der Schweinezucht, eben wie von der Rindviehzucht, behaupten, wenn's nur, wie es jeder, der Erfahrung hat, nicht läugnen wird, auf besseres Futter oder Weide ankömmt?

Auf solche Weise verfahre man nun mit seinen vorhabenden neuen Versuchen, wenn man anders nicht zu sehr für seine erste Gedanken eingenommen, und, gleich manchen Aeltern, das erstgebohrne Kind mehr, als die nachgebohrnen ungerechter Weise liebet und ver-

verziehet. Man lasse, wenn die Wahrscheinlichkeit des Gewinnstes nicht die Besorgniß eines Verlustes völlig überwieget, wenig oder gar nichts aufs Glück in dieser Absicht ankommen, und richte sich nach dem sehr bekannten alten Sprichworte: Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht. — Es ist sehr zu rühmen und ganz patriotisch, neue Versuche zu machen, deren Gelingen unsrer Mit- und Nachwelt Nutzen und Vergnügen gewähren kann. Man muß aber seine Kräfte und besondere Situation dazu kennen und abmessen, um nicht auf ungebahnten Wegen zu irren und zu verderben. Man muß sich an dem Beyspiele derer, die sich in dieser Laufbahn so übernommen haben, daß sie forthin zu ihrem und der Ihrigen Wohl keinen Schritt noch Tritt mehr thun können, Lehren nehmen, und seine Denkungsart prüfen, ob man, wenn man sich in zu große und ins Weitläufige gehende Versuche eingelassen, bey dem daraus entstandenen Verluste seines Vermögens sagen und sich darauf stützen könne: **Ich war dazu da, daß ich mich fürs allgemeine Wohl aufopfern sollte.**

17) Der heruntergekommene und in Schulden vertiefte Hausvater.

Ein Seefahrer hat nur eine halbe Unterweisung gehabt, wenn er angeführet worden, bey gutem Winde und Wetter zu seegeln, ohne daß er mit den Maximen bekannt geworden, welche bey contrairem Winde, Sturm und Schiffbruche in Ausübung zu bringen sind.

Es sind bisher Regeln zur Erhaltung und Vermehrung des Vermögens, zur Vermeidung dessen, was eine Verminderung desselben veranlassen kann, gegeben worden. Der Unterricht wäre aber nur noch

gleichfalls halb, wenn die Anweisung fehlete, wie sich ein Hausvater, der durch mancherley Unglücksfälle herunter gekommen, und Schiffbruch leiden will, zu verhalten habe, um, wo möglich, aus der Gefahr des gänzlichen Untergangs wieder heraus zu kommen.

Der Schuldenzustand, nebst dem klugen Verhalten darinn, in Ansehung der Gläubiger erfordert, um nicht noch mehr ins Labyrinth zu gerathen, eine Kenntniß der Landesrechte, deren besondere Anwendung hier die Hauptsache ausmacht. Es hat es dieserhalb ein gelehrter und rechtschaffener, in öffentlichen Justizbedienungen unsers Landes stehender, Freund übernommen, den heruntergekommenen und in Schulden vertieften Hausvätern den Leitfaden an die Hand zu geben um sich zu retten. Seine Anweisung gründet sich zwar hauptsächlich auf das Preussische Rechtswesen. Da aber selbiges von der Beschaffenheit ist, daß es den gemeinen Rechten gemäß, und daher auch in andern Ländern angewendet werden kann, so wird hoffentlich dieser Unterricht allen und jeden Lesern willkommen seyn, in Ansehung deren mein Wunsch ist, daß sie desselben nie bedürfen. Wenn sie aber in Kummer und Noth sind, sich oder ihre Rathsbedürftigen Freunde daraus aufs beste berathen mögen, weil nichts gewissers ist, daß mancher ehrlicher Mann nur deshalb sich von seinem Verfalle nicht wieder aufrichten könne, weil er's nicht verstanden, woran er sich halten oder aufhelfen solle, oder nicht geglaubet, daß für ihn Hülfe zu finden sey; oder wohl gar an üble Rathgeber gekommen, die seine Umstände mehr verschlimmert, als gebessert haben.

Ich lasse nun den Aufsatz des Menschenfreundes, der seinen Nebenmenschen lieber glücklich, als unglücklich wissen wollte, ganz unverändert hier folgen, wie er mir von selbigem gütigst übergeben worden.

Ein

Ein Hausvater kann in seinem Nahrung- und Vermögenszustande hauptsächlich auf eine gedoppelte Weise zurückkommen, oder verfallen.

Einmal so, daß er merklich weniger Einnahme hat als vorhin, jedoch daß er noch nicht in einen Schuldenzustand gänzlich versunken ist.

Zweytens, so, daß er sein Vermögen sogar so weit verloren hat, daß er in mehr Schulden als Vermögen steckt.

In **beyden** Fällen hat er folgendes zu beobachten.

1) Daß er aus Gründen der allein seligmachenden Religion und in einem lebendigen, durch rechtschaffenen christlichen Wandel gewürkten Vertrauen auf Gott, dem Geber alles Guten, und der nichts von Ohngefehr entstehen läßt, sich befleissige, auf alles dasjenige zu merken, was ihn in seinen Umständen herunter gebracht habe, und was für erlaubte diensame Mittel vorhanden seyn möchten, sich wieder empor zu bringen. **Immer** muß er suchen, für das Künftige vorzubeugen, und für das Gegenwärtige trachten, den bereits entstandenen Schaden, so viel nur immer möglich zu repariren. **Und dieses**, die Wiederemporbringungsmittel nämlich, muß er ohne Zeitverlust und in aller Ehrlichkeit auszuspähen, zu prüfen, und auszuüben bemüht seyn. Aus der Lokalität des Orts, den persönlichen Umständen des Hauswirths und seiner Genossen, wie auch aus den Verbindungen, worinn er mit Verwandten und Freundeu stehet, und selbst aus der Zeit kann ein sich reeller Klugheit ergebender Mann, leicht von selbst ermessen, was er hierin zu thun habe. Da, wo er sich nicht selbst rathen kann, so wie überhaupt es gut ist, in eigenen

Sachen nicht sein alleiniger Rathgeber zu seyn, ziehe er erfahrne Freunde zu Rathe. Er muß aber auch ihrem Rath so viel möglich nicht nur folgen, sondern auch, bey irgend einigem Zweifel, mehr dem Rath anderer ehrlichen Männer, als seinem eigenen, ergeben seyn, da bekannt ist, daß man selten in seinen eigenen, zumal verworrenen Angelegenheiten sich auf sich selbst recht verlassen kann. Die Vorliebe zu sich selbst pflegt zu blenden.

2) Hat er die in dem Hausvater gegebene, sowohl theoretische als praktische, Vorschriften mit einer gedoppelten Genauigkeit zu befolgen.

3) Muß er in allen Stücken seinen Fleiß, nach Kräften und Umständen, zu vervielfachen sich angelegen seyn lassen, so, daß, wenn er vorhin fleissig, d. i. treu und ausübend in seinem Beruf gewesen ist, er nunmehr noch fleissiger oder aufmerksamer sey. Eben so sind seine Hausgenossen, als Ehefrau, Kinder und Gesinde, zu einem mehrern Fleiß aufzumuntern, und hat der Hausvater, als von welchem gemeiniglich das Meiste im Hauswesen abhängt, ihnen darin desto eifriger vorzuleuchten.

4) Sind alle nur irgend zu ersparende Ausgabeartikel sorgfältig aufzusuchen, nnd alles das zu menagiren, was sich nur irgend ohne Ungerechtigkeit und Härte, gegen seinen Nebenmenschen zu begehen einziehen und ersparen läßt. So z. B. muß der Hausvater an den Gastereyen abbrechen, bey Ehrenfällen, als Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w. etwas weniger thun; das irgend zu entbehrende Gesinde abschaffen, und in Kleidern für sich und seine Hausgenossen, nur allein den äussern nothdürftigen Anstand befolgen, so daß er

went-

weniger neue Kleidung machen läßt, und dagegen sich mit den schon habenden ältern so gut als möglich behilft und was dergleichen mehr ist. Die Mode und die Lust zum Neuen hat schon manchen Menschen in trübselige Umstände versetzt.

5) Hüte er sich unter dem Vorwande am Vermögen erlittenen Schadens, den Arbeitern und Professionisten oder allen denjenigen, denen er, für gelieferte Arbeit, Mühe oder Dienste, Zahlung zu leisten schuldig ist, etwas abzudrängen, oder sie an ihren Rechnungen über die Gebühr zu verkürzen. So etwas bringt keinen Segen, da ein Arbeiter seines Lohnes werth ist, und ihn hierin wissentlich und vorsätzlich zu verletzen, von den Gottesgelehrten mit Recht zu den sogenannten Himmelschreyenden Sünden gezählet wird. Denn

Clamitat ad coelum vox sanguinis et Sodomorum,
Vox *oppressorum*, *merces detenta* laborum.

Ich rede aber von Abdrängen, Verkürzen und Verletzen, da es an sich nichts ungerechtes ist, Arbeitern und Professionisten, die keine eigentliche Honoraria haben, sondern auf laufende oder bestellte Rechnungen arbeiten, etwas an ihren Rechnungen, in so fern darüber nicht vorher schon gehandelt oder kontrahirt worden, abzuziehen, weil dergleichen Leute entweder gemeiniglich etwas vorzuschlagen pflegen, oder aber man ihre öffentlich, oder in den Gewerken approbirte, sich oft verändernde Taxen nicht allemal kennt. Ein solcher Abzug muß indessen nicht liebloß, und auf eine gehässige Weise, unter Zanken, Toben und Poltern geschehen. Mit einer billigmässigen Uebereinkunft ist hiebey oft in einer Minute mehr geschehen, als manche, die viel von Uebersetzen, schlecht ar-

heiten und dergleichen predigen, und wieder wegen schlechter Bezahlung Vorwürfe hören müssen, in ganzen Stunden mit Verlust der ungleich vortheilhaftern Zeit, auszurichten pflegen.

6) Ergreife er die erlaubten Rechtsmittel, sich mit seinen Gläubigern zu setzen. Hiezu erwähle er sich einen tüchtigen, rechtschaffenen und ehrlichen Rechtsfreund, enthalte sich also dabey der nur aufwiegelnden und die Sache verwirrenden unbefugten Prokurateurs und Herumläufer, die unter dem Schein treuer und fleissiger Rathgebung, nicht selten sich sogar aufzudringen gewohnt sind.

Die Rechtswohlthaten aber sind hauptsächlich folgende, die sowohl nach den gemeinen Rechten, als auch in Rücksicht der Preuß. Landesgesetze allhier ihre Bestimmung erhalten.

I. In dem oben gesetzten ersten Fall, da der Hausvater zwar noch mehr Vermögen als Schulden hat, jedoch ruinirt werden würde, wenn die Schulden, die er hat, auf ihn eindrängen, ist kein für ihn schicklichers und von den Gläubigern leicht zu verwilligendes Mittel, als die Nachsuchung eines Indults oder so genannten Moratoriums.

Um dazu zu gelangen hat er nach Vorschrift der Gesetze folgendes zu thun.

1) Hat er sein Gesuch bey seinem ordentlichen, oder wie man es sonst nennt, kompetenten Richter, unter welchem er vermöge seiner Person stehet, anzubringen.

2) Muß er ein richtiges und vollständiges Verzeichniß seines Vermögens und sämmtlicher Schulden übergeben, zu dem Ende:

a) Die

a) Die seinen Aktivzustand bewährende Urkunden in Bereitschaft halten, als z. E. Hypothekenscheine von seinen Grundstücken, Obligationen, Handschriften und Wechsel über ihm zuständige Forderungen u. s. w.

b) Sich gefaßt halten, auf etwaniges Erfordern, obiges Verzeichniß mit einem Eyde zu bestärken, um den Beweis seiner Angaben dazu erfüllen, wo keine Documente, oder sonst nähere Beweismittel, vorhanden sind, als z. E. über die Richtigkeit und den Werth seines von ihm aufgezeichneten Mobiliarvermögens, über kleinere ohne Scheln andern vorgelehnte Schuldposten u. s. w.

3) Muß er in Befolgung des vorstehenden Erfordernisses den zusammenberufenen Gläubigern klar zu machen bedacht seyn, daß er an und vor sich hinlängliches Vermögen besitze, den Anforderungen seiner Gläubiger ein Genüge zu leisten, mithin muß unbezweifelt vor Augen gelegt werden, daß er nicht mehr Schulden, als Güther oder Vermögen, habe.

4) Muß er bescheinigen, daß, und welche, erhebliche und nicht sträfliche Umstände obwalten, die es ihm unmöglich machen, ohne seinen Ruin, sogleich promte Zahlung zuthun.

5) Muß er nachweisen, daß gegründete Hoffnung und Aussichten vorhanden sind, welchergestalt er durch Verstattung der gegebenen Nachsicht in den Stand kommen werde, seine Gläubiger zu befriedigen, und sich zugleich in seinem Nahrungsstande zu erhalten, oder sonst durch guten Erwerb seinem Vermögen wieder aufzuhelfen. Dabey

6) Ueberdenke und überrechne er wohl die Zeit, bis auf wie lange er des Indults benöthigt seyn möchte. Unter drey Jahren ist bey einem Generalmoratorium selten viel ausgerichtet. Sehr oft werden die Indulte auf fünf Jahr ertheilt, daher sie auch vulgo Quinquenelle, und die darüber sprechende Rescripte oder Sentenzen auch Quinquenellbriefe genannt zu werden pflegen, so wie auch von den Rechtslehrern dafür gehalten wird, daß Indulte, ohne eine gewisse Zeitbestimmung ertheilt, auf 5 Jahr zu verstehen seyn.

7) Muß er auf Sicherheitsbestellung oder Caution Bedacht nehmen; daß nicht nur in der Zwischenzeit die Substanz seines Vermögens nicht verringert werde, sondern auch daß den Gläubigern die zu fordern habende Zinsen richtig bezahlt werden sollen. Diese Sicherheit kann er

a) **entweder** in seinem eigenen Vermögen nachweisen, wenn nämlich solches von der Beschaffenheit ist, daß selbiges in Ansehung der Substanz auf die Kapitalsforderungen, in Ansehung der davon fallenden Einkünfte aber, wegen der laufenden Zinsen, und in Ansehung beydes, der Substanz und der Revenüen, zur Caution wegen der etwa besorglichen Deteriorationen und der rückständigen Zinsen hinreicht. Die Art und Weise, wie diese innere Sicherheit in Effect gesetzt werden könne, ist nach Lage des Orts, der Zeit und der Umstände verschieden. Die vorzüglichsten sind ohnstreitig diese, daß auf die Grundstücke des Gemeinschuldners eine Protestation gegen alle fernere Verpfändung eingetragen werde; daß demselben in der Bewirthschaftung der liegenden Grund-

Grundstücke ein Aufseher bestellt werde; daß die Wirthschaftsbeamten als Administratores oder Pächter dahin vereidet werden, daß sie die Revenüen, nach Abzug einer ex aequo et bono festzusetzenden Summe, zur Alimentation des Schuldners und seiner Familie an diesen Aufseher oder in das gerichtliche Depositum abliefern sollen; daß die ausstehenden Activa mit Inhibition, dem Gemeinschuldner nämlich nichts auszuzahlen, belegt, und in so fern sie zahlbar, ebenfalls zum Gerichtsdepositum eingezogen werden; daß die Mobiliarschaft des Schuldners ausser derjenigen, der er zum täglichen nothdürftigen Gebrauch nicht entbehren kann, gleich als ein Pfand, in gerichtliche Verwahrung genommen werde; daß ihm bey Fortsetzung seines Gewerbs oder Handels ein Aufseher gesetzt werde, ohne dessen Vorbewußt er keine Disposition von einer Wichtigkeit treffen könne, und dem er die Einnahme oder Verkaufsrechnungen vorzulegen hat, um daraus zu ersehen, was nach Abzug eines proportionirlichen Alimentationsquantums für sich und die Seinigen, davon als ein Bestand auf die Forderungen der Gläubiger an Kapital oder Zinsen angewendet werden könne; daß, wenn er in einem jährigen fixirten Gehalt stehet, solches ebenfalls nach Abzug einer verhältnißmäßigen Kompetenz, eingezogen werde. Und diese Mittel der Sicherstellung können nach Lage der Umstände, oder der Beschaffenheit der Person und des Vermögens, entweder zusammen genommen, oder einzeln ergriffen werden:

b) Oder aber kann er die Sicherheit ausser seinem Vermögen, nämlich durch Bürgen, nachweisen,

weisen, wozu angesessene Personen, oder die, welche ausstehende Kapitalien haben, die tüchtigsten und annehmlichsten sind:

c) Oder endlich kann er diese Sicherheit gleichsam auf eine **vermischte** Weise leisten, nämlich durch einen Eyd, da, wie sich auch bey Nachgiebigkeit der Gläubiger und bey dem Befund, daß der Schuldner ein ehrlicher Mann sey, nicht selten zuträgt, er bloß durch eine eigene eydlich zu leistende Verbindlichkeit angelobt und sich anheischig macht, sein Vermögen nicht nur bestens zu conserviren und zu vermehren, sondern auch nach Ablauf der Indultszeit, jedem Gläubiger völlige Befriedigung zu leisten, und immittelst die Zinsen richtig abzutragen.

8) Muß er sich sorgfältig für Contrahirung neuer Schulden hüten, da dieses gemeiniglich der Weg ist, daß er seinem Versprechen, oder seinem etwa geleisteten Eyde, nicht genügen kann, und hernach der Indult in einen wahren und förmlichen Concurs ausbricht. Nur solche neue Schulden können ihm allenfalls nicht zur Gefährde seiner ältern Gläubiger imputirt werden, wovon er allenfalls erweißlich darthun kann, daß er solche auf erlaubte und tüchtige Speculation zu Fortsetzung seines Handels, Gewerbs oder Wirthschaft, und folglich in der Intention seine alte Masse zu verbessern, gemacht habe.

9) Bemühe er sich auf eine erlaubte und ehrliche Weise, wo nicht alle Stimmen, doch die meisten seiner Gläubiger zum Consens in den Indult zu erlangen, weil dergleichen Majora das gerichtliche Verfahren über den Indult sehr abkürzen, und dem Richter die Abfassung des Urthels über

den

den ihm zuzuerkennenden Indult sehr erleichtern, wenn dieser wo etwa durch die Gesetze angewiesen wäre, selbst beym Widerspruch der Gläubiger, wenn nur sonst die gesetzmässigen Erfordernisse des zu erlangenden Moratoriums vorhanden, auf die Ertheilung des Indults zu erkennen. Die Einwilligung des größten Theils der Gläubiger hat den guten Effect, daß sie, der Regel nach, ein Beweiß ist, daß der Gemeinschuldner aufrecht erhalten zu werden, verdiene.

II. In dem zweyten Fall, wo der Hausvater nämlich so weit herunter ist, daß er mehr Schulden als Vermögen, und mithin in sich selbst keine Sicherheit, auch bey andern keinen Credit mehr hat, sind die Vorschriften schon specieller und die Helfungsmittel schon intricater und mißlicher. Es kann aber ein Hauswirth auf eine doppelte Weise in einen gänzlichen Verfall seines Vermögens versinken:

A. Entweder durch Unglücksfälle, als Brand, Wassersnoth, Kriegesverheerungen und in Landwirthschaften noch besonders durch totale und wiederholte Mißwachsjahre, wohin ein ungleich großer wiederholter Heuschrecken- und Mäusefraß zu rechnen ist, imgleichen durch Viehsterben, in so fern dieses entweder mit andern Unfällen zusammen tritt, oder aber solches in Proportion des auf Complettirung und Erhaltung des Viehstandes verwandten Geldes, sonderlich bey Antritt einer Landwirthschaft, sich in zu starker Maaße ereignet:

B. Oder aber durch seine Schuld und zwar:

a) Unmittelbarer Weise, wenn er der Nachlässigkeit, Faulheit oder Verschwendung ergeben ist:

b) Mit-

b) Mittelbarer Weise, wenn seine Ehefrau oder Kinder den nur gedachten Fehlern unterworfen sind.

Dem Verunglückten ist leichter zu helfen, weil dieser eher Mitleiden erfährt, als dem durch seine Schuld verdorbenen Hauswirth, weil diesem für die Folge weniger zugetrauet wird, und der gerechte Unwille seiner Gläubiger das Mitleiden leicht erstickt, worauf er sich zu verlassen schien.

Dem sey indessen, wie ihm sey, so haben beyde Arten von gänzlich in ihrem Vermögen heruntergekommenen Hausvätern nachstehende Mittel, sich dennoch auf gewisse Weise einigermaaßen, zu helfen und zu retten.

1) Müssen sie einen getreuen Ueberschlag ihres Activ- und Passivvermögenszustandes machen. Sie müssen die Balance so treu geben, daß sie im Stande sind, solchen mit einem körperlichen Eyde auf Erfordern zu bestätigen. Haben sie dies gethan, so

2) mögen sie sich einen Rechtsfreund erwählen, der diesen ihren Statum bonorum mit ihnen durchgehe, und ihnen rathe, ob es theils thunlich, theils besser sey, daß er mit seinen Gläubigern vergleichsweise eine Privatbehandlung vornehme, oder aber entweder selbst vor Gericht trete, und seine Gläubiger zusammenrufen lasse, oder abwarte, daß dieser oder jener Gläubiger, oder die meisten von ihnen, oder vielleicht auch alle, gegen ihn klagbar werden, als welcher letztere Fall doch fast allemal und fast ganz unbedingter Weise, der gefährlichste ist, da alsdenn die Eröffnung des Concurses unvermeidlich ist, auch schon so vieles durch vorgängige besondere Proceßkosten verloren, und mithin die wenigere Activmasse nur noch mehr

ge-

geschmälert worden. Nicht zu verschweigen, daß der Gläubiger durch einen vorgängigen vergeblichen Proceß, in welchem er im Wege der Execution nichts hat erhalten können, nur noch mehr aufgebracht wird, und es hernach desto schwerer hält, den Concurs in Güte zu behandeln, oder durch Vergleich und Nachlaß an den Forderungen selbigen zu coupiren und aufzuheben.

3) Bey Entstehung eines gütlichen **aussergerichtlichen** Abkommens, schreite er ohne Zeitverlust, auf alle nur erlaubte Wege, zur **gerichtlichen** Ergreifung derjenigen Rechtswohlthaten, die den delabrirten Schuldnern zu Gute in den Rechten gestiftet sind, und sonst auch flebilia beneficia (**traurige Wohlthaten**) genannt zu werden pflegen, nicht weil sie nicht gut sind, sondern, weil es die letzten Hülfsmittel sind, die ein Verschuldeter nur ergreifen kann; das einzige Brett, woran sich einer, der im Wasser untergehen will, nur noch zu halten das Glück hat. Diese Rechtswohlthaten bestehen

a) in der gerichtlichen Behandlung, da man nämlich den Gläubigern gegen gewisse Procent Rabatt an ihren Forderungen z. E. 75 oder 50 an statt 100 sogleich, oder zu einer gewissen Zeit, auszuzahlen verspricht. Diese Art der Befriedigung seiner Gläubiger pflegt öfters besser vor den Gerichten, als aussergerichtlich, zu glücken. Denn hier reden Richter, und oft die Beystände selbst, dem zuweilen harten Gläubiger zu. Die Gläubiger sind auch durch die Vorladungen des Richters, welchem sie gehorchen müssen, leichter zu einem **Termin** zusammen zu bringen, und alsdenn

läßt

läßt sich eher etwas gemeinschaftliches abschliessen, und das Abgeschlossene hat mehr Bündigkeit und Festigkeit:

b) In der Abtretung und Ueberlassung des Vermögens oder der Güther an die Gläubiger (Cessione bonorum) welche Vorzugsweise ganz eigentlich das flebile beneficium genannt wird. Gemeiniglich pflegen bloß diejenigen Schuldner, welche nur durch würkliche Unglücksfälle in den Verfall ihres Vermögens gerathen sind, zu dieser Wohlthat zugelassen zu werden. Indessen zeigt doch auch die Erfahrung und selbst bestätigen es Rechtslehrer, (s. *Hellfeldt* in Iurispr. for. Lib. 42. Tit. 3. §. 1804.) daß auch nach Römischen sowohl als andern Gesetzen, durch Personen, die auf gewisse Weise durch ihre und sonderlich der Ihrigen Schuld (Culpa.) also nicht auf betrügerische Art in öffentlichen Verfall gerathen sind, zu solcher Wohlthat um so eher zugelassen werden, wenn sie sonst nur nicht bey eigener Declaration, oder gerichtlichem Ausbruch ihres Unvermögens, fälschlich, berückend, und betrüglich zu Werke gegangen sind; da es nämlich bey der unendlichen Schwachheit der Menschen, die größtentheils aus Temperaments- und Erziehungsfehlern herrührt, in eine Grausamkeit ausarten würde, wenn die Gläubiger einem nicht betrüglich verschuldeten Hausvater alles Mitleiden so geradezu, und gleichsam ohnbedingt und ohne alle nähere Prüfung, völlig entziehen wollten. Denn von freventlichen Concurschmachern, Bankerutierern, und solchen, die durch ganz offenbar unbesonnene und tollkühne Unternehmungen, oder gar durch began-

gene

gene Uebelthaten, Falschheiten und Betrügereyen, sich auffer Zahlungsstand gesetzt haben, ist hier die Rede nicht. Vielmehr kann ein, durch seinen und der Seinigen Stand, und durch fehlgeschlagene Hoffnungen gleichsam in sich selbst zu einiger weniger genauen Wirthschaft verführter Schuldner, oft ein guter Mensch und brauchbarer Bürger seyn, wobey ihm zugleich um so weniger etwas zu imputiren ist, wenn er aus Weichheit seines Charakters, und um nicht mit seinen Hausgenossen in öffentlichem Streit zu liegen, oder gar zu Ehescheidungen zu greifen, diesen etwas mehr eingeräumet hat, als wohl sonst hätte seyn sollen. Der so erhabene als erleuchte Gesetzgeber der Preussischen Staaten selbst gebietet in der neuen Proceßordnung (s. Corp. Iur. Frid. Lib. I. Part. 2. Tit. 25. §. 3.) mit ausdrücklichen Worten: daß sogar der Richter alle Mühe anwenden solle, durch Vorstellung der mitleidenswürdigen Umstände des Schuldners, und durch Vorhaltung der Gründe, welche Menschenliebe und Religion an die Hand geben, die Creditores zu Annehmung der Vorschläge zu disponiren, und dem Gemeinschuldner die gesuchte Erleichterung seines widrigen Schicksals zu verschaffen.

Ein Schuldner aber, der auf diese Rechtswohlthat provocirt, hat hauptsächlich auf folgende gesetzliche Erfordernisse zu sehen.

α) Daß er freymüthig und nach der Wahrheit, die Ursachen seines Verfalls zeige,

β) daß er den Gläubigern eine glaubhafte Specification sowohl seines Vermögens-

als Unvermögenszustandes vorlege, so wie er es mit einem Eyde gewissenhaft zu bestätigen sich getrauet.

γ) Daß er sich durch sein vorgehendes und nachfolgendes Betragen des Schutzes und der Wohlthaten des Staats, so wie des Mitleidens seiner Gläubiger, nicht unwürdig mache, als wenn er z. B. von seinem Activvermögen etwas verheimlicht, oder auf die Seite gebracht hätte, oder durch Aufstellung erdichteter Gläubiger, und durch Collusionen mit denselben, seinen würklichen Gläubigern, die ihnen dem Scheine nach cedirte Masse ganz, oder zum Theil, wieder zu entziehen suchen wollte; oder aber er sich durch eine ungebührliche betrügliche Flucht seinen Gläubigern, und der ihnen zu ertheilenden Rede und Antwort, entzogen hätte; oder aber endlich, wenn er in einem unbedachtsamen, unfleissigen Leben fortwandeln wollte, da er in dem letztern Fall, und weil er den Gläubigern doch immer für die Zukunft, bey Gelangung zu besserm Vermögen, verhaftet bleibet, risquiren würde, von neuen angegriffen, und auf eine weniger nachgebende und mildthätige Weise behandelt zu werden.

Ein Hauptvortheil dieser Rechtswohlthat ist, daß dem Schuldner weit leichter als in andern Fällen eine Kompetenz zu seinem nothdürftigen Unterhalt ausgemacht und accordiret wird, immaaßen es der Gläubiger eigenes Interesse ist, daß der Schuldner am Leben bleibe, und in solchen Umständen erhalten werde, daß er desto eher Gelegenheit finde, neues Vermögen, woraus er nachzahlen könne, zu erwerben.

Schlagen aber die vorbeschriebenen Beneficien der Behandlung und Vermögensabtretung um, dergestalt,

gestalt, daß entweder die Gläubiger solche nicht bewilligen wollen, oder der Richter, weil die ihm vorgeschriebene Gesetze ihm dabey entgegen stehen, selbige dem Schuldner nicht zuerkennen kann: So

4) ist zwar die gerichtliche Eröffnung des Concurses, oder die Beschlagnehmung alles Vermögens des Schuldners und Vorladung aller Gläubiger unvermeidlich, und die Bestrafung des Gemeinschuldners als eines vielleicht nicht schuldlosen, oder gar wohl betrüglichen Bankerutirs schwer zu hintertreiben. Indessen giebt es doch auch hiebey gewisse erlaubte Vorsichtigkeitsregeln, welche die Erfahrung bestätigt.

a) Hüte er sich für eine vorsetzlich betrügliche Entweichung, die so sehr in solchen Concursfällen gewöhnlich ist. Man ertappt einen solchen Flüchtling leicht, oder, wo nicht, wird es ihm in der Fremde, in entlegenen Ländern und Gegenden, mehrentheils an Gelegenheit fehlen, sich auf gewisse Weise wieder empor zu bringen. Furcht und Elend pflegen einen solchen zu verfolgen; und durch die Entweichung vermehrt er seine Strafwürdigkeit, weil gar leicht dafür angenommen wird, als habe er entweder etwas heimlich von seinem Vermögen entwandt und untergeschlagen, oder als finde er sich selbst aus eigener Ueberzeugung schuldig; oder auch als bestätige er den ihm beygemessenen Vorsatz, dem Richter und seinen Gläubigern nicht ferner verantwortlich seyn zu wollen.

b) Hat er das Glück, der Concurseröffnung ohnerachtet, ausser dem Gefängniß leben zu dürfen; so enthalte er sich von selbst aller Administration seines Vermögens, oder vielmehr

darüber nach Willkühr zu disponiren. Er veräussere davon nichts, ziehe keine Gelder ein, die zur Masse gehören, und die er in seinen Nutzen zu verwenden trachtet; thue keinem einzelnen Gläubiger Zahlung, räume keinem gewisse Vorrechte vor andern ein u. s. w.

c) Fiele ihm etwa während des Concurses einiges Vermögen, oder eine Erbschaft, zu, so zeige er solches, wie er zu thun verbunden ist, den Gerichten oder dem bestellten Curator seiner Masse an, damit er um so eher seinen Schuldenzustand vermindere, da er doch seinen Gläubigern auch nach beendigtem Concurs noch responsable bleibt, und er je mehr wieder zu einigem Vermögen gelangen kann, je weniger er seinen Gläubigern am Ausfall nachzuzahlen hat.

d) Hüte er sich vor allerley falsche und betrügliche Angaben und boshaftes Leugnen, oder freventliches Stillschweigen, oder Nichtantworten auf die Fragen, die wegen seiner Rechenschaftgebung an ihn gethan werden, weil auch dieses den böslichen Vorsatz (Reatum) und mithin die Strafe vermehret, und alles Mitleiden aus den Herzen reißet.

e) Suche er seine Gläubiger zur Güte und Milde durch diensame offenherzige Vorstellungen zu bringen, damit diese wenigstens, durch ihr nicht allemal verworfenes Vorwort, es höhern Orts zu vermitteln helfen, daß der etwanige Bankeroutierproceß, aus gewissen nicht unerheblichen Vertheidigungsgründen, niedergeschlagen, und er als Schuldner dadurch in den Stand gesetzt werde, nicht nur sich eher wie-

wieder zu helfen, sondern auch desto eher seinen Gläubigern künftig einige mehrere Genugthuung in Nachzahlung des beym Concurs sich ganz, oder zum Theil, ereignenden Ausfalls an ihren Forderungen zu leisten.

f) Verfalle er nicht auf den Unsinn, aus eigenen, sich vorgespiegelten leeren Hoffnungen, als ein Wagehals, neue Schulden zu kontrahiren, und des Endes seines Zustandes unwissende neue Gläubiger zu berücken. Wie will er jemals auf einen grünen Zweig kommen, wenn er schon auf neue Schulden denkt, ehe noch die alten getilgt sind?

g) Kurz der Gemeinschuldner verfahre auch im Concursfall redlich und aufrichtig, so wird er weniger Strenge erfahren, und eher, wo nicht eine völlige Begnadigung, doch Minderung, als Vermehrung seiner Strafe zu hoffen haben.

In allem Betracht aber hüte sich jeglich verfallener Schuldner für das niederträchtige Laster der Betteley, oder die, ohne obrigkeitliche Erlaubniß ohnehin strafwürdige, Ausschreibung von Brandbriefen, Collecten und dergleichen. Ein solches Unwesen verdirbt einen gesitteten, brauchbaren und hoffnungsvollen Bürger, macht ihn zum Landstreicher, Faullenzer und Tagediebe. Verdient er durch sein Verhalten Mitleiden, so wird er schon mitleidige Herzen unter seinen Freunden, Verwandten und Bekannten finden. Und ist er im hohen Alter, oder als ein zur Arbeit unfähiger Mann, verunglückt, und kann er sich nicht durch der Seinigen Hände ernähren lassen; so wende er sich an seine Obrigkeit, die Pflichtmässig nicht ermangeln

wird, ihn aus öffentlichen Fonds, besonders den Armenkassen zu unterstützen, als womit er und die Obrigkeit sich des Schutzes des Höchsten nicht unwürdig machen.

Zweytes Kapitel.

Uebereinstimmung des Hausvaters und der Hausmutter in die innere Haushaltung.

Ist es in aller Absicht wahr, daß eine vereinte Kraft mehr als eine einzelne ausrichten könne, (Vis unita fortior) und daß sich unter einander widerstrebende Kräfte ihre Wirkungen schwächen, oder sich einander hindern; so ist es im Hausstande nicht anders. Wenn beyde Ehegatten in Ansehung des Hauswesens nicht einerley Sinn haben, so wird die Wirkung des einen Theils gehemmet oder vermindert. Sind aber Hausvater und Hausmutter darüber einig, daß eines jeden Bestrebnisse in gleicher Richtung zum gemeinen Wohl ihres Hauswesens, oder Aufnahme der Wirthschaft, hinzielen, so können sie unter dem Beystande des höchsten Hausvaters, der Ordnung und Fleiß der Menschen gebietet und segnet, sich darauf freuen, daß sie nicht vergebens wachen, sorgen und arbeiten werden. Was kann dagegen anders als Stillstand im Erwerb, oder gehemmte Fortschritte zur Vermehrung des Vermögens, meistens aber Verminderung desselben, Spott vor der Welt, so genanntes Kummerbrod oder gar Armuth herauskommen, wenn der eine

Gatte

Gatte zwar sammelt, der andre aber zerstreuet; der eine fleissig, der andre faul; der eine rechtschaffen, der andre aber Pflichtvergessen ist und bleibet.

1) Die Hausmutter muß sich als eine wahre Gehülfinn des Hausvaters in der Wirthschaft beweisen.

Die Hauptpflicht einer rechtschaffenen Hausmutter kömmt auf diese zwey Stücke an: 1) daß sie sich in den überall den Hausmüttern obliegenden Geschäften des Hauswesens treu, geschickt, fleissig und sorgsam beweise, und sie daher so kenne und ausübe, als sie in der ihnen zu Gute von mir geschriebenen **Hausmutter** vorgetragen worden. 2) Daß sie auch eine Kennerin der Wirthschaftsgeschäfte des **Hausvaters** sey, um nicht nur ihrem Gatten die erste Rathgeberinn zu seyn, sondern auch auf den Nothfall an seiner Statt die ganze Wirthschaft desselben regieren oder führen zu können.

a) Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß nur in kleinen oder mittelmässigen Haushaltungen es recht der Mühe werth sey, wenn die Hausmutter, als eine rechtschaffene Wirthin, das Ihrige thut. Ich lasse hiebey den **Münchhausenschen Hausvater** reden, der diesen Irrthum Th. I. S. 425. ff. also widerleget.

Bey einem großen Guthe ist an ordentlicher Einrichtung der **innern Haushaltung** mehr gelegen, wie man Anfangs meinen sollte. Es belohnet sich also wohl der Mühe, daß ein Hausvater sein Augenmerk mit darrauf richtet, wenn sonsten gleich die mehresten dahin zu rechnenden Beschäftigungen für die Hausfrau gehören. Ich rechne nämlich zu der innern Haushaltung alle

im Hause selbst vorfallende Beschäftigungen, als kochen, spinnen, waschen; die unter den Bedienten zu beobachtende Ordnung; ihre Speisung; die Wartung des Viehes, u. s. w. Das Oel z. B. wird zum Lichte für die Bediente bey kleinen Mäßgen ausgegeben; gesetzt, es werde täglich nur ein klein Mäßgen von 4 Loth Oel mehr verbrauchet, so macht dies im Jahre schon eine stärkere Ausgabe von bey nahe 46 Pfund Oel, und das Guth ist schon im Kapital hundert Thaler weniger werth. Noch mehr: Ich habe auf dem Guthe täglich 48 bis 50 Personen zu speisen; macht im Tage 100 Mahlzeiten. Eine Haushälterinn oder Köchinn wird es von geringer Erheblichkeit halten, ob ei- Mahlzeit für jede Person 2 Pfennige mehr oder weniger koste. Gesetzt aber, ich fange eine neue Art an, die Leute zu speisen, wodurch jede Mahlzeit durch die Bank nur um 1 Pfennig höher kömmt, so macht dies schon im Jahre einen Unterschied von 120 Thlr. Vergleiche ich dagegen eine andere Einrichtung, nach welcher ich im Jahre 120 Thlr. erspare, so ist in solchem Falle das Guth schon um 6000 Thlr. am Kapital mehr werth, als in jenem Falle. Eben so soll man auch bey denen zu haltenden Dienstboten überschlagen, ob die davon zu hoffende Arbeit so viel aufbringet, als ihr Lohn, Beköstigung und Unterhalt kostet. Man hält z. E. Mägde zum Spinnen; wenn ihre Kost aber täglich auf 3 mgr. anzuschlagen ist, und man kann das Garn, welches sie in einem Tage liefern, außer dem Hause um 1 mgr. gesponnen bekommt, so stehet man in diesem Falle ungleich besser. —

b) Eben dieser Hausvater rühmet von seiner Gattinn, daß sie in seiner Abwesenheit alle seine Geschäf-

schäfte zu verrichten fähig, und also in dieser, und allen übrigen Hinsichten eine vollkommene Hausmutter gewesen. Ihr Bild ist so schön, daß ich es allen Häusern zur Nacheiferung und Nachbildung herzusetzen nicht umhin kann.

Ich sehe mich, schreibt er Th. III. S. 33. auf die glücklichste Art seit 17 Jahren verheyrathet, und genieße in dem liebreichen Umgange mit der besten Ehegattin ein Vergnügen, welches sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben läßt. Sollte ich ihr Lob machen, so weiß ich nicht, ob ich den Anfang machen sollte von ihrer Frömmigkeit und Gottesfurcht, worin sie allen zum Muster dienen kann: oder von ihrer Häuslichkeit; da sie eine genaue Aufsicht, eine strenge Ordnung, eine mässige Sparsamkeit, eine gehörige Beobachtung des Nothwendigen, so geschickt zu verbinden weiß, daß es an dem Nöthigen niemals fehlet; daß alles Ueberflüssige vermieden, und mithin ein ziemlich groß anscheinender Aufwand mit mässigen, und kaum merklichen, Kosten zu eines jeden Zufriedenheit bestritten wird: oder von ihrem liebreichen Umgange, da sie einen jeden, sie lieb zu haben und ihr gewogen zu seyn, zu zwingen und, nach einer nunmehr fünf und zwanzigjährigen Ehe, gleichwohl mit eben den Reizungen noch eben die vollkommene Liebe und Zutrauen zu unterhalten weiß, ohne im mindesten in dasjenige zu verfallen, was wir Deutschen, wenigstens dem Namen nach, nicht kennen, ein Franzose aber Coquetterie nennet: oder von ihrem gesetzten Wesen und gefaßten Muthe, da sie sich in den bedenklichsten Fällen gleich zu finden, und eine Parthey zu nehmen im Stande ist, alle Bedienten auch mit den freundlichsten Minen und Wor-

ten besser in Ordnung erhält, und mehr Furcht bey ihnen hat, als andere Herrschaften mit der größten Strenge; vornehmlich aber in den gefährlichsten Kriegeszeiten, Freunde und Feinde sich gleich bald verpflichtet machte, und als eine wahre treue Gehülfinn in meiner öftern Abwesenheit alle Geschäfte unermüdet besorgete: oder von der Treue, womit sie sich der Kinder annimmt, worin es ihr schwerlich eine Mutter gleich, und gewiß keine zuvor thun wird; da sie solche stets um sich hat, und nicht allein für ihre Erziehung, sondern auch für ihren Unterricht, ja selbst für ihre Wartung und Verpflegung, sonderlich in ihrer zarten Jugend, so lange sie ihres Beystandes vornehmlich nöthig hatten, Tag und Nacht Sorge nahm, und sich gegen die Kinder nicht blos als Mutter, sondern als eine wahre Freundinn erzeiget. Da sie noch am Leben ist, so muß sie zu beleidigen ich fürchten, wenn ein mehreres zu ihrem Ruhme sagen, ein ausführliches Bild von ihr machen, und alle von ihr mir bekannte vorzügliche Eigenschaften erzählen wollte. An der andern Seite darf niemand befürchten, daß in meiner Beschreibung etwas übertriebenes enthalten sey; so wie man in den Lebensbeschreibungen der Verstorbenen dieselben gemeiniglich abzuschildern pfleget, nicht, wie sie gewesen sind, sondern wie sie hätten seyn können und sollen. Ich kann mich auf das Zeugniß aller derer, die sie kennen, berufen, ob sie nicht alle diese Eigenschaften in noch höherm Grade besitze. —

c) Die Gebrüdere Alfred, zwey Landwirthe, und nicht weit von einander wohnend, heyratheten einer nach dem andern zwey Schwestern, die sich sehr

sehr ungleich sind. Die älteste war schön, kam in eine Kostschule bey einer Französinn, die ihr über alle ihre Mitschülerinnen den Vorzug gab, und sich darauf was einbildete und rühmte, daß sie unter so vielen andern Kostschulen des Orts die Brillanteste habe, weil Egesippe, dies war die berühmte Schöne, das schönste Mädchen in der ganzen großen Stadt N** sey. Die kleine Egesippe hörete dieses sehr oft und nicht ungern, weßhalb sie sehr bald in einen unerträglichen Stolz und Selbsterhebung über ihre Gespielinnen ausartete. Sie sahe diese je länger je mehr als weit unter sie herabgestufte Geschöpfe an, die nur da wären, alle Anfälle ihres Eigensinnes zu erdulden. Sie durften sich auch bey ihren größten Rechten gegen die aufschwellende Egesippe bey der Jugendführerin niemals beschweren, weil sie niemals gehöret wurden und Recht bekamen. Die alte Närrinn trieb die Sache so weit, daß, da sie zu bekannten Zeiten mit ihren Untergebenen spatziren gieng, und sodann gemeiniglich von einem Schwarm süsser Jünglinge auf der Promenade begleitet, sich aber gleichsam sodann als im Triumphe hielt, den übrigen Schülerinnen zu sagen pflegte: Würde wohl ohne die schöne Egesippe ein junger Herr sich nach uns umsehen, und seyd ihr nicht alle derselben dafür die größte Achtung schuldig? Eine am Orte befindliche Muhme derselben hatte von ihren Aeltern den Auftrag, über die Tochter mit Aufsicht zu haben, weßhalb sie alle Woche des Sonntags bey ihr speisen mußte. Und da diese es nicht gleich im Anfange wissen konnte, was die Französinn bey der jungen Egesippe für eine Anlage des Herzens könne gemacht oder solche vielmehr umgestimmet haben, so ließ sie

ihre

ihre Niece niemals ohne viele Lobsprüche wegen ihrer persönlichen Artigkeit, und daß sie in ihrem Betragen so bald den Ton der großen Welt fassen und annehmen könne, von sich. Mehr war nicht nöthig, ein junges, sich allein überlaßnes, Herz zu verderben. Die Mutter fand sich, nachdem ihre Tochter ein Paar Jahre nun vom Hause abwesend gewesen war, in der Nothwendigkeit, eine Reise nach den Ort ihres Aufenthalts zu thun, und ihre Floriane, die zwote Tochter, mitzunehmen, und sie einem geschickten Operateur darzustellen, da sie von den einige Monathe zuvor ausgestandenen Blattern, die ihr die vorige Gesichtsschönheit geraubt hatten, einen Schaden an dem einen Auge bekommen und behalten hatte. Da die Mutter bey ihrer Anverwandtin eingekehret war, so mußte Ägesippe in den Tagen, so lange sie dort war, bey der Niece bleiben, und auch des Nachts bey ihr schlafen, da ihr denn nebst ihrer jüngern Schwester ein eigenes Schlafzimmer angewiesen ward. Die Mutter freuete sich sehr, an ihrer Tochter eine Schönheit zu finden, die erst so zu sagen in der Morgenröthe sich zwar befand, aber den prächtigsten Tag anzukündigen schien. Sie ärndtete ihrentwegen von allen Damen und Herren, welche von ihrer Muhme mit zu Gaste gebeten wurden, die schönsten Complimente ein. Immittelst bemerkte die Mutter gar bald einige Nachlässigkeiten nicht nur im Anzuge ihrer Tochter, sondern so gar hin und wieder Flecke an einem neuen Kleide so wohl, das sie erst zum Drittenmal anhatte, als auch an ihrem Kopfaufsatze, der des Tages zum Erstenmal auf den Kopf gekommen war. Da sie nach Tische mit ihr allein war, frug die Mutter, nachdem

dem sie ein und das andre in Ansehung mancher kleiner, ihrem Auge nicht entgangenen, Nachlässigkeiten in der Art sich zu kleiden getadelt hatte, woher so manche Flecke in dem neuen Kleide, auch eben dergleichen, nebst einigen sogenannten Krünkeln, im Kopfaufsatze gekommen wären. Sie antwortete, das letztere von ihrer Badine, so hieß ihr kleiner Schooßhund, dem sie des Morgens auf dem Tische, wo ihr Aufsatz gelegen, Kaffee gegeben, herrühreten, da das Hündchen daruf gesprungen, und die bemerkte Unordnungen angerichtet hätte. Geschieht es öfters? frug die Mutter weiter. Warum nicht, war die Antwort, dieses sind Kleinigkeiten, und schönen Leuten sitzt alles schön. Die Mutter erschrack über diese zu freye Antwort nicht nur, sondern gab auch der Tochter, wie billig, Verweise, und wieß sie auf das Beyspiel ihrer gegenwärtigen Schwester, der sie, der Mutter den Rücken zukehrend, dafür eine ziemlich höhnische Mine von sich erblicken ließ. Floriane, die mit aller ländlichen Unschuld ein edles Herz verband, entrüstete sich so wenig über diese ihr begegnete Verachtung, daß sie vielmehr ihre Schwester, da hierüber die Mutter fortging, umarmete und küssete. Beyde Schwestern gingen des Abends in ihrem eigenen Nachtzimmer zu Bette, und wie sehr befremdete es die jüngere, als sie ihrer ältern Schwester seidene weiße Strümpfe beym Ausziehen erblickte, in welchen die Fußsohlen ganz ausgerissen, und hinten an den Hacken der Schuhe von weißem Atlaß, mittelst ein Paar Stiche von weißer Seide, angeheftet waren, daß sie sich nicht in die Höhe begeben, und die nackende Haut nicht über den Saum der Schuhe hervorkommen lassen

möch-

möchten. Nicht weniger fand sie, daß Egesippe ein so schwarzes Unterhemde anhatte, daß sie es wohl an die 4 Wochen schon konnte getragen haben. Floriane, die sich nicht noch mehr den Unwillen ihrer Schwester zuziehen wollte, enthielt sich ihr Vorwürfe zu machen, und es ihr mit deutschen Worten zu sagen, daß sie anfange faul zu werden, hinterbrachte des andern Morgens der Mutter die feine Wirthschaft ihrer Schwester, welche des Abends, da sie merkte, daß ihre Töchter sich entkleidet hatten, und zu Bette gegangen waren, ins Schlafzimmer, ein Licht in der Hand habend, hineintrat, und Hemde und Strümpfe besahe. Man kann leicht denken, was ihr die Mutter müsse für Verweise gegeben haben, die aber gar keine Besserung würkten. Das erste, was Egesippe nach der Entfernung der Mutter fürnahm, war dieses, daß sie ihrer Schwester, die sie so fort als ihre Anklägerinn bey der Mutter hielt, die schlimmsten Worte sagte, die Zorn und Rache nur eingeben konnte, und sie von nun an, wenn sie alleine waren, beständig ein dummes Dorfmädchen nannte. Floriane ertrug dieses mit Gedult die 4 Wochen hindurch, als sie während der Kur ihrer Augen am Orte bleiben mußte. Und da sie von da an auch da bleiben, und in Pension eintreten sollte, so unterließ sie nicht ihre Aeltern unabläßig zu bitten, daß sie wieder abgeholet und bey ihnen seyn möchte. Sie war nur 14 Jahr alt, und man muß eben nicht hiebey denken, daß sie aus Verdruß, von ihrer Schwester so sehr verächtlich gehalten zu werden, nicht habe bey ihr bleiben wollen. Nein! so wenig dieses, als die Besorgniß, wegen ihres minder schönen Gesichts unter die meisten Kostschülerin-

lerinnen herabgewürdiget zu werden, war die Ursach ihrer Sehnsucht nach Hause. Sie hatte schon einen zu richtigen Geschmack an Häuslichkeit und Lust zur Landwirthschaft von ihrer Mutter sich beybringen lassen, daß sie bereits die 4 Wochen bedauerte, die sie um ihres Auges willen vom Hause hatte zubringen müssen. Ihre Aeltern mußten ihre Gründe gelten lassen, da sie ihnen zu Gemüthe führete, daß der Aufenthalt von einigen Jahren in einer großen Stadt zu ihrer künftigen Lebensart gar nichts beytragen könne, indem sie sichs vorgenommen habe, nach dem Beyspiele und Lehren ihrer Mutter dereinst eine gute Wirthin zu seyn. Das Französischsprechen könne sie wohl, wenn's ja Nothwendigkeit seyn sollte, wohl zu Hause lernen, wenn ihr daselbst eine Französinn gehalten würde, als wofür sie desto mehr ihrer Mutter zur Hand seyn, und ihr den Aufwand auf solche möglichst damit wieder einbringen wolle. So kam **Floriane** wieder nach Hause, und bildete sich zu einer vollkommenen Landwirthinn so sehr aus, daß ihre Wirthschaftskunde sie ohne alle Ausstattung oder Mitgabe werth machte, an den besten Mann dereinsten zu kommen. **Egesippe** würde, wenn's nach der Mutter gegangen wäre, das Stadtleben mit dem Landleben von nun an auch haben verwechseln müssen. Aber die Aeltern mußten der Muhme ihrenthalben zu Willen leben. Diese bestand darauf, daß die Tochter noch einige Jahre bey ihr in der Stadt zubringen sollte. Und da sie ohne Kinder und reich war, so machte sie Mine, dieser Tochter dereinst in ihrem Testamente unter allen übrigen vielen nahen Verwandten das meiste zu vermachen. **Egesippe** war nun in ihrem sechs-

zehn-

zehnten Jahre, und formte ihr Herz, neben dem Hochmuthe, Eigensinne und Rachbegierde auch noch völlig zur Falschheit und Verstellung um. Denn da ihr die Mutter zum öftern die zärtlichsten Vermahnungen schriftlich ertheilte, alle die religieuse Gesinnungen bey sich wieder aufleben zu lassen, wozu sie in dem Hause der Aeltern erzogen war, und mittelst derselben sich von der an ihr bemerkten Neigung zur Unordnung, Stolz und Rachsucht um- und ablenken zu lassen; so antwortete sie der Mutter immer mit Betheuerungen einer Person, die, um sie nach ihren Worten zu nehmen, als eine Heilige passiren konnte. Dieses gieng so weit, daß sie, wenn Freunde aus der Nachbarschaft ihrer Aeltern sie besuchten, so wie diese sie darum baten, Egesippe völlig die Mine einer Frommen heuchelte, als womit sie hauptsächlich ihre rechtschaffene Mutter zu hintergehen oder zu beruhigen gedachte. Da immittelst ihre Aeltern ihrenthalber ausser Sorge waren, so kamen sie auf einmal in große Unruhe, als sie in ihrer Nachbarschaft auf dem Lande zur Hochzeit gebeten waren, und daselbst ein Paar junge Herren aus der Stadt, wo ihre Tochter lebte, vorfanden. Diese hatten Egesippens Portrait inwendig im Deckel ihrer Schnupftabacksdosen, und trieben damit die Eitelkeit so weit, daß einer derselben der auch zur Hochzeit anwesenden Floriane die Dose hinreichte, und frug, ob dieses nicht eine rechte Beauté sey? Sie konnte die Antwort nicht anders denn bejahen, und nachdem sie vom Tanzen mit diesem Chapeau abgetreten war, so präsentirte sich der andre, und zeigte ihr gleichfalls seine Dose, nicht nur mit dem nämlichen Bildnisse, sondern setzte auch hinzu,

sie müsse die Person kennen. Wie kann, erwiederte sie, solches möglich seyn, da ich nur wenig Bekanntschaften auf dem Lande habe, und unter derselben das Original nicht finde. Verstellen sie sich nicht, fuhr der junge süsse Herr fort, das Original muß keinem weniger unbekannt als ihnen seyn, und hiemit führte er sie nach der Wand, nahm von einem Wandleuchter ein Licht herab, mit den Worten: Nun sehen sie diese Schönste recht helle an, sie werden sie nicht länger mißkennen können und wollen. Floriane erröthete, blieb aber dabey, ob sie es schon gleich vom Anfange richtig erkannt hatte, daß sie das Original nicht wisse oder kenne. Nun so wollen sie, versetzte der junge Herr, ihre Schwester nicht kennen? Soll dieses meine Schwester seyn, sprach Floriane, so wollte ich, daß sie der einzige Besitzer ihres Bildnisses wären; da ich aber ausser dem ihrigen so eben die nämliche Copie in einer andern Dose gesehen habe, so werden vermuthlich ausser diesen beyden noch mehrere gefunden werden. Sie urtheilen nicht unrecht, war die Antwort, eine so berühmte Schönheit in = = = will jeder unter uns wenigstens im Bildnisse haben und küssen. Hätte es nur einer von uns, so wäre schon ein zweyter Trojanischer Krieg darüber entstanden. So bald Floriane die Conversation geendiget hatte, eilete sie zu der Mutter, und bat sie, sich eine von den Dosen zeigen zu lassen. Doch nein, sagte sie, sie möchten noch mehr als ich dabey leiden, wenn ich's ihnen nicht vorhersagte. Egesippe hat sich portraitiren lassen, und paradiret in den Schnupftabacksdosen. Die Mutter hatte nicht Lust sich hievon durch den Augenschein selbst zu überführen, sie konnte sich auf

Florianens Aussage völlig verlassen. So bald sie nach Hause gekommen, und mit ihrem Manne die Sache überlegt und verabredet hatte, setzte sie sich auf den Wagen, um ihre Tochter abzuhohlen. Diese begegnete ihr eben im Begriffe, in das Haus ihrer Muhme hinein zu gehen; hatte einen ihrer Bedienten, daneben aber drey junge Herren zur Begleitung neben sich. Die Mutter befahl der Tochter sofort in ihren Wagen zu steigen, und mit ihr sofort zu ihrer Demoiselle zu fahren. Sie gieng gleich mit ihr in ihre Kammer, wo sie ihre beyden Koffers aufschliessen mußte. In dem einen, der ihre weiße Wäsche enthielt, war ein rechtes Chaos; alles unter einander; keine Art neben oder auf der andern, so wie sie zu Hause war angehalten worden. Kein einziges Stück ihres Linnengeräthes hatte die gewöhnliche Form, worin es nach dem Plätten weggelegt oder aufbewahret wird. Lauter Schludern von Wäsche. Nun zum andern Koffer. Hier fiel die Tochter der Mutter zu Füßen, und sagte, sie könne ihn nicht öffnen. Die Mutter befahl sofort dem vom Hause mitgebrachten Kammermädgen aufzuschliessen. Es geschahe; und gleich oben auf lag ein großes Paquet von gereimten und ungereimten Zuschriften junger Herren; sodann lauter Romanen und gedruckte Komödien. Egesippe ward gefragt, wo sie zu so vielen Büchern das Geld herbekommen, sie müsse zum Erkauf derselben falsche Rechnungen nach Hause eingesandt haben. Sie antwortete, die Bücher gehörten ihren Gespielinnen. Diese wurden herbey gerufen, und da sie sahen, daß Egesippens Sachen eingepackt wurden, und sie nicht mehr da bleiben solle, so hielt sie keine Furcht

mehr

mehr ab, die Wahrheit nicht zu sagen, und zu gestehen, daß alle die Bücher ein Eigenthum der Egesippe seyn. Nachdem ein Karrenschieber zum Fortbringen der eingepackten Sachen war herbeygehohlet, und der Rückstand der Pension abbezahlet worden, kam die Mutter mit der Tochter zu der Muhme, mit der sie den Briefwechsel durchmusterte, welcher so ziemlich im Style verliebter Ritter gestimmet war, die, da sich die Schöne für keinen recht erklären, sondern sie alle in der Abhängigkeit erhalten wollte, den Tod zur Endigung ihres Unmuths herbeyriefen. Die Muhme war nicht wenig über diese Geschichte betreten, und wurde mit der Mutter darüber eins, daß es am besten seyn würde, die entdeckte Egesippe, in Betracht sie sich mit keinem Liebhaber besonders eingelassen, und bisher nur noch ein gleichsam romantisches Lustspiel versucht hätte, mit keinen Vorwürfen noch mehr ausser sich zu bringen, und dieses ihre größte Strafe seyn zu lassen, daß sie nach Hause reisen, und in der ländlichen Einsamkeit ihre Thorheiten vergessen solle. Unter der Menge ihrer Liebhaber aber war Alfred gewesen, der sich zu ihren weitl uftigen Verwandten zählete, aber bisher bey ihr nicht mehr Glück, als alle seine Nebenbuhler, gehabt hatte. Schmerzete es diesen aufs höchste, daß sie ihre Schöne forthin nicht mehr in ihren Mauern sehen sollten, so schien dieser aufzuleben, sobald er Egesippens Entfernung erfuhr. Denn von nun an glaubte er allein auf dem Kampfplatze festen Fuß bekommen zu haben, da sein Guth noch von Vormündern in Pacht ausgethan, nur ein Paar Tagereisen von dem Guthe des Vaters seiner Schöne entlegen war. So sehr er bisher die Stadt

und städtischen Zeitvertreib dem Landleben vorgezogen hatte, so sehr mißfiel ihm nun jede Stadt, jede brillante Gesellschaft, wo keine Egesippe mehr war. Er ward zur Verwunderung seiner Freunde auf einmal schlüssig, auf sein Guth zu gehen, sich majorain erklären zu lassen, und nach Abfindung des auf seinen Antrag aus seinen Pachtjahren herausgehenden Pachters sein Guth selbst zu bewirthschaften; alles in der Idee, seine Egesippe in der Nähe zu haben, sie ferner zu sehen, und sich um die Gunst ihrer Aeltern zu bewerben, mittelst derselben aber sich des Herzens seiner Geliebten völlig zu bemeistern. Er irrte sich in diesem Plane gar nicht, indem Egesippens Aeltern bald viele Achtung vor ihm bekamen, da sie an ihm einen gesetzten Mann und einen sich sehr gut anlassenden Landwirth, von dessen Jahren man kaum eine solche Application auf die Wirthschaft erwarten solien, bemerkten. Sie besuchten ihn daher fleissig wieder, und wurden von ihm noch fleissiger wieder besucht, unter dem Vorwande, daß er von alten erfahrnen Wirthen noch recht lernen, und sich bey ihnen vervollkommnen wolle. Er sahe es nun so fort ein, daß er bey Egesippen gewonnen Spiel habe, indem sie einen heimlichen Gram wegen ihrer verlohrnen Freyheit sich abmerken ließ, und daß sie sich dem ersten dem besten Freyer, als einem Erlöser aus ihrem nunmehrigen Gefängnisse, in die Arme werfen würde. Er ward nach wenigen Besuchen mit ihr eins, daß er um sie bey den Aeltern anwerben möchte, aber er hatte es nicht erwogen, daß diese mit ihrer Tochter einen andern Weg hinaus wollen könnten. Denn er glaubte vom Himmel in den tiefsten Abgrund hinabzufallen,

als

als er bey Anbringung seines Gewerbes von den Aeltern hören mußte, die Tochter solle noch in keinen 4 Jahren heyrathen, und auch dennoch nicht, wenn sie keine ächte Proben ihres geänderten Gemüths und gänzlichen Neigung zur Ordnung und guter Wirthschaft würde abgelegt haben. Alfred bestand auf seinem Ansuchen um die Tochter einmal nach dem andern, mußte aber immer wieder hören, was er zum erstenmal gehöret hatte. Er trieb die Sache weit, und erklärte, er könne nicht eher weichen, bis er das Jawort von den Aeltern hätte, und es müßte ihm Gewalt angethan werden, wenn er ohne seiner Egesippe gewiß zu seyn, scheiden sollte. Die Liebe macht Narren. Alfred bestätigte vollkommen dies alte Sprichwort, und die Aeltern wußten nicht, wie sie in einer so eigenen Sache sich mit dem jungen, auf dem Rande sonderbarer Ausschweifungen stehenden, Freyer benehmen sollten. Der Vater mußte ihm auf Ehre versprechen, daß er binnen 8 Tagen ihn besuchen, und seine Tochter mitbringen wollte. Unter der Zeit schickte er einen Geistlichen an den Alfred ab, der bey ihm alles vermochte, weil er sein Educator gewesen, und ein überall beliebter Mann war. Dieser mußte mehr sagen, als der Vater hatte zu sagen wagen wollen. Sein Auftrag war nämlich ihm vorzustellen, daß er mit Egesippen nicht glücklich seyn könne, da sie noch keine Wirthinn sey, und erst wieder bey den Aeltern verlernen solle, was sie in der Stadt sich angenommen; dagegen aber erst noch Häuslichkeit und Application auf Wirthschaft bey der Mutter lernen solle. Floriane aber, die in ihr siebzehntes Jahre gehe, sey eine vollkommene Wirthinn, und völlig im Stande, den Erwar-

tungen des schärfsten Landwirthes zu genügen. Er solle daher um diese anhalten, die würde ihm nicht versaget werden. Alfred konnte mit aller, für seinen Educator ihm beywohnenden, und gleichsam schon zur Natur gewordenen, Achtung kaum das Ende dieser Vorstellung abwarten, und erklärete, daß jeder andrer, der aus solchem Tone mit ihm zu reden sich erkühnete, von ihm alles erwarten müßte, was der Zorn einem beleidigten Liebhaber eingeben könne. Er begnüge sich aber ihm zu erwiedern, daß Egesippe bey ihm eben das und noch mehr werden könnte, was sie noch bey ihren Aeltern werden solle. Ueberdem habe er bey ihrer Unerfahrenheit wenig oder nichts zu risquiren, da er nicht nur an seine Geschwister nichts mehr herauszugeben, und überall keine Schulden habe, sondern auch während seiner Minderjährigkeit von den Vormündern bereits ein kleines Kapital zusammengebracht und auf Interesse ausgethan worden. Da der alte Educator sahe, daß Alfred gleich einem Felsen unerschüttert stehen bleibe, so verließ er ihn unter den besten Wünschen alles Wohlergehens, und eilte zu Egesippens Vater, ihm von seinen fruchtlosen Bemühungen Nachricht zu geben. Dieser gieng nun mit ihm zu Rathe, was zu thun seyn könne. Er enthielt sich aber, sich hiebey einer Entscheidung anzumaßen, äusserte aber viel Peinlichkeit bey der Aussicht in der Erfüllung sowohl, als die Nichterfüllung des Wunsches seines ehemaligen Zöglings. Der Tag kam indessen heran, daß der Vater vermöge seines Ehrenworts mit Egesippen und ihrer Mutter zu dem Alfred hinreisen mußte. Er war immer noch steif auf seinem ersten Entschlusse, in die

Hey-

Heyrath seiner Tochter nicht zu willigen, und erkläret sich sonder Umschweif, als ein sehr ernsthafter Mann, bald nach dem Eintritte in Alfreds Haus, daß ihn nichts von seinem Vorsatze abbringen könne. Er sagte dieses in Gegenwart seiner Tochter dem Alfred, der, ohne sich lange zu besinnen, fragte; ob er Egesippen als Freund geben oder als Feind lassen wolle? Und diese trat sofort gleichfalls hinzu mit den Worten: wollen Sie mich als Vater weggeben, oder als Tyranne quälen? Nun so gebe ich sie weg, sprach der bestürmte Vater, zwar nicht als Freund, aber auch nicht als Feind. Sie haben mir, sagte er zu Alfreden, meine Tochter abgezwungen, werden aber bey mir niemals klagen dürfen, nachdem sie ihr Jugendfeuer werden verlohren haben, wenn sie sich mit der Frau vielleicht, und das wolle Gott nicht, daß ich es je hören dürfe! nicht werden berathen, sondern verrathen haben. Wie konnte ein Alfred den Nachdruck dieser letzten Worte verstehen, der nun in dem höchsten Affect der Freude zu schnell übergegangen war, und nicht wußte, ob er bey dem Vater oder bey der Tochter mit seinen Freudenbezeugungen und Danksagungen anfangen sollte. Auch dieses rauschte vor seinem Herzen vorbey, da ihm seine Zukünftige sofort nach ihres Vaters Einwilligung zur Heyrath zum allererſten Compliment sagte: Nun haben sie mich. Aendern sie aber nie ihre Gesinnungen gegen mich, und lassen ihren mir gegebenen Versprechungen gemäß mir die Qualität einer Frau so wenig als das Landleben, zur Last werden. Alfred durfte nun nicht mehr lange warten zum völligen Besitz seiner Egesippe zu gelangen. Er hielt

ihr auch treulich seine Zusage, und ließ seine junge Gemahlinn ganz nach ihrer Fantasie leben. Diese bestand aber hauptsächlich darinn, daß sie lieber in Gesellschaft von Fremden zu Hause, und ausserhalb desselben zu Gaste seyn, als sich mit Haushaltungssachen beschäftigen wollte. Wenn es nach ihrem Sinne gegangen wäre, so hätte Alfred sein Guth wieder verpachten, und seinen Aufenthalt in der Stadt haben müssen, wo er Egesippen zum erstenmal gesehen, und um ihr mit so vielen andern gebuhlet hatte. Dieses aber hatte der kluge Vater noch vor der Hochzeit sich von dem Eydam so wohl, als der Tochter theuer versprechen, und beyden zur Bedingung seiner väterlichen Freundschaft werden lassen, daß sie nicht in der Stadt, sondern auf ihrem Guthe leben, und solches selbst bewirthschaften sollten. Alfreden fehlte es an keiner einzigen Eigenschaft dazu. Aber seine Gattinn blieb zu sehr zurück, und war ihm zu wenig Gehülfinn. In den ersten zehen Jahren ihres Ehestandes war ihr das Hauswesen sehr gleichgültig; sie machte in dem hausmütterlichen Fache gar keine ordentliche Einrichtungen; keine Ueberschläge zur Ermässigung der in der Haushaltung zu verwendenden Naturalien; keine Veranstaltungen, daß ihre Untergebene zur Arbeit und Ordnung wären zusammen gehalten worden. Die Mutter kam dagegen fleissig zu ihr, frug und sahe nach, wie es mit ihrem Hauswesen stehe. Ohne diese mütterliche Vorsorge wäre es auf einmal bey Egesippen Feyerabend geworden. Gegen die Zeit, da sie wußte, daß die Mutter kommen sollte, raffte sie sich zusammen, um von der Mutter nicht als eine Nachlässige betroffen zu werden. Wenn sie

aber

aber wieder weg war, so war die weibliche Wirthschaft des ganzen Hauses gleichsam wieder eingeschlafen. Alfred that dabey alles, was er konnte, und bediente sich aller Mässigung, um seiner Gattinn keinen Anlaß zum Mißvergnügen, oder gar zum Zorn, zu geben, wenn er ihren öftern sehr unwirthlichen Anlagen unter der Hand entgegenarbeiten, und nur einigermaßen wieder herstellen wollte, was Leichtsinn oder Sorglosigkeit bey ihr verdorben hatten. Man konnte es ihm ansehen, daß ein heimlicher Gram an ihm zehre. Sein Gesicht legte sich vor der Zeit in Falten, und in den muntersten Gesellschaften schien er sich Zwang anzuthun, um an den Freuden derselben Theil nehmend zu seyn. Er versank öfters, ehe man sich's versah, in Stille und Abwesenheit des Geistes, so daß er auf die an ihn gethane Fragen vielmals falsch antwortete. Er durfte der Gattinn nichts von einem Wirthschaftsfuße sagen, weil sie ein für allemal von ihm das Wort genommen, ohne Zwang bey ihm zu seyn. Und ein Etat war in ihren Augen Einschränkung und Mangel der Freyheit. Ideen, die sie gar nicht ausstehen konnte. Es war daher gar kein Wunder, daß Alfreds ganzer Wirthschaftsgang ins Stecken gerieth. Seine Ausgaben übertrafen die Einnahme Jahr für Jahr. Das allzuhäufige Ausreisen seiner Gemahlinn; ihre zu öftere Gastirungen, womit sie nicht einmal die den Landwirthen sonst so unverletzliche Saat- und Aerndtezeiten verschonete; ihre unersättliche Lust an neuen und den allermodernsten, sich alljährig fast abwechselnden, Kleidungen; der Geschmack an prächtigen Hausgeräthe oder Meublen; die von Jahren zu Jahren zunehmende Anzahl von Kindern; und

bey dem allen kein Bestreben, allen solchen, den Einkünften gar nicht angemessenen, Aufwand durch Einschränkung der bisherigen Lebensart, durch Sparsamkeit und Häuslichkeit zu mindern. Dieses brachte den sonst in seiner Art unverbesserlichen Wirth dahin, daß er ein Kapital nach dem andern aufnehmen mußte. Er bestätigte also völlig den Satz, daß eine übel bestellte innere Einrichtung der Wirthschaft auch ein großes Guth herunter bringen könne. Nach Verlauf von zehen Jahren, nachdem Ägesippe Frau gewesen war, kam es mit ihrer Mutter dahin, daß eine auszehrende Krankheit sie dem Tode näherte. Da sie ihn nun gar nicht ferne zu seyn merken konnte, sandte sie einen Expressen an ihre Tochter, der ihr von ihrem baldigen Abscheiden Nachricht überbringen, und zugleich melden mußte, sie solle ungesäumt kommen, eine sterbende Mutter noch einmal vor ihrem Tode zu sehen. Sie kam. Und nun sagte die rechtschaffene Mutter ihr so das Valet. Ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, und beschliesse mein Leben vor der Zeit. Mein bisheriger Kummer über deine Lebensart ist hauptsächlich an die Verkürzung meines Lebens Schuld. Ich habe auf alle Weise gesucht, dich mir nachzubilden, und du hättest meine Erziehungssorgen eben so gut als deine Schwester Florine bey dir sollen anschlagen lassen. Dein rechtschaffener Mann schmeichelte sich vergebens mit der Hoffnung, daß du an seiner Seite noch werden könntest, was du bey uns noch nicht warest. Uns ist es nicht unbekannt, wie sehr er deinethalben in Verfall gekommen. Dieses war meine Kränkung. Als Christinn muß ich dir verzeihen, aber so leicht mir dieses

wird,

wird, so solltest du mich doch nicht als eine ungetröstete Mutter scheiden lassen. — Ach, womit theureste Mutter! schrie Egesippe, könnte ich sie noch trösten? Damit, sagte sie, daß du mir noch Aenderung zusagest, und hiemit machest, daß ich deinethalben ohne Kummer sterben könne. Wolltest du mir, fuhr sie fort, das Sterben auch noch schwer machen, nachdem du mir das Leben sehr verbittert hast? O! könnte meine Reue sie vom Sterben zurückbringen, rief die in Thränen schwimmende Tochter, sie sollten an mir ihre Wünsche so gut, als an Florianen, erfüllet sehen. O leben sie, um von nun an an mir Freude zu erleben. Ich sterbe, schloß die Mutter, binnen wenig Minuten, ich segne dich in der Hoffnung, daß du meine Erwartungen von dir, die ich in jene Welt hinüber nehme, nicht täuschest. Nun ergrief die Sterbende die in Ohnmacht vorm Bette dahin sinkende Tochter und starb.

Mußte es denn der Tod einer der besten Mutter in der Welt seyn, der eine aus der Art geschlagene Tochter zur Ordnung und Rechtschaffenheit zurückführete? Bey Egesippen waren alle andere Betrachtungen vergebens gewesen; von nun an aber ward sie, was sie gleich zu Anfange ihres Ehestandes hätte seyn sollen und können. Was hat sie aber unter der Zeit im Hauswesen für Unheil und Schaden gestiftet? So viel, daß zehen andre Jahre verliefen, ehe sie mit allen Anstrengungen ihres Fleisses und Wachsamkeit so weit kommen konnte, die Schulden ihres Mannes tilgen zu helfen, ohngeachtet ihr eine ansehnliche Erbschaft vom Vater unter der Zeit darzu kam. Seit dem Tode der Mutter war Alfreds innere Haushal-

lung

tung ganz geändert. Lauter Ordnung, Häuslichkeit und Eingezogenheit abseiten der Hausmutter. Diese findet nun ihre einzige Beruhigung darin, daß sie sich am Ende eines jeden Tages Rechenschaft ableget, was sie gethan, und wie weit sie immer mehr gekommen ist, den Erwartungen einer verewigten Mutter zu gnügen. Sie erzieht ihre Töchter zur Wirthschaft aufs beste, und es ist jedem bey ihr einkehrenden Fremden ein Festtag, alle aufs genaueste zusammenpassende Einrichtungen der Egestippe zu sehen, und davon etwas, oder alles, sich zum Modell zu nehmen. Vielmals dankt sie Gott in Gegenwart ihres Gattens, daß er ihr Leben und Munterkeit verleihet, ihrer Familie nun eben so sehr nützlich zu seyn, als sie ihr vorhin unnütze gewesen. Alfred wird nun von Jahren zu Jahren wieder jünger, da seine Gehülfinn ihm ein tägliches Wohlleben verursachet, und an seiner innern Zufriedenheit mit ihr nicht das geringste mangeln läßt. Noch niemals hat er ihre Reue damit rege gemacht, daß er ihr gesagt hätte: Wie weit würden wir nun schon mit unsern Vermögensumständen seyn, wenn es mit unserer Haushaltung gleich im Anfange so gut und vollkommen, wie jetzt, gegangen wäre.

2) Die Hausmutter muß mit dem ganzen Wirthschaftsfuße bekannt seyn, und ihren besondern Etat demselben unterordnen, damit in Verbindung setzen, und beständig erhalten.

Hat der Hausvater das Glück, an der Gattinn eine wahre Gehülfinn zu haben, so ist gar nicht abzusehen, warum er sich vor ihr verbergen, und ihr seinen

nen Wirthschaftsfuß verstecken sollte, wie es etwa aus Klugheit geschehen könnte, wenn man mit einer Närrinn zu thun hat, die, wenn sie die ganzen Einkünfte ihres Mannes weiß, sich darauf verläßt, desto mehr darauf gehen läßt, und ihre hausmütterlichen Pflichten desto weniger genau beobachtet. Es kann aber dennoch auch wohl gethan seyn, daß, wenn der Hausvater noch irgends Hoffnung haben kann, seine Gattinn zu bessern, falls er bisher an ihr noch nicht die rechte Wirthschaftsgehülfinn gehabt, er ihr seine Einkünfte nach den genauesten Berechnungen ein- und übersehen lasse, damit sie nicht so darauf los wirthschafte, als ob's im Hause nicht alle werden, und eine unerschöpfliche Quelle vorhanden sey. Es muß eine so zu sagen schon in Gedanken für verlohren geachtete Frau seyn, wenn sie bey der Gegeneinanderstellung der Einnahme neben der Ausgabe, das Uebergewicht dieser über jener mit Gleichgültigkeit ansiehet, und den hiemit so nahe vors Auge gelegten Untergang ihres Hauses nicht beherzigen will.

Ist aber dem Hausvater keine unkluge Frau zu Theile geworden, so weiß ich nicht, ob man ihm zu viel thue, wenn man ihm den Namen eines Haustyrannen beylegt, der seine Gattinn für keine Gehülfinn, sondern nur als eine Sklavinn ansiehet und behandeln will; aber auch hiemit so gedienet wird, wie ein von Sklaven bedienter Herr bedienet zu werden verdienet. Er kann wollen und sagen, dieses oder jenes soll geschehen, oder nicht geschehen dieses soll so oder anders angegriffen oder behandelt werden; es wird aber hievon meistens nur Sklavenarbeit herauskommen. Der Hausdespote schadet sich, wenn er am meisten sich zu nützen glaubet.

Dagegen mache der sich auf seine Vortheile besser verstehende Hausvater die Hausmutter mit seinem

ganzen Wirthschaftsfuße bekannt, und er wird finden, daß er der Gattinn hiemit Selbsttriebe und Aufmunterungen verschaffen wird, dem Hauptplane der ganzen Wirthschaft auch ihrer Seits ganz nachzugehen, und mit ihm gleichsam einen angenehmen Wettstreit in dieser Absicht anzutreten, wer den andern in der Vermehrung oder Erhaltung des gemeinschaftlichen Vermögens übertreffen könne.

Jede Hausmutter soll ihren besondern Etat in Ansehung der, durch ihre Hände gehenden, Naturalien haben; oder es ist etwas Gewisses am Gelde, was ihr zur Anschaffung der im Hause benöthigten Speisevorräthe für den herrschaftlichen und Gesindetisch festgesetzet wird. So kann auch was Gewisses zur Erhaltung oder Anschaffung der Kleider, Meublen u. s. w. jährlich bestimmet werden, welches alles den besondern hausmütterlichen Etat ausmacht. ℌ M. B. V. Th. I. K. 1.

Ein solcher besonderer hausmütterlicher Etat bekömmt nur sein Maaß von der Summe der jährlichen Einkünfte, denen er nach Beschaffenheit des Standes und des Orts, wo man lebet, angeebnet werden muß. Und da er also dem ganzen Wirthschaftsfuße des Hausvaters untergeordnet wird, so hat man ihn als ein Glied desselben anzusehen. Kennet nun die Hausmutter den gleichsam so zu nennenden Körper des hausväterlichen Wirthschaftsfußes, so wird sie, wenn sie Geschmack am Ebenmaaß hat, dem von ihren eigenen Händen auszubildenden Gliede auch mehr und mehr die schicklichste Proportion zu seinem Körper zu geben suchen.

a) Da der Mann an der Frau eine Gehülfinn nach der ersten Regel dieses Kapitels haben soll, daß sie sich als eine solche in den gewöhnlichen haus-

mût-

mütterlichen Geschäften nicht nur beweise, sondern auch gleich einer eben daselbst zum Muster vorgestellten Münchhausinn erforderlichen Falls die Wirthschaftsgeschäfte des Mannes, in seiner Abwesenheit, Krankheit u. s. f. mit versehe; so wird sie dieses nicht besser thun können, als wenn sie den allgemeinen Etat des Hauses und der ganzen Oekonome nach allen und jeden Theilen desselben wohl inne hat, um alles und jedes so zu ordnen, daß nirgends wo eine Leere durch sie veranlasset werde-

b) Wenn vorausgesetzt wird, daß der Hausvater an seiner Frau keine Egesippe, so wie sie in den zehen ersten Jahren ihres Hausstandes war, habe, so wird er sich ihrer bey Festsetzung des Wirthschaftsetats, als einer Rathgeberinn, mit größtem Nutzenbedienen können und wollen. Hätte aber auch dieses zu Anfange der Haushaltung nicht geschehen können, so wird doch in der Folge eine Abänderung desselben in mancher Absicht vielmals erfordert. Warum wollte man sich wenigstens sodann nicht des Beyraths seiner Gehülfinn bedienen? Denn wenn die Hausmutter sich als Miturheberinn eines Gebäudes ansehen kann, so wird sie desto eher und mehr für die Erhaltung desselben mit Rath und That sorgen können und wollen, und eine Ordnung, deren Anlage sie als die ihrige mit erkennet und weiß, nicht verfallen lassen, je mehr es natürlich ist, sich über das Gute und Schöne überhaupt zu freuen, noch mehr aber, wenn man sich als den Stifter davon ganz, oder zum Theil, ansehen kann und muß. Jedes gutes Werk ist für seinen Meister eine Quelle des Vergnügens. Gute Menschen sind es daher, welche andern Gelegenheit ver-

verschaffen, sich worüber zu erfreuen. Sollte nun von guten Hausvätern nicht dieses am ersten in Ansehung ihrer Gattinnen geschehen?

c) In Häusern, wo, wie in den Städten, bey gewissen Bedienungen das Einkommen sich immer gleich bleibet, da ist es leicht, den hausmütterlichen Etat zu formiren. Wer daher z. B. jährlich 1000 Rthlr. reine Einkünfte, oder sein stehendes Gehalt so hoch hat, der darf nur sagen, der dritte Theil des Salariums, oder nach Erforderniß der Umstände, des Standes und des Orts, so und so viel mehr oder weniger soll zum Etat der Hausmutter jährlich bestimmt, und zum Aufwande auf Essen und Trinken ausgeworfen seyn Ein andrer dritter Theil soll für Kleidung und Hausgeräthe, zu Vergnüglichkeiten u. s. f. festgesetzet bleiben. In der Landwirthschaft aber erhält die Hausmutter, wo nicht alles, doch das meiste in der herrschaftlichen und Gesindeküche Erforderliche aus der Wirthschaft, weßhalb hieselbst die Quantität und Qualität der Naturalien, die auch, im Mittelpreise genommen, zu baarem Gelde gerechnet, und so in die Rubrique der Ausgaben kommen können, den hausmütterlichen besondern Etat ausmachen. Hierüber müssen nun Hausvater und Hausmutter einverstanden seyn, und es ist völlige Tyranney, wenn jener der Gattinn einen Etat aufdringen will, womit sie nicht bestehen kann. Einer so verunglückten Frau kann nicht besser gerathen werden, als daß sie ihre aufgeschriebene Ausgaben am Ende einer jeden Woche, da bey der Revision das frische Gedächtniß noch alles belegen kann, und die meisten Ausgaben in Groschen und Pfennigen bestehen können, dem Despoten vorlege, und hiemit

mit den augenscheinlichen Beweiß führe, daß ihr Etat zu enge angelegt sey. Hat der Hausvater an der Gattinn eine gute Wirthinn, so muß ihr Etat so ins Mittel gehen, daß sie, sowohl in städtischer als ländlicher Haushaltung noch anständige Ersparnisse anbringen, und hiemit zur Vermehrung eines jährigen Ueberschusses das ihrige beytragen könne.

d) Der hausmütterliche Etat setzet noch voraus ein, in der H. M. B. I. S. 367. ff. vorgeschriebenes, System, welches in jedem Hause mit Einstimmung des Gatten so festgestellet wird, daß ihm für beständig nachgegangen werden muß. Dieses heißt ein Tischsystem, und besteht darin, daß festgesetzet sey, wie viel Schüsseln oder Gerichte, alle, oder einige Tage der Woche auf den Tisch zu bringen sind: ob einige, oder alle Tage der Woche, Braten, oder überdem noch Gebackenes aufzutragen? ob für gewisse, und sich immer gleich bleibende, Couverts der Tisch einzurichten; oder, nach Beschaffenheit des Standes und des Vermögens, auch auf einige ungewisse Couverts, täglich zu rechnen sey? im Fall ein Zuspruch eines Freundes auf dem Lande besonders, oder die Ehre des Hausvaters es erforderte; diesen oder jenen unvermutheten Gast, er komme, oder sey wo oder wie er wolle, zu Tische zu bitten, und Gastfreyheit, wenigstens bey Tische, zu beweisen. —

Ohne ein solches Tischsystem nun ist es nicht möglich, einen Ueberschlag zu machen, was in einer Woche, geschweige in einem Jahre, daraufgehen soll. Wenn nun aber doch die Hausmutter einen festgesetzten Etat vor sich haben soll, so

muß vorausgesetzet werden, ob eine oder mehrere Schüsseln, ob alle Tage nur einige Braten oder Gebackenes auf den Tisch kommen, und in der einmal angenommenen Ordnung so fort gehen soll?

Nur gedachtes Tischsystem betrifft allein die gewöhnlichen Mahlzeiten. Denn Gastmahle gehen sehr über das Alltägliche hinaus, weßhalb ihrentwegen was Besonders ausgeworfen werden muß. Und da in unsern Tagen schon durchgängig, wenigstens in Niederdeutschland, die Mahlzeiten des Mittelstandes nicht ohne Obst gehalten werden, so findet man bey Anlegung eines Etats darüber die leichteste Auskunft in der H. M. B. III. K. 3. allwo eine Berechnung des Tafelobstes für den Nachtisch zu finden ist.

c) Die von dem ältern **Alfred** verkannte **Floriane** gehörte unter die zur Wirthschaft so wohl erzogene Töchter, daß sie noch vor ihrer Verheyrathung in dem Hause ihrer Aeltern die Stelle eines Verwalters gleichsam vertreten, und in Abwesenheit ihres Vaters mit einer besondern Leichtigkeit und Lust den Gang der ganzen Feld- und Hauswirthschaft ordnen, oder einrichten konnte. Der Vater pflegte sie daher seinen rechten Arm zu nennen, und konnte sich, da er einer besondern Kränklichkeit halber öfters sich im Bette halten, und sich seiner gewöhnlichen Geschäfte entschlagen mußte, völlig auf sie verlassen. Dieses kam hauptsächlich mit daher, weil sie das Schreiben und Rechnen sehr wohl gelernet hatte, alle Wirthschaftsregister aus den Kladden mundirete, und mit dem Wirthschaftsfuße ihres Vaters dieserwegen aufs beste bekannt seyn mußte. Dieser hatte aber überdem noch die Fähigkeit derselben

auch

auch damit vervollkommnet, daß er ihr in zweifelhaften Fällen ihre Meynung sagen, und Gründe mit Gegengründen vergleichen ließ. Dieserhalb kam ihre Wirthschaftskunde zu einer solchen Reife, daß sie mit jedem geübten Oekonomen um den Vorrang streiten konnte. Bey dieser ihrer Ueberlegenheit gieng sie aber niemals über die Schranken der Bescheidenheit heraus, und mengete sich niemals unter die Gespräche von Wirthschaftssachen, wenn sich anwesende Gäste bey der Tafel damit unterhielten. Wer sie nicht kannte, der sahe sie als ein Mädchen an, das höchstens sich auf nicht vielmehr, als auf Küche und weiblichen Putz verstehen könne. Ein im Hause unbekannter Gast ward daher nicht wenig überrascht, wenn er bey Tische sahe, daß die Bedienten Florianen öfters Papiere brachten, auf welchen sie entweder mit dem Bleystifte Antwort gab, oder stille und gelassen von der Tafel aufstand, um draußen den Wirthschaftsschreibern auf ihre Anfragen Bescheid zu ertheilen, damit der Vater in der Conversation mit seiner Gesellschaft nicht gestöret, oder unterbrochen werden durfte. Man kann von ihrer ökonomischen Klugheit und Gegenwart des Geistes aus folgender Selbführung urtheilen. In einem Frühjahre, kurz vor der Aerndte, brach im Lande die Viehseuche aus; eine der grimmigsten, weil sie unter 100 davon ergriffenen Stücken Hornvieh kaum eines am Leben ließ. Man war des Orts bisher noch ruhig, da die Seuche annoch an die 6 bis 7 Meilen entfernet war. Eines Tages hatte man viele Verwandten zu Gaste, die bis auf den andern Tag da bleiben wollten. Als man des Abends um 7 Uhr sich zu Tische gesetzet hatte, und noch bey der Suppe war,

kam ein Bedienter mit einer sehr zerstörten Mine, und sagte **Florianen**, es sey der Kuhhirte nebst vielen Dorfunterthanen draußen. Diese brachten bey ihr an, daß der Hirte, der sonst erst um 8 Uhr herein kommen sollen, die Kühe eine Stunde früher eingetrieben hätte, weil ihm die 3 Bullen, (Stiere) nebst 6 Kühen, krank geworden wären, und er solche hätte draussen müssen liegen lassen. Sie hätten des Morgens noch gut gefressen, allein gegen Mittag hätten sie abgelassen, und er hätte vermeinet, da er an einem guten Orte gehütet, sie würden sich zu satt gefressen haben. Da sie aber, wenn er sie aus dem Lager mit dem Hunde auf- und fortgetrieben gehabt, immer wieder umgefallen, und sehr gestöhnet hätten, so habe er sie müssen liegen lassen, und sey mit der Heerde hereingekommen, um es zu melden. **Floriane** sagte: es kann leider die Seuche seyn. Wo wollte, antworteten Hirte, Bauern und Viehmeyer, die bey uns herkommen, da alle unsre Dorfnachbaren davon frey sind. Sie antwortete: wenn die drey Bullen krank und liegen geblieben sind, so ist dieses sehr verdächtig. Geht, sagte sie zum Meyer, es sollen zwey Knechte, die sie mit Namen nannte, sich zu Pferde setzen, ins Feld jagen, und der eine dem Ochsenhirten sagen, er solle mit seinen Ochsen die Nacht draussen bleiben, und Weg und Weide nicht berühren, wo die Kühe gewesen sind; der andre Knecht aber soll dem Kälberhirten sagen, er solle eine halbe Meile zurück und auf ein Vorwerk treiben, daselbst das junge Vieh einstallen, und so lange daselbst mit der Heerde bleiben und hüten, bis er andre Ordre bekommen wird. Nach diesen Verfügungen kam **Floriane** in den Eßsaal

zurück

zurück, brachte keine Spuren der Furcht oder Verlegenheit in ihren Minen mit, fing in aller Gelassenheit das Gespräche wieder mit ihrem Tischnachbar da an, wo es bey ihrem Herausgehen war abgebrochen worden, und ließ ihre Aeltern und Freunde in ihren Tisch- und Gesellschaftsfreuden nicht nur ungestöret, sondern ließ sie auch sämmtlich ruhig zu Bette gehen. Ehe sie selbst aber zu Bette gieng, befahl sie dem in dem Kuhstalle schlafenden Hirten, daß er früh um 2 Uhr an ihr Fenster klopfen, sie wecken, und Gras bereit halten möchte, um zu sehen, ob sämmtliche Kühe anbeissen, und das Futter nicht versagen würden. Als sie nun besagter Zeit geweckt war, und dem Hirten folgte, hörete sie schon von ferne, das Kühe im Stalle ein ängstliches Stöhnen äusserten. Sie wurden alle aus dem Lager in die Höhe getrieben, und ihnen Gras in die Raufen gelegt. Von 70 in dem Stalle stehenden Kühen fanden sich 13 Stück, welche den Kopf und Ohren hängen liessen, kein Futter anrühren wollten, und große Hitze und Angst hatten. Die Sache ist entschieden, sagte sie, es sollen heute Pferde im Pfluge gehen, die Ochsen gar nicht mehr auf unser Feld kommen, und nach ein anders Vorwerk, das von dem, wo die Kälber hingetrieben waren, eine halbe Meile zurück lag, fortgetrieben werden. Nachdem der Vater aufgestanden war, und seiner Gewohnheit gemäß mit der Tochter überlegte, was in der Wirthschaft weiter zu thun sey, so lenkte sie das Gespräch auf die Viehseuche, und fragte ihn, ob man es schon gehöret hätte, daß die Seuche Sprünge mache, und wenn sie noch viele Meilen entfernet sey, die Zwischenörter übergehen, und

auf einmal da seyn könne, wenn bey der schärfsten Sperrung und einem großen Zwischenraume gar keine Ansteckung zu vermuthen sey. Als dieser sagte, ihm seyn dergleichen Fälle schon bekannt worden, so frug sie weiter; was würde für uns wohl zu thun seyn, wenn uns solches Unglück begegnen könnte? Nichts anders, antwortete der Vater, als zu dulden, was wir nicht ändern können. Ich dächte, sagte sie hierauf, man müßte, wenn unter einer unsrer Heerden die Seuche ausbräche, die Gemeinschaft unter ihnen gleich trennen, und die unangesteckte Heerde nicht nach Hause mehr kommen lassen, sondern sie auf eines unsrer Vorwerker hinverlegen. Dies wäre sehr gut, erwiederte der Vater, wenn man nur das Unglück in Zeiten erfähret, und die Seuche nicht zu gleicher Zeit in allen Heerden zugleich zum Vorschein kömmt. Nun so habe ich es, setzte die Tochter hinzu, nachdem sie den Vater durch ihre bisherige Unterhaltung, um ihn nicht auf einmal zu erschrecken, in etwas vorbereitet zu haben glaubte, denn getroffen. Unsre Kuhheerde hat die Seuche; aber Ochsen und junges Vieh ist gerettet. Nun fand es sich zwar in der Folge, daß auch die Ochsen von der Seuche nicht frey blieben. Sie waren den Tag zuvor, ehe die Seuche unter den Kühen ausbrach, auf eben die Weide gekommen, von welcher die Kühe kurz zuvor weggegangen gewesen. Dagegen blieb das junge Vieh, welches mit den Kühen keine gemeine Hüthung hatte, sondern nur ganz allein auf der Brache geweidet ward, frey von der Ansteckung. Es bestand aus einigen 50 Häuptern. Und da darunter bereits an die 20 tragende, und zum erstenmal kalben sollende, Ferse, oder jun-

ge

ge Kühe waren, denen im zweyten Jahre darauf eben so viele nachfolgeten, so ward im späten Herbste alles junge Vieh wieder nach Hause genommen, hiemit der Abgang bald wieder ersetzet, und die Nothwendigkeit, Kühe zur Erhaltung der Wirthschaft aufs theuerste anzukaufen, glücklich vermieden. Die jungen Ochsen wuchsen auch nach und nach heran, daß man keine alten ankaufen durfte. Es ward nur den Pferden, die statt der Ochsen nun den Pflug ziehen mußten, auf ein Paar Jahre mehr Futterkorn, als sie sonst bekamen, gegeben, um der durch das Pflügen ihnen vermehrten Arbeit gewachsen zu seyn.

Dieses war nun die **Floriane**, die die Gemahlinn des jüngern **Alfreds** ward. Ohne sie hätte er Zweifels ohne sein Guth nicht behaupten können. Denn er hatte vor seiner Verheyrathung sich nie darum bekümmert, wo das Geld zu seinen Verschwendungen herkommen sollte. Es war ihm genug, wenn er nur Juden und Christen finden konnte, die seiner verkehrten Wirthschaft durch Geldvorstrecken Vorschub thaten. Seine älterer Bruder lag ihm beym Ausbruche seiner Schulden unabläßig an, **Florianen** zu heyrathen. Es schien im Anfange, daß er sie mehr aus Noth, als Zuneigung, geheyrathet hätte. Die Aeltern sagten dieses ihrem ersten Eydam unter die Augen, der aber für seinen Bruder gut sagte, und versicherte, daß **Floriane** bald von ihm von der rechten Seite angesehen werden, und sich ihm in ihrem ganzen Werthe zeigen, folglich nicht verkannt werden würde. Er hatte auch hiemit gar nicht zu viel gesagt. Denn **Floriane** hatte es sich als Braut gleich ausbedungen, daß

ihr zukünftiger Eheherr ihr verstatten möchte, die ganze Wirthschaft nach ihres Vaters seiner einzurichten, und hiemit auf einen bessern Fuß zu setzen. Sobald sie den jährlichen Ertrag vom Guthe ersehen hatte, vereinigte sie sich mit ihrem Gatten nicht nur über den besondern hausmütterlichen Etat, sondern überredete ihn auch, daß nun der ganze hausväterliche Wirthschaftsfuß so gestimmet ward, daß, nebst richtiger jährlicher Abtragung der Zinsen, eine Schuldenpost nach der andern, und zwar diejenigen am ersten, welche in den Interessen aufs höchste standen, abgetragen werden mußte. Sie war gleich Anfangs seine Rathgeberinn, andre Kapitalien um geringere Zinsen aufzunehmen, um damit die Schulden zu bezahlen, auf welchen höhere Zinsen hafteten. Sie, ihrer Seits, suchte, wie hierin, also überall anständige Ersparnisse anzubringen, und brachte ihren Gemahl zu einer, dem neuen Wirthschafsetat angemessener, Frugalität, so daß sie aus ihren Registern von Monath zu Monath ihrem Gatten den augenscheinlichen Beweis vorlegen konnte, was mit einer, in allen Theilen der Wirthschaft angebrachten, Sparsamkeit für grosse Dinge nach und nach ausgerichtet werden können.

3) Der Hausvater muß von der Hausmutter es nicht allein wollen, daß sie sparsam sey: er muß seiner Seits es gleichfalls seyn.

Man muß es als einen großen Irrthum ansehen, wenn man vermeinet, daß die Sparsamkeit mehr der Hausmutter, als dem Hausvater, zustehe, wie es in unzählichen Haushaltungen wirklich gefunden wird. Es ist ganz richtig, was der berühmte Hr. Verfasser

der

der Berliner Beyträge zur Landwirthschaft von der Sparsamkeit rühmet, wenn er davon also sagt: Die Sparsamkeit hat überhaupt das Besondere an sich, daß sie mehr in kleinen, als großen Dingen statt findet, und sich dennoch durch das allenthalben unendlich vorfindende Kleine, wenn ihre darin gethane einzelne Wirkungen zusammen genommen werden, im Ganzen als eine fruchtbare Mutter erzeiget. — Darf man es aber wohl einem Manne unanständig halten, wenn er auch das viele Kleine zu einer grossen Masse zusammen bringet? Ist die Sparsamkeit in großen Dingen keine Untugend, so muß sie es auch nicht in kleinen seyn. Nur muß die Klugheit dabey so die Rathgeberinn seyn, daß man da nicht spare, wo die unterbliebene kleine Ausgabe in der Folge sehr große nothwendig machen kann, wie solches der Fehler vieler Leute ist, die sich doch eben deshalb für recht gute Wirthe ansehen.

a) Die Sparsamkeit muß als ein Mittel sein Vermögen zu vermehren gehalten werden, und die Haus- und Wirthschaftsbücher müssen es jedem Hausvater und jeder Hausmutter nachweisen, bey welchem Artikel eigentlich zu sparen, und wie und wo? näher wozu zu kommen sey.

b) Die Sparsamkeit ist im Grunde nichts anders, als die Mäßigung des Aufwandes sowohl in Naturalien, oder Materialien, als in baarem Gelde, und es ist unmöglich, allen Wirthschaften ein durchgängig einziges Maaß vorzuschreiben, weßhalb sich jeder Wirth das Seinige ihm besonders anpassende aussuchen muß. Immittelst kann man doch hiebey sich folgende allgemeine Ordnung bemerken.

Die **Ausgaben** sind entweder nothwendige, oder willkührliche. **Nothwendige** sind wiederum **ordentliche** oder **ausserordentliche.**

aa) Unsre **ordentlichen** Ausgaben betreffen die sogenannte häußliche Consumtion, in der Küche, Keller, Kleidung, Gesindelohn und alle fixe Abgaben an herrschaftlichen Gefällen u. s. f.

bb) **Ausserordentliche** Ausgaben können seyn bey Krankheiten, Sterbe- und Geburtsfällen, Ehrentagen, Glücks- und Unglücksfällen u. s. f.

Willkührliche Ausgaben betreffen unsre Vergnüglichkeiten, als Gastereyen, Delikatessen, prächtiges Hausgeräthe, kostbare Gebäude u. s. f. Auch gehören dazu die Bequemlichkeiten des Lebens, die wir uns zu Hause, auf Reisen, in Bedienung unsrer Person u. s. f. verschaffen.

Nun kömmt es darauf an, daß Hausvater und Hausmutter den Zweck der Sparsamkeit, nämlich einen Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe herauszubringen, vor Augen behalten, G. §. 38. Sie müssen daher, wenn sie bey ihrer Wirthschaft nicht zurückkommen wollen, sämmtliche Ausgaben durchmustern, was und wie viel sie an einer jeden abbrechen können. Vielmals müssen, besonders bey jungen Anfängern, die willkührlichen Ausgaben gänzlich cessiren, welches aber der seltenste Fall ist bey dergleichen Leuten, die gemeiniglich nicht eher hieran denken, als bis sie zu weit herunter gekommen sind.

Aber auch bey den ordentlichen Ausgaben, deren keine cessiren kann, muß mehr oder weniger Einschränkung gemacht, oder jede derselben kleiner werden, wenn man nicht zum Zweck der Sparsamkeit gelangen kann. Und bey diesen ordentlichen

chen Ausgabeartikeln, für Küche, Keller, Kleidung u. s. f. wird immer was zu finden seyn, was genauer eingerichtet werden kann. Und je mehr die besondersten Ausgabeartikel bey einem allgemeinen statt finden, von welchen auch nur was Kleines abgebrochen werden kann, desto mehr wird es am Ende in der Summe was Großes doch ausmachen können, wenn alles zusammen kömmt. Aber in allen diesen Stücken, wo in Küche, Keller, Hausgeräthe u. s. f. die Ausgabe, sie bestehe im Gelde oder Naturalien, durch die Hand der Hausmutter meistens allein geht, muß doch der Hausvater mit ihr auch einstimmig seyn, und den eingeschränkten Aufwand nicht nur billigen, sondern ihn auch benöthigten Falls selbst ordnen, und darauf halten, daß die einmal festgesetzte Einrichtung beybehalten werde, um den Hauptzweck aller Wirthschaft, den Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe, er sey so geringe als er immer wolle, zu erreichen.

c) Wenn der so erfahrne als einsichtsvolle berühmte Verfasser der Grundsätze der theoretischen Haushaltungskunde die Ursachen, warum so wenig Menschen die Ersparniß lieben, anzeiget, und unter solchen auch diese rechnet, daß die meisten Leute bereits der Wollust, der Weichlichkeit, der übertriebenen Pracht und Verschwendung ergeben sind, als welche Lebensart der Ersparniß zuwider ist, so macht er §. 39 folgende Anmerkung.

Wenn die einreissende Pracht nebst der Verschwendung aus keiner andern Ursache einem Staate gefährlich würde, so wäre sie es aus dieser einzigen allein: weil sie der Erwerbung des Vermögens gänzlich hinderlich ist. Zwar wenn

einer

einer und der andere, vornehmlich durch das auf den Luxus sich gründende Handlungswesen (hiezu muß man auch die Künstler und Gewerbsleute rechnen, die für den Luxus arbeiten) zu Vermögen kömmt, so werden tausende gegentheils darüber arm; und dies betrifft gemeiniglich den geringern, wenigstens fleissigen und arbeitenden Theil der Nation. Alle Regeln zur Ersparniß kommen, ausser den oben vom Wirthschaftsfuße und den Haushaltungsbüchern angeführten Grundsätzen, kürzlich auf folgende zwey allgemeine Puncte an: 1) Den Aufwand für die Vergnüglichkeiten und Bequemlichkeiten, blos nach dem vernünftigen, und aufs genaueste eingeschränkten Wohlstande einzurichten, darin alles unnöthige, zumal auf Pracht und Ueberfluß abzielende gänzlich, und zwar zuerst abzuschneiden; sich über die gemeinen Vorurtheile der Welt und des Ansehens wegzusetzen, und wenns nicht anders seyn kann, diese Dinge gar zu vermeiden. (Dieses kömmt nun mit der Anweisung Litt. b. völlig überein, die **willkührlichen** Ausgaben gänzlich zu unterlassen, falls sie Schuld daran sind, daß kein Ueberfluß der Einnahme über die Ausgabe überhaupt verbleibet.) 2) Hiernächst auch von den nothwendigen Bedürfnissen die Einschränkung zu machen, daß die ganze Hanshaltung den Einkünften durchaus gemäß geführet, und unausbleiblich ein proportionirlicher Uberschuß, so gering er wolle, gelassen werde. Denn die Ersparniß giebt die Vorschrift: **nicht wie man will, sondern wie man kann und soll.** (Auch dieses stimmt mit der vorhergehenden Anweisung Litt. b. überein, da gesagt worden, daß bey den nothwendigen Ausgaben genauere Einschränkungen gesucht

sucht werden müssen, wenn man nicht anders, als hiedurch zum Hauptzweck, nämlich was zu erübrigen, gelangen kann.)

d) Unter die nothwendigen Ausgaben sind auch nach Litt. b. die **ausserordentlichen** gerechnet worden, auf welche sich jedes Haus, da sie heute oder morgen verfallen können, gefaßt halten, und dieser halb auch um ihrentwillen bey den ordentlichen und willkührlichen Ausgaben auf Ersparungen denken sollte. Dieses hieß nun, was hiezu gesammlet oder ersparet war, bey unsern Vorfahren, der Nothpfennig, und der Mangel desselben macht es, daß man, aller übriger ordentlicher Wirthschaft ungeachtet, gleich in Schulden, oder in gänzlichen Verfall, gerathen, und kaum oder gar nicht wieder in die Höhe kommen kann. Denn die Sparsamkeit ist eine Tugend, welche unsre Ausgaben auf eine rechtmässige Art bestimmet, und sie hat allemal zween Hauptgegenstände: 1) Nichts ohne Noth und rechte Ursache auszugeben, 2) etwas auf künftige Vorfälle in Bereitschaft zu behalten. G. §. 40.

e) Nun kann hiebey die Frage entstehen: Sollen denn die Reichen auch immer sparen, und wirds sodann mit dem Staate wohl stehen, wenn jeder Reiche das Seinige zusammenhält, und lieber einnehmen als ausgeben will? Man muß bey Entscheidung dieser Frage zweyerley bestimmen: 1) wer ist reich? 2) muß der Reiche, wenn er kein Verschwender sey, und sich nicht in Armuth stürzen will, der Sparsamkeit nicht auch ergeben seyn, und **frugal** leben?

Die Frage; wer ist reich? kann nicht besser entschieden werden, als solches in obbelobten Grundsätzen §. 25 geschehen ist. Hier heißt es so:

so: Manche Menschen haben kaum so viel, oder können kaum so viel erwerben, als zu ihrem nöthigen Unterhalte erforderlich ist. Andere besitzen und erwerben so viel, als außer dem nöthigen Auskommen, noch zu ihrer Bequemlichkeit und Vergnügung des Lebens gehöret. Der erste Wirthschaftszustand verschaffet den Leuten höchstens das Nöthige, der andere aber das gute Auskommen, und beyde machen die mittlern Ordnungen in den ökonomischen Zustande aus. Die beyden andern Ordnungen, die unter und über diesen sind, heissen die Armen und Dürftigen, ingleichen gegentheils die Vermögenden und Reichen. Der Arme hat eben so sehr einen Mangel an guten Auskommen, als der Vermögende einen Ueberfluß darinnen hat. Und dem Dürftigen fehlet eben so sehr das Eigenthum zu Erlangung nur der allernöthigsten Lebensmittel, als der eigentliche Reiche den weitläuftigen Besitz vieler Güther hat, von deren bloßen Einkünften er alle Bequemlichkeiten und Ergötzlichkeiten des Lebens in Uebermaaße, und mit Nutzen anderer, geniessen kann. In der gleich hierauf folgenden Anmerkung wird aber so gesagt: Man kann hier die Begriffe von Armuth und Reichthum sehr genau, wie in der Philosophie, nebst ihren mancherley Stufen bestimmen. **Armuth**, (paupertas) heißt also, der Besitz der bloß nöthigen Bedürfnisse; **Dürftigkeit**, (egestas) der Mangel an den allermeisten nöthigen Dingen; **Betteley**, (mendicitas) die höchste Dürftigkeit, der Mangel an allem und jedem Nöthigen u. s. w. Der Besitz des Vermögens, wodurch man ausser dem Nothdürftigen auch die Bequemlichkeiten und Vergnüglichkeiten des Lebens, nach seinem Stan-

Stande, haben kann, heißt ein gutes Auskommen, und was über dieses am Vermögen da ist, Ueberfluß. Folglich ist derjenige vermögend, der einen Ueberfluß im Vermögen, oder ein gutes Auskommen hat, und reich, (dives) der einen hohen Grad dieses Ueberflusses hat; so wie derjenige, der wirkliche und eigentliche Güther im Ueberflusse hat, begüthert (oplentus) genannt wird.

Nach dieser Bestimmung der Begriffe ist es nun, daß der Vermögende nicht wie ein Armer leben, und der Reiche mehr als der Vermögende muß darauf gehen lassen, doch so, daß sie dabey die Regeln der Sparsamkeit in so fern immer noch beobachten, mittelst welcher sie Jahr für Jahr ihrem Stande immer gemäß leben, und also von ihrem Ueberflusse allein ihren größern Aufwand bestreiten. Denn wenn sie wollten nur immer nichts mehr, als Sammler bey ihrem Ueberflusse seyn, so wären sie keine nützliche, sondern dem Staate schädliche, Menschen. Wenn sie daher ihren Aufwand auf standesmässige Ehre und Vergnüglichkeiten so mässigen, daß sie ihn ausführen können, und die Quellen ihres Ueberflusses nicht verringern, so leben sie frugal. So bald aber die Reichen ihren Aufwand nicht mässigen, und ihn dem Ueberschusse ihrer Einkünfte über die Ausgaben nicht proportioniren, und so weit gehen, daß sie mehr ausgeben, als einnehmen, folglich von einer klugen Sparsamkeit sich entfernen, so sind sie Verschwender, und es werden aus reichen Menschen sodann vermögende, aus diesen aber arme.

Es kann über diese Materie nichts Instructireres gesagt werden, als was der berühmte Herr

D. Krü-

D. Krünitz in seiner Encyklopädie, unter dem Namen Aufwand, lehret, und daselbst die Sache also erschöpfet.

Der Aufwand muß ordentlich und dergestalt geschehen; daß von einem erworbenen ansehnlichen Vermögen man sich so wohl, als seinem Nächsten gütlich thut, und zwar zu gleicher Zeit. Denn, indem man sich selbst und den Seinigen gütlich thut, so thut man es auch zugleich seinem Nächsten, da man solchergestalt mehr aufwendet und verthut, als ein Armer kann, folglich vielen wackern arbeitsamen Leuten und Künstlern durch seinen Aufwand, Arbeit und guten Abgang schaffet, wornach sie in ihrer Dürftigkeit sehnlich Verlangen tragen; wodurch sie ebenfalls zu ihrer Nothdurft sowohl, als zu ihren Ehren- und Vergnügungsausgaben etwas Ansehnliches verdienen können. — Ein Reicher, der die Absicht hat, ehrlichen und fleissigen Arbeitern etwas zu verdienen zu geben, und die Bequemlichkeit, die seltene Artigkeit und Nettigkeit ihrer Waaren zu seinem Vergnügen immer mit zu nehmen, kann jährlich großen Aufwand machen, ohne den Vorwurf der Ueppigkeit und Verschwendung zu verdienen. Wenn reiche und wohlvermögende Leute so kärglich leben wollen, als die Armen, so fällt die Nahrung dieser letztern, und aller derer, die gern was verdienen wollen. **Sehr viel geizige Reiche in einem Lande sind mit eine Ursache schwerer Zeiten.** — Die Tugend wohlvermögender Leute, den Aufwand, den sie, neben der unentbehrlichen Nothdurft, auf standesmässige Ehre und Ergötzlichkeit zu verwenden haben, mit Vermeidung der Kargheit und Knickerey, nach den Regeln aller Tugenden, in

insonderheit der Mässigkeit und Sparsamkeit, oder guter Wirthschaft, zu mässigen, ist die sogenannte Frugalität, und wer dergleichen Aufwand machet, lebet frugal. Der höchste Grad derselben, dessen nur Standespersonen von großen Einkünften, oder doch in sehr hohem Grade reiche Leute fähig sind, heißt Magnificence, L. Magnificentia. Diese ist ein mehr als gemeiner ansehnlicher Aufwand vornehmer und reicher Leute, die nach ihrem Stande und Vermögen zu leben wissen, sonderlich in öffentlichen Ehrenausgaben; da sie ihren Ueberfluß theils zum gemeinen Besten, z. E. an öffentliche Gebäude, zu ansehnlicher Belohnung großer Verdienste; theils auch zwar in Privatgeschäften, jedoch aber zu gemeinem Nutzen, und mit öffentlicher Milde und Gutthätigkeit, wohl anzuwenden wissen, z. E. in Gebäuden, in Kleidung, Hausrath, Bedienung, und andern Bequemlichkeiten, insonderheit in feierlichen Begebenheiten. —

f) Man wird nun aus dem, was von der, dem Hausvater eben sowohl, als der Hausmutter, zukommenden Pflicht der Sparsamkeit bisher gesagt worden, sattsam unterrichtet seyn, daß es Irrthum sey, diese häusliche Tugend von dem einen Theile mehr, als dem andern zu erwarten. Man muß also ökonomische Schriftsteller, die der Hausmutter nur hauptsächlich die Sparsamkeit zueignen, recht verstehen oder berichtigen lernen. Unter solche ist auch der Hr. v. Münchhausen im 4ten Theile seines Hausvaters zu rechnen, der S. 304. also spricht: die Besorgung einer solschen Sparsamkeit in der Wirthschaft schickt sich mehr für die Hausfrau, als für den Hausvater, welcher nicht gar wohl seine Aufmerksam-

samkeit auf alle einzelne Stücke erstrecken kann; vielmehr pflegt es gemeiniglich übel zu gehen, wenn der Hausvater alles und jedes in der Wirthschaft selbst anordnen, und was in das Fach der Frauen gehöret, mit besorgen, oder gar, wie jener that, die zu kochende Backbirne, oder die an ein Essen zu gebende Rosinen nicht allein selber herausgiebt, sondern sogar der Köchinn nach Stückzahl zuzählet. Fast allemal fehlt es einer solchen Wirthschaft an dem Wesentlichen, und es herrscht entweder ein schmutziger Geiz, oder eine unangenehme Unordnung; oder es geht im Grunde mehr auf, als nöthig ist. Glücklich kann sich dagegen ein Hausvater schätzen, der eine solche sparsame und dabey rechtlich denkende Lucia zur Gehülfinn hat, welche für sein wesentliches Bestes in allen Stücken sorget. Sie ist ihm mehr werth, als ein Kapitel von 50000 Thaler. —

Es hatte dieser Schriftsteller zuvor von der Sparsamkeit gesagt, daß, wenn man sie recht versteht, mit Wenigen weit gereichet werden könne, und es werde dazu erfordert, daß wir 1) genau wissen, wie viel, und was in jedem Falle, erfordert werde; daß man 2) überlegen könne, wie und wozu dasjenige, was man hat, am besten verwandt werde und daß man sodann 3) darauf achte, daß in jedem Fall eben das dienlichste, und nicht mehr als nöthig angewandt werde; wobey 4) der Hauswirth oder die Hauswirthinn selber die Aufsicht führen, und sich nicht blos auf ihre Bediente verlassen sollen. Hierauf hatte dieser berühmte Wirthschaftslehrer eine Lucia geschildert, welche in ihrem Hauswesen nach solchen angeführten Erfordernissen der Sparsamkeit

sich

sich beträget, da sie nämlich jede ihrer Bedientinnen aufs beste kennnet, und weiß, wozu jede am geschicktesten und was jede des Tages erarbeiten könne; bey der Wäsche die dazu benöthigten Personen und Materialien genau bestimmet; den alljährigen Aufwand auf Licht und Oel, weiß und einrichtet; die täglich zu besorgenden sieben besondere Tische, woran über 60 Personen speisen, so versiehet, daß sie sich nicht allein um den Küchenzettel der erstern Tische bekümmert, sondern auch darauf achtet, daß an den geringern Tischen die auf jeden Tag vorgeschriebene Kost ordentlich, reinlich und gar gekocht geliefert, aber auch aller Ueberfluß vermieden werde; sie kann Gastmahle ohne große Kosten, meistens von den Producten ihrer Wirthschaft, zur Zufriedenheit ihrer Gäste ausrichten, und weiß sich dabey getreuer, und zur Sparsamkeit und Ordnung mit geneigter, Bedienten zu versichern, und sie, so bald sie in ihre Dienste kommen, zu einer Liebe und Folgsamkeit gegen ihre Ermahnungen zu bewegen, wiewohl dergleichen nicht oft nöthig ist, indem sie fast lauter solche Leute um sich hat, von denen sie schon 20 und mehrere Jahre bedient worden ist, und ohngeachtet ihrer genauen, und fast aufs äusserste gehenden, Sparsamkeit, dient ein jeder lieber bey ihr, als in andern Häusern, wo in gewissen Stücken ein Ueberfluß herrschet, indem bey ihr die Ordnung alles ersetzet, und es allen gar zu angenehm ist, daß es nie an dem Nöthigen fehlet; sie versorget ihre 8 Kinder so mit der Kleidung, daß die jüngern ein Kleidungsstück, wenn es angehen will, von dem bekommen, was die ältern ablegen: sie verfertiget die Kleidungen größtentheils selbst, und weiß,

ob sie schon nur von geringerm Zeuge sind, ihnen doch eine gewisse, den Kindern gefallende und sie erfreuende, Zierde zu geben, daß diese von Jugend auf sich zu Reinlichkeit, Zierlichkeit und Ordnung gewöhnen, und auch zugleich lernen, den äusserlichen Pracht mit einer Gleichgültigkeit, und als etwas ihnen sehr gewöhnliches und alltägliches, anzusehen; sie sinnet das ganze Jahr darauf, wie sie den Kindern zwar das Nothwendige von Zeit zu Zeit geben, aber auch nach gerade für sie einige, wiewohl überflüssige, doch dabey nützliche und den Kindern angenehme, Stücke verfertigen und sammlen könne, womit dieselben auf Weyhnachten auf eine unerwartete Art erfreuet werden; eine Freude, welche die Kinder auf mehrere Zeit auf eine unschuldige Art ergötzet, und sie von Jugend auf lehret, daß vielerley zu besitzen, keine große Glückseligkeit sey, mithin ihnen vom Anfang an Begriffe von Sparsamkeit beybringt; da hingegen, wenn ihnen von Kindheit an, alles, was sie zu haben wünschen, entzogen wird, die Begierde mehr zu haben, sein eigener Herr zu werden, und mehreres anschaffen zu können, mehr zu nehmen und einwurzeln macht. —

Eine solche Lucia kann nun freylich durch Sparsamkeit was Großes vor sich bringen. Sie thut aber alles dieses in ihrem Fache, und ihr Gatte muß mit ihr darüber einverstanden seyn, daß sie als eine kluge und rechtschaffene Frau ihr weibliches Gesinde in Ordnung und guter Zucht halte, nach ihrem beyderseits beliebten Tischsystem die Ausgaben für Küche und Keller ermässige, und in Ansehung ihrer vielen zu bekleidenden Kinder alles so genau einrichte, daß dem ohnge-

achtet

achtet ihr Geschmack an Reinlichkeit, Ordnung und Sparsamkeit gebildet werde. In diesem durchgängigen Aufwande ist Lucia, und jede ihr gleichgesinnte Frau, freylich die Selbstführerinn, und sie muß es auch seyn. Wehe dem Hause, wenn eine Lucia darin fehlet; wenn statt ihrer eine Faule, Unsorgsame, oder eine Verschwenderinn vorhanden ist; oder der Hausvater, wie oben gesagt ward, für die Küche selbst herausgeben, oder gar die Erfordernisse der Köchinn zuzählen soll. Mit Argusaugen wird er in diesem Falle nicht alles sehen, und so das vielfältige Kleine herausfuchen können, als es einer sparsamen Frau möglich, leicht, angenehm und anständig ist, um durch die Vervielfältigung kleiner Ersparnisse am Ende doch eine große Summe herauszubringen.

Hiernächst muß es der Hausvater nun mit seinen eigenen Ausgaben, d. i. solchen, die durch seine eigene, und nicht der Gattinn Hand gehen, eben so halten, und in Vereinigung mit selbiger sich von dem Hauptzweck der Sparsamkeit, nämlich nach allen gehabten Ausgaben einen Ueberschuß in der Einnahme zu behalten, sich nie entfernen.

4) Die Geschäfte des Hausvaters und der Hausmutter müssen sich einander nicht entgegen seyn.

Der Hausvater kann von der Hausmutter, so wie diese von jenem, in seinen besondern Operationen auf mancherley Weise sehr gehindert oder aufgehalten werden, wenn beyde keinen gemeinschaftlichen Plan vor sich haben, und in Zeiten über ihre vorhabende

Unternehmungen sich vernehmen, um, bedürfenden Falls, theils sich einander darin die Hand zu bieten, theils aber eine oder die andre Wirthschaftsoperation so lange auszusetzen, bis die nothwendigste beendiget worden. Ist es Eigensinn auf Seiten des einen Theils, so leidet der andre Theil zu sehr, und es wird ihm das Leben sauer gemacht. Ist es aber Leichtsinn, Schläfrigkeit oder Sorglosigkeit, von denen es herrühret, daß sich diese oder jene Verrichtungen einander im Wege sind, so ist es gleichfalls Leiden für den wirksamen Theil; in allen Fällen aber immer Nachtheil für die ganze Haushaltung. Sollte es dem einen Gatten an Gegenwart des Geistes, an genugsamer Klugheit und Wirthschaftskunde fehlen, so muß der klügere und mehr verstehende Gatte sämmtliche Geschäfte so lenken und regieren, daß die des Hausvaters neben denen der Hausmutter bestehen, und beyde in ihrem richtigen Gange nicht gestöret werden.

a) Je größer und je weitläuftiger eine Wirthschaft ist, desto mehr Aufmerksamkeit wird auch von den aufs beste unter sich einigen Gatten erfordert, daß sie nicht einer dem andern in Weg kommen, und der eine nicht des andern seine Einrichtungen, als wozu täglich Gelegenheit seyn kann, aufhalte oder umstoße.

b) Wenn von ohngefähr in einem hohlen Wege sich zween Wagen, die sich darin nicht einander ausweichen können, begegnen, so muß derjenige zurückweichen, welcher am wenigsten weit hinein gekommen, oder am leichtesten ist. Sollte es in Haushaltungen mit zween verschiedenen Ausführungen des Wirths und der Wirthinn eben so von ohngefähr, oder übereilter Weise, gekommen seyn, so muß diejenige zurückgehen, deren Zurück-

setzung den wenigsten Schaden bringt. Es ist sehr verkehrt gehandelt, wenn der eine Gatte, es mag daraus noch so vieles Unheil entstehen, als da mag und kann, aus Eigensinn, Rechthaberey und Herrschaftsbegierde sein Vorhaben durchsetzet, welches desto unwirthlicher nur blos in dieser Absicht allein schon ist, wenn der in seinen Unternehmungen zurückgesetzte Gatte vor dem Gesinde lächerlich gemacht, und um seine Achtung bey selbigem gebracht wird. Es muß immer bey dergleichen Collisionen ein solcher Ausweg getroffen werden, daß beyde Theile vor ihren Hausgenossen in Ehren bleiben.

c) Wenn beyden Gatten zwar ihre Wirthschaftsverrichtungen geläufig genung sind, so ist es ihnen doch, um allen Collisionen zuvor zu kommen, zu rathen, daß sie bereits am Ende eines jeden Monaths ihre, in den beyden nächsten Monathen bevorstehende, Verrichtungen überschauen, und von da an beyde sich bereden, wenn dieses oder jenes Werk unternommen werden soll. Zu diesem Zweck kann besonders der im vorigen Jahre herausgekommene so genannte Hausmutterkalender den Hausmüttern sehr nützlich seyn, und ihnen dazu dienen, daß sie keine ihrer Operationen so zu sagen am unrechten Orte einschieben mögen. In der Vorrede gedachten Kalenders wird dieses Beyspiel gegeben.

Der November des Hausmutterkalenders weiset das Einmachen des weißen Kohls an. Es soll nun aber nach obigem Rathe acht Tage vor dem Ende eines jeden Monaths der kürftige so wohl, als der hiernächst folgende, also zwey Monathe zugleich gelesen werden. Ließt man nun

z. B. am Ende des Septembers die angerathene Periode, den October und November zugleich, so kömmt man beym Durchlesen des Novembers aufs Kohleinmachen. Bey diesem Haushaltungsgeschäfte müssen nun der Leserinn gleich am Ende des Septembers die Fragen beyfallen: Sind die Sauerkohlfässer, die Aufbewahrungsgefäße des einzumachenden Kohls, auch in gutem Stande? Müssen sie nicht mit neuen Reifen oder Bändern beleget, nicht wohl gar ganz neue Fässer beym Böttcher bestellet werden? Besorgungen also, die spätestens im October zu beobachten sind. Soll aber der Kohl in den ersten Tagen des Novembers eingemachet werden, so müssen die Kohlfässer gegen das Ende des Octobers mit Wasser angefüllet werden, damit, wenn sie leck sind, oder Wasser rinnen lassen, so lange voll Wasser gehalten werden, bis das Holz wieder fest zusammen gezogen worden. Man muß ferner einige Wochen vorher alle übrige Haushaltungsgeschäfte so ordnen und in Verbindung bringen, daß sie dem Einmachen des Kohls nicht Hindernisse, unnöthige Ausdehnung oder Verschiebung, verursachen. Es muß also diesem Geschäfte in der Reihe der vorhergehenden und nachfolgenden bey Zeiten der erforderte Raum ausgefunden werden. Nach der Entlegenheit der Kohlfelder oder Kohlgärten sowohl, als nach der Menge des Kohls, werden mehr oder weniger Fuhren und Gespann zum Einfahren des Kohls nöthig seyn. Die Hausmutter bedarf also der Uebereinkunft des Hausvaters. In dieser Beziehung muß sie also voraus wissen, ob ihr das zum Kohleinfahren benöthigte Gespann zu seiner Zeit nicht fehlen, und selbiges von nöthigen Ackergeschäften, Reisen u. s. werde

ent-

entbehret werden können. Dieserhalb muß sie ihren besondersten Plan mit dem des Hausvaters vereinigen, wozu Vorausfichten und Anlagen von beyden Theilen schlechterdings nothwendig sind. So würde auch in Zeiten Bedacht zu nehmen seyn, daß man die erforderliche Menge von Menschenhänden zusammen haben und beybehalten könne, um den Kohl auf seinem Standplatze abzuhauen, sodann zu Hause die Köpfe oder Häupter zu putzen oder die überflüssigen Blätter abzunehmen; ferner den Kohl zu hobeln, einzustampfen, und die Abgänge an Blättern nebst den Strünken zam Viehfutter einzumachen u. s. f. Auf solche Weise nun müssen die meisten Haushaltungsgeschäfte auf Wochen, viele aber schon auf Monathe vorausgesehen, geordnet, und in die Reihe der übrigen Geschäfte so eingeebnet werden, daß nichts Holperichtes in der so zu nennenden Abrundung häuslicher Operationen erscheine, als welches unvermeidlich ist, wenn man zu spät an seinen Artikel kommt, und ihn dann an einem unrechten Orte, so zu sagen, über Hals und Kopf hineindränget. —

Drittes Kapitel.

Regierung des männlichen Gesindes.

Es werden wenig Wirthschaften seyn, in welchen das weibliche Gesinde der Hausmutter, das männliche aber dem Hausvater zu regieren obliget. Die Regierung des weiblichen Gesindes ist in

der H. M. B. V. S. 63. ff. vorgetragen worden. Die Regeln dazu sind die nämlichen, welche vom Hausvater in seinem Regimente befolget werden müssen. Ich werde daher die Leser deshalb dahinein weisen können, wenn sie die vollständigste Abhandlung solcher Regeln sich bekannt machen wollen, und will sie in eben der Ordnung nur kürzlich anführen, damit sie theils für diejenigen auch hier beysammen gefunden werden, welche nur gedachtes Werk nicht haben oder nicht nachschlagen wollen, theils aber manches Besondere, und das männliche Gesinde näher angehende, hier beygebracht werde.

1) Man muß suchen solches Gesinde oder Bedienten zu haben, welche ihre Dienste aufs beste verrichten können und wollen.

Plutarch meldet von dem Cato, daß er sich in seiner Jugend auf den Landbau gelegt, um dadurch etwas zu erwerben, wie er denn selbst gesagt, daß er sich zweyer Mittel zum Reichthume, des Ackerbaues und der Sparsamkeit bedient habe. Dieser gute Hausvater wird auch von eben diesem Plutarch dem Aristides sehr vorgezogen, und seinem durch gute Wirthschaft erlangten Vermögen zugeschrieben, daß sein Geschlecht bis ins vierte Glied Rom mit Prätoren und Consuln versehen, und seine Enkel und Urenkel die höchsten Ehrenstellen verwaltet haben; da hingegen die Nachkommen des Aristides, den er als fehlerhaft beurtheilet, weil er als ein gerechter Mann nicht nur andern Nutzen schaffen, sondern auch für sich und die Seinigen sorgen sollen, wegen ihrer Dürftigkeit sind genöthiget worden, daß sie sich theils aufs Traumdeuten und Wahrsagen haben legen, theils wegen ihrer Armseligkeit den Staat um Allmosen bitten

ten müssen, und daß also keiner im Stande gewesen ist, auf herrliche und dem Ruhme dieses Mannes gemäße Unternehmungen zu denken. Diese Bemerkung des Geschichtschreibers muß uns nun sehr aufmerksam machen, was der so große Römische Staatsmann und eben so kluge Hausvater für Knechte gehabt, gezogen, und wie er sie regieret habe, um mittelst derselben den Reichthum, dessen er sich selbst rühmte, zu erwerben. Sein Geschichtschreiber läßt uns davon dieses wissen: Er hatte eine Menge Knechte, und kaufte sich viele von den Kriegesgefangenen, und vornämlich solche, die noch jung waren, und Zucht und Unterweisung annahmen, und wie junge Hunde und Pferde noch konnten abgerichtet werden. Keiner von seinen Knechten gieng in ein fremdes Haus, er mußte denn entweder von Cato, oder von seiner Gemahlinn dahin seyn geschickt worden. Es hatte auch Cato seine Knechte also gewöhnet, daß sie alle, wenn sie von jemand gefragt wurden, was Cato machte, keine andre Antwort gaben, als diese, daß sie es nicht wüßten. Sie mußten zu Hause entweder arbeiten, oder schlafen, weil Cato gern solche Knechte hatte, die zu rechter Zeit schliefen, und glaubte, daß diejenigen, welche ausschliefen und sich durch den Schlaf erquickten, besser regiert, und zur nöthigen Arbeit könnten gebraucht werden, als andere, welche sich durch das Wachen abmatteten. Ja er verordnete auch, daß seine Knechte für ein gewisses von ihm bestimmtes Geld bey seinen Mägden schlafen konnten, ohne doch sich hernach einer andern nähern zu dürfen, (ist eben so viel, als nach den Gesetzen des Christenthums eheliche Treue beweisen) weil er glaubte, daß sie sonst bey der Liebeskrankheit träg und saumselig würden. Im Anfange, da Cato noch arm war, und den Feldzügen als ein gemeiner Soldat beywohnte, bezeigte er

sich

sich niemals unwillig, man mochte ihm auch die schlechtesten Speisen zu essen vorsetzen, indem er es für etwas schändliches hielt, daß man sich um des Bauchs willen mit seinem Knechte zanke; in den folgenden Zeiten aber, als er zu einem größern Vermögen kam, pflegte er, wenn er seine Freunde und Amtsgenossen bewirthete, gleich nach der Mahlzeit diejenigen von seinen Knechten mit einer Geißel abzustrafen, welche bey der Tafel nicht recht aufgewartet, oder die Speisen nicht recht zubereitet hatten. Er unterhielt auch beständig auf eine lustige Art zwischen seinen Knechten Streit und Uneinigkeit, und glaubte, daß ihre Eintracht und Vertraulichkeit verdächtig und schädlich wäre. —

Man kann aus des Tusculaners Hauszucht manches lernen. Ihm war es mehr um nach seinem Sinne wohlgezogene Knechte, als um eine große Zahl derselben zu thun, die nicht Zucht und Unterweisung annehmen konnten. Nicht die Zahl, sondern die Tüchtigkeit des Gesindes fördert das Aufnehmen der Wirthschaft. Es besteht aber die Tüchtigkeit des Gesindes nach der H. M. darin, daß es, wo es auf Erfahrung ankömmt, nicht unerfahren, wo Leibesstärke oder Behendigkeit erfordert wird, nicht schwach oder kränklich und langsam, wo Verstand vorzüglich nöthig ist, nicht dumm und stumpf, wo Muth und Entschlossenheit gebraucht wird, nicht feige oder träge sey. Es muß aber der gute Wille allemal dazu kommen. Denn wenn es daran fehlet, wird die Herrschaft bey dem, dem Gesinde gereichten, völligen Jahreslohne und behöriger Kost die Arbeiten eines Vierteljahres, und darüber, verlieren können. Fähigkeit und Leibeskräfte machen die eine Hälfte, die getreue Anwendung derselben aber die andere und noch mehr aus.

2) Religion verschafft uns das beste Gesinde.

Mit der Einführung der christlichen Religion hat die Leibeigenschaft, oder die Knechtschaft der ersten Zeit, in vielen Ländern aufgehöret. Die Herrschaften werden aber sehr schadlos gehalten, indem die Bande des Christenthums das Gesinde weit mehr an das Interesse der Herren verknüpfen, und damit weit mehr ausgerichtet werden kann, als mit aller Strenge eines Cato, oder aller Herren, die von Leibeigenen bedienet werden. Die unter uns befindlichen Gesindeordnungen sind sehr zu loben. Es heißt aber auch in Ansehung ihrer und alles Regiments: Je besser Christ, je besser Knecht und Unterthan. Derjenige Herr versteht sich am besten auf gute Gesindezucht, der bey seinen Leuten religieuse Gesinnungen herrschend werden läßt. Sein eigenes Beyspiel richtet hier das meiste aus. H. M. B. V. S. 67. ff.

3) Das Gesinde muß zur Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes angehalten werden.

Herren, welche ihre Dienstboten vom öffentlichen Gottesdienste abhalten, oder sie nicht zu dessen Abwartung mit Fleiß anhalten, oder sich selbst dagegen kaltsinnig beweisen, handeln völlig ihrem eigenen Interesse entgegen, indem die Geringschätzung des öffentlichen Gottesdienstes zugleich eine Geringschätzung und Vergessenheit des Gottes nach sich zieht, der Treue und Fleiß in jeder Situation gebietet und zu belohnen verheisset. H. M. B. V. S. 72. ff.

4) Auch

4) Auch zum häuslichen Gottesdienste muß das Gesinde angehalten werden.

Die Aufnahme der Religion unter dem Dienstvolke, und die Aufnahme des Haus- und Wirthschaftswesens durch das Gesinde, gehen mit gleichen Schritten. Der häusliche Gottesdienst muß hierin das meiste thun. Unsre Vorfahren hielten mehr, als wir heutiges Tages, darauf, und befanden sich in ihren Häusern sehr wohl dabey. In der H. M. werden die Beschaffenheit religieuser Uebungen im Hause so wohl, als musterhafte Exempel beschrieben. H. M. B. V. S. 75—92.

5) Vorsicht bey der Wahl neuer Dienstboten.

Wenn so viele Herrschaften nach den ersten den besten Dienstboten greifen, um nur ihre gewöhnliche Zahl voll zu haben, so werden sie so leicht gute als böse zusammen bringen. Es ist nach unsern jezigen Umständen nichts gerathener, als ~~abgehendes~~ Gesinde mit solchem zu ersetzen, welches von der vorigen Herrschaft das Zeugniß eines guten Verhaltens mit bringet, oder falls es noch nicht gedienet hat, von solchen Aeltern, Vormündern und Verwandschaften ist, welche auf Tugend und Rechtschaffenheit halten. Man nehme z. B. Knechte oder Mägde, deren Aeltern liederlich, diebisch, versoffen u. s. f. sind. Ihre Kinder werden Nachfolger des liederlichen Lebens ihrer Aeltern um so mehr seyn, je weniger es diese sich zur Pflicht machen können und wollen, ihre Kinder, falls sie in Diensten ihrer Herrschaften was Böses von ihnen sehen oder hören, zu bestrafen. Sie werden es eher billigen und gut heissen. Dagegen haben Herrschaften an gut gesinneten Aeltern ihre Gehülfen in

der

der Zurechtweisung der dienenden Kinder sowohl, als in ihrer Erhaltung auf dem guten Wege, wenn sie sich einmal darauf befinden. H. M. B. V. S. 92. ff.

6) Das Gesindelohn.

Der Verfall der Haus- Schul- und Kirchenzucht hat es gemacht, daß das Gesinde mehr als jemals der Schwelgerey und Kleiderpracht ergeben ist. Diese Untugenden nehmen mehr ab, als zu. Dieserwegen steigert das Dienstvolk Jahr für Jahr das Lohn. Wo Hausbücher gehalten werden, da ist der Beweis vor Augen, daß das Gesinde in den meisten Gegenden ein Drittheil mehr, in manchen Gegenden aber die Hälfte mehr Lohn, als vor 30 Jahren empfangen. Gesetzt auch daß das Lohn an und vor sich selbst weniger mehr, als vor der bemerkten Zeit, gestiegen, so sind dagegen gewisse, sonst willkührliche, Geschenke theils so erhöhet und deren mehrere erdacht, eingeführet, und zuletzt so sehr vom Gesinde sich bey der Miethung ausbedungen worden, daß sie beynahe eben soviel, als das Lohn selbst, betragen. Das gewöhnliche Miethsgeld ist drey bis vierdoppelt erhöhet worden. Es sind Jahrmarktsgelder eingeführet worden. Neben diesen noch andere Geschenke, z. E. bey den Mägden jährlich Geld zu Strohhüten, Camisölern u. s. f. Die Lohnleinwand ist vermehret worden. Manche andre Naturalien, als Flachs, Federn, Einsaat auf den Aeckern der Herrschaften u. s. f. sind hin und wieder Bedingungen des Dienstes auch noch geworden. Es müssen nicht noch 10 Jahre hingehen, oder es darf nur noch ein Krieg in Deutschland ausbrechen, und das Volk vermindern, so muß das Gesinde sein Lohn noch um einen Drittheil mehr, als gegenwärtig, erhöhet haben. Man hat mir vor ein

Paar

Paar Jahren gesaget, daß ein ganzes Dorf von Wirthen sich beredet, der Herrschaft ihre Häuser und Höfe aufzukündigen, und sich dagegen als Dienstvolk zu vermiethen. Wenn unter den Bauern vieler Gegenden einer oder der andere wird mehr und besser rechnen gelernet, und gefunden haben, daß das Dienen mehr als Bauer- und Cossätheseyn einbringet, so können sie wohl auf gleiche Entschliessung kommen.

Man wird sagen, die Wirthe müssen sich besser halten, und nicht mehr, als sonst gebräuchlich war, geben. Kann man dieses verlangen, so wird vorausgesetzt, daß sie alle einig seyn. Darf man aber dieses wohl je erwarten? Aber die Gesindeordnungen untersagen in den meisten Ländern bey Strafe das Mehrgeben und Mehrfordern des Lohns? Dieses ist höchst zu loben, und danknehmigst zu erkennen. Der Wirth aber saget dagegen: ich muß doch alles geben, was ein Dienstbote verlangt, sonst gehe ich leer aus, und bekomme keinen. Die Gesindeordnung aber befiehlt dem Wirth, du sollst dergleichen ungebührliche Forderungen des Gesindes deiner Obrigkeit zur Bestrafung anzeigen. Dieser getrauet sich das aber nicht. Denn sobald er nur einmal Kläger gewesen ist, so hat er sich damit unter dem Dienstvolke einen so bösen Namen gemacht, daß er keines mehr bekommen kann. Und überdem hilft es ihm auch gar nichts, wenn er solches auch eben nicht zu befürchten hätte. Denn wenn nicht die meisten Wirthe das nämliche thun, und Kläger werden, so ist in der Hauptsache so viel, wie nichts, gethan. Das Uebel wird immer bleiben was es ist. Allein das schlimmste hiebey ist dieses, daß es die Obrigkeiten größtentheils wissen oder wohl wissen können, aber die Augen zuthun weil sie Zwanggesinde haben, welches um ein gesetzliches, von Alters her bestimmtes, Lohn dienen muß. Immittelst werden

sie

sie ebenfalls nach und nach ihnen auch schaden. Denn das, für ein, in Vergleichung mit der übrigen Dienstboten ihrem, so unproportionirtes Lohn macht, daß sie ihre Zwangdienste immer ungetreuer verrichten, je mehr Rohheit, Ueppigkeit und Schwelgereyen im Lande zunehmen. Es sehnet sich solches Zwanggesinde ohn Unterlaß nach der Veränderung des Dienstes, nach solchen Herren hin, bey welchen es, mittelst des mehrern Lohns, reichere Quellen der Ueppigkeit und Verschwendung finden kann.

Um aber der immer mehr einreissenden Unordnung Einhalt zu thun, wäre wohl nichts besseres, als daß in jedem Bezirke rechtschaffene Männer bestellet würden, welche das unbefugte Lohnsteigern ausforschen, und es, ohne Zuthun der Brodherren, der Obrigkeit anzeigeten, oder dergleichen Mißbräuche selbst abthun müßten.

Auch militairischen Reichen müßte es sehr gerathen seyn, wenn sie das Gesindelohn nicht steigen, sondern es vielmehr auf den alten Fuß zurückkommen ließen. Denn diejenigen Knechte, welche als Soldaten einrangiret werden, thun mehr, als jemals, ihre Kriegesdienste verdrossen, weil unter ihrem Solde, den sie als Soldaten bekommen, und dem Lohne, welchen sie als Knechte in Städten und Dörfern erhalten, die allergrößte Disproportion entstanden ist, welches sie nun für ihr höchstes Unglück ansehen. Dieses ist denn nebst dem Vorfalle der Religion mit die Ursache, daß das Austreten der Enrollirten, oder Desertiren von der Fahne, mehr zu- als abnimmt. So macht auch der mehrere Lohn diese Leute üppig und weichlich, daß sie die Kriegesstrapazen dereinst weit weniger, als diejenigen, ertragen, die in Friedenszeiten schlechtere Zeit gehabt, und eben deshalb weniger weichlich geworden sind.

Da aber auch versprochene Geschenke, zur Aufmunternng des Fleisses, zur Steigerung des Gesindelohns Anlaß geben, indem das Dienstvolk sich in der Folge solche ausbedinget, auch andre Dienstboten bey andern Herrschaften sich darauf berufen, und sich eben solche Geschenke zur Bedingung ausmachen, so sieht man, daß sie dann völlig in einen nothwendigen Anhang des, an und sich schon zu sehr erhöheten, Lohnes ausarten. Hiewider nun ertheilet die H. M. B. V. S. 101. folgenden Rath.

Will man sich und seinen Mithwirthen ohne Schaden etwas thun, so seyn es ganz willkührliche, durchaus aber nicht benannte, Geschenke, womit man von Zeit zu Zeit den Fleiß des Gesindes theils belohnet, theils aufmuntert. Am allerbesten aber gelanget man zum Ziel, wenn man dem Gesinde, auf den Fall eines langen und ununterbrochenen Dienstes, und wenn es dereinst zu Ehren schreiten, sich verheyrathen, und eine eigene Wirthschaft anfangen will, gewisse Naturalien, als Federn zum Bette, ein Stück Vieh, oder die Ausrichtung eines, von der Herrschaft zu ermässigenden, Hochzeitmahls, gelobet und hält. Denn solches Verfahren war bey unsern Alten in Gewohnheit. Hiemit verschaffet man sich getreues Dienstvolk auf lange Jahre, kömmt bey selbigem in einen guten Ruf, und macht, daß man beym Abzuge der alten und so belohnten Dienstboten wieder neue anständige finden kann. Man wird es finden, daß Aeltern solchen Herrschaften schon zum voraus ihre Kinder zum Dienen anbieten. Auf eine Summe Geldes zu Ende des Dienstes aber muß sich der Landwirth gar nicht einlassen. Er verringert damit den Werth seiner künftigen Belohnungen sowohl, als die Treue und Wachsamkeit seiner Leute. Hiezu werden sie weit mehr angespornet, wenn ihnen vorhergesagt wird, daß sie,

wenn

wenn sie z. B. diese oder jene Art von Vieh gut halten und erziehen hälfen, ihnen dereinst hier- oder davon ein Stück, entweder zur Hochzeit, oder zum Anfange eigener Wirthschaft, zu Theile werden solle. Die Verknüpfung des eigenen Nutzens an dieser oder jener Sache richtet große Dinge und mehr aus, als Geld, und kostet auch dem Brodherren ungleich weniger. Die Hoffnung eines zukünftigen Gewinnstes erfreuet ungleich mehr, als der gegenwärtige Besitz oder Genuß eines Dinges. H. M. B. V. S. 97 — 102.

7) Dem neuern, oder erst anziehenden Gesinde muß alsbald ein Verhaltungsplan bekannt gemacht werden.

Die meisten Dienstboten werden im Anfange ihres neuen Dienstes sich gelenksamer und williger zur Annehmung herrschaftlicher Vorschriften, als in der Folge, finden lassen. Kluge Herrschaften müssen daher diese Zeit ja nicht unbenützt vorbey gehen lassen, und ihre Leute gleich dahin leiten, wo sie bleiben oder fortfahren sollen.

Erhält man neues Gesinde von Herrschaften, wo es zu viel Freyheit gehabt hat, so ist es um so nöthiger, gleich im Anfange es einzuschränken, damit es in dem neuen Dienste nicht anfange, wo es aufgehöret hat. Man säume sich also nicht, neuen Leuten wissen zu lassen, was man künftig von ihnen wolle unterlassen haben, wenn man ihnen den Lauf der gemeinen täglichen Arbeiten anweiset. Hienächst werden unsre Arbeiten nicht in allen Stücken mit denen, bey andern Herrschaften, völlig einerley seyn. Dieserhalb müssen wir sofort neues Dienstvolk anhalten, nach unserm Sinne und Gewohnheiten den Dienst zu verrichten, und es damit sowohl, als mit dem übrigen al-

ten Gesinde unsers Hofes in Uebereinstimmung bringen. Es ist unangenehm, wenn man in der Folge von einem oder dem andern Dienstboten hören sollte: Bey meinem vorigen Herrn wards so und so gemacht, ich bleibe bey meiner alten Weise. Die H. M. lehret hierin also.

Ist anziehenden Dienstboten noch alles neu, so sind sie meistens immer gelehriger, nehmen eher Weisung an, lassen sich leichter in gewisse Falten gleichsam legen, stehen von uns mißfälligen Gewohnheiten und Verfahrungsarten eher ab, und bestreben sich von der ersten Zeit an, bevor sie im Dienste älter werden, den Beyfall ihrer Hausherrschaften zu verdienen. Man kann auch wohl noch die alten wohlverdienten abziehenden Dienstboten den neuen auf einige Tage zugesellen, um ihnen alle Handgriffe und Verfahrungsarten abzusehen, und hiemit die gewöhnlichsten Verrichtungen im Zusammenhange desto geschwinder zu erlernen. Hat man aber dergleichen treue und wohlgesinnete Leute unter den Abziehenden nicht gehabt, oder man will manche, zuvor obgewaltete Mißbräuche abgeschaffet wissen, so thut man am besten, daß man die Zugesellung des alten abziehenden Gesindes unterlasse, und dem neuanziehenden den ersten Unterricht selbst ertheile. Jede Hausherrschaft muß es ohnehin verstehen, wenn sie schon selbst nicht mit Hand anleget, wie alle gesindliche Verrichtungen sowohl an und für sich selbst, als im Zusammenhange mit andern, anzugreifen und geschickt zu vollenden sind. Ohne diese Wissenschaft kann nicht wohl regieret, gebessert oder verändert, getadelt und gelobet werden. —

In Ansehung des Sittlichen, und eigentlich die Hauszucht näher angehenden, müssen die Hausväter ihr männliches Gesinde, eben so wie die Hausmütter ihr weibliches Gesinde, gleich beym Eintritte in den

Dienst

Dienst, an die dazu dienende besondere Regeln binden. Diese sind die Eingezogenheit, und das Hausgesetz, auch des Sonntags, oder des Abends, nach vollendeter Tagesarbeit an Werkeltagen nicht ohne Urlaub und Vorwissen der Hausherrschaft sich aus dem Hause, oder dem Hofe, zu entfernen: Die genaue Beobachtung der Keuschheit, (hierauf hielt Cato aus den zuvor bemeldeten ökonomischen Ursachen bey seinen Knechten so strenge) und Vermeidung alles verdächtigen Umganges mit Frauenspersonen: Die Ehrbarkeit, und vermöge derselben auch den bösen Schein zu vermeiden: Die Behutsamkeit in Schweigen, durch Plaudereyen oder sogenannte Postträgereyen, nicht Gezänze oder Mißhelligkeiten unter dem übrigen Gesinde anzurichten, und hiemit den so edlen Hausfrieden nicht zu stören: Die Sanftmuth, nicht alsbald wegen wahrer, oder vermeintlicher Beleidigungen sich zum Zorn oder zur Rache aufbringen zu lassen: Die Freundlichkeit und Höflichkeit in Gebehrden, Worten und Werken gegen die Hausherrschaft und alle Menschen: Die Dienstfertigkeit, das Verlangen anderer, in so fern es der Tugend und Ehrbarkeit nicht zuwider ist, gern zu erfüllen, und selbigem zuvorzukommen: Die Enthaltung des sogenannten Maulens oder Schmohlens, eines ganz unleidlichen Fehlers gegen die Hausherrschaften, bey erhaltenen Verweisen, Bestrafungen, oder abschlägichen Antworten: Keine, die Herrschaft angehende, Haus- und Familiensachen auszutragen, und unter die Leute zu bringen; (auch dieses wollte Cato gleichfalls nicht an seinen Knechten leiden.) Bey Verschickungen sich nicht in Plaudereyen oder Gassereyen einzulassen; nicht Nebenwege sich zu machen, noch über die Zeit auszubleiben; vielmehr die Bestellungen, das Wohinbringen oder Nachhausehohlen treu, richtig und

eiligst zu verrichten; nichts verkehrt zu machen oder anzubringen, und bey vorkommenden ihnen undeutlichen Aufträgen oder Befehlen von der Herrschaft sich Erläuterung auszubitten, oder durch bescheidene und demüthige Fragen und Vorstellungen, oder sittsame Einwürfe ihre Begriffe vollständiger, und dem Sinne, oder Interesse der Herrschaft gemäßer zu machen; keinesweges aber sich selbstgefälliger Ausdeutungen und eigenmächtiger überkluger Aenderungen anzumassen u. s. f. Diese und dergleichen Tugenden gleich dem neuen Gesinde einzuprägen, den entgegenstehenden Untugenden aber ungesäumt entgegen gehen, und ihnen unter unsern Augen keine längere Ruhe gleichsam zulassen, dieses sind Hausherrschaften eben so sehr Pflichten, als Vortheile. — H. M. B. V. S. 102 — 106.

8) Prüfung des neuen Gesindes.

Nicht allemal haben die neuen Dienstboten diejenigen Fähigkeiten und Gemüthseigenschaften, die man von ihnen verlanget, oder wofür sie sich selbst ausgegeben haben. Müssen muß daher bald zu wissen suchen, was man von ihnen erwarten, und wie weit man sich auf sie verlassen kann, um nicht darüber Schaden zu leiden. So geht es auch selten ohne Verdruß ab, eine Aenderung in der Folge erst vorzunehmen, nachdem man die Leute erst eine Zeitlang bey diesem oder jenem besondern Geschäfte angestellet gehabt, indem solches immer als eine Art von Degradation, als Beschimpfung, angesehen wird.

Sylvan hatte einen neuen Reitknecht bekommen, der unter andern Geschäften auch dieses auf sich haben sollte, daß er ihm aus einer ein Paar Meilen entlegenen

genen Stadt alle Vierteljahr seine ihm über Post zugefertigten Interessegelder abhohlen mußte. Dieser hatte aber den Fehler an sich, daß er sich gern in die Bierhäuser begab, und sich daselbst bezechte. Sein erster Ritt brachte den Herrn um Geld und Pferd. Ihm ward in der Trunkenheit das Geld, eine Summe von dreyhundert Thalern, weggenommen. Er getrauete sich nicht wieder nach Hause zu kommen, und ritt mit dem Pferde davon. Sylvan hätte den Kerl zuvor ausprüfen sollen, ob er auch zu dem ihm aufgetragenen Geschäfte sicher gebraucht werden könne. H. M. B. V. S. 106—109.

9) Keinem Dienstboten müssen vor andern Vorzüge eingeräumet werden.

Es ist hier gar nicht die Rede davon, wenn etwa der älteste oder mehr versuchte Knecht den übrigen als Meyer oder Aufseher vorgesetzet, und ihm hiemit ein mehreres Ansehen verschaffet wird. Nur dieses ist der Fall, wenn unter allen übrigen sich gleichen Leuten einer mehr begünstiget, und ohne wahre Verdienste durch Geschenke, Vertraulichkeit und Verschonung mit schwerer Arbeit vorgezogen wird. Dieses wird von den Mitgenossen als Verachtung ihrer Personen angesehen, und macht, daß sie ihren Dienst mit weniger gutem Willen verrichten. Dieses muß noch mehr geschehen, wenn die mehr begünstigten Leute falsche sind, welche ihre Mitgenossen bey der Herrschaft verleumden, und gemeiniglich untreue oder unfleissige, oder sonst fehlerhafte Arbeiter sind, welche ihre Mängel durch Schmeicheleyen und Ausheuchelung der andern verbergen oder ersetzen wollen. Es können aber auch sonst nicht unverdiente Günstlinge von den Herrschaften sehr verdorben, und zu un-

zulässigen Selbsterhöhungen und Anmassungen zu vieler Freyheiten veranlasset werden. H. M. B. V. S. 109—111.

10) Hausherrschaften müssen ihr Ansehen durchs Gemeinmachen mit dem Dienstvolke nicht vergeben.

Es ist gar kein Stolz oder Verachtung der Geringen, wenn man sich im Umgange mit ihnen so verhält, daß sie Empfindungen der Achtung gegen uns haben müssen. Jedem Hausvater muß es hierum sehr zu thun seyn, damit seine Anordnungen desto mehr von dem Dienstvolke befolget werden, je mehr er bey ihm in Ansehen ist. Wenn aber der Herr unter seinen Leuten den Pickelhering macht, so muß er es ihm selber verdanken, wenn er geringgeschätzet, und sein Dienst mit wenigem Eifer verrichtet wird. H. M. B. V. S. 111. ff.

11) Das Gesinde muß so viel möglich von böser Gesellschaft abgehalten werden.

Voraus gesetzt, daß man unter seinen eigenen Hausgenossen keine Verführer habe, so muß man sehr sorgen, daß das Gesinde von böser Gesellschaft ausserhalb des Hofes und Hauses nicht verdorben werde. Nimmermehr wird man Verbesserer der Sitten, oder Erhalter und Förderer der guten, seyn können, wenn man über diese Regel nicht halten will.

Corrumpunt bonos mores consortia praua.

12)

12) Ueppige Tanz- und Spielgesellschaften des Gesindes, ingleichen nächtliches Auslaufen desselben.

Es sind mir einige Herrschaften bekannt geworden, welchen die Haus- und Sittenlehren der H. M. S. 170. ff. mißfällig gewesen, und solche als zu hochgespannt ansehen wollen. Allein eben diese Sittenlehre findet in den alten und neuen Gesindeordnungen aller Länder, in welchen eine gesunde Policey die Oberhand hat, ihr Vorwort. Ich habe mit allem Vorsatz Plutarchs Bericht von dem guten Hausregimente des weisen Cato oben vorangehen lassen, um hiemit die Einwendungen aller derjenigen zu widerlegen, die entweder durch eine unzeitige Zärtlichkeit zu nachgebend gegen ausschweifendes Gesinde, oder als Freunde der Ungezogenheit und der Laster dasjenige bey andern nicht hindern, was sie an sich selbst geduldet und ungetadelt wissen wollen.

Der Römische Sittenrichter wollte die Eingezogenheit seiner Knechte, weil er es wußte, daß böse Gesellschaften gute Sitten verderben. Er wollte keine der Unzucht oder der Unkeuschheit ergebene Knechte, und hatte dieses zum Grunde, daß die Liebeskrankheit sich mit dem Fleiße und der Arbeitsamkeit gar nicht vertrage. Wenn also so viele Herren ihren Knechten bösen Umgang mit andern Dienstboten beyderley Geschlechts verstatten, und dabey gleichgültig sind, ob ihre Leute des Nachts in ihren Betten sind und schlafen oder nicht, so sind sie keine so gute Wirthe, als jener Römer, der gar strenge darauf hielt, daß seine Knechte zu rechter Zeit schlafen möchten, um hernach gut arbeiten zu können.

Ich glaube immer noch, daß die Moral der H. M. die Prüfung aller erfahrner Wirthe, aber auch sol-

cher, die keine Tugendfeinde sind, nicht scheuen dürfe. Laut derselben wird so gelehret: Es ist menschlich, auch andern Menschen neben uns Freuden zu gönnen, zu bereiten und zu vermehren. Aber was für Freuden? Nicht die ungezogenen, welche Leichtsinn, oder wohl gar Muthwillen, Schwelgerey und Unzucht zum Grunde haben. — Sie machen den Menschen zur Erfüllung seiner Berufspflichten nicht aufgelegter, mehr träge, mehr verdrossen, mehr schlaff.

Man nehme den Dienstboten, wie er vom Tummelplatze seiner tollen Freuden in das Haus, Hof, und die Arbeit seines Herrn, nach den längsten nächtlichen Abwesenheiten und Versäumnissen, in den Dienst der Herrschaft wieder eintritt. Welcher Eckel, Trägheit und Mangel der Munterkeit zur Arbeit. Welcher hoher Grad der Unzufriedenheit mit seinem Gesindestande, woraus Grobheiten, heimliche und offenbare Rachsucht am Dienste, dem Kontraste ungezogener Gesindefreuden, sehr natürlich erwachsen müssen! Welche Sehnsucht von der Arbeit zu neuen Freuden, welche anhaltend peinigende, und die Aufmerksamkeit auf den Dienst schwächende, Gedanken und Vorstellungen davon! Welches Sinnen und Trachten nach Unterhaltungsquellen der Schwelgerey- und Unzuchtsfreuden durch Erhöhungen des Lohns, Veruntreuungen oder heimliche Diebereyen! Und das zur Sättigung wildester Freuden überhand nehmende nächtliche Auslaufen des Gesindes! Ausser den daraus entstehenden Versäumnissen des Viehes, und der so großen Gefahr, in gewissen, jeden Augenblick vorkommen könnenden, Unglücksfällen keine Leute zur Hand zu haben, oder nach ihnen vergeblich zu schreyen, muß die Herrschaft den Abbruch des Schlafes, und der Stärkung mittelst desselben zu den Arbeiten des folgenden

Ta-

Tages, mit der daraus entstehenden Schläfrigkeit, Langsamkeit und Verdrossenheit der Nachtschwärmer dazu, bezahlen. —

Aber hier wartet das ökonomische allgemeine Wohl noch auf die Wiederkunft der Policeyen. Was noch hin und wieder von einzelnen Herrschaften zur Aufrechthaltung einer höchst interessanten väterlichen Sitte geschieht, das ist bey weiten noch nicht hinreichend, allgemeine Besserung zu verschaffen. Dieses ist das Werk von weiter reichenden Händen. —

13) Die Befugniß der Herrschaft ihr Gesinde zu züchtigen.

Wer den Hausherrschaften die Befugniß ihr Gesinde zu züchtigen aberkennet, der bedenket nicht, daß selbige unter ihren Hausgenossen, wozu ja das Gesinde gehöret, ja ein Regiment führen müssen. Noch hat es ja keiner unbillig gefunden, daß Aeltern, Schullehrer, Kunst- und Handwerksmeister ihre Kinder und Zöglinge züchtigen. Sollte denn das Gesinde edler denn diese zu achten, und der Zucht des Hausregenten zu entreissen seyn?

Der Hausvater hat seine besondere Einrichtungen, Ordnungen und Familienverfassungen, mit deren Untersuchung und Beurtheilung die Obrigkeiten sich nicht benehmen müssen und können, welches doch allemal nothwendig wäre, wenn das Gesinde immer erst bey der Obrigkeit belanget, und von dieser bestrafet werden müßte, wenn es durch Faulheit, Unordnung und Widerspenstigkeit den Zwecken der Haushaltung entgegen handelt. Der Staat hat es eigentlich nicht mit der Regierung der Familien, sondern nur mit der Regierung der Häupter der Familie zu thun.

Wenn

Wenn daher die Gesindeordnungen eines Landes der häuslichen Gewalt, zur Beförderung des ökonomischen Wohls Zwangsmittel verstatten, so handeln die Unterobrigkeiten unrecht, wenn sie die Klagen des Gesindes wider ihre Herrschaften annehmen, und zu ihrer Competenz ziehen. Denn dieses findet nur dann statt, wenn das Maaß in der Züchtigung überschritten wird.

Man hat mir von einer großen Stadt gesagt, daß in derselben vor einigen Jahren ein Richter gewesen, welcher sich's der natürlichen Billigkeit zuwider angemaßet, alle bey ihm vom Gesinde verklagte Hausväter und Hausmütter blos deßhalb zu bestrafen, weil sie sich ihres Hausrechts wider ihr böses Gesinde bedienet gehabt. Am wenigsten kamen diejenigen Herrschaften gelinde weg, welche an ihren Mägden Hand anlegten. Der Richter war aber deßwegen ihr Patron, weil er kein Ehemann war, und unter den Stadtmädchens courtesirte. Man kann sich's vorstellen, wie sehr dieser ungerechte Richter hiemit den Haushaltungen geschadet, und ihrem Flor und Aufnehmen hinderlich gewesen seyn müsse.

Wenn sichs die Unterobrigkeiten aber anmaßen, die Klagen des Gesindes wider die Herrschaft zu ihrer Erkenntniß zu ziehen, um hiemit die Familien in Verwirrung zu setzen, so entsteht auch dieses Uebel daraus, daß die Herrschaften entweder das Gesinde lieber auf der Stelle ihres Dienstes entlassen, um nicht zur Züchtigung desselben schreiten zu dürfen, oder das Gesinde geht von selbst aus dem Dienste. In beyderley Fällen leidet das Hauswesen, weil entweder vor Endigung des Jahres keine neue Dienstboten zu finden, oder, wenn welche wo zu finden sind, sich Geld über Geld bieten lassen, und die Noth oder Verlegenheit

der

der im Bloßen stehenden Herrschaft zu nutzen wissen. Wenigstens müssen die Herrschaften dem, ausser der Zeit gesuchten, Gesinde das völlige Jahrlohn geloben, wenn schon ein Vierteljahr oder wohl gar ein Halbes am Jahre fehlen, oder schon vorbey seyn, sollte. Am übelsten aber sind Hausherrschaften daran, wenn sie von Unterobrigkeiten bey Strafe angehalten werden, die Dienstboten, welche Kläger und Ueberwinder vor Gerichte gewesen, beyzubehalten, und sich ganz ihrem hiedurch gestärkten Trotze und Muthwillen in der Zukunft müssen aufopfern lassen. Ungerechtigkeiten, die nicht größer seyn können!

Dagegen müssen auch die Hausherrschaften keine Tyranneyen ausüben, und das Maaß in der Zucht nicht überschreiten, welchen Falls sie sich den Strafen der Justiz nicht entziehen können. Auch hierin ist Cato Muster. Er wußte sich zu mässigen, und verschob die Züchtigung seiner Knechte, wenn sie bey Zubereitung der Speisen, oder bey der Aufwartung über Tische was versehen hatten, bis nach der Mahlzeit. Zu einer solchen Kaltblütigkeit müssen sich alle diejenigen Hausherrschafteu herabzustimmeu suchen, welche in der ersten Hitze sich vergessen, und das Maaß der Züchtigung sodann gemeiniglich überschreiten.

Auch diejenigen Hausherrschaften sind sehr zu tadeln, welche ihren Mund gegen das Gesinde nicht ohne Murren und Schelten aufthun, und ihnen kein gutes Wort geben oder gönnen können. Hiemit verderben sie das beste Dienstvolk, und machen es zu allen ihren Diensten verdrüßlich und weniger aufgelegt. Gesetzt man habe einen Bedienten von übler Gemüthsart; wird er damit gebessert werden, wenn er kein freundliches Wort von uns erhält? Er wird bleiben, was er ist, oder gar noch schlimmer werden,

wenn

wenn er siehet, daß er bey seinen guten Verrichtungen nicht anders, als bey fehlerhaften, angesehen werde. Ernst und Freundlichkeit abseiten der Herrschaft können gar wohl mit einander bestehen. Wenn das Dienstvolk Tadel oder Scheltworte verdienet, so beweise man seinen Ernst. Man kehre aber hierauf zurück zum Gleichmuth oder Freundlichkeit, und enthalte sich des sogenannten Maulens oder Schmolens gegen dasselbe. Letzteres ist eine Eigenschaft des Pöbels. Welcher Herr oder Frau sollte sich aber nicht lieber durch eine bessere Lebensart vom Pöbel unterscheiden wollen?

Menander wird auf Provinzialisch in seiner ganzen Nachbarschaft ein Kräckler genannt, weil er immer durch die allergeringsten Kleinigkeiten, die nicht des Namens werth sind, sich aufbringen läßt, wider sein Gesinde zu murren, und des Keifens kein Ende zu finden. Es darf nur am Mondtage frühe einem seiner Ochsenknechte begegnet seyn, daß ihm einer seiner Ochsen auf dem Hofe entlaufen, und sich nicht geschwinde genug wieder will angreifen lassen, so hat er gewißlich am Sonnabend noch nicht wieder aufgehöret, ihm mit dieser Begebenheit ohn Unterlaß die Ohren zu reiben. Man muß eben nicht denken, daß er immer einerley sage. Einer seiner Schulfreunde wollte ihn ohnlängst beschuldigen, daß er hiemit Schulfüchserey triebe, und sein Chrienmachen noch nicht vergessen habe, wobey die sogenannten Loci topici sein Steckenpferd gewesen. Er habe sich einst einige Wochen bey ihm aufgehalten, und sey mit ihm am Mondtage frühe im Pferdestalle gewesen, da denn einer von den Knechten in ihrer Gegenwart beym Pferdeputzen mit einer alten sehr abgenutzten Striegel stark an den Ständer der Pferdebucht geschlagen, damit die an der Striegel angesetzten Pferdehaare losgehen

gehen möchten. **Menander** schalt hierüber den Kerl, und fragte, ob er die Striegel ruiniren wolle? Der Knecht sagte: es ist nichts mehr daran zu verderben, sie hat schon an die drey Jahre gehalten; ich habe schon öfters um eine neue angehalten, und bekomme keine; ich kann die Pferde nicht mehr damit reine kriegen. — Nun sey das Kräckeln nicht nur eine ganze halbe Stunde im Stalle angegangen, sondern auch am Tage und alle folgende in der Woche fortgesetzet worden. Am Mondtage sey das Quis? durchgegangen worden. Am Dienstage; Quid? Am Mittwoch: Vbi? Und so habe er diese Locos nach der Ordnung durchgemacht, und am Sonnabend mit dem Quando? beschlossen. Er habe an seinen vielen Dienstboten gemerket, daß sie sehr gleichgültig gegen das endlose Kräckeln desselben gewesen. Ein Paar Karbatschenhiebe nach Bedürfniß, mit wenigen, und leicht zu behaltenden, Worten begleitet, würden ihm Leute verschaffen, die ihm besser dienen, und sich auf immer in Acht nehmen würden, das Tractement noch einmal zu versuchen. —

Lodgar hat auch eine eigene Art an sich, seine Leute zu behandeln. Er maulet mit ihnen, wer weiß, wie lange. Wenn er's ihnen noch sagte, was er wider sie hätte, so möchte es bey einem oder dem andern Gutartigen darunter was fruchten. Aber er bessert sich und sein Dienstvolk im mindesten nicht, und ist so singulär, daß er's nicht einmal seiner Gattinn sagt, was ihm von seinem Gesinde begegnet ist, wenn sie ihn auch noch so sehr bitten wollte. Sie läßt aber dieses wohl bleiben, daß sie ihn darum fragen sollte. Denn wenn sie es thut, so fängt er auch mit ihr an zu schmolen. Seine Leute lachen ihn in der That aus, und machen sich nach ihrer Art gute Tage bey ihm. Denn wenn er maulet, so vermeidet er ihre Gegen-

wart,

wart, und geht ihnen ordentlich aus dem Wege. Wenn sie Lust zu faullenzen haben, oder ein leichtfertiges Stück ausführen wollen, so machen sie ihm was Mißfälliges. Hierauf werden sie ihn wenigstens auf acht Tage los, und verstehen also recht gut das Kunststück, den Herrn zu spielen. Wenn sie alleine sind, machen sie was sie wollen. Doch wollen manche Leute dieserhalb bey ihm nicht bleiben, und sagen, sie wollten lieber ein Paar Hiebe von ihm, als sein Maulen ausstehen.

Busso sollte auch von einer sehr übeln Gewohnheit abstehen, vermöge welcher er gleichfalls mit seinen Leuten maulet, ohne ihnen ein Wort zu sagen. Dies möchte nun hingehen, wenn er hiervon den Schaden allein auf sich nehmen wolle. Allein wenn bey ihm stilles Wetter geworden, so bricht bald darauf ein Donnerwetter aus. So bald er ein Paar Stunden vor sich allein gewesen, und seiner bösen Laune nachgehänget, so prügelt er den ersten den besten, er sey schuldig oder unschuldig. Vor weniger Zeit wollte ihn einer seiner Bekannten besuchen, und schickte seinen Bedienten, ehe er aus dem, vor seiner Thür stillstehenden Wagen ausstieg, zu ihm ins Haus, um sich anmelden zu lassen. Eben beym Eintreten ins Haus prügelte Busso seine Hausgenossen ganz stillschweigens einen nach dem andern, wovon jeder so gut die Flucht nahm, als er konnte, um das Wenigste abzukriegen. Da die Execution auf dem Flure des Hauses geschah, so sprang einer seiner Kutscher hinter dem fremden Bedienten vorbey, und entkam ihm. Gleich schlug er, als ob ihm Sehen und Hören vergangen wäre, auf den fremden Bedienten zu, und so grimmig, daß er in ein schreckliches Schreyen ausbrach. Die Stimme ward bald von dem Herrn erkannt, welcher aus dem Wagen herausprang, und

Buf-

Busson in die Haare griff, um ihm eben so zu thun, als er seinem Laquaien that. Er würde vielleicht auch blindlings auf seinen Freund losgeschlagen haben, wenn ihn dieser nicht übermannet, und ihm die rechte Hand, worin er sein Rohr hatte, festgehalten hätte. Da sich der Verwalter hierbey sicher halten konnte, so kam er mit zu Hülfe, um den Herrn in die Stube und zur Ruhe bringen zu helfen. Man warf ihn auf einen Sopha, und hielt ihn einige Minuten fest, um ihn zur Sprache zu bringen. Sein Freund fragte ihn hierauf, ob er sich mit ihm den Hals brechen, und ihn kennen wolle? Er wolle ihn nicht übereilen, und würde ihn so lange halten, bis er sich wieder recht besinnen könnte. Busso rieb sich die Stirne, und fragte seinen Freund, was er mache? Man kann leicht denken, was ihm dieser müsse geantwortet haben. Jener erkannte seinen Fehler mit Thränen, beschenkte den Bedienten seines Freundes, und versprach diesem, sich künftig auf seiner Huth zu halten. Noch hat Busso sich nicht recht in seiner Gewalt. Denn es ist ihm seit solcher Zeit schon wieder ein Paarmal begegnet, daß er wider seine Leute in ein Schmolen eingegangen, und sodann, wie unter Kraut und Rüben, dreingeschlagen hat.

Damasus will ein Mann vom Stande seyn, er erniedriget sich aber bis zum Pöbel im Umgange mit seinen Leuten. Ein andrer alter Wirth sagte mir von ihm, er habe keinen Menschen gekannt, der häufigere und schrecklichere Flüche wider seine Hausgenossen hervorgebracht, als dieser. Einst sey er bey ihm gewesen, und habe ihn des Abends von seinen Leuten, die für den andern Tag ihre Anweisung zur Arbeit bekommen, umringt, nie gehörte Flüche aussprechen gehöret, daß er darüber sich entsetzen müssen. Da ihm der Verwalter solches angesehen, habe er zu ihm ganz

laut, daß es der Herr und alle Umstehende hören können, gesagt: Bey uns donnert es beständig, aber es schlägt nicht ein. Ein andrer sagte mir, daß er's mit angesehen und gehört habe, wie er einem Bauerknecht, der Mist gefahren, gefluchet, und den Stock über ihm gehalten habe. Dieser habe ihm eben so sehr entgegengefluchet, und gleichfalls seine Peitsche über ihm gehalten. Da sie keine Fluchwörter mehr finden können, oder die schon gebrauchten zu wiederhohlen müde geworden, sey der Wettstreit im Fluchen in ein fürchterliches Stillschweigen verwandelt worden. **Damasus** sey seine Wege geritten, und der Bauerkerl habe hinter ihm hergelacht, seine Tabackspfeife gefüllet, sich Feuer dazu angeschlagen, und seinen Weg ganz ruhig, als ob nichts geschehen wäre, fortgesetzet. **Damasus** wäre werth, an des Bauernknechts Stelle zu seyn, und Mist zu fahren.

Rixosus sollte als Herr zu seinen Leuten sagen; Dieses will ich gethan, und jenes unterlassen haben. Auf diese Weise bliebe er in Würden. Aber er hat sich's angewöhnet, mit seinen Leuten, wie mit seines Gleichen, zu zanken. Und dieses recht läppisch. Denn wenn es gleich eine Sache von Wichtigkeit ist, darüber er zanket, so flickt er doch Bagadellsachen mit ein, welche den Streit von der Hauptsache abziehen, daß man am Ende nicht weiß, was dem **Rixosus** zunächst am Herzen sitze. Er hat alle seine Leute verwöhnet. Denn diejenigen, die nicht so lange zanken, als er will, bekommen gewiß Schläge. Die aber ihn mit Zanken sättigen, gehen frey aus, und haben meist immer Prügel verdienet. Er wollte einst seine Köchinn, weil er heyrathen wollte, an seinen Jäger verfreyen. Dieser aber klagte ihm, daß er, im Betracht ihrer guten vom Herrn zu hoffen habenden, Ausstattung nicht abgeneigt sey, die Köchinn zu freyen. Es sey ihm aber

unleidlich, daß sie der eine Knecht auch liebe, und sie öfters in seiner Gegenwart umarme. Hierüber zankte sich Rixosus ein ganzes Vierteljahr mit dem Kerl, wodurch an der Köchinn dasjenige sichtbar ward, was er mittelst der vorhabenden Verheyrathung an den Jäger verbergen wollte. Man sagt, Rixosus sey in der Jugend durch seinen Hausinformator verdorben worden, weil dieser die ganze Zucht seines Zöglings in Zänkereyen mit ihm bestehen lassen. Man glaubte nach seiner Verheyrathung mit einer sehr gesetzten Frau, daß er sich ändern, oder durch sie sich ändern lassen würde. Nachdem diese aber ihre Hoffnung dazu aufgegeben hatte, brachte sie ihren Mann doch dahin, daß er einen Pächter annehmen mußte. Dieser hatte alle Hände voll zu thun, ehe er das von dem Herrn verwöhnte Dienstvolk umlenken konnte, ohne seine Anordnungen mit ihnen durchzanken zu dürfen. Am meisten machten ihm die Knechte der zu Hofe dienenden Bauren zu schaffen. Diese mußten ausser ihrem gewöhnlichen Hofedienste jährlich eine gewisse benannte Zahl von Fuhren zu acht Meilen verrichten, und das Korn nach einer solchen Stadt hinfahren, wo es der Herr hin haben wollte. Sie hatten sich bisher fast immer von dem Drittheil derselben losgezanket, wenn schon der Herr seiner Sache gewiß war. Dieses war der Knechte Vortheil, weil sie mit ihren Bauren einverstanden waren, daß sie von ihnen dafür Geld bekamen, um es in der Schenke versaufen oder verspielen zu können. Diese Knechte wollten nun mit dem Pächter eben die bisherige Komödie fortspielen, und da sie bestellet wurden, Korn zum Verkauf fortzufahren, gaben sie für, es sey die gesetzte Zahl von Fuhren schon von ihnen verrichtet worden. Sie kamen daher, da der Pächter darauf bestand, daß sie fahren sollten, alle mit einander, wie sie es ehedem

immer mit gutem Glücke versucht hatten, zu dem Pächter ins Haus, um ihm die Fuhren abzustreiten. Dieser gieng ihnen auf dem Flure aus der Stube entgegen, um ihr Anbringen anzuhören. Er sagte ihnen sehr gelassen, daß er jede bisher verrichtete Kornfuhre angeschrieben, und den Tag dabey bemerket hätte. Sie möchten nur in die Stube kommen, wo er ihnen sein Buch zeigen, und es ihnen lesen lassen wollte. Sie giengen recht freudig hinein, um ihm die Stube recht heiß zu machen. Der Herr Amtmann aber, der als ein sehr großer ansehnlicher Mann sich auf seine Arme verlassen konnte, schloß, nachdem alle Knechte herein waren, die Stubenthür ab, griff zu seinem Stock, und sagte, daß er damit jedem die Fuhren auf dem Puckel zuzähle, die abgethan und noch rückständig seyn. Er verrichtete dieses Werk mit so guter Art an dreyen Kerls, die er als Anführer ansahe, daß der ganze Haufen rief: Sie haben recht, Herr Amtmann, wir besinnen uns nun. Ein Heroismus, dessen nicht alle Hausväter fähig seyn können, in manchen Ländern aber auch, in Ansehung der Fröhner oder Hofediener, um des Misbrauchs willen, nicht dürfen.

Wie sehr übertrifft diese alle **Aurelius**, ein Landwirth, der schon gegen die dreissig Jahre in seiner Wirthschaft seyn kann. Er verbindet mit vieler Güte gegen seine Leute ziemlichen Ernst, und leidet es nicht, daß sie Raisonneurs seyn, oder seinen Anordnungen Widersprüche entgegensetzen. Da er so viel Erfahrung vor sich hat, so darf er nicht besorgen, daß er was wollen könne, was theils den Regeln guter Wirthschaft zuwider, theils über die Kräfte und Schuldigkeiten des Dienstvolkes hinaus geht. Er lebet mit seiner Gattinn in der besten Harmonie. Nie ist sie von ihm, er nicht von ihr, betrübet worden.

Sie

Sie führet über das weibliche Gesinde ein eben so gutes Regiment, als er über das männliche. Sie dürfen selten auf neues eher denken, als bis es von ihnen weggeheyrathet und eigene Wirthschaft anfänget, wozu sie von ihrer Herrschaft meistens verholfen, und zur Belohnung ihrer Treue mit manchen Wirthschaftsproduckten sodann von ihnen beschencket werden. Nur einmal ist es ihm in seinem Leben begegnet, einem muthwilligen Knechte auf der Stelle mit dem Spatzierstocke zu prügeln. Er hatte es nämlich untersaget, daß die Knechte, wenn sie den Mist im Felde abgeladen hatten, beym Wiedernachhausefahren in eben der Ordnung und Reihe hintereinander sich halten sollten, als sie heraus aus dem Dorfe gefahren waren. Einige derselben hatten ihre Lust daran, aus der Reihe auszuweichen, und andern vorzujagen, woraus ein Wettlauf entstand, und einst ein Pferd, dem ein Rad eines zu nahe vorbey jagenden Wageus an den linken Vorderfuß gekommen, davon lahm geworden war. Dieses unnütze, und zugleich gefährliche, Wettjagen hatte nun Aurelius sehr verboten. Da die Knechte ihren Herrn einst nicht vermutheten, kamen sie im vollen Gallop ins Dorf hineingejagt, so daß der Knecht, der einer der hintersten, seiner gewöhnlichen Ordnung gemäß, seyn sollte, sich zum vordersten gemacht, und den übrigen zuvor gekommen war. Kerl, rief ihm der, um eine Hausecke unverhofft entgegenkommende, und vorhin nicht gesehene, Herr entgegen, wer heißt dir mit den Pferden so zu jagen? Was kann ich dafür, war seine Antwort, daß die Pferde so laufen. Aurelius folgte ihm gleich auf dem Hofe nach, und bestrafte seine Frechheit mit derben Stockschlägen auf der Stelle, worauf er's nicht wieder erlebte, daß unter seinen Knechten ein Wettjagen wäre gehalten worden. Da er die Dorfobrigkeit

keit ist, so hält er sehr darauf, daß die Unterthanen ihre Kinder zur Schule halten müssen. Man hat es seiner klugen Veranstaltung zuzuschreiben, daß immer im Dorfe musterhafte Kirchen- und Schullehrer seyn; solche Männer, die, nächst dem daß sie wohl lehren, auch gut leben, ihren eigenen Häusern gut vorstehen, und gute Wirthe seyn. Sehen nun die Dorfkinder zuerst an ihrem Schullehrer Ordnung im Leben und in der Haushaltung, so werden sie gern Nachfolger, und es entstehen daraus mit der Zeit wohlgezogene Dienstboten und Wirthe. Hiemit hat der kluge Aurelius sich selbst eine Baumschule angeleget, aus welcher er gute Knechte und Mägde nicht nur für sich nehmen, sondern auch dergleichen seinen Dorfunterthanen verschaffen kann, als welches ihm gleichfalls zum Nutzen gereichet, indem sein Wohl mit dem Wohl der Unterthanen zusammenhänget. Er unterstützet die gute Erziehung der Dorfjugend mit seinem eigenen Beyspiele aufs angelegentlichste, indem er dem Kirchenlehrer mit Rath und That an die Hand gehet, die Hindernisse des Christenthums bey Alten und Jungen je mehr und mehr aus dem Wege zu räumen. Er versäumet niemals den öffentlichen Gottesdienst; auch Nachmittags läßt er sich durch keine Gäste oder Geschäfte abhalten, mit seinem ganzen Hause bey der Kinderlehre in der Kirche gegenwärtig zu seyn. Ein andrer Edelmann (er ist aber sonder Zweifel der reichste Edelmann des ganzen Creyses) würde, wenn er eine Bibel zum Nachschlagen in der Kirche haben wollte, sich solche wenigstens durch den Bedienten nachtragen lassen. Er nimmt sie selbst unter den Arm, geht damit in die Kirche, schlägt sie mit auf, und lieset selbst nach, hauptsächlich seinen Unterthanen zum Vorbilde, daß sie Lust am Gottes Worte haben, es gern in der Kirche hören und lernen, und mittelst

der,

der, in der Kirche nachgeschlagenen denkwürdigsten, Sprüche einen Leitfaden zur Wiederhohlung in ihren Häusern haben mögen. **Aurelius** bestätiget an sich und seiner ganzen Wirthschaft den Ausspruch der Bibel: Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, und hat die Verheissung dieses und des zukünftigen Lebens, 1. Timoth. IV. 8. Warum wollten sich nicht mehrere Guthsherren darauf legen, sich ihr Hausregiment mit gleichem Glücke zu erleichtern? Warum legen sie nicht hiezu gleichfalls den sichersten Grund, durch eine gute Erziehung der Schuljugend ihrer Oerter zur Religion Jesu? Ist es nicht diese, welche den Dienstboten vorschreibet, daß sie ihren Herren unterthänig seyn, in allen Dingen (die der Tugend und Ehrbarkeit nicht zuwider sind) zu Gefallen thun, nicht widerbellen; nicht veruntreuen, sondern alle gute Treue erzeigen: auf daß sie die Lehre Gottes, unsers Heylandes, zieren in allen Stücken. Tit. II. 9. 10. So lange **Aurelius** gewirthschaftet hat, war er Verehrer der Religion; leuchtet wie ein Stern erster Größe in eigenem Lichte, da so viele Verächter des Christenthums, die seines Standes sind, um ihn her als Planeten von fremdem Lichte, welches sie von ihren Gläubigern erborget, nur glänzen. **Aurelius** kann leicht zwey- bis dreymal mehr an Kapitalien ausstehen haben, als seine sehr ansehnlichen Güther werth sind.

Wenn man auf **Gratians**, auch eines Dorfedelmannes, Hof kömmt, und daselbst eine Menge von Leuten gewahr wird, die gleich einem Ameisenhaufen unter einander umhergehen, so wird man zur Verwunderung fortgerissen, daß daselbst eine Stille herrschet, die ihres Gleichen nicht haben kann. Einst kam ich dahin mit einem Ausländer, der mich fragte, ob hier alles Volk Herrenhuther wären. Ich sagte nein, es geht hier aber nach dem bekannten

Sprichworte: Wie der Herr, so der Knecht, wie die Frau, so die Magd. Wir fanden die vielen Dienstboten beyderley Geschlechts in mancherley Haus- und Hofarbeiten zur Frühjahrszeit unter einander vermenget, wo immer einer dem andern in die Hände arbeitete, ohne daß Unordnung oder Confusion dabey wahrzunehmen gewesen wäre. Es ward von den meisten Leuten aus vielen Ställen zugleich Mist ausgetragen, welcher nach der besondern Veranstaltung des Herrns zusammen und zwar so auf einen Haufen kam, daß jede Art von Mist eine eigene Lage ausmachte, und darin unter einander wechselte. Nämlich zuerst Kuhmist, dann Pferdemist, hierauf Schweinemist, und sodann Schaafmist. In dieser Ordnung ward so gut fortgefahren, und alles zusammen gepasset, daß sich keine Parthie von Leuten so wenig in Weg kam oder hinderte, als wenig auf einander warten mußten. Ausser diesen mit dem Viehdünger beschäftigten Leuten waren andere, welche langes Roggenstroh auf Klötzen zerhackten, und es zur Vermehrung des Düngers unter die Schichten desselben einstreueten; noch andere, welche zu gleichem Zweck auf Schubkarren getrockneten Rasen, welches die von Wiesen abgehobelte Maulwurfshügel gewesen, herbey schafften, klein hieben, und unter den Mist ausstreueten; andere, welche aus der Mistpfütze die Jauche hohleten, um sie über den Dünger herzugiessen, und hiemit die baldige Gährung des ganzen Misthaufens zu befördern; endlich aber noch andere, welche den in der Rundung angelegten Haufen an den Seiten umher mit langem, in die Schichten verflochtenem Strohe so schicklich verflechten mußten, daß der ganze Haufen ein dem Auge gefälliges, und dem Hofe zur Zierde gereichendes, Rondel vorstellete, welches zuletzt mit einem Gehege von Stangen eingefaßt ward, damit das Hornvieh es so

wenig

wenig mit seinen Hörnern angreifen und zerstören, als die Schweine selbiges durchwühlen und in Unordnung bringen möchten. Mein Fremdling, der sich an der Sittsamkeit und Einträchtigkeit dieser Leute nicht satt sehen konnte, sagte; wenn ich auf meinem Hofe so vieles Volk unter einander in so mancherley Verrichtungen beysammen allein liesse, (man sahe hieselbst aber keinen Herrn, Verwalter oder Wirthschaftsschreiber, sondern nur einen alten gemeinen Mann, der nichts mehr, als Hofmeyer war, und alles anordnete;) so würde tolles Zeug herauskommen. Auch meine Gegenwart würde es schwerlich verhindern, daß bey ähnlicher Arbeit nicht einer dem andern Schalkheit beweisen, und hiemit Lerm und Zänkerey anrichten sollte. Z. E. die Mistjauche zutragenden und ausprengenden, Leute würden bey mir die so unter und neben den schon so erhöheten Haufen stehen, ankommen oder weggehen, gewiß mit Vorsatz begiessen, und vorgeben, sie könnten nicht von oben herab oder um sich her genug sehen, und das Naßwerden der Untenstehenden nicht verhindern. Und so würde ich mit meiner Karbatsche genug zu thun bekommen, und oben drein meinen Zweck vielleicht doch nicht erreichen, und mich darüber sehr zerärgern müssen. Da kömmt der Herr her, er hat uns vom Fenster herab gesehen, antwortete ich meinem Reisegefährten; fragen sie ihn, ob er das sittsame Wesen seiner Leute dem Stocke oder der Peitsche zu danken habe? Ich that es aber für meinen Gesellschafter, damit seine Wißbegierde ohne Anstand befriediget werden möchte. Gratian antwortete, daß er das, was uns an seinen Leuten gefiele, nicht sich selbst, oder den von ihm etwa zu gebrauchenden Zwangsmitteln, sondern hauptsächlich seinen frommen Aeltern zuzuschreiben habe. Diese hätten damit für sein Wohl gesorget, daß sie auf ihren Gü-

thern, als öffentlich erklärte Freunde des thätigen Christenthums, bey ihren Unterthanen auf die Liebe und Werthschätzung desselbigen unermüdet gehalten, und selbiges aus allen Kräften unterstützet hätten. Er sey in ihre Fußstapfen getreten, und habe diese Maxime angenommen, kein anderes als dafür vorhin bekanntes züchtiges, ehrbares, und religieusen Gesinnungen zugethanes Gesinde, zu wählen. Dieses sey ihm nicht schwer zu finden, da seine Güther mit recht vielen Häusern besetzet seyn, daß er also aus der Menge der guten Leute nur die bessern aussuchen dürfe. Es schlage ihm selten Fehl, seine Zahl so zusammen zu bringen, daß er damit zufrieden seyn könne. Wäre es ja einmal, dann und wann, gekommen, daß ein räudiges Schaaf unter die Heerde gerathen wäre, so hätte er aus Besorgniß einer Ansteckung selbiges gleich wieder fortgeschafft, indem er, da an seinem Orte das Christenthum in öffentlicher Achtung stehe, zu zweifeln Ursach gehabt, daß ein so lange Zeit verdorben gewesener Mensch, in seinem Hause, andre Gesinnungen werde annehmen können und wollen. Diejenigen, die in dem Hause ihrer Aeltern, von denen sie doch was besseres sehen und hören, sich auf die schlimme Seite legen, seyn selten oder gar nicht zu bessern; wenigstens habe er niemals die Gefahr auf sich nehmen wollen, solches zu versuchen, aus zu grosser Besorgniß, daß, da die Lüste der Jugend so schwer zu bekämpfen seyn, nicht einer oder mehrere seines Gesindes verführet würden, wo nicht offenbare, doch heimliche Untreue an der Rechtschaffenheit zu beweisen. Der Fremdling fragte hierauf den **Gratian**, was er mit dem, auf seinem Hofe befindlichen, Halseisen mache, da es, nach dem, was er sage, völlig überflüssig zu seyn scheine. Es ist, antwortete er, eigentlich nur ein Schreckbild, und steht, von meinen Vorfahren

fahren her, immer noch auf seiner alten Stelle. Ich würde es auch, falls es von weniger dauerhaftem Holze gewesen und nicht länger hätte stehen wollen, doch nicht haben eingehen, sondern ein neues einsetzen lassen. Nicht eben, daß ich den öffentlichen Beweis meiner Zaun- und Halsgerichte damit fortführen wolle, sondern nur meinen Leuten davon ein beständiges Denkmal der Zufriedenheit vor Augen zu lassen, wobey sie sich immer zu freuen Ursach haben, daß weder sie, noch die Ihrigen, oder andre ihrer Bekannten, jemals am Pranger haben stehen dürfen.

14) Den Kindern muß nicht verstattet werden, das Gesinde mit Schimpfen und Schlagen übel zu behandeln.

Es ist allemal in solchen Häusern eine sehr schlechte Kinderzucht, wenn es den Kindern frey stehet, mit den Domestiquen übel umzugehen, und sie entweder nach aller böser Lust zu schimpfen und zu verfluchen, oder sie gar zu schlagen, oder sie mit Holz, Steinen, Hausgeräthe u. s. f. zu werfen.

Haben die Kinder dergleichen ihren Aeltern nicht selbst abgesehen oder abgelernet, so muß eine übertriebene Nachsicht und Verzärtelung derselben daran Schuld seyn. Manche Aeltern denken, wenn sie von ihren Kindern sehen, wie sie dem Gesinde mit spielen, sie seyn noch klein, es könne eben den Leuten nicht sonderlich schmerzen; was ihnen von den Kleinen wiederfahre, müssen die Dienstboten zum Spaß gleichsam erdulden. Es sey so, daß das, was Erwachsenen von Kleinen wiederfähret, Kleinigkeiten seyn, in Vergleichung dessen, was Größere thun können. Geht dieses mit den Jahren bey den Kindern aber nicht immer

mer weiter, und wirds nicht wahr werden, was das Sprichwort saget: Jung gewohnt, alt gethan? Wird auch das Gesinde, wenn es von den kleinen Kindern sich hat narren lassen, und solches nicht als Ernst aufnehmen wollen, von mehr erwachsenen Kindern immer noch sich wollen plagen lassen? Steht es wohl der Bettler vor unsrer Thür gern aus, wenn er geschimpfet, verspottet, gestossen oder geschlagen wird? Läßt sich der geringste Mensch gern verachten? Sollte das Gesinde nicht mißmüthig im Dienste derjenigen Hausherrschaft werden, worinne es dem Muthwillen der Kinder Preis gegeben, und dawider von der Herrschaft nicht in Schutz genommen wird?

Kömmt man in Ottmars Haus, so kann man sich über die Ungezogenheit der Kinder, welche über das Gesinde volle Macht haben, sich nicht genug verwundern. Ein Töchterlein von 6 Jahren hat die Freyheit, in Gegenwart der Aeltern die Mägde aufzuziehen, ihre Sprache, Gebehrden und Gang nachzumachen, und die Aeltern sehen dazu gar nicht sauer aus. Vielmals lachen sie dazu, wenn es die Kleine mehr trollicht, als sonst, machen kann. Jüngst stand an einem Festtage das Kammermädchen hinter dem Kinde bey Tische, es hatte einen Teller voll Kirschsuppe vor sich, und die Mama befahl dem Mädchen, dem Töchterlein die Serviette höher an den Hals hinauf zu ziehen, damit es seinen Anzug nicht beflecken möchte. Es geschahe zwar was befohlen ward, aber das verzogene Kind gerieth darüber in Unwillen, nahm einen Löffel voll Suppe, und machte Mine, solchen dem Mädchen an den Kopf zu werfen. Diese hielt der Kleinen die Hand, welche darüber sich so sehr erboßete, daß sie aufschrie und an Händen und Füssen zitterte, auch mit letztern gegen den Tisch stampfete. Was hat das Mensch, rief die gnädige Frau, mit Friederi-

ken vor, will sie ihr die Hand los lassen! Sie will mir den Löffel gegen das Gesicht werfen, war die Antwort des Mädchens. Kaum hatte Friederike freye Hand, so nahm sie ihren Löffel, und warf dem Mädchen Suppe gegen das Gesicht, daß ihre Festkleider, Camisol und Mütze, die von weißgeblümtem Zeuge waren, gar niedlich gezeichnet wurden. Das habe ich wohl gesagt, rief das arme Mädchen mit Weinen, daß mir's so gehen würde. Wie sich das dumme Thier hat, sprach die Mama. Ich muß mich wohl so haben, klagte das mißgehandelte arme Geschöpfe weiter, sie kaufen mir doch kein neues Zeug wieder, dieses ist nun verdorben, und doch soll man sich propre und reinlich bey ihnen halten. Will die Canaille den Augenblick sich herans scheren, rief der gnädige Herr. Das artige Töchterlein schnatterte im weinerlichen Tone dem fortgehenden Mädchen erstlich alle Worte nach, und lachte sodann hinten drein mit allerheitersten Minen. Die gnädige Frau folgte dem herausgehenden Mädchen nach, und nun ward ihr Jammern und Wehklagen draussen noch lauter. Denn man konnte es im Saale herein hören, daß die gnädige Dame in das Kammermädchen mit Maulschellen aus aller Macht hausirete. Nach geendigter Arbeit kam sie ziemlich ruhig (ein Zeichen, daß ihr dergleichen Uebungen sehr alltäglich seyn müssen) in den Eßsaal zurück, und hinter ihr ein anderes Mädchen, welches sich hinter Fräulein Friderike zur Aufwartung hinstellen mußte. Dieses Mädchen brachte ein sehr verlegenes und ängstliches Gesicht mit, weil sie sonder Zweifel das Vestigia me terrent im Sinne haben mußte. Sie ward aber wenigstens bey ihrer diesmaligen Aufwartung durch eine anwesende Dame, die als eine nahe Anverwandtinn des Hauses mit zu Gaste hieselbst war, gerettet. Allen Gästen war ihr innerliches Mißvergnü-

gnügen über ein so armes gemißhandeltes Mädchen anzusehen, und keiner hatte Lust, das aus der bisherigen Tragödie entstandene Stillschweigen zu brechen, als vorerwehnte Dame Fräulein Friderikens so apostrophirte. Nun Friderike hat sie ein anderes Mädchen hinter sich, der wird sie es nicht besser, als der ersten, machen wollen. Wenn meine Armgard (so hieß die kleine Tochter dieser Dame, die auch hier gegenwärtig, und etwa 3 Jahr älter, als Friderike war,) ietzt heimlich hinter der Serviette, die sie vor dem Gesichte hielt, Trähnen fallen läßt, so sind es Trähnen des Mitleidens, die sie einem armen Mädchen schuldig ist. Sie hält sie vor Gott und ihrem Gewissen, wie alle Menschen, für ihre Nächstinn, ob sie schon nicht unsers äusserlichen Standes ist. Sie sieht daher das, was ihr unbillig wiederfahren, so gut an, als ob es ihr selbst geschehen wäre. Ist's nicht andem, Armgard, nimmst du nicht die Sache so? Ja, liebe Mama! alle Menschen sind meines Gleichen, erlauben sie mir, daß ich herausgehen, und Friderikens Mädchen trösten dürfe, weil sie mir so jammert. Thu es meine Tochter, und nimm Frideriken mit. Armgard trocknete geschwinde ihre Trähnen ab, kam, faßte Frideriken an die Hand, und bat sie mitzukommen. Diese stieß die Armgard aber mit den Worten von sich, nein, ich will nicht mit. Man hätte denken sollen, der Vater wenigstens würde die Complaisance gehabt haben, Frideriken zu befehlen, daß sie mitgehen solle. Er war aber nicht Herr über Tochter und Mutter genug, und schwieg stille. Armgard säumte sich aber nicht, der erhaltenen Erlaubniß zu Folge das betrübte Kammermädchen aufzusuchen. Da sie solche noch in Trähnen fand, vermischte sie die ihrigen damit, und da sie ihr besudeltes Zeug vor sich hatte, um zu versuchen, ob sie die Flecken wieder

aus-

auswaschen könne, fragte sie, was ihr das neue Zeug gekostet. Da ihr des Vaters Kammerdiener auf dem Winke der Mutter auf dem Fuße nachgehen müssen, und dieser auf Reisen immer bey Casse seyn mußte, um die vorfallenden Ausgaben davon zu bestreiten, und sie zu seiner Zeit dem Herrn zu berechnen, so sagte Armgard zu ihm: Johann! gebe er mir das Geld, ich werde es ihm zu Hause aus meiner Spaarbüchse wieder geben. Johann, der sich über die Edelmüthigkeit seines jungen Fräuleins freuete, überreichte es ihr ungesäumt im groben Silbergelde, und sie gab es dem Mädchen mit diesen Worten: Nehme sie dieses Geld, es ist das meinige, meine Aeltern schenken mir von Zeit zu Zeit was in meine Spaarbüchse, daß ich's an Arme wieder verschenken kann. Sage sie es meiner Tante (der Dame des Hauses) ja nicht wieder, sie möchte ihr es sonst wieder wegnehmen. Will sie meine Tante nicht länger behalten, so komme sie zu uns nach N**; ich werde meine liebe Mama bitten, daß sie bey uns dienen solle. Sie ist mir so gut, daß sie es wohl thun wird. Gebe sie sich nun nur zufrieden, bey uns soll sie es schon besser haben. Frage sie nur unsern Johann, der weiß es, daß unsre Leute gut gehalten werden. Ihre Nase blutet noch, sie hat ihr ganzes Schnupftuch voll Blut bekommen; hier schenke ich ihr meines, das ganz neu ist. Johann! gehe er geschwinde oben auf unser Schlafzimmer, da hab ich auf der Kommode unter dem Spiegel heute frühe eines hingelegt gehabt, das bringe er mir herunter. Auch hat Mama daselbst Arquebusade stehen, die bringe er auch mit für die arme Christine, (so hieß das Kammermädchen) damit ihr das Nasenbluten vergehe. Da immittelst das Fräulein Armgard sich zu lange bey Christinen aufhielt, so schickte die Mutter einen Bedienten, der sie wie-

wieder in den Eßsaal hineinrufen mußte. Als sie mit sehr fröhlichem Gesichte, aus dem Bewußtseyn ihres edeln Betragens gegen die Christine in ihrer Betrübniß, wieder herein kam, hatte sich Friderike so eben ihren kleinen Bologneserhund auf den Schoos geben lassen, um ihm gütlich zu thun. Sie ließ ihm ihren, auf ihrem Teller in kleine Stücken zerschnittnen Braten abfressen. Armgard, fragte die Mutter, wem wolltest du lieber gütlich thun, der Christine oder deinem Schooshündchen? Beyden zugleich, liebste Mutter, antwortete sie. Wenn du aber nur für einen derselben Braten hättest, wem wolltest du ihn am liebsten geben, dem Hunde oder Christinen? Ach! antwortete sie, ohne sich lange zu bedenken, denn doch lieber Christinen. Und warum? Sie haben's mir ja so oft gesagt, ein Mensch sey mehr werth, als Thiere. Wohl, gute Tochter, sprach die unvergleichliche Mutter, es wäre sehr verkehrt von dir gedacht und gehandelt, wenn es Hunde bey dir besser, als Menschen, haben sollten. Beharre in dieser Gesinnung die Zeit deines ganzen Lebens hindurch, so wirst du Gott und guten Menschen gefallen. Alle Gäste lobten die Sentiments der rechtschaffenen Mutter und Tochter um die Wette. Nur der Wirth und die Wirthinn hielten sich beym Stillschweigen, und merkten wohl, daß die ganze Lection sie gelten solle. Ich kann nicht sagen, ob sie sich davon werden das Ihrige genommen und ihre Frideriken anders gezogen haben, da ich nach der Zeit nie wieder in ihr Haus gekommen, oder Gelegenheit gehabt habe, bey Bekannten nachzufragen. So viel ist gewiß, daß ich mich nie eines starken innerlichen Unwillens habe erwehren können, so oft ich an ein Haus zurück gedacht, in welchen die Kinder gewöhnt werden, ihre Hunde besser als die Menschen zu halten.

Vor noch längerer Zeit sahe ich auf Frelidors Hofe diese Geschichte mit an. Ein Kutscher sollte zu einer bestimmten Stunde anspannen, um aus einer nahegelegenen Stadt Gäste abzuhohlen. Zwey Söhne des Hauses, der älteste von 14, und der jüngere von 12 Jahren mochten sich beredet haben, sich die Conversation ihres Vaters mit einigen Fremden, die er bey sich hatte, zu Nutze zu machen, und mit den Pferden des Kutschers heimlich auszureiten. Sie verlangten daher, daß der Kutscher mit dem Anspannen warten, und sie noch ein Paar Stunden auf seinen Pferden im Felde umherreiten lassen sollte. Da sich der Kutscher dessen weigern mußte, so hatten sich die beyden Söhne über ihn hergemacht, und angefangen, ihn mit ihren dünnen, bey sich habenden spanischen Röhren zu prügeln. Er hatte sie im Stalle gar bald entwaffnet, ihnen die Röhre weggenommen und gesagt, sie möchten ihre Wege gehen, und ihm im Anspannen nicht weiter hinderlich fallen. Da dieses ohne vieles Geschrey nicht vorgieng, und ich sahe, daß die jungen Frelidore mit Steinen in den Stall hinein warfen, so eilte ich dahin, um Friede zu stiften. Ich kam eben zu rechter Zeit. Der Kerl war von einem Steine am Kopfe getroffen worden, wovon er blutete. Als ein ergrimmter Löwe that er mit seiner Mistschüppe in der Hand einen wüthenden Ausfall auf seine Feinde, die, statt sie ihre Retirade ins Haus hätten nehmen sollen, in die eine Ecke des Hofes hinflüchteten, wo sie nicht weiter kommen konnten, und dem Mord und Todtschlag drohenden Kutscher nothwendig in die Hände fallen mußten. Mir blieb hiebey nichts übrig, als ihn zurückzuhalten, und ihm zu sagen, er solle oben zum Herrn gehen, und es ihm klagen. Das habe ich hundertmal gethan, es hilft mir nichts, erwiederte der Kutscher, ich bekom-

me immer vom Herrn, wenn ich klage, ein sauer Gesicht, und die — — — gehen frey aus. Nun muß ich meinen Muth kühlen, und alle beyde auf der Stelle todtschlagen. So müßtet, sagte ich, ihr ja wieder sterben. Wenn auch, erwiederte der wüthende Mensch, lassen Sie mich los. Ihr sollt mir aber, war meine Gegenrede, nicht eher los kommen, bis ihr mir versprecht, mit mir zum Herrn zu gehen, wobey ich zugleich den Söhnen gebot, daß sie vor mir vorbey ins Haus gehen sollten. Sie thaten es, worauf ich dem Kutscher sagte, daß er nun hinten drein gehen, und klagen sollte. Das werde ich, versetzte er, bleiben lassen, ich will meine Zeit schon absehen, und mir selber Recht schaffen. —

Von Stockwalls Hause wird gesagt, daß um der Töchter willen kein Gesinde gern hinziehen, oder bleiben wolle. Sie vergehen sich eben nicht so weit, daß sie ihr Dienstvolk prügeln sollten. Sie sind aber so brutal, daß sie ihre Leute die meiste Zeit nur Hund, Bestie, Canaille u. s. w. nennen. Sieh mal Schwester, sagte jüngst die dritte Tochter zu der ersten, was die Bestie von Magd für einen feinen Haubenstrich heute trägt; was bildest du Affengesicht, sagte sie weiter zu der gegenwärtigen Magd, dir ein, daß du dich so herausputzen willst. Wenn ich doch einmal hörete, antwortete die Magd, daß sie mich bey meinem Namen nenneten, und mich nicht immer unverdienter Weise Bestie, Affengesicht, u. s. f. schelten wollten! Kaum hatte sie dieses ausgeredet, als alle drey Schwestern einen Strom voller Schimpfwörter und Verwünschungen über die Magd ausgossen. Und da sie in der Reinigung der Wohnstube so eben begriffen war, ihr Werk ungestört vollendete, und mit einer gleichgültigen Mine und Stillschweigen das Bellen der Hunde zu verachten schien, so wurden die

drey höllischen Furien immer wilder, je mehr sie sahen und merkten, daß die Magd Fassung und Erhebung ihren Niederträchtigkeiten entgegen setzen könne. H. M. B. V. S. 142. ff.

15) Vorsicht bey Anstellung der Wirthschafts-aufseher in grössern Häusern und Haushaltungen.

Wer einen Wirthschaftsaufseher, unter welchem Namen es immer seyn könne, anstellen will, der muß glauben, daß er nicht nur nichts gethan, sondern seiner Wirthschaft so gar einen tödtlichen Streich könne versetzet haben, wenn er den ersten den besten, so wie er ihm in die Hände kommen kann, annimmt. Denn die Wirthschaft wird weniger oder mehr gut bestellet seyn, nachdem es die Eigenschaften eines solchen Aufsehers mit sich bringen.

Da die mehrern Jahre mehr Erfahrenheit voraussetzen, so wird man in großen Wirtschaften bey einem Aufseher immer voraussetzen, daß er nicht zu jung sey. Denn wenn er dieses ist, so wird er nicht wohl diejenige Achtung bey den ihm untergebenen Leuten haben können, welche ihm zur Regierung derselben nöthig ist. Es ist nun ohnehin in allen Ständen das allgemeine Vorurtheil, daß junge Leute besser zum gehorchen als befehlen sind. Fehlt es in Wirthschaftssachen an reifer Erfahrung, so kann ein Aufseher darin große Fehler zum Schaden der Herrschaft begehen, oder im gewöhnlich jugendlichen Leichtsinne was thun oder unterlassen, was man bey gesetzten und erfahrnen Männern so leicht nicht befürchten darf. Nur dann wird der junge Mensch einem Herrn am brauchbarsten seyn, wenn er selbst das meiste oder

alles anordnet, oft selbst bey der Ausführung zugegen seyn kann, oder sich zum öftersten Rechenschaft geben läßt von dem, was? und wie? es geschehen. Auch dann ist der junge Mensch brauchbar, wenn er älteren Wirthschaftsaufsehern bey- oder untergeordnet wird, so daß jene immer in der Hauptsache die Alleinführer seyn, und dafür stehen müssen. Man muß, sagt Columella sehr richtig, einen Meyer (Verwalter u. s. f.) dem Guthe und Dienstvolke vorsetzen, der weder zu jung noch zu alt ist. Denn jener versteht noch nicht recht die Wirthschaft; dieser kann sie aber nicht recht mehr durchsetzen.

Da dergleichen Wirthschaftsaufseher bey Feld- und Hofarbeiten zugleich das weibliche Gesinde mit unter sich haben, so wird in der H. M. S. 143. ff. der Rath gegeben, daß man wohlgeprüfte, ehrbare und unbescholtene Leute zu Aufsehern bestellen solle, und in Beziehung auf das weibliche Gesinde so gesagt. Sind die Aufseher zu jung und unerfahren, so werden sie entweder zum Schaden des herrschaftlichen Dienstes mehr Nachsicht gegen das weibliche als männliche Gesinde haben, gar leicht mit erster'm Scherz und Narrentheidung, der Sittsamkeit und Ehrbarkeit zuwider, treiben, oder mit selbigem sich in heimliche unerlaubte Liebeshändel einlassen, und wie es vielmals beobachtet wird, sich eine Art von Serail errichten. Von beweibten Aufsehern ist dergleichen Wirthschaft weniger zu besorgen, ob sie gleich ebenfalls von ihrem Posten einen übeln Gebrauch machen können, und das herrschaftliche Auge in Ansehung des vorberührten Punkts auch offen stehen muß. Wenn nun aber christliche und ehrbare Herrschaften an ihren Aufsehern doch keine Diener der Ueppigkeit und Unzucht haben wollen, so müssen sie solche entweder selbst genug geprüfet und lange genug gekannt, oder sie von

andern guten Herrschaften mit glaubwürdigen Bescheinigungen ihrer guten und anständigen Aufführung übernommen haben. —

Es kann solchen Aufsehern, die Liebhaber unreiner Lüste sind, selten fehlschlagen, das weibliche Gesinde zu Werkzeugen oder Mitgenossen derselben zu mißbrauchen, wenn sie diejenigen, auf welche die Wahl fällt, mehr Vorzüge oder Uebersicht in der Arbeit als das Nebengesinde geniessen lassen. Hiervon pflegen aber vielfältige Zwistigkeiten, oder Meutereyen, unter dem Nebengesinde beyderley Geschlechts zu entstehen, welche entweder vom Neide oder gerechtem Unwillen über die begünstigten Nymphen erzeuget werden, auf alle Weise aber den Herrschaften Schaden und Unheil bringen. —

Vielmals muß die züchtigste Magd des Hauses oder Hofes die größten Drangsalen von den Verfolgungen eines Unzüchtigen ausstehen, wenn sie seine Anerbietungen verachtet. — Es gehöret gar nicht unter die seltenen Geschichte des gemeinen Lebens, daß unbezwingbare Feindinnen der Unkeuschheit von verachteten Aufsehern aufs unbarmherzigste, aus rächerischer Wuth, mit Schlägen und allerley Plackereyen gemißhandelt werden, um ihnen und andern das Widerstreben zu verleiden. Sollten nun Herrschaften zu nachlässig seyn, ihre Nachgesetzte zu beobachten, so können sie vor Gott nicht ohne Schuld seyn, wenn die Seufzer der unterdrückten oder gemordeten Tugend himmelwärts aufsteigen, und sodann ihnen und ihren Haushaltungen Unsegen zuziehen müssen. —

Aber das böse Beyspiel des Wirthschaftsaufsehers kann gar leicht den ganzen Gesindestand des Orts verführen, und ihn gar bald zur Nachahmung reizen, wie hievon ein merkwürdiges Exempel in der H. M. B. V. S. 146. ff. gelesen und hiemit beschlossen

wird, daß Herrschaften ihren Nachgesetzten die bösen Beyspiele der Unkeuschheit nicht zu gute halten, sondern sie als ungerechte Haushalter, mehr für Wirthschaftsverderber, als Wirthschaftsförderer, ansehen sollen.

Noch haben die Herrschaften auch ein wachsames Auge darauf zu richten, daß ihre Wirthschaftsaufseher von der niedrigern Art, als Meyer, sogenannte Hohmeister u. dergl. nicht ihre etwanige Verwandte oder Bekannte, in deren Häusern sie ein- und ausgehen pflegen, begünstigen, in der Arbeit übersehen, oder ihnen zu Gefallen diejenigen bedrücken, welche mit solchen Häusern in Uneinigkeit leben. Sie müssen müssen dergleichen Aufseher abschaffen, weil das Verbieten ihres verdächtigen Umganges selten hilft, und es zuletzt wohl gar auf heimliche Entwendungen herrschaftlicher Naturalien hinaus läuft, da Stehler, Abnehmer von diesen und Hehler, eine Art von Diebesbande ausmachen, und mancherley listige Ränke zu Schaden der Herrschaft unter einander bereden und ausführen.

Wenn Herrschaften ihren Nachgesetzten über ihre Lebensart oder Wirthschaftsverwaltung was zu sagen haben, so muß solches nicht öffentlich in Beyseyn des ihnen untergebenen Gesindes geschehen, indem hierin keine Besserung zu hoffen ist. Will man dieses, und glaubt, daß ein solcher Mensch zu ändern sey, so wird man weit sichrer zum Zweck gelangen, als wenn man ihm unter vier Augen alles sagt, was zu sagen ist. Oeffentliche Bestrafungen sind Beschimpfungen. Man schwächt das Ansehen solcher Leute, und macht sie hiemit bey ihren Untergebenen weniger brauchbar.

Ueberhaupt müssen die Herrschaften ihre Wirthschaftsaufseher dem gemeinen Gesinde nicht gleich halten,

ten, sondern sie unterscheiden, wenn sie wollen, daß sie als Vorsteher ihrer Wirthschaft selbige aufs möglichste fördern und bessern sollen. Sie müssen daher nicht nur gleich vom Eintritte in ihren Dienst an sie mit ihrem ganzen Wirthschaftsplane bekannt machen, sondern auch sich öfters mit ihnen darüber unterreden, ihre Meinungen und Einwürfe ihnen frey hervorzubringen gestatten, ihre etwanige Vorschläge anhören und prüfen, und sie hiemit in steter Aufmerksamkeit auf das herrschaftliche Interesse erhalten und dazu ermuntern. Viele vornehme Herrschaften lassen daher ihre Wirthschaftsbeamten, wenn sie auf den Güthern zugegen sind oder dahin kommen, bey sich mit essen, um sie durch solchen Vorzug desto mehr in Achtung zu setzen, und darin zu erhalten. Die Herrschaften haben sodann die beste Zeit und Gelegenheit nach alles zu fragen, sich den bisherigen ganzen Wirthschaftsgang beschreiben und zergliedern zu lassen, und ihren Wirthschaftsvorstehern sodann ihre Zufriedenheit zu bezeugen, wenn sie finden, daß sie sich die Beförderung des herrschaftlichen Nutzens eifrig angelegen seyn lassen.

Diejenigen Herrschaften werden immer sehr gut von ihren Wirthschaftsaufsehern bedienet werden, welche von Zeit zu Zeit solche weiter befördern, wenn sie etwa nicht Lust haben, immer zu bleiben, was sie ietzt sind. Sie zu guten Pachtungen zu verhelfen, oder sie zu Bedienungen bey Gelegenheit vorzuschlagen, ihnen auch wohl mit Geldvorstrecken auf die Beine zu helfen, wenn sie ohne Vorstand, Caution u. s. f. aus eignen Mitteln nicht auf- und fortkommen können, macht einen sehr guten Namen, und verursacht, daß, die sich so um ihre abgehende Leute verdient machen, an ihrer Stelle leicht wieder neue, die nach ihrem Sinne sind, finden, und so lange bey ihenen aushal-

ten, bis sie gleichfalls Beförderung oder anderweitige Versorgung gefunden haben.

Auch dieses macht den Guthsherrschaften einen guten Namen, wenn sie ihre Verwalter die sich nicht verändert, und bey ihren Herren so lange aushalten, als es ihre Jahre, Kräfte nnd Gesundheit verstattet haben, zuletzt zur Ruhe setzen, und ihnen, wenn sie nicht noch zu einem kleinen ruhigen Dienst bey ihnen zu gebrauchen oder unterzubringen sind, freye Wohnung und nothdürftigen Unterhalt geben, und sie als lebendige Zeugen großmüthig belohnter Herrendienste darstellen, damit ihre Nachfolger guten Muth behalten und sehen mögen, daß es ihnen nach bewiesener Rechtschaffenheit auch so gut werden, und sie nicht im Alter verstoßen werden, oder in Noth kommen sollen; so wie es edelmüthigen Herren und Frauen in Ansehung aller ihrer bey ihnen alt und grau gewordener Bedienten zukömmt, daß sie solche alsdenn nicht verlassen, wenn sie ihrer Hülfe und Vorsorge am meisten bedürftig sind. H. M. B. V. S. 147. ff.

In dieser Art zeichnet sich Firmian unter den übrigen seines Standes sehr aus. Er giebt seinen Verwaltern und Meyern nicht eben mehr Lohn, als andere seines Gleichen zu geben pflegen. Dagegen sind sie doch lieber bey ihm, als anders wo, in Diensten. Denn die Hoffnung, daß sie heute oder morgen, bey sich einfindendem Alter oder Zufälligkeiten, wodurch sie zu ihren gewöhnlichen Diensten untüchtig werden können, doch von ihrem guten Herrn nicht werden verlassen werden, macht es sogar, daß sie nicht fort wollen, wenn ihnen gleich anders wo mehr Gehalt angeboten wird. Diese Hoffnung macht es auch, daß sie alle Treue und möglichsten Diensteifer beweisen, und die Herrschaft kann sich völlig auf sie verlassen. Einer

ner von Firmians Verwaltern war etwa 10 Jahr bey seinem Vater, und bey ihm eben so lange gewesen, als er einen Zufall an den Augen bekam und blind ward. Firmian versäumte zwar nicht, einem berühmten Oculisten den Verwalter zur Cur zu übergeben, allein er war und blieb blind. Da er nun seinem Posten nicht mehr vorstehen konnte, so mußte ein neuer Verwalter angenommen werden, bey welchem der Blinde Wohnung und Pflege bekam. Die Speise ward ihm bey jeder Mahlzeit von des Herrn Tafel, der immer von jeder Schüssel ihm eigenhändig eine Portion aufthat, durch einen Bedienten zugetragen. Manchen Abend kam er, wenn keine Gäste zugegen waren, noch mit bey dem Herrn zu Tische, der ihn sonst täglich einmal in seiner Stube besuchte, mit ihm von allerley ökonomischen Dingen sprach, und ihm hiemit einen Zeitvertreib machte. Firmian erzählte ihm gern, was täglich geschehen wäre in der Wirthschaft, damit der alte Blinde ja nicht lange Weile haben, und in der Einsamkeit immer was Neues zu denken, und sich noch immer als einen Menschen anzusehen hätte, der mit seinen Zeitgenossen noch fortlebet, und in ihrer Reihe noch mit eingeflochten wird. Vielmals hohlet der Herr seinen Alten persönlich zum Abendessen, hat keinen Bedienten hinter sich, nimmt ihn unter dem Arm, und führet ihn ins Speisezimmer, wo er sodann neben ihm sitzen und essen muß. Eben so siehet man gleichfalls öfters, wie Firmian den blinden Mann sich selbst bey der Hand abhohlet, um mit ihm einen Spatziergang bey gutem Wetter ins Feld, oder in dem Garten zu thun. Dieses so tröstende Augenspiel haben Firmians Leute zum allerösterstenen vor sich. Sie waren dem blinden Verwalter wegen seiner bewiesenen Rechtschaffenheit alle geneigt, und hatten ihre Freude daran, wenn ihr Herr ihren gewesenen

Vorgesetzten so in Ehren hielt. Jeder konnte hiebey denken: Wenn an mich auch einst die Reihe kommen, und Alter oder Schwachheit mich zurückbringen sollte, so wird mein gütiger Herr, oder seine ihm nachartenden Söhne, gleichfalls sich meiner annehmen, und nicht wollen, daß ich andrer Gnade leben solle.

Firmians Gemahlinn hatte lange Zeit für sich ihren eigenen Laquayen gehabt, welcher auf den Tod eines alten Küsters im Dorfe wartete, und ihn erlebte. Der Pfarrer des Orts war noch jung, und erst vor wenig Jahren aus Firmians Hause, wo er die Söhne informiret hatte, zum Pfarramte befördert worden. Auf diesen und Firmians Gemahlinn verließ sich nun der Bediente, so daß jener dem Patron hierin den ersten Antrag thun muste. Dieser antwortete ihm wider sein Verhoffen, daß er einen andern in Vorschlag bringen möchte, indem er sich zum Schulhalter nicht schicke. Er kann ja gut schreiben, rechnen und singen, erwiderte der Pfarrer, und seine Aufführung ist immer ehrbar gewesen. Ein guter Laquaye, wandte der Herr ein, ist noch kein guter Dorfschulmeister, zumal wenn er kein Schneider ist, und die Profession nicht treibet. Es ist wahr, der hiesige Küsterdienst hat in seiner Art so viele Einkünfte, daß auch ein Mensch ohne Profession davon leben kann, und Unerfahrne haben das Vorurtheil, daß der Professionist und Schulhalter zugleich das Schulhalten vernachlässigen, und währender Schulstunden schneidern könne, weßhalb diejenigen Dorfschulmeister, die keine Profession treiben, jenen vorzuziehen seyn. Die Erfahrung ist aber größtentheils darwider. Das Schulhalten erfordert große Geduld. Diese ist eher von einem Professionisten, als von dem, der keiner ist, zu vermuthen. Dieser wird daher das Schulhalten, sich eher ermüden lassen, die vorgeschriebene

bene Schulstunden abkürzen, eher und mehr als jener sich absentiren. Gesetzt aber dieses träfe nicht ein, er ließe sich in den vorhergehenden Punkten nicht viel zu Schulden kommen; was ist er außer den Schulstunden? Ein Müssiggänger. Was folgt aus dem Müssiggange? Umherlaufen in den Häusern, Verweilen in den Dorfschenken zum Spielen und Schwelgen; so wie ich überhaupt bemerkt habe, daß der Mangel einer Profession bey Dorfschulmeistern, wenn sie bey Herrschaften Laquayen gewesen, oder aus grossen Städten aufs Land kommen, den Luxus in Bauerhäusern einführen, wenn sie, um davon Mitgenuß zu haben, sich in solche einschleichen können. Nun wollen wir mal alles gegen einander auf die Wageschaale legen. Der Schulhalter, der Schneider ist, soll in den Schulstunden nicht schneidern. Da aber sein Aufseher nicht immer um ihn seyn kann, so thut er's doch, besonders wenn die Kinder in der Bibel lesen, und er den Text so ziemlich im Kopfe hat, daß er das, was unrecht gelesen wird, ohne nachzulesen corrigiren kann; er ist aber im übrigen ein unbescholtener Mann, der sich, von seiner Profession gedrungen, einheimisch halten, und sie abwarten muß, folglich also ein guter Wirth ist; sollte dieser nicht den Dorfwirthschaftern weit nützlicher, als ein andrer, der dem Müssiggange und der Schwelgerey in den Dorfschenken ergeben ist, zu halten seyn? Dieser wird mir meine Dorfunterthanen nebst ihren Kindern durch sein unwirthliches Leben gar nicht bessern; vielmehr durch sein Beyspiel Müssiggänger, Spieler und Säufer oder Schwelger machen; jener aber, als ein guter Wirth, ihnen durch sein Beyspiel zur Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Ordnung ein beständiges Muster seyn, und seinen Schulkindern gerade zu sagen können: Seyd eben so fleissig und ordentlich in eurem Stande, wie ihr es

von

von mir sehet und wisset, so werdet ihr dereinst als Knechte und Mägde, oder als Wirthe und Wirthinnen euer Brod haben, und überall wohl bestehen können. Mit solchen Schulmeistern wird nun den Dörfern überall weit mehr aufgeholfen, wenn von ihnen gute Wirthe erzogen werden. Gesetzt auch daß der als Professionist anzunehmende Dorfschulmeister weniger in der Information thun könnte, so muß er theils von seinem Pfarrer sich noch weisen und leiten lassen, theils muß auch dieser, was den Kindern noch fehlet, mit seinem eigenen Unterrichte ersetzen, wenn er sie, wie überall gewöhnlich, bey sich, bevor sie zum Abendmahl gelassen werden, zum Unterricht gehen läßt, und daher auch in früheren Jahren die Kinder dazu zieht. Dieses macht zwar freylich dem Pfarrer mehr Mühe; er muß sich aber solche nicht zuwider seyn lassen, da er auf vorbeschriebenem Wege finden muß, da die Kinder eben so sehr zur zeitlichen als ewigen Glückseligkeit erzogen werden. — Da der Geistliche diesen Gründen nicht anders denn nachgeben mußte, so stand er so fort von seinem Gesuche bey dem Patrone ab, der die Conversation mit den Worten abbrach: er möchte sich nach einem Schneider umsehen, der aber sein Handwerk verstünde und fleissig triebe, auch nicht aus einer großen, nicht einmal aus einer Mittelstadt sey, damit er nicht großstädtische Sitten mit brächte, und solche nicht unter den Dorfleuten zu ihrem höchsten Schaden einführete. —

Kaum hatte der Pfarrer den Bedienten verständiget, daß für ihn in Ansehung des Küsterdienstes nichts bey dem Patron auszurichten sey, so gieng er voll Mißvergnügen zu seinem Herrn, bat so fort um seinen Abschied, den ihm der Herr auch gleich verwilligte, aber so, daß er hinzusetze, er habe ietzt nicht Zeit zum Schreiben, er möchte sich des andern Tages wieder

der melden, um einen schriftlichen Abschied zu bekommen. In dieser Zwischenzeit war ihm, wie es Firmian voraus geglaubt und gewollt hatte, die Reue angekommen; er kam daher mit Thränen, gestand seine Uebereilung, und bat, daß der Herr ihn behalten möchte. Ich habe es wohl gedacht, sprach dieser, daß euch eure Uebereilung leid werden würde. Habt Geduld, ihr soll't versorgt werden. —

Da nach einigen Wochen ein neuer Laquaye war angenommen worden, so ward der zur Geduld angewiesene erste Laquaye dem Verwalter zugesellet, daß er unter und neben ihm die Wirthschaft aufs völligste erlernen möchte. Da er vorhin schon darin kein Fremdling mehr war, so kam er binnen ein Paar Jahren so weit, daß er einer eigenen Wirthschaft vorstehen konnte. Sein Herr recommandirte ihn nun seinem Schwager, der eines seiner entlegensten Vorwerker verpachten wollte. Dieser nahm ihn um desto lieber zum Pachter, als sein erster Herr nicht nur ihm zum Vorstande das benöthigte Geld vorschoß, sondern ihm auch zu seiner häuslichen Einrichtung so viel an Naturalien und Gelde lehnete, daß er seine Pachtung mit vollen Kräften antreten konnte. Sein erster Herr richtete ihm auch die Hochzeit aus, da er die Tochter des verstorbenen Küsters, nach dessen Dienste er gestrebet hatte, heyrathete. So hatte er auch nachher noch freyen Zutritt zu seinem Herrn, der in seinen ersten Pachtungsjahen ihm immer noch Geld vorschoß, um nicht nöthig zu haben, zur Aufbringung des Pachtgeldes seine Produkte um den wohlfeilsten Preis, den ersten den besten, zu verkaufen, sondern damit den höhern Preis abzuwarten, und also auf diesem Wege immer mehr zu Kräften kommen zu können. Er kam durch solche Unterstützung seines ersten Herrn so weit, daß er im fünften Jahren seiner

Pach-

Pachtung das gelehnte Geld nebst den Interessen, die die allerleidlichsten waren, gänzlich abbezahlen, und zur anderweitigen Pachtung den Vorstand aus seinen eigenen Mitteln nun thun konnte. Er wollte aber doch auch gern auf einer thätigen Weise dankbar seyn. Er hatte nämlich im zweyten Jahre seiner Pachtung sein bestes Mutterpferd von einem feinen ausländischen Hengste belegen lassen, und hievon ein sehr schönes Reitpferd, welches er so ziemlich selbst zugeritten, gezogen, welches von Kennern im vierten Jahre sechszehn Louisd'ors werth geachtet ward. Dieses zugerittene, und mit einem ganz neuen Sattel, und ganz neuer, mit Silber reich gestickten Chabraque versehene Pferd nahm der dankbare Pachter mit, als er sein letztes Geld abtrug, um damit Firmianen ein Präsent zu machen, weil ihm bewußt war, daß er aus einem zugerittenen feinen Pferde viel mache. Dieser nahm es mit gedoppelter Freude an, theis weil er sahe, daß er mit keinem Undankbaren bisher zu thun gehabt habe, theils daß sein Geschmack an Pferd und Equipage so vollkommen getroffen war. Firmian, der so leicht am Edelmuth nicht übetroffen ward, dankte für das schöne Pferd, sagte aber dem Pachter, daß er ihm die Freundschaft erzeigen, und ebenfalls von ihm ein Präsent annehmen würde. Und damit er das Gegenpräsent anzunehmen sich nicht weigern möchte, so sollte er es gegenwärtig nicht wissen; sollte es aber, wenn er in ein Paar Tagen zu Hause seyn würde, bey sich vorfinden. Firmian nämlich ertheilte einem seiner Schäfer den Befehl, daß er hundert tragende Schaafe nehmen, und sie nach des Pachters Schäferey hintreiben sollte. Diesem war es des Sommers vorher begegnet, daß sein Schäfer die Schaafe verhüthet hatte, so, daß ihm davon nur der dritte Theil am Leben geblieben war. Wer wird

am Ende dieser Geschichte den sich immer gleich bleibenden Firmian nicht preisen, der sich innerliche Zufriedenheit mit sich selbst auf der edelsten Art bereitet? Ein Edler, der nicht vor sich allein glücklich seyn, sondern auch andre um sich her gleichfalls gern glücklich sieht, und sie, so viel an ihm ist, zu machen sucht.

Firmian muß uns im völligem Lichte darstehen, wenn ihm Saturnin entgegengestellet wird. Dieser hatte einst an einem äusserst kalten Wintertage ein Treibjagen angestellet, welchem er in seinem Pohlnischen Pelze beywohnete. Bey dem letzten Treiben wurden seinem ihm zunächst stehenden Jäger die Arme und Fäuste vom Froste so steif, daß er einen, aus dem abgetriebenem Walde hervorkommenden, Haasen im Schiessen verfehlete. Da er befürchtete, daß sein Herr ihm den Fehlschuß sehr verweisen, und darüber hart anlassen würde, gedachte er den Fehler aufs geschwindeste zu ersetzen, und noch einmal zu schiessen; fing an zu laden; mochte aber aus übertriebener Eilfertigkeit, oder aus Furcht, vergessen haben den Hahn in die Ruhe zu bringen. Kaum hatte er das Schrot in den Lauf geschüttet, so ging das Gewehr los, und das meiste Schrot in die rechte Hand. Die so eben hereingekommenen Treiber liefen auf den Jäger zu, wickelten ihm ein Schnupftuch um die Hand, damit das Bluten derselben gestillet werden möchte. Saturnin kam zwar auch heran, aber mit zorniger Mine, sprach dem Unglücklichen kein Trostwort zu, ausser dieses, wenn das eines seyn konnte; geht in die Stadt, und laßt euch von dem Chirurgus verbinden. Hierauf zog er eine bey sich in der Jagdtasche habende Flasche Wein hervor, kehrte dem Jäger den Rücken zu, trank, steckte sie wieder ein, gieng davon und wieder nach Hause. (Firmian hätte, wenn ihm

ein solcher Fall mit seinem Jäger begegnet wäre, ihm allen seinen bey sich geführten Wein gegeben, um davon ein Labsal auf dem Wege zur Stadt zu haben. Er würde ihm Leute zur Begleitung nebst hinlänglichem Zehrgelde gleichfalls mitgegeben haben.) Der Jäger war sich nun völlig allein überlassen, Kein Saturnin, der doch täglich zur Stadt schickte, und sich seine Bedürfnisse daher bringen ließ, bekümmerte sich ferner um ihn, und ließ niemals nachfragen, was der Jäger mache, und wie es mit der Cur aussehe. Die Hand war ganz zerschmettert, und da der kalte Brand dazu kam, so mußte zur Amputation geschritten werden. Diese gieng gut von statten, und nun war der Mensch mit einer Hand kein Jäger mehr. Er kannte seinen Herrn zu gut, als daß er von ihm was hoffen konnte. Wenn er daher noch einmal wieder zu ihm kam, so war es nur seine Sachen abzuhohlen. Denn sein rückständiges Lohn hatte er, da es ohnehin nicht viel war, sich schon voher abhohlen lassen, um damit den Chirurgus so wohl zu bezahlen, als auch davon in der Stadt zu zehren. Er kam daher nur um einen ehrlichen Abschied zu bitten, und ließ es seinem Herrn durch einen Bedienten sagen, da er eben das Mittags zu Tische saß, einige seiner gewöhnlichen Trinkgäste bey sich hatte, und mit ihnen, nachdem sie satt waren, beym Weine war. Da der Bediente das Anliegen des Jägers angebracht hatte, befahl Saturnin ihm Feder und Dinte, nebst Licht zum Untersiegeln seiner Handschrift, zu bringen. Einige der Gäste hatten sich vom Trinken die Gefühle des Herzens noch nicht stumpf gemacht, und brachten einige Thaler für den Verabschiedeten zusammen, denen Saturnin ein Paar Groschen zulegte. Die Hand, sagte einer der Gäste, ist mit ein Paar Groschen nicht bezahlet. Nicht mit ein Paar hundert

Tha-

Thaler setzte ein anderer dazu. Was kann ich dafür, ich habe dem Kerl die Hand nicht abgeschossen, sprach der unbarmherzige Herr, er ist ein gelernter Jäger, und hätte sein Metier besser verstehen sollen. Ey, fiel ihm ein Gast in die Rede, Bruder! du hast auf deinem Hofe noch niemals einen so guten Kerl gehabt, wirst auch seines Gleichen nicht wieder bekommen. Es ist, war die Antwort, mein Schicksal, daß ich immer Schurken haben muß. — Da der Bediente wieder mit abgetrockneten Augen herein kam der das ausgebrachte Geld dem Jäger heraustragen müssen, so fragte der Gast, der am letzten geredet hatte, was der Jäger gesagt hätte. Er weinete bitterlich, sprach der Bediente, und sagte, nun habe ich einen Paß, worauf ich in der Betteley überall fortkommen kann. Gehe er hinter ihm drein, sagte dieser Gast, er soll über 8 Tage bey mir auf meinem Guthe seyn, ich habe ietzt keinen Nachtwächter, darzu ist er zu gebrauchen, und hat neben der freyen Wohnung und Holze ein gutes Deputat. Ey! sagte Saturnin, Wein her! laßt uns eine neue Sorte kosten, wir wollen uns bey dem Kerl nicht länger aufhalten. —

Noch fand Saturnin beym Antritt seiner Wirthschaft einen Verwalter, der bey seiner Schwiegermutter, in welcher Guth er sich hineingeheyrathet hatte, schon über 12 Jahr gewesen war. Nun war er auch schon an die 9 Jahr bey ihm gewesen, als er zur Winterszeit bey großem Schneegestöber mit vielen Kornwagens nach einer über 4 Meilen entlegenen Stadt fahren, und das Korn daselbst verkaufen sollte. Er stellete dem Herrn des Morgens, ehe er abfahren sollte, vor, er möchte die Kornfuhren ein Paar Tage aufschieben, bis besser Weg und Wetter würde geworden seyn. Ich will den Bauern, sagte er, was anders thun, sie sollen und müssen fahren, und ihm werde

ich einen Bauerwagen, der seine Person und ein Paar ledige Tonnen fahren soll. Ich denke, daß er nicht so schwer als eine Kornfuhre seyn soll, daher er nicht fürchten darf, daß ihn die Bauerpferde nicht fortschaffen sollten, wenn gleich keine Wagenspur vorhanden, und der Schnee an die Räder sich anhänget. Der sechszigjährige Greis mußte also fort fahren, und was er besorgte, traf ein. Denn bey dem Schneegestöber konnte keiner um sich her sehen, und aus Mangel der Wagenspur waren die Knechte in der Irre, und wußten nicht mehr, wo sie waren. Endlich kamen sie an Lehmgruben, wo der vorderste Wagen, jedoch ohne Schaden, hinabstürzte. Der Verwalter ließ daher die Wagen stille halten, und sagte, es müsse doch ein Dorf nicht weit vielleicht von den Lehmgruben seyn; er wolle etwas voran gehen und recognosciren. Er kam nicht wieder zurück zu den Knechten, sie mochten so viel suchen und rufen, als sie wollten. Sie glaubten daher, er müsse irgendswo auf tiefe Gräben gestossen, hineingefallen, und versoffen seyn. Da es Nacht ward, und die Wagen auf der Stelle still halten mußten, so suchten sie, nachdem es Tag geworden, und aufgehöret hatte zu schneyen, aufs neue umher, und fanden ihren Mann, den sie endlich mit schwacher Stimme schreyen hörten, in einem, mit Eys belegten, Bruche, worin er die ganze Nacht sich herum gearbeitet hatte. Sie würden ihn aber nicht gefunden haben, wenn sie nicht das aufgebrochene Eys vor sich gefunden, und der dadurch entstandenen Spur hätten nachgehen können. Es durfte nur noch eine halbe Stunde währen, so hätte dem Verwalter ohnfehlbar das Leben ausgehen müssen. Er war meist steif, und die Knechte mußten ihn in dem ersten Dorfe, das sie auf ihrem gegenwärtigen Irrwege vor sich fanden, in einer Schenke liegen lassen, um ihn

von

von da, auf dem Rückwege, nach verkauftem Korne, wieder mit nach Hause zu nehmen Dieses geschahe; er mußte aber ein hitziges Fieber ausstehen, welches sich mit seiner völligen Taubheit endigte. Vielleicht wäre dieser letzte Unfall nicht anhaltend, oder weniger hart, geblieben, wenn der unglückliche Mann sich währenden Fiebers besser pflegen und einhalten können. Aber sobald er nur etwas wieder ausserhalb des Bettes dauern, und ein wenig umher gehen konnte, so schleppte er seinen matten Körper auf dem Hofe und in den Ställen umher, um doch was zu thun, damit sein Herr nur aufhören möchte, mit ihm zu zürnen. Denn dieser ließ nach ihm in der Krankheit weder sehen noch fragen. Die Frau des Meyers war erbarmend, gieng ihm zur Hand, und wachte des Nachts bey ihm ungeheissen. Die ersten Tage der Krankheit brachte man ihm zwar Krankenspeise; aber nach vergangenen acht Tagen ward ihm gebracht, was von den Tellern untereinander war zusammen geschrapt worden, woran er denn gleich merken konnte, was die Glocke geschlagen hatte, weßhalb er sich denn nun nicht länger mehr schonete, sondern sich, wie vorgedacht, mit größter Leben-gefahr auf den Hof heraus wagen mußte. Nun war das Gesinde dem Mann sehr zugethan, da es meistens unter ihm aufgewachsen, und an ihm den ehrlichen Mann nie verkannt hatte. Es spottete daher seines Elendes in der Taubheit gar nicht, verständigte ihn gern und aufrichtig durch Zeichen, wenn er von einem was wissen wollte, oder worüber nochfragte. Kein einziger machte einen Mißbrauch von dem körperlichen Mangel des Verwalters. Nie entstand eine Klage, daß es mit dem Verwalter in der Wirthschaft nicht mehr gehe, oder daß der Dienst unter ihm schwerer sey, nachdem er sein Gehör verlohren. Zehenmal war er dem ganzen Dorfe lieber,

als der Guthsherr Saturnin. Nur dieser konnte den armen Verwalter nicht mehr leiden. Ich kann mich mit dem tauben Hund nicht mehr zerschreyen, sagte er, oder immer einen Dollmetscher bey der Hand haben, der ihm meine Worte ins Ohr schreyet. Er muß fort. Es geschahe also. Alle Leute des Orts betrübten sich, einen so rechtschaffenen Mann nicht nur zu verliehren, sondern ihn auch auf seinen alten Tagen in der Verlegenheit, Brod zu haben, zu wissen. Er hattr bey seinem ersten Herrn auf eben diesem Guthe eine Frau gehabt, die ihn in eben dem Jahre, als sein erster Herr starb, zum Wittwer gemacht, und drey kleine Töchter hinterlassen hatte. An diese muste er seinen ganzen Gehalt wenden, indem er sie bey seinem zweyten Herrn nicht bey sich behalten können oder dürfen. Er hatte sie in der nächsten kleinen Stadt bey Verwaltern untergebracht, und gab ihnen sein ganzes Gehalt zu den Erziehungskosten. Nun war er völlig in Gefahr, ein Bettler zu werden. Er hatte nicht einmal den Trost, daß ihm der Herr einen Wagen gegeben hätte, um seine Sachen fort zu fahren. Er mußte sich einen im Dorfe suchen, der ihm auch zu finden nicht schwer ward. Jeder Bauer erbot sich die Fuhre umsonst zu thun. Er gieng traurig doch ohne Trähnen, hinter dem Wagen her, ohne die Augen aufzuschlagen, und sich zuletzt noch umzusehen auf einem Guthe, das ihm eine Verbesserung der Einkünfte, wenigstens um ein Drittheil, zu verdanken hatte; ein Guth, das er bald nach dem Absterben seines ersten würdigen Herrns hätte um Saturnins willen verlassen, und anders wohin gehen sollen, welches er aber zu thun von seiner Ehrlichkeit verhindert ward, da er sahe, daß er unter seinem ersten Herrn nur erst die Hälfte der Verbesserungen zurück gelegt, und die andre Hälfte unter dem neuen Herrn ihm noch

zur

zur Vollendung des Ganzen übrig sey. Nun ward er aber immer gerührter, je mehr sein Wagen vor den Bauerhäusern vorbey fuhr, nnd die Bauern, oder ihre Weiber, von ihm trähnend Abschied theils nahmen, theils aber Lebensmittel für ihn auf den Wagen legten. Er kam ans Ende des Dorfs, wo die Hirten wohnen, und wo Saturnin stand, und mit dem Schäfer was verabredete. Da ihn Saturnin kommen sahe, gieng er gleich mit starken Schritten ins Feld, um den treuen ehrlichen Verwalter nicht noch einmal zu sehen, hinter welchem seine Unterthanen mit Trähnen noch eine Weile hergingen, um ihn aus ihrem Dorfe das Geleite zu geben, und welches alles Saturnin gesehen hatte. Nun griff der so schlecht belohnte Mann nach seinem Schnupftuch, um sowohl seine hervorschießende Trähnen abzuwischen, als auch die Augen vor dem Orte zu verbergen, an welchem sein unmenschlicher Herr ihn nicht des letzten Anschauens hatte würdigen wollen. Hier aber umringten ihn noch zuletzt die ihn bisher nachgefolgten Dorfleute, unter denen diejenigen, die reden konnten, ihren Herrn verwünscheten, dem scheidenden Verwalter aber tausendfaches Gutes anwünscheten. Dieser aber schied mit den Worten: Welche Gott ansehen und anlaufen, derer Angesicht wird nicht zu Schanden. Ps. XXXIV. V. 5.

Leser, die keine Saturnine sind, werden bey dieser Geschichte nicht ohne Unruhe seyn, und zu wünschen wissen, was aus dem armen Verwalter ferner geworden sey. Er nahm mit dem Wagen seinen Weg nach der nächsten Stadt, wo er seine Kinder hatte; nicht der Meynung, seinen Aufenthalt bey ihren Erziehern, seinen Anverwandten, zu nehmen, sondern vorerst sich in dem Gasthofe des Orts, wo er sonst einzukehren gewohnt war, aufzuhalten. Er

schickte daher seinen Wagen dahin voraus, und sprach bey dem Thorschreiber, seinem guten Bekannten, ein, dem er sein Schicksal erzählete, und mit dieser Erzählung ihn in Trähnen versetzte. Sogleich kam der Beichtvater dazu, welcher seine kranke, aber nun in der Besserung begriffene, Frau besuchen wollte. Dieser erkundigte sich nach der Ursach des Weinens, und ließ sich die traurige Geschichte des Verwalters erzählen. Kaum hatte er sie angehöret, so that er, was einem rechtschaffenen Geistlichen zukam. Er gieng sofort in die Stadt zu den Angesehensten, erregte ihr Mitleiden, bat sie um eine milde Beysteuer, die sehr reichlich ausfiel. Einige sandten mancherley Speisebedürfnisse in den Gasthof für den Verwalter, das Geld aber brachte der Geistliche ihm selbst, mit dem Versprechen, daß er hiemit seine Bemühungen für ihn noch nicht geendiget haben wollte. Er gieng zum Burgemeister, der zugleich Saturnins Gerichtshalter war, und bat ihn, daß er den Verwalter im Hospitale möchte eine Kaufstelle, wozu er das Geld schon bey den Bürgern zusammen bringen wolle, angedeihen lassen. Dieser Gerichtshalter kannte die Verdienste des Verwalters um seinen Herrn, da er öfters auf dem Guthe gewesen war, und sagte, die Hospitalstelle sey für einen so wackern Mann eine Hungerstelle, daran er kein Geld wenden solle. Er wolle an Saturnin schreiben, daß er, da er den Mann mit leerer Hand von sich gelassen, ihm etwas schicken möchte; denn viel glaubte er nicht von ihm herauspressen zu können; er wolle sehen, daß so viel Geld für ihn zusammen könne gebracht werden, um ihn in das Hospital einer gewissen freyen Reichsstadt einzukaufen, wo der Hospitalvorsteher sein Oheim sey, und wo die Hospitaliten sich recht gut und so stehen, als es der ehrliche Mann werth ist.

Das

Das Vorschreiben an Saturninen ward nicht nur unbeantwortet gelassen, sondern es hatte auch noch die Wirkung, daß ein Paar Monathe darauf der Burgemeister seine Gerichtshalterey verlohr, da ihm der Gerichtsherr meldete, er solle seine, von ihm bey sich habenden, Acten übersenden, indem er einen andern Gerichtshalter angenommen habe. Dieser Burgermeister aber sowohl, als der Geistliche nahmen sich des Verwalters unermüdet an, und ersterer erreichte binnen Jahresfrist seine Absicht in Ansehung der Hospitalstelle, wo der Oheim den rekommandirten Verwalter, nachdem er von seinem ganzen Schicksale war unterrichtet worden, aufs freundschaftlichste nicht nur annahm, sondern es auch veranstaltete, daß, da der bisherige Rendant des Hospitals abgegangen war, der Verwalter, der sich gut auf der Feder im Schreiben und Rechnen verstand, seine Stelle mit einem so guten Gehalte bekam, daß er seine drey Töchter zu sich nehmen, und sehr gut erziehen konnte. Die älteste Tochter war kaum drey Jahr bey dem Vater gewesen, als sie den Unterricht in weiblichen Wissenschaften, worzu in der großen Stadt der Vater die erwünschteste Gelegenheit finden konnte, aufs beste genutzet hatte, daß sie dieserhalb sowohl, als wegen ihrer ausnehmend schönen Gestalt den besten Mädchens in der so großen Stadt den Rang streitig machen konnte. Dieserhalb fanden sich gar bald gar ansehnliche Jünglinge, die sich um sie bewarben. Sie gab, nach dem Rathe ihres Vaters, aber die Hand einem der reichsten Kaufleute des Orts. Dieser war ein junger Wittwer, der von seiner verstorbenen Frau ein einziges Töchterlein hatte. Die Hochzeit ward mit dem Beyfalle der ganzen Stadt vollzogen, und die junge Kaufmannsfrau nahm ihre zwey jüngern Schwestern zu sich ins Haus, wovon die ältere, die ihrer ältesten Schwester

nichts nachgab, dem Töchterlein des Kaufmanns erster Ehe als Demoiselle vorgesetzet ward. Aber auch diese ward sehr bald von Freyern gesucht. Unter diesen wählete sie gleichfalls einen jungen, aus Erbschaft von seinem Vater sehr reichen, Kaufmann, der Tugend an einer Gattinn als das beste Heyrathsguth ansahe, und ohnehin nicht nöthig hatte, auf Geld beym Freyen zu sehen. Dieses Familienglück erlebte der alte Vater noch, da ihm die Gichtschmerzen, welche seit seiner Erstarrung in der unglücklichen Nacht bey ihm eingekehret waren, in die Eingeweide kamen, und seinem Leben ein Ende machten, welches er in Hinsicht auf das Glück seiner Töchter sehr ruhig beschliessen, und in Ansehung seiner jüngsten Tochter gleichfalls ausser Sorge seyn, und sie der Vorsorge ihrer Schwestern überlassen konnte. — So wollte die Vorsehung einen von seinen Guthsherrn verlassenen Gerechten nicht verlassen, noch seinen Saamen nach Brod gehen lassen. Ps. XXXVII, 25.

Viertes Kapitel.

Grundsätze zur Bestellung des Ackers.

Ein Römer, welcher vom Ackerbau geschrieben, Columella, verlangt, daß der Feldbau wissenschaftlich, also nach Grundsätzen getrieben werden solle. In agricultura voluntas facultasque citra scientiam saepe magnam dominis afferunt iacturam, cum imprudenter facta opera frustrantur impensam. —

Wille

Wille oder Lust und Vermögen machen es also noch nicht aus, daß man, wie es seyn soll, vom Ackerbaue den möglichsten Nutzen ziehe. Alle Mühe kann, wenn es an der Wissenschaft den Acker recht zu bauen mangelt, den Aufwand nicht ersetzen. Ohne Kenntniß der Grundsätze des Feldbaues wird man nach dem Ausspruche des Römers und der durchgängigen Erfahrung vielmals, statt der erwarteten Vortheile, großen Verlust erleiden müssen.

Nun ist es wohl wahr, daß ein Landwirth vom Mittelstande, da er nicht selbst Hand anzulegen nöthig hat, sich Leute halten kann, durch die er, als seine Nachgesetzten, kann den Ackerbau regieren lassen. Allein es ist doch sicherer und ungleich vortheilhafter, wenn der Herr nicht mit fremden Augen sehen darf. Villicus, schreibt **Cato** de re rustica, non plus sentiat sapere se, quam dominus. Hiemit stimmt auch **Columella** so überein: Male agitur cum Domino, quem villicus docet, d. i. es steht schlecht um den Herrn, der sich von seinem Meyer muß lehren lassen.

Besser ist es also, wenn der Herr Lehrmeister seyn, und seine Untergebene leiten, oder doch wenigstens, wenn er nicht immer gegenwärtig ist, beurtheilen kann, ob sie alles recht machen, oder ob sie nicht in ihren Verfahrungsarten was ändern und verbessern können. Dieserhalb muß kein Landwirth, der nicht selbst Hand anlegen darf, denken, daß er der Wissenschaft von der Bestellung des Ackers entbehren könne.

1) Die proportionirliche Anzahl der zum Ackerbau benöthigten Arbeitsleute.

Zur Gewinnung unsrer Ackerproducte werden Menschen erfordert, welche in dieser Absicht gar mancherley Geschäfte in gewisser Ordnung verrichten müs-

sen. Hat man diese Leute bey sich im Hause, in Lohn und Kost, so werden sie im besondersten Verstande **Ackergesinde** genannt. Hat man aber ausser oder neben diesem Ackergesinde Leute, welche nicht in unsern Häusern wohnen, und um Taglohn, mit oder ohne Speisung bey uns, arbeiten, so heissen sie **Taglöhner**, auch wohl Arbeitsleute oder Handarbeiter. Sind aber bey einem Landguthe Bauern, Cossäthen und Häuseler (Leute, die kleine Häuser ohne Aecker auf dem Grunde des Landguthes besitzen) welche Behufs des Ackerbaues an bestimmten oder unbestimmten Zeiten und Tagen arbeiten müssen, so nennet man sie in unsern Gegenden **Hofediener** auch **Fröhner**. Wenn sie ihre Dienste mit ihrem eigenen Gespanne im Wagen oder Pfluge verrichten müssen, so heissen ihre Dienste **Spanndienste**, die der übrigen aber, **Handdienste**. Man habe aber von einer, oder allen Arten nur genannter Leute, so muß ihre Anzahl den, auf dem Acker selbst, oder in Beziehung darauf zu verrichtenden, Geschäften angemessen seyn, damit sie theils an und vor sich selbst, theils in ihrer natürlichen Ordnung, oder Folge auf einander, vollzogen werden.

a) So wenig es gute Wirthschaft ist, wenn zu vieles Ackergesinde gehalten wird, so wenig ist es vortheilhaft, wenn zu weniges vorhanden ist; und ein kluger Wirth muß eben hier an sich meisterhaft beweisen, daß er just so viel Ackergesinde habe, daß damit alle Ackerarbeiten zu rechter Zeit bestritten werden können. Man darf in keiner Gegend weit umher suchen, um Wirthe zu finden, welche der Sache zu viel oder zu wenig thun. Es ist freylich in Ansehung vieler Länder, wo Lohn und Kost des Ackergesindes sich seit 20 — 30 Jahren zu Lasten der Herrschaften so sehr verändert

ändert haben, anders, daß diese sich um ein Drittheil wenigstens verschlimmert, jenes aber sich eben so viel mehr in Lohn und Kost verbessert oder erhöhet haben, und jene sehr darauf rasiniren, daß man mit wenigerm Ackergesinde, als sonst, auskommen könne; aber es muß nicht so weit gehen, daß dadurch der guten Ackerbestellung was abgehen, mithin der Acker dieserhalb weniger, als sonst, einbringe.

Albanus übernahm vor drey Jahren ein ansehnliches Oekonomieamt, und glaubte, daß sein Vorfahre der Sache zu viel gethan, und zu vieles Ackergesinde gehalten habe. Er vermeinte, daß derselbe den vierten Theil desselben wenigstens hätte ersparen können. Ohne zuvor die eigene Erfahrung, mindestens nur für ein Jahr, selbst machen zu wollen, gieng er mit übereilten Schritten seiner Idee nach, verabschiedete so viel Gesinde nicht nur, als der vierte Theil ausmachte, sondern schaffte auch zwey Gespann Pferde ab. Hiemit machte er nun in der Nachbarschaft vieles Aufsehen, da man seinen Vorfahren als einen Mann gekannt hatte, der alles sehr wohl heraus zu suchen und zusammen zu halten wußte. Manche Nachbaren sagten auch dem neuen Beamten, daß sie seine Veränderung in Ansehung des Ackergesindes nur als einen Versuch von ihm ansähen, und glaubten, daß er wohl ins alte Geleis in Kurzem zurück kehren würde. Er gab sich dagegen das Ansehen eines klügern Wirthes, und behauptete, so jung er auch noch war, daß er alles schon calculiret und voraus gefunden habe, es sey in seiner Wirthschaft mit wenigerm Gesinde sehr wohl auszukommen. Ja! sagte einer seiner Nachbaren, er glaube, daß er wohl könne

weni-

weniger Hausgesinde halten, allein die Reduction des Ackergesindes werde sich von selbst bald bestrafen, und allen um so mehr offenbar und in die Augen fallend werden, da Albanus gemessene Hofedienste habe, die er ja nicht vermehren könne oder dürfe. Nein! blieb dieser dabey, es muß mit wenigerm Ackergesinde angehen; vorhin ist zu viel auf dem Hofe gewesen, und mein Vorfahre hat ihm zu viel in der Arbeit nachgesehen. Weniger, aber desto arbeitsamere, Leute unter guter Aufsicht und Anleitung fördern die Wirthschaft mehr, als zweymal so viele nachlässige und nicht gut angeführte Menschen. Alban schaffte so ziemlich alles alte Dienstvolk ab, und ersetzte es mit neuerm, um desto gewisser seinen Plan durchzusetzen. Es hätte dieses in so fern hingehen können, um in der bisherigen Gesindespeisung einen niedrigern Ton sowohl anzustimmen, als auch etwas weniger Lohn zu geben. Allein nun ward es allen Nachbaren auf einmal offenbar, daß die Reduction des Ackergesindes zugleich die Reduction des Ackerertrages gewesen war. Gleich im ersten Herbste sahe man, daß Alban, mit der Ackerbestellung zur Saat, zur gewöhnlichen Zeit nicht fertig werden konnte. Sein Vorfahre hatte zwey Wochen vor Michael schon mit der Roggensaat anfangen, und solche zwey Wochen nach Michael endigen können. Alban fieng erst an zu säen, wenn jener aufgehöret hatte. Es gieng aber auch nach dem Anfange der Besäung gar nicht hurtig fort. Sie mußte durch das Mistfahren immer zum öftern unterbrochen werden, eine Sache, die schon vor dem Anfange des Säens im Felde bey dem meisten Wirthen vergessen, oder zuvor geschehen seyn muß. Je

später

später man aber im Jahre die Ackerbestellung anfängt, desto mehr verliert man in der Tageszeit, besonders auf großen Güthern, indem die Tage im späten Herbste zu kurz sind. Man verliert aber auch, ohne auf die Kürze der Tage zu sehen, an der Arbeit des Zugviehes, wenn solches Weidevieh ist. Denn je weiter es nach Michael heraus kömmt, desto kraftloser und träger wird solches Vieh, weil das Gras, wenn auch noch so viel auf der Weide wäre, immer weniger nährend und kräftig wird. Hiervon werden Pferde und Ochsen matt, und thun daher immer weniger im Pfluge. Ihr Schritt wird vom Woche zu Woche geringer oder kleiner. Nun konnten Albans Pflugochsen sowohl, als die der zu Hofe dienenden Bauern, das lange nicht mehr ausrichten, was sie vor und kurz nach Michael hätten thun können. Um Martini war kaum das halbe Feld bestellet. Im December lag wenigstens der vierte Theil des Winterfeldes noch unbesäet, und der angehende Frost verstattete nun nicht mehr das Pflügen und Säen. Er beschloß für diesmal alle Feldarbeiten, und Albin besäete im Frühjahre den rückständigen Theil des Winterfeldes mit Sommerroggen.

Mit dem Sommerfelde gieng es nun nicht besser. Die des Orts übliche Saat der kleinen Gerste ward erst zu der Zeit angefangen, als die Gerste der benachbarten Felder anfieng zu schossen. Dieses war etwa um Johannis. Es war eine trockne und zugleich sehr warme Jahreszeit, weßhalb die Gerste gar nicht recht aufgehen, die aufgegangene aber nicht wohl fortkommen konnte, so daß man sofort sehen konnte, daß bey der Gerste der Ausfall um die Hälfte seyn müsse.

Als die Roggenärndte bey den Nachbaren geendiget war, gieng Albans erst an. Der Vorfahre ward damit immer in 14 Tagen wenigstens fertig. Alban brachte 5 Wochen damit zu, ohngeachtet er wegen der allzuspäten Besäung und der daraus entstandenen Auswinterung sowohl, als wegen der fehlerhaften vorhergegangenen, und zur unrechter Zeit geschehenen, Vorbereitungen zur Saat, mittelst der verschiedenen Bepflügungsarten, das Feld kaum halb so viel Mandeln, als ehmals, hatte. Zu der Zeit, als Albans Gerstemandeln noch draußen im Felde, nämlich um Michael standen, hatten die Nachbaren schon wieder grünende Wintersaat auf ihren Aeckern. Sie waren schon vor 4 Wochen mit der Korn- und Heuärndte fertig gewesen. Alban hatte noch bis gegen Martini Heu auf den Schwaden liegen. Sein Vorfahre ward zwar auch immer später, als seine Nachbaren, mit beyden Aerndten fertig, aber dieses konnte höchstens nur einen Unterschied von 6—8 Tagen ausmachen. Allein er hatte nach Proportion seines Feldes immer ein Viertheil Mandeln mehr, als jene, auf gleicher Ackerfläche, welches er seiner tüchtigen Ackerbestellung zuzuschreiben hatte. Er hatte auch dieserwegen nicht genug an seinem Ackergesinde, er nahm, nach Zeit und Umständen, auch noch Tagelöhner mit zu Hülfe. Seine Pferde bekamen mehr Futterkorn als Albans. Dieser giebt ihnen ein Drittheil weniger, weil er überall sparen will. Aber sie können weniger Last ziehen. Bey Albans Vorgänger that ein Gespann Pferde in 2 Tagen so viel, als bey diesem kaum in 3 Tagen geschiehet. So starben auch jenen mehr Pferde, als diesem, weil sie zu

Zei-

Zeiten übertrieben werden, wenn sie eben so viel Last ziehen, oder in eben so vieler Zeit, als bey dem Vorfahren, Arbeiten vollenden sollen.

Man darf nicht denken, daß der sich so klug dünkende Alban in der Folge mit Schaden klug geworden sey. Er giebt vor, er habe keinen Schaden von der geanderten Wirthschaft, ohngeachtet man unter der Hand höret, daß er Geld aufnehme und borge, da er doch nicht wenig Geld mit aufs Amt gebracht hat. Es ist aber doch sehr wohl zu glauben, daß er ärmer werden müsse. Wir wollen seine Fehler zergliedern, und sehen, ob er, oder sein Vorfahre, klüger bisher gewirthschaftet habe.

a) Alban hat den 4ten Theil des Ackergesindes abgeschafft, und erspart daran jährlich an Kost und Lohn, 500 Thlr.

b) Er hält zwey Gespann Stallpferde weniger, und erspart hierin mit Einrechnung der Schmiede- Wagner- und Riemerarbeit, jährlich an die 450 Thaler. Die Summa der verringerten Ausgabe beträgt also 950 Thaler.

Nun wollen wir seine verringerte Einnahme vom Ackerbaue im dritten Jahre seiner Wirthschaft berechnen.

aa) Der Vorfahre hat jährlich 15 Dreissig Wintergetreyde mehr erbauet. Wenn wir die Mandel zu 1 Thlr. anschlagen, so beträgt solches 450 Thlr.

bb) Eben derselbe hat jährlich an die 12 Dreissig Gerste mehr gewonnen. Hierin die Mandel gleichfalls zu 1 Thlr. angeschlagen, beträgt der Ausfall 360 Thlr.

cc)

cc) Sämmtliches, in der Brache als Sömmerung ausgesäetes, Getreyde, an Erbser, Wicken, Linsen und Hirse wird an die 10 Dreissig weniger erbauet; jedes Dreissig, und alle Sorten in Pausch und Bogen zusammengenommen, zu 15 Thlr. gerechnet, macht in Summa, 150 Thlr.

dd) Das Winter- und Sommergetreyde giebt wegen der fehlerhaften Ackerbestellung so wohl, als wegen des, von der verminderten Viehzucht ausbleibenden, Düngers im Ausdrusche weit weniger als zur Zeit des Vorfahren. Das Korn erwächset nicht mehr zu der sonstigen Länge. Es bestaudet oder bestocket sich weniger; es ist der vierte Theil Windhalm, Hederich und anders Unkraut in den Mandeln, dieses alles verursachet nun einen Ausfall jährlich von wenigstens 1400 Thlr.

ee) Es ist der Strohgewinnst nun so sehr verringert, daß weniger Kühe gehalten werden können. Das Heu kann, wegen des a zuspäten Einärndtens, wenig oder gar keine Kraft zur Winterfütterung haben; da es so späte gemacht wird, kömmt es selten recht trocken auf den Heuboden, und über kurz oder lang wird sich das Rindvieh faul davon gefressen haben. Die abgehende Viehnutzung hauptsächlich in Ansehung der Melkerey beträgt jährlich, 300 Thlr.

ff) Das Schaafvieh ist von dem so späte eingebrachten Heue sehr anbrüchig geworden, weßhalb in einem Winter 700 Stück Schaafe, eben da sie lammen sollten, gestorben sind. dieser Verlust von 70 tragenden Schaafen beträgt, das Stück zu 1½ Thl. gerechnet, 1050 Thl.

Nun

Nun die Recapitulation

aa)	450 Thlr.
bb)	360 Thlr.
cc)	150 Thlr.
dd)	1400 Thlr.
ee)	300 Thlr.
ff)	1050 Thlr.
Summa Summarum,	3710 Thlr.
Hiervon nach b) abgezogen,	950 Thlr.
Verbleibt,	2760 Thlr.

Dieses wäre nun der Verlust des **Albans** in seinem dritten Pachtjahre gewesen. Wollte man nun schon denken, daß die Rubrique ff) künftig wohl nicht mehr alle Jahre zum Anschlag kommen, und Vorsicht gebraucht werden könnte, daß den Schaafen alle Jahre künftig das erste, und immer trockneres Heu aufgefahren werde, so müssen doch alle vorhergehende Rubriquen, wenn die Wirthschaft so fortgesetzet wird, ganz natürlich immer größere Specialsummen des Verlustes hervorbringen, daß wohl die vorstehende Summa Summarum die jährige immer bleiben wird. Nun urtheile man aus solcher Berechnung, was es endlich mit dem Alban für ein Ende nehmen müsse. Er muß verarmen. Dieß betrift jedoch ihn und seine Familie nur allein. Seinen Nachbaren aber ist er nützlich. Denn er wird ihnen und ihren Kindern noch lange Zeit ein Beyspiel seyn, woran sie lernen werden, daß man nicht mit einmal so große Abänderungen in der Wirthschaft unternehmen, und erst mehrere Erfahrungen müsse voran gehen lassen, bevor man einen Plan durchsetzet, den andere und ältere Wirthe widerrathen oder mißbilligen. So wird er auch

andern Hausvätern noch lange ein Vorbild von der Schädlichkeit des Bestehens auf seinem Sinne so wohl, als auch der Ehrsucht bleiben, wenn man einmal eine Ehrensache daraus gemacht, der Welt glaubend zu machen, daß man nicht geirret habe, oder nicht irren könne. Ein Fehler unzähliger Menschen! Warum lenkte Alban nicht nach Verlauf des ersten Jahres wieder ein, und kam auf die Klugkeitsregel, daß es besser sey, zu gestehen oder offenbar werden zu lassen, man habe geirret, als sich zu seinem eigenen Schaden zu verstellen? Wenn nun Alban nicht mehr seine Pacht wird abtragen können, und wohl gar dereinst oben drein noch über die ruinirten oder verwilderten Aecker wird Rechenschaft geben sollen? Welche Schande ist größer, diese, daß man in Zeiten von seinen Fehlern zurückkömmt, sein Vermögen erhält und vermehret, oder diese, daß man sich darum bringet und sich arm macht, um das Vergnügen auf wenige Jahre gehabt zu haben, klüger denn andere zu scheinen?

b) Der Leser muß es hier nicht erwarten, daß für die Landwirthschaften die eigentliche Zahl des Ackergesindes angegeben werden könne. Wenn man auch sagen wollte, daß für eine Hufe, so und so viel Morgen, oder wie das Maaß der Aecker irgendswo genennet werden kann, diese oder jene Zahl von Leuten angenommen werden müsse, so wäre doch dieses soviel als nichts gesagt. Denn die Qualität der Aecker ist zu sehr verschieden, und fordert daher bald mehr bald weniger Bearbeitung. So muß auch zugleich hiebey mit betrachtet werden, daß gewisse Ackerprodukte, wenn sie an einem Orte mehr, als am andern, erbauet werden, auch mehr Hände erfordern. Man denke

hiebey z. B. an Oerter, wo ein starker Flachsbau getrieben wird, was dieses einzige Ackerprodukt für Arbeit erfordert.

c) Wenn auf großen Güthern Haus- oder Lagerbücher gehalten, und darin die Zahl des alljährigen Ackergesindes genau verzeichnet worden, so hat ein angehender Hausvater hieran einen Leitfaden, an welchem er sich so lange halten muß, bis er einige Jahre selbst gewirthschaftet und gefunden haben kann, daß er mehr oder weniger Gesinde, als die Vorfahren, gebrauche. Sind es nur kleine Wirthschaften, so nimmt man die mehrern des Orts oder der nächsten Nachbarschaft zum Richtscheid, und läßt es gleichfalls auf eigene Erfahrung von ein Paar Jahren ankommen, ob man mit wenigerm Dienstvolke fertig werden könne. In kleinen Wirthschaften ist freylich das schon ein großer Gewinnst, wenn nur ein einziger Dienstbote gemisset werden kann. Ein Gewinnst, welcher vielmals der einzige ist, der noch herausgefunden werden kann, um so mehr, da Lohn und Kost seit 20 — 30 Jahren so sehr gestiegen. So ist auch dieses keine geringe Empfehlung dieses Punkts, daß bey der zunehmenden Unsittsamkeit des Gesindes derjenige seinen Verdruß vermindert, wenn er einen, oder mehrere Dienstboten weniger halten kann.

d) Wenn man nicht auf alle Tage gleich vieles Dienstvolk gebrauchet oder gebrauchen kann, so ersetzet man es in kleinen Wirthschaften besonders, nach Zeit und Umständen mit Taglöhnern. Denn es kann seyn, daß man etwa nur auf einige Wochen in der Aerndte, oder bey andern Arbeiten, die theils ordentlich, theils ausserordent-

lich, seyn können, einer mehrern Zahl von Arbeitern bedürfte, so muß um eines so kurzen Zeitraums willen kein Gesinde, sondern nur Taglöhner, gehalten werden, wenn man schon findet, daß das Taglohn so hoch, als das Jahrlohn eines Dienstboten, kommen kann. Denn man muß hiebey die Ersparniß der täglichen Kost rechnen. Gesetzt nun man hätte auf ein ganzes Vierteljahr einen Taglöhner zu halten, und sein Taglohn liefe so hoch, als das Jahrlohn eines Ackerknechts in der bemerkten Zeit, so hätte man doch bey solcher Einrichtung die Kost von drey Vierteljahren erspart, indem man im angenommenen Falle nur den Taglöhner 1 Vierteljahr zu speisen gehabt.

e) Kann man die Wahl unter Taglöhnern haben, so muß man solche aussuchen, welche dem Gesinde in Ansehung des Fleisses, der Ordnung und der guten Sitten überhaupt zum Muster dienen können. Nichts verdirbet das Dienstvolk so sehr, als wenn es mit unordentlichen Taglöhnern vermischet wird. Diese werden nicht nur das Gesinde in seinen Untugenden verstärken, es zur Widerspenstigkeit gegen die Herrschaft aufreden, an seinen Faulenzereyen Gefallen haben und Theil nehmen, und es wohl gar zu Bestehlungen der Herrschaft verführen, wenigstens solche verschweigen. Angehende Landgeistliche müssen sich hauptsächlich in Ansehung dieses Punkts gar sehr vorsehen, damit sie, wenn sie zumal in Städten gebohren und erzogen worden, nicht in ihren kleinen Wirthschaften gleich zu Anfange den Grund zur Zerrüttung ihres ganzen künftigen Lebens legen, und oben drein von ihren Gemeinden darüber verachtet werden. Diese und andre Hausväter in dergleichen

gleichen kleinern Wirthschaften können viel aus folgender Geschichte lernen.

Thorsander war ein Mann von einigen dreißig Jahren, als er aus einer großen Stadt zu einer Landpfarre befördert ward. Er verstand gar nichts von Landwirthschaft, und seine Frau noch weniger, da sie beyde nicht auf dem Lande gebohren und erzogen waren. Er hätte klug gethan, wenn er entweder eine Tochter seines verstorbenen Vorfahrens, oder sonst ein Mädchen vom Lande genommen, und sich, bey seiner gänzlichen Unerfahrenheit, durch solche hätte leiten lassen. Da aber dieß nicht war, so hätte er doch wenigstens so klug seyn, und ganz die Wirthschaft seines Vorgängers nachahmen sollen, um so mehr, da er sahe und hörete, daß selbiger Mittel hinterlassen, und folglich kein schlechter Wirth gewesen war. Nun hätte er endlich wenigstens einen, bey seinem Vorfahren lange gewesenen, Taglöhner beybehalten sollen, um von ihm das Lokale zu erlernen, da er so fort das Vorurtheil für ihn hätte müssen gelten lassen, es werde dieser Mensch, da so viele Taglöhner des Orts wohnhaft sind, ausgeprüft, und also des Beybehaltens nicht unwerth seyn. Das Unglück wollte aber, daß Thorsander einem andern Gehör gab, der sich bey ihm einschmeichelte, und durch mancherley Erdichtungen ihm die Wirthschaft seines Vorgängers als tadelhaft vorstellete. Er ließ sich so sehr von ihm einnehmen, daß er auf sein Anrathen lauter neue Dienstboten annahm, und von den auf dem Pfarrhofe vorgefundenen alten Leuten keinen Knecht noch Magd behielt. Der neue Taglöhner besorgte und miethete ihm andere, ward und blieb einige Jahre hindurch sein Rathgeber

in allen seinen Oekonomieeinrichtungen, die sämtlich ihm zum Schaden waren. Er hätte können z. B. die Pferde von den Erben seines Vorgängers bekommen, sein Rathgeber war aber dawieder, und er mußte sich andre zusammenbringen, die nie zusammenpasseten, weil junge mit alten, und starke mit schwachen, zusammen gespannet wurden. Da er mir zum erstenmal seine beyden Spannpferde zeigte, und meine Meynung darüber zu wissen verlangte, so fragte ich ihn, ob er, da er ein starker Humanist seyn wollte den Columella gelesen, und daraus als ein Landwirth die Regel behalten hätte: Custodiendum est, ne in corporatione, vel statura, vel viribus impar bos (equus) cum valentiori iungatur, nam vtraque inferiori celeriter affert exitium. — Es währete nicht lange, daß Thorsander die Entgegenhandlung dieser Columellischen Wirthschaftsregel theuer büßen mußte. Sein Taglöhner war ein ungetreuer Kerl, welcher seinen Herrn beredete, seinen Freunden Pferde abzukaufen, und sie aufs höchste zu bezahlen, weil er es nicht verstand. Dieser falsche Rathgeber war mit den Knechten völlig eins. Sie musten ihm das Futterkorn des Nachts heimlich zubringen, welches er ihnen um das halbe Geld abnahm. Er rieth, ohngeachtet ehrliche andre Dorfwirthe davon abriethen, dem Herrn, daß er sein Korn in einer über 4 Meilen entlegenen großen, und nicht in der nächsten kleinen, Stadt, verkaufen möchte, unter der Vorspiegelung besserer Wirthschaft, weil der Scheffel Korn in der kleinen Stadt ein Paar Groschen weniger galte. Dieser falsche Rath zielte aber dahin, daß Thorsanders Knechte in der großen Stadt ihr mitgenommenes Pferdefut-

ter

ter verkaufen könnten, wozu in der kleinen Stadt keine Gelegenheit war. Hiernächst wurden Taglöhner und Knechte ferner so eins, daß sie, wenn gedroschen ward, das reine Korn aus der Scheune, oder von dem Kornboden, entwendeten, und letztere es dann in ihren Futtersäcken mit zum Verkauf nach der großen Stadt hinnahmen. Da auch die Knechte in den kurzen Herbst- und Wintertagen des morgens sehr frühe im Finstern von Hause abfahren mußten, so veranstaltete es der Taglöhner, daß die Knechte ausserhalb des Dorfs, an verabredeten Oertern, von andern böslichen Dorfleuten noch einige Scheffel Korn mit aufladen musten, um es in der großen Stadt, des mehreren Preises halber, mit zu verkaufen. Bey dieser Wirthschaft konnten die an und vor sich selbst übel zusammengepaßten Pferde nicht lange bestehen. Eins nach dem andern starb, oder ward krüppelhaft und untauglich. Binnen 7 Jahen hatte Thorsander 19 Stück Pferde angekauft, und sich hiemit in Schulden gesteckt und zum völligen Stümper gemacht. Bey der Ackerarbeit ward Thorsander gleichfalls hintergangen. Da der Taglöhner sich eine Kuh und Schweine hielt, und von dem Dünger dieser Thiere sich theils bey seinem Herrn, theils bey andern Dorfwirthen Ackerland ausmistete, um sich selbst darauf eigenes Korn einzusäen, so mußten die Knechte, als Diebe und Diebesgesellen, den besten Mist vom Hofe ihres Herrn auf das Land des Taglöhners hinfahren. Fuhr dieser Kerl mit den Knechten Zehend in der Aerndte ein, so nahmen sie was weniges von bösen Zehendleuten, und liessen ihnen selbigen, zum eignen Nachhausefahren, im Felde stehen, sagten aber dem Herrn,

daß er von ihnen mit weggeladen und in die Pfarrscheune eingefahren worden. Solche und dergleichen Schelmereyen trieb der Taglöhner so lange, bis er endlich vermeinte so viel zusammen gebracht zu haben, daß er aus dem Dorfe weggehen, und sich unter einer andern entfernten Gerichtsobrigkeit einen Cossäthenhof für einige hundert Thaler ankaufen konnte. Thorsander erfuhr nun zu spät alle die übeln Streiche, die ihm ein Kerl gespielet hatte, den er wider alle seine Ankläger so sehr in Schutz genommen und vertheidiget hatte, daß es die besser gesinneten Leute des Orts für rathsam hielten, ihren Pfarrer mit eigenem Schaden klug werden zu lassen. Er ward sehr spät ein rechter Wirth, und konnte, nachdem er das Vermögen seiner Frau in der Wirthschaft zugesetzet hatte, niemals recht zu Kräften kommen, ohngeachtet er in der Folge ausserordentlich theure Jahre in dem siebenjährigen Preussisch-Oesterreichischen Kriege erlebte, welche so manchen Landwirth da, wo der Krieg selbst nicht hinkam, so sehr auf die Beine halfen. Als er starb, so fand sich's, daß sein Vorfahrer, dessen Wirthschaft er doch bey seinem Anzuge auf der Pfarre so sehr verachtet, viermal mehr Vermögen, als er, hinterlassen hatte.

Es gehöret unter die Vollkommenheiten eines Landgutes, wenn es hinlängliche Hofedienste hat. Da die Berechtigung dazu aus den ältesten Zeiten herrühret, so sind sie, wenn sie ja wo zu Gelde angeschlagen sind, im so zu nennenden Spottpreise gegen das Gesinde- und Tagelöhnerlohn zu achten, welches auch eine der Ursachen mit ist, weßhalb die Arbeit von den Hofedienern

oder

oder Fröhnern so unwillig, und wenn sie damit durchkommen können, so mangelhaft verrichtet wird. Hiezu kömmt, daß sie in manchen Ländern oder Gegenden nicht nur täglich mit der Hand, sondern auch in Reisefuhren besonders, so weit oder so lange dienen müssen, als es der Herrschaft beliebet. Hievon wird nicht nur der Unwille dieser Leute aufs höchste getrieben, sondern auch ihre eigene Wirthschaft immer herunter gehalten, so daß sie auf ihre Verbesserung weder denken können noch wollen. Da nun überdem die herrschaftlichen Arbeiten, die von Hofeleuten verrichtet werden, ungleich schlechter sind, als die, so von eigenem freywilligen Ackergesinde verrichtet werden, so ist in unsern Tagen die Frage gar sehr rege geworden, ob es nicht besser sey, die Hofedienste ganz abzuschaffen, und statt derselben den Unterthanen ein gewissens Dienstgeld geben zu lassen?

Es finden sich in der That hin und wieder schon manche Edelleute, die blos deßhalb allein die Hofedienste eingehen lassen, weil ihre Pflugarbeiten besonders, da die Bauern so kraftloses Pferde- oder Ochsengespann haben, langsam und untüchtig geschehen, und das herrschaftliche Gespann, wenn es schon vorangehet, nur aufgehalten oder dessen Pflugarbeit unvollständig gemacht wird, wenn solches zwar gehörig angegriffen, aber keine Uebereinstimmung mit dem Gespanne der Hofediener erhalten wird. Dergleichen Edelleute wollen bey ihrer Veränderung gefunden haben, daß sie nach abgeschafften Hofedienſten mit eigenen Gespann und Leuten, ausser der tüchtigern Arbeit an und vor sich selbst, in der Summe wenigstens ein Viertheil mehr Ackerarbeit kön-

nen beendigen lassen, welches denn schon einen sehr ansehnlichen Gewinnst ausmacht. Noch mehr kömmt aber heraus, wenn man nun die in Freyheit gesetzten Bauern berechnet, was sie nun in ihrer eigenen Wirthschaft vor sich bringen können. Und daß dieses nicht leere Einbildung sey, darf man nur die benachbarten, gar nicht zu Hofe dienende, Dörfer mit denen, die zu Hofe dienen, in Vergleichung stellen. Jene befinden sich in ungleich besserm Wohlstande, als diese. Er fällt offenbar in die Augen. Jene haben bessere Pferde und Ochsen; diese haben gleichsam nur Krüppel dagegen. Jener Aecker sind besser bestellet und gebessert, sie haben daher mehr Einkommens; sie unterscheiden sich in der Art sich zu kleiden und zu speisen u. s. f. und legen damit zu Tage, daß sie blos, wegen nicht zu leistender Hofedienste, so voraus und in mehrerer Wohlhabenheit sind.

Soll man aber alles zusammen wohl überlegen, so kann man doch die Aufhebung der Hofedienste nicht so durchgängig in aller Absicht den Herrschaften als vortheilhaft anpreisen. Es ist wahr, die meisten Handdienste kommen kaum zur Hälfte in Ansehung des Fleisses und der Genauigkeit gegen freyes Ackergesinde, ohngeachtet man Strenge und Aufsicht gebrauchet, und das Uebel doch nicht mindern kann. Man könnte sich so setzen, daß man nur einen Theil von Handarbeiten und zwar solcher, sich vorbehalte, wobey eine gewisse, gar keinem Streite unterworfene, Abmessung statt findet. Z. B. Ein Hofediener oder Fröhner soll an einem Tage in so und so viel Stunden eine Mandel Stroh, und wovon das Bund so und so viel Gewicht halten muß, zu

Heral

Hexel oder Heckerling, der nur so oder so viel lang oder kurz seyn muß, zerschneiden; eine Hofedienerinn soll an einem Tage so und so viel Strohseile zum Aerndtegebrauch schürzen, oder so und so viel Pfund Flachs spinnen und das Garn nach einem gewissen Gewichte abliefern u. s. f. In Ansehung der Aerndtegeschäfte würde es wohl dienlicher seyn, wenn, wie es sonderlich in Schlesien sehr gebräuchlich ist, die Herrschaft den Dröschern, Cossäthen, oder Häuslern die ganze Aerndtearbeit gegen die so oder so vielste Mandel überließe, als wobey man am allerwenigsten Gefahr läuft, daß die Arbeiten wegen der daran haftenden Vortheile der Arbeiter aufs wirthschaftlichste zum Besten der Herrschaft nicht verrichtet werden, welches auf der andern Seite gar sehr zu befürchten wäre, wenn einem Hofediener eine gewisse Zahl von Ackerstücken zur Verrichtung der darauf gefallenden Aerndtearbeiten zugeeignet würde. Denn es könnten die Hofediener allzulange Stoppeln beym Mähen stehen lassen; nicht rein harken oder auffammeln; die Garben schlecht binden; und bey der ganzen Abbringung des reifen Getraides damit so wenig schonend umgehen, daß allzuviel Körner auf dem Felde ausfallen und verlohren gehen. Alles dieses ist nicht zu besorgen, wenn der Aerndteleute Nutzen und Schade an die Arbeit gebunden ist.

Bey den Spanndiensten wird es eben so seyn müssen. Es ist schon vorhin des untüchtigen Pflügens der Hofediener erwähnet worden. Ihnen aber eine gewisse Anzahl von Ackerstücken zum Bepflügen und Eggen zuzueignen, ließe lauter untreue und untüchtige Arbeit, zum gewissesten Schaden der Herrschaft, befürchten; es wäre

denn,

denn, daß diese sich an Sudel- oder Stümperarbeit begnügen lassen, und die möglichst beste Ackerbestellung nicht verlangen wollte.

Mit den Mistfuhren ist es nicht anders, da die Hofediener dreymal weniger wenigstens, als eigenes herrschaftliches Gespann laden und fahren. Denn wenn schon den Unterthanen nicht erlaubt wäre, die Wagen nach Belieben kurz und schmal einzurichten, daß desto weniger Mist darauf kommen könne; so kann doch ein Mistladender Knecht beym Laden selbst schon so lose und locker den Mist auflegen, daß destoweniger auf den Wagen gehen muß. Ihnen aber durch andre Leute laden, oder den Mist eintreten zu lassen, würde beständiges Streiten und Klagen veranlassen, auch abseiten der Herrschaft gemißbraucht, und die Unterthanen dabey gar leicht Gewalt leiden müssen. Es wäre also gerathener, daß Herrschaften den Mist mit eigenem Gespanne ins Feld fahren liessen.

Dagegen wären dieses für Herrschaften die besten Fuhren in der Aerndte, wenn es bestimmt ist, daß die Hofediener so und so viel Mandeln jedesmal aufladen, und so und so oft des Tages fahren sollen, wobey aber die Entlegenheit des Feldes, von wannen die Mandeln abzufahren sind, in Anschlag käme. Auch wären dieses die besten Fuhren, wenn bestimmt ist, wie viel Scheffel Korn geladen, und wie weit solches gefahren werden sollen, um es in den Städten zu verkaufen.

Wären nun dergleichen Fuhren in Ansehung ihrer jedesmaligen Last, der Weite des Weges, und der jährlichen Anzahl bestimmet, so daß die Unterthanen in ihrer Wirthschaft weder willkühr-

lich

lich von den Herrschaften, noch zu oft, unterbrochen und zurückgesetzet, hauptsächlich aber in der Aerndte- und Saatzeit mit Fuhren ausserhalb ihrer Wohnörter gänzlich verschonet würden, so könnten dergleichen gemässigte Spanndienste wohl beybehalten werden.

Hiernächst käme es noch auf diese Hauptbedenklichkeit an, ob in diesem oder jenem Lande auch hinlängliches Ackergesinde zu finden, und ob Kost und Lohn nicht über das Mittelmässige hinausgehen? Eine Sache, welche überhandnehmende Sittenverderbniß und Irreligion des gemeinen Volks der Zukunft immer furchtsamer machen, und weßhalb so manche Guthsbesitzer alle Vorschläge zur Aufhebung der Hofedienste gleich von der Hand weisen, und davon nichts hören wollen. Sie sehen und hören es täglich, daß die nach dem Tone unsrer gegenwärtigen Zeit angegebene Aufhebung der Haus- Schul- und Kirchenzucht die jetzige Generation des gemeinen Volks, als ein solches, aufstehen macht, welches nach einer völligen Gleichheit des Standes ihrer Herrschaften strebet, lieber befehlen als gehorchen und dienen will.

Die Bestrafungen der im Hofedienste begangenen Fehler sind manchen Mißbräuchen unterworfen, und sie wurden in Preußen schon vor vielen Jahren, in Ansehung der königlichen Aemter, in der Maaße untersaget, daß die Leute im Hofedienste nicht auf der Stelle geprügelt, sondern nach vorgängiger rechtlicher Untersuchung und Erkenntniß abgestrafet werden sollten.

Wenn es den Wirthschaftsaufsehern, zumal jungen unerfahrnen Schreibern, oder Laquaien,

frey

frey stehet, nach Willkühr die Hofediener zu schlagen, so ist das der Mißbrauch, der schon im vorhergehenden dritten Kipitel gerüget, und daher den Herrschaften angerathen worden, sich nach erfahrnen, klugen, gesetzten, und nicht zu jungen Wirthschaftsaufsehern umzusehen. Von Leuten dieser Art kann man ausserdem, daß sie ihres Postens nicht zur Stillung ihrer bösen Affecten mißbrauchen, auch noch dieses erwarten, daß sie geschickt und bedachtsam genug seyn werden, so viel möglich den Vergehungen ihrer Untergebenen durch genaue Wachsamkeit zuvorzukommen. Was Columella in dieser Absicht von Hausvätern überhaupt verlanget, solches findet auch in Ansehung der ihnen nachgesetzten Wirthschaftsaufseher statt, wenn er also spricht: Paterfamilias pareat etiam minus bonis, ita ut potius timeant eius seueritatem, quam crudelitatem detestentur. Id contingere poterit, si maluerit custodire subiectos, ne peccent, quam negligentia sua committere, ut puniat delinquentes. —

Um den Vergehungen des gemeinen Mannes sowohl, als den darauf gesetzten Strafen zuvorzukommen, fehlt es, wie mich deucht, noch gar sehr an guten Anstalten, warum es doch den Obrigkeiten oder Polizeyen sehr zu thun seyn sollte. Da ich hier von den Bestrafungen der Hofediener oder Fröhner auf diese Materie geleitet werde, so ich richte meine Vorschläge hauptsächlich auf das Landvolk, um solches zum Wohl des Staats oder mehrerer Aufnahme der Oekonomien, zu leiten. Man setzet beym Landvolke guten Schul- und Kirchenunterricht voraus, aber man muß damit noch nicht die Sache ganz berichtiget halten. Das junge Volk mag auf dem Lande in

der

der Kindheit immerhin unter guter Zucht und Anführung gewesen seyn, es wird hiervon noch lange nicht bey seinem Eintritte in die Welt, und den darin vorkommenden Anfällen der Jugendlüste, seine ganze Verwahrung dawider haben, wenn es sich selbst, wie überall jetzt andem ist, allein überlassen, und im Umgange mit verdorbenen, oder ausgearteten, jungen Leuten der gänzlichen Gleichstellung oder Verführung blosgestellet wird. Wir müssen es allerdings als eine vorzügliche Glückseligkeit unsrer Zeiten ansehen, daß das Schulwesen in den meisten Ländern mehr, als jemals zu einer Hauptangelegenheit des Staats gemacht wird. Sollte es aber nicht nothwendig seyn, daß der Staat auch dafür sorgete, daß der Saame aus dem Schulunterrichte in den Herzen der Jünglinge und Jungfrauen auch nicht am Aufgehen und Fruchtbringen verhindert würde? Führten wir durch den ersten Schul- und Kirchenunterricht das Kind gleichsam an der Hand, und lassen sie los, sobald das Kind Jüngling oder Jungfrau geworden, sollten diese nicht sodann noch am ersten fallen oder umschlagen? Lehret dieses nicht die tägliche Erfahrung des jungen Landvolks, wenn es aus der Haus- und Schulzucht heraus getreten ist? Die Kirchenzucht trat zur Zeit unsrer Vorfahren an die Stelle der beyden vorhergehenden. Unsre Zeiten vermochten sie nicht länger, besonders in den Oberständen, zu ertragen. Es liefen freylich Mißbräuche mit unter; aber um dieser willen mußte die ganze Anstalt noch nicht eher als unnütze verworfen werden, wenn man nicht eine andre substituiren konnte oder wollte. Man wird doch über kurz oder lang über den Verfall der Kirchenzucht kla-

klagen müssen, wie solches schon von Patrioten, die gar nicht zur Clerisey gehören, in öffentlichen Schriften geschieht. Diejenigen, die das Aufhören einer so zu nennenden Androgogie für unnütze halten, und dagegen nur Pädagogie haben wollten, haben wohl nie daran gedacht, daß Rom in seinem besten Flore Sittenrichter gehabt, welche mit großem Ernst und Ansehen den Sittenverderbnissen entgegenstreben mußten. Ein Beweiß, daß es in den besten Staaten einer Anstalt bedürfe, wodurch dem Ueberhandnehmen verderblicher Sitten unter Erwachsenen und Alten gesteuret werden muß. Um nun was, den weisen Römern, Aehnliches auf jedem Dorfe zu haben, müßte man drey oder viel verständige und ehrbare Männer bestellen, welche alle Monat zusammen kämen, und sich als Sittenrichter bewiesen. Man könnte sie das Dorfseniorat nennen, und es wäre eben nicht nöthig, vielmals gar schädlich, daß die Schulzen oder Richter des Dorfs mit zum Seniorat gehörten, weil sie an den meisten Orten nicht Verstand und Sittsamkeit, sondern nur die Geburt, zum großen Schaden eines Orts, in ihre Würde einsetzet. Einer des Seniorats müßte zugleich ein so zu nennender Instigator seyn, welcher die vorfallenden Ungezogenheiten der Leute seines Orts anzeigen, und gleichsam sich als ihren Ankläger beweisen müßte. Dieses Seniorat hätte nun ferner die Befugniß, die Angeklagten vor sich zu fordern, ihnen zuzureden, und sie auf einen bessern Weg zu bringen. Es müßte ferner die Befugniß haben, kleine Strafen zu dictiren, die eben nicht in Geld bestehen müßten. Es müßten immer Strafen seyn, die das gemeine Beste des

Orts

Orts förderten, z. B. eine gewisse Anzahl von Bäumen an den Wegen oder auf Gemeindeplätzen anzupflanzen, einen angewiesenen Fleck der Hütung von Sträuchern, Disteln, Unkräutern, oder schädlichen Pflanzen zu reinigen, Maulwurfshügel wegzuschaffen, gewisse Niedrigungen auszuhöhen, Feldgräben zu heben und erneuren, an den Strassen und Wegen zu bessern; und dergleichen nützliche Geschäfte mehrere müßten es seyn, in welche das Seniorat zur Strafe diejenigen verurtheilete, welche nach einer oder der andern vergeblichen Ermahnung zu ihren Untugenden zurückkehrten. So müßte auch die Obrigkeit die Hand über ein solches Seniorat halten, und wider die Dorfleute, die ihm widerspenstig seyn wollten, mit Nachdruck Zwangsmittel gebrauchen. Es gehörte nun auch für dieses Seniorat, das Ackergesinde zu belehren, wie es sich, besonders im Hofedienste, treu, geschickt und fleissig beweisen müsse; dasjenige aber, von deren Untreue, oder Unfleiß, und heimlichen Tücken es Erkundiguug einziehet, ungesäumt vorzufordern, und es zur Besserung anzuweisen, welches gewiß mehr fruchten würde, als wenn es von denen geschiehet, die ein Interesse an der Sache haben. So müßte es auch nur dieses Seniorat alleine seyn, welches dem aus dem Orte abziehenden Gesinde Zeugnisse seines Verhaltens ertheilte, und beym Anziehen die mitgebrachten annähme, und solchen zu Folge den neu anziehenden Dienstboten nützlichen Rath oder Vorschriften gäbe. Mittelst einer solchen Anstalt könnte nun aber noch mehr Gutes erreichet werden. Es müßte das Seniorat z. B. alle emanirte Landesedickte und Policeyverordnungen in ein Buch zu-

sammengeheftet halten, solche immer von Zeit zu Zeit seinen Dorfleuten in Erinnerung bringen, den Kern davon aussuchen, und, was man rationes legis nennet, seinen Landsleuten zeigen, sich mit ihnen darüber für und dawider besprechen, und sie am Ende zu einer recht freywilligen Annehmung und Beobachtung der Gesetze bewegt und entschlossen machen. So könnten ferner auch dem Seniorat kleine Quellen angewiesen werden, um davon eine kleine Bibliothek, besonders von Wirthschaftsbüchern, anzuschaffen, und daraus zu lernen, was noch an ihrem Orte für Verbesserungen anzübringen seyn können, da man doch schwerlich irgendswo wird sagen können, daß man schon alles wisse und ausübe. Und gesetzt dies wäre andem, so hätte man noch eine der angelegentlichsten Lectüren vor sich, deren Ermangelung dem Staate so viele Menschen kostet. Ich meine das Lesen solcher Bücher, welche den gemeinen, ohne Aerzte lebenden Landmann belehren, wie er seine Gesundheit erhalten, ihrem Verluste zuvorkommen, oder in Krankheiten sich berathen solle, wie solches in Tissots und andrer Schriften geschiehet. Mit einem solchen Institute sollte ich glauben, daß so viele, bisher noch rückständig gewesene, Wünsche des Patrioten, in Ansehung des Landvolks, zur Erfüllung kommen müßten.

2) Die dem Acker angemessene Zahl des Viehes.

Nächst dem, daß wir der Menschen zum Betrieb des Ackerbaues benöthiget sind, müssen wir auch hinlängliches Vieh haben, um damit sowohl den Acker zu bestellen, als auch so viel Dünger davon zu erhalten,

ten, daß das Fruchtbringen unsrer Aecker davon unterstützet und vermehret werde.

Man theilet das Vieh in den Landwirthschaften überhaupt ein, in Zugvieh, und Milchvieh. Das erstere sind Pferde und Ochsen, dieses aber Kühe, zum Theil aber auch, wiewohl mit schlechterem Nutzen die Schaafe, als welchen man die Milch für die Lämmer sowohl, als zur Erhaltung besserer und mehrerer Wolle, und überhaupt einer bessern Nachzucht lassen sollte. Das Milchvieh muß ausser dem davon zu erhaltenden Dünger annoch Milch, Butter und Käse, so wie auch ausser den Pferden, alle übrige Hausthiere, Fleisch zur Unterhaltung der Menschen, ihre Felle oder Häute aber zur Bekleidung derselben hergeben.

Das Zugvieh muß der Zahl und körperlichen Beschaffenheit nach zur Bestellung des Ackers und aller sich darauf beziehenden Arbeiten hinlänglich seyn, damit ein stümperhafter Ackerbau, der dem Staate sowohl überhaupt, als auch besonders den Ackerbauenden schädlich ist, vermieden werde. Es ist schädlich zu vieles zu halten; es ist aber noch schädlicher, theils zu weniges, theils zu schlechtes, Zugvieh zu halten. In Ansehung des wohlgehaltenen Milchviehes kann die Menge selten, nur die Wenigkeit nebst der Geringigkeit ihres Körpers, welche aus dem zu geringen Futter entstehet, schaden, da es, wenn's nicht anders seyn kann, besser wäre, noch weniger, aber besser gefüttertes, Vieh zu halten. Schon Columella gab die Wirthschaftsregel; Exiguus ouium (bestiarum) numerus, cum pabulo satiatur, plus domino reddit, quam maximus grex, si senserit penuriam. —

3) Ideal des proportionirten Zugviehes zu dem Acker.

Eckhart giebt in seiner Experimentalökonomie, nach der Suckowschen Edition, S. 754 ff. das Ideal eines Vorwerks von 64 Hufen Acker, in gutem und mildem Boden, in 4 Arten getheilet. 300 Morgen gute Wiesen, über 100 Hufen gute Hutweide, 384 Stück Rindvieh, 1000 Stück Schaafe, 50 St. Mastvieh in der Stärkenmacherey, 3 Schock Schweine, 8 Knechte, 8 Enken, 8 Wagen, 16 Pflüge, einen guten Hofmeister, (Meyer) einen guten Verwalter. Hiebey wirft er die Frage auf: ob 8 Knechte und 8 Enken, Summa 16 Personen, welche das Ackern und Pflügen recht gut verstehen, jeder mit einem tüchtigen Pfluge und einem Paar guter eiserner Eggen, 64 Hufen guten Acker dreymal pflügen, den Saamen eineggen, mit 8 Wagen den Mist ausfahren, und die Früchte vom Acker in die Scheuern schaffen können?

Auf diese Frage nun antwortet er: daß, weil von undenklichen Jahren, auf allen Aemtern und Vorwerkern, auch adlichen großen Güthern, allezeit auf acht Hufen Acker, 1 Spann Pferde mit einem Wagen, zwey Pflüge, ein Knecht, und ein Enke vertheilet worden, und bekannt ist, daß ein Knecht mit acht Ochsen (wenn früh von 5 bis 8 Uhr zwey frische Stücke, von 8 bis 11 Uhr zwey frische Stücke, von 1 bis 3 Uhr zwey frische Stücke, und abermalen von 3 bis 6 Uhr zwey frische Stücke eingespannet werden, also zwey Ochsen täglich nur 3 Stunden ziehen) mit einem Pfluge täglich zwey Morgen Acker, von 180 Quadratruthen, ganz füglich herum pflügen kann; so können folglich in 180 Tagen, 8 Hufen, oder 240 Morgen, mit 2 Knechten, und zween Pflügen, dreymal

mal gehörig gepflüget werden; mithin bleiben nach Abzug 65 Sonn- und Feyertage, von 300 Tagen, jährlich 120 Tage zum Mist ausfahren und Früchte einzuführen, auch eggen, walzen, und Heu herbeyzuschaffen übrig; sintemal von acht Hufen, zwey Hufen Braache liegen, und die Früchte von 6 Hufen oder 180 Morgen, die nahe um das Vorwerk herum liegen, mit einem vierspännigen Wagen, in 21 Tagen, des Tages 6mal, ganz leichte können eingefahren werden; also bleiben noch zu Mist, Heu und andern Fuhren 99 Tage. Von 8 Hufen werden alle Jahre zwey Hufen Braache gemistet, das sind sechzig Morgen; davon dünget der Schäfer funfzehn weit entlegene Morgen mit dem Ferch, bleiben also 45 Morgen mit Mist zu befahren. Auf einem jeden Morgen gehören sechs Fuder, Summa 270 Fuder. Achtmal kann wegen der Nähe ganz füglich gefahren werden. Summa 34 Tage zu Mistfuhren, bleiben also 65 Tage. Ferner werden von 300 Morgen Wiesen, 600 Fuder Heu, und Grummet, einzufahren seyn, hierzu sind acht vierspännige Wagen, mit acht Knechten, und acht Enken bereit. Wenn nun wegen der Nähe ein Wagen täglich nur sechsmal fähret, so ist in 25 Tagen alles gefahren, bleiben also noch 40 Tage zu eggen, zu walzen, und zu einigen nöthigen Holzfuhren. Es ist nichts mehr zu erwähnen nöthig, als daß die Tage recht ökonomisch eingetheilet, und angewendet werden, nämlich wenn es regnet und nasses Wetter ist, so daß im Felde nichts zu machen ist, muß der Mistwagen mit Macht gehen. Ist das Wetter aber gut, so wird geackert.

Beurtheilung dieses Ideals.

a) Nächst der angegebenen Zahl der Ackerknechte findet man zugleich hier die Zahl des zu 64 Hu-

sen Acker benöthigten Zugviehes. Die Hufe Acker enthält 30 Morgen. Ein Morgen 180 Rheinländische Quadratruthen.

b) Der Autor setzet zwar nicht die Zahl der Pferde an, die aber, wenn man sich in Gedanken in die Provinz, von welcher er das Ideal genommen, versetzet, 4 Stück von der größten Art in Deutschland seyn müssen, und daselbst ein Gespann heissen. Sie gehen im Wagen zwey und zwey neben einander, und es werden dabey zwey Knechte gehalten, wovon der zweyte gemeiniglich Enke (in andern deutschen Provinzen kleiner Knecht) genannt wird. Der erste Knecht heißt auch wohl daselbst Schirrmeister, auch wohl Hofmeister. Es sind aber auch Länder, wo sechs Ackerpferde ein Gespann ausmachen, da der Hof- oder Schirrmeister zwey Knechte, davon der eine Ober- oder Großenke, der andere aber Unter- oder Kleinenke heißt, unter sich hat. In der Provinz aber, worauf der Autor siehet, gehen nur 2 Pferde in dem Pflug, daß also Knecht und Enke jeder mit einem Pfluge ackern. Es giebt aber auch Gegenden wo 4—6 Pferde des festen Ackers halber vor einem Pfluge ziehen. Es ist daher das Ideal doch noch nicht für alle Provinzen, wo ein starker Acker ist, passend.

c) Es ist ganz richtig, daß man nach der beschriebenen Einrichtung, wenn die Ochsen alle 3 Stunden untergespannet werden, so daß zwey starke gut genährte Ochsen täglich nur 3 Stunden ziehen, mit einem Pfluge zwey Morgen Acker, wenn früh um 5 Uhr angefangen wird, täglich herumpflügen könne.

d) Wenn

d) Wenn nach diesem Maaßstabe in 180 Tagen, 8 Hufen mit 2 Knechten und 2 Pflügen, dreymal gepflüget werden können, so ist dieses auch nicht überall passend. Denn wir haben sehr viele Gegenden, wo der Waizenacker viermal gepflüget werden muß, weßhalb schon nach solcher Proportion mehr Gespann gehalten werden muß. Hiezu kömmt noch in eben diesen Gegenden, daß dieser Acker auch dreymal geegget werden muß.

e) Wo in des Autors Provinz 8 Ochsen zwey Morgen täglich herumpflügen können, da geschiehet dies meistens so von den 2 Pferden, daß sie in eins weg Vor- und Nachmittags arbeiten, also nicht wie die Ochsen abgelöset werden. Sie dürfen auch so frühe, wie die Ochsen, nicht angespannet werden, und bezwingen doch, wenn sie ein Paar Stunden des Mittags gefüttert worden, ihre 2 Morgen im Pflügen. Es muß aber hiebey nicht an mager geringer Graßpferde gedacht werden, sondern, wie vorgedacht, an Pferde der größten Art, so daß man gemeiniglich die Unterhaltung eines solchen Gespanns von 4 Stück jährlich mit Einschluß des Futterkorns, des Heues, der Schmidt- Sattler- und Stellmacherarbeit nahe oder ganz an 300 Thlr. rechnet. Können nun aber in manchen Gegenden, wo sehr starker oder fester Boden ist, zwey Pferde den Pflug nicht zwingen, so bedienet man sich der Ochsen daselbst nicht, und die Enken reiten auf den lang gespannten Pferden, um sie desto besser zu regieren. Viele, neben, noch mehr aber vor einander gespannte Ochsen sind schwerer zu regieren, kommen leicht in Unordnung, und halten, wenn sie nicht zahm genug sind, und besonders das Ungeziefer sie plaget, die Arbeit auf.

f) Daß der Autor mit einem vierspännigen Wägen des Tages sechsmal Korn einfahren läßt, kann man ihm wohl passiren lassen. Ich hätte nichts dawider gehabt, wenn er, da der Acker in der Nähe des Vorwerks angegeben wird, 7 Fuhren angesetzt hätte. Ein erfahrner Wirth muß aber mit ihm nicht einig seyn, wenn er sagt, daß ein Wagen nur täglich 6 Fuder Heu einfahren solle, welches sogar dahin zielet, daß er allenfalls mehr thun könne. Wäre dieses richtig, so hätte er voraussetzen müssen, daß ein Wagen täglich 12—18 Fuhren Korn einfahren könne. Denn das weiß jeder aufmerksamer Landwirth, daß man eher 3 Fuhren Garben, als eine Fuhre Heu aufladen könne. Das Abladen der Garben geht gleichfalls zwey- bis dreymal geschwinder von statten, als das des Heues.

g) Auch die Anweisung des Mistfahrens auf die Regentage wird vieler Orten auch Abfall leiden, da in manchen Gegenden, wo thonichter Boden oder Niederungen sind, wenn's nur einen Tag geregnet hat, fast mit keiner Last fortzukommen ist, und das Gespann dabey zu sehr würde ruiniret werden. Im Sandboden, auch auf Höhen, wo kein sehr bindendes Erdreich ist, kann der Mistwagen dann gehen, obschon freylich, wenn's nur einen Tag geregnet hat, der von der Miststäte des Hofes aufgeladene Mist von dem eingezogenen Regen wohl um den vierten Theil kann schwerer geworden seyn. Hat es aber so sehr geregnet, daß die überflüssige Nässe des Mistes von dem Wagen, währenden Fahrens, herabtriefen muß, so verlieret der Mist unterwegens seine beste Geile, daß es daher besser ist, an solchen Tagen das Mistfahren gar einzustellen.

h) Wir

h) Wir wollen nun nach Eckharts Anweisung auch das übrige Vieh hinzuthun. Nach ihm können zuerst vier gute starke Ackerpferde auf acht Hufen Acker, wozu ein Knecht und ein Enke, damit ein jeder mit zween Pferden pflügen kann, gehalten werden, welche zugleich die erforderte Mist- und Getreyde- Holz- und alle andre Fuhren verrichten müssen. Acht Ochsen aber mit einem Knecht, wovon täglich zwey Stück nur drey Stunden arbeiten, die andre Zeit aber des Sommers geweidet, des Winters aber im Stalle gehalten werden, bestellen jährlich vier Hufen Acker. Auf eine jede Hufe von dreyssig Morgen sollen drey Kühe, und drey Stück junges gelte Vieh ernähret werden. Auf eine Hufe Acker können ferner dreyssig Stück Schaafe gehalten werden, wenn viel Erbsenstroh gewonnen, auch keine kleine Braache, nebst genugsamen Wiesewachse, vorhanden ist. Man rechnet aber auf ein Schaaf zur Auswinterung jährlich einen Centner Heu.

i) Die Frage: ob 384 Stück Rindvieh, 30 Stück Mastvieh und 1000 Schaafe so vielen Dünger geben, daß 16 Hufen sattsam damit gedünget werden, da die Felder in vier Arten getheilet, und der vierte Theil von 64 Hufen, also nur gedachte 16 Hufen nach der Reihe alle Jahre gedünget werden sollen? beantwortet Eckhart also.

Es ist jedermann bekannt, daß auf einen Morgen Acker von 180 Quadratruthen, sowohl Winter- als Sommerfrüchte, mehr als zwey Schock Garbenfrüchte erzielet, und also auf das allerwenigste zwey Schock Bundstroh, auf der Tenne davon gebunden werden. Da nun 48 Hufen, oder 1440 Morgen, alle Jahre zu ärndten sind;

so fallen 2880 Schock Stroh. Daß ein Schock ein Fuder, ja ich sage ein recht großes vierspänniges Fuder Mist giebt, solches wissen alle kleine Bauerjungen. Und weil 600 Fuder Heu, etliche 100 Fuder Kraut und Rüben, ingleichen aller Abgang von 2400 Scheffel Weizen jährlich in der Stärkenmacherey, (welcher Abgang so gut ist, als 2400 Scheffel Gerstenschrot) verfüttert werden, und

1000 Stück Schaafe
384 Stück Rindvieh
50 Stück Mastochsen in der Stärkenmacherey
180 Stück Schweine

Summa 1614 Stück Vieh, Jahr aus Jahr ein, vollauf Futter bekommen, so muß der Mist von 2880 Schock Stroh, und 600 Fuder Heu, gewiß gut werden, und also, wie gedacht, weit mehr als 2880 Fuder ausmachen. Von 64 Hufen Acker sind der vierte Theil, nämlich 16 Hufen oder 480 Morgen zu düngen; auf jeden Morgen müssen 6 Fuder Mist gefahren werden, wenn alles wohl gerathen soll; macht 2880 Fuder Mist, welcher, wie vorgedacht, überflüssig vorhanden seyn wird, ja es muß noch so viel übrig seyn, daß Gärten und Wiesen nach Bedürfen gedünget werden können. —

k) Um diesen Düngeranschlag allgemeiner zu machen, müßte die Stärkenmacherey, die allzuspeciell, und nicht überall anzubringen ist, weggelassen, und dagegen mehr Wiesen angenommen werden. Hatte der Autor bey seinen 64 Hufen Acker 10 Hufen Wiesen, und über 100 Hufen güte Huthweide angenommen, so mußte, um den vor-

vorberechneten Dünger herauszubekommen, an 15 Hufen Wiesen wenigstens ingleichen an 150 Hufen Huthweide zum Grunde geleget werden. Es giebt Güther, welche so viel Wiesen und Hüthung haben, daß sie so vieles Vieh erhalten können, nun noch mehr Dünger, als oben berechnet worden, zu gewinnen. Dieses sind aber die wenigsten. Dieserhalb wird da, wo Vieh und Dünger fehlen, die Stallfütterung angerathen. Man kann aber ausser der Stallfütterung noch auf andrer Weise den Dünger so vermehren, daß er zur Fruchtbarmachung der Felder sehr geschickt seyn muß, wie solches in dem Kapitel vom Dünger der Aecker mit mehrern gelehret werden soll.

4) Ein zwotes Ideal von dem Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau, in Ansehung des Futters und Düngers hauptsächlich.

Dieses zwote Ideal nehme ich aus Hr. Bergens Anleitung zur Verbesserung der Viehzucht, S. 296 ff. wo man also lieset.

Wir wollen in jeder Hauptart des Bodens, in so fern man ihn in gut, mittel und schlecht einzutheilen pflegt, eine Wirthschaft von einer Hufe, oder dreissig Morgen Magdeburgisch, versetzen, und annehmen, daß, zur Weide für ein Stück Vieh im guten Boden ein Morgen, im mittel Boden zwey, und im schlechten Boden drey Morgen; zur Winternahrung aber, ausser was der Acker dazu hergiebt, im guten Boden vier und ein halber Morgen erfordert; daß zugleich im guten Boden um das neunte Jahr, im mittel Boden um das sechste, und im schlech-

schlechten Boden um das dritte Jahr gedünget werden; folglich in Ansehung des guten zu dem mittel und schlechten Boden Weiden und Gräserey wie 1 zu 2 und 3, und die Düngung, den Jahren nach, wie 3 zu 2 und, 1 sich verhalten; ferner daß ein Stück Vieh, weil es geweidet wird, acht gute vierspännige Fuder Dünger geben, der Acker in jedem Boden gleich stark gedünget, die Aerndte also auch im mittel und schlechten Boden gleich, und nur im guten etwas besser seyn; und endlich, daß nur derjenige Theil des Ackers, der gedünget wird, gebraachet, und was nicht gebauet wird, als Weiden und Wiesen benutzet werden solle; so entstehen aus diesen Principien, wogegen wohl niemand etwas einzuwenden haben wird, folgende Berechnungen.

Die Wirthschaft im guten Boden gebraucht für drey Stück Vieh zur Weide 3, und zur Heugewinnung $4\frac{1}{2}$, zusammen $7\frac{1}{2}$ Morgen. Davon werden jährlich $2\frac{1}{2}$ Morgen, als der neunte Theil, gedünget, und hiezu an Dünger 25 Fuder erfordert, so viel die drey Ochsen oder Kühe geben.

Sie ärndtet folglich von 20 Morgen am Winter- und Sommergetreyde, jeden Morgen im Durchschnitt zu 6 Mandeln gerechnet, — 120 Mandeln.

Davon kommen auf ein Stück überhaupt 40 Mandeln, und täglich in den sechs Wintermonaten $3\frac{1}{3}$ Garben, auf ein Fuder Dünger aber fünf Mandeln Stroh.

Die Wirthschft im Mittelboden bedarf für drey Stück Vieh zur Weide 6, und zur Heugewinnung 9, zusammen 15 Morgen; zum Beackern bleiben also 15 Morgen, wovon jährlich $2\frac{1}{2}$ Morgen, als der sechste Theil, gedünget, und hiezu 25 Fuder

Dün-

Dünger erfordert werden, welchen die drey Ochsen oder Kühe bescheren.

Von 12½ Morgen, die nur mit Getreyde bestellet werden, ärndtet sie im Durchschnitt auf den Morgen 5 Mandeln, und in allen — 62½ Mandeln.

Auf ein Stück Vieh kommen 21 Mandeln, und täglich den Winter über 1⅔ Garben, auf ein Fuder Dünger aber nur 2⅓ Mandeln Stroh.

Die Wirthschaft im schlechten Boden muß, des Düngers wegen, ebenfalls drey Stück Vieh, dafür aber zur Weide 9, und zur Heugewinnung 13½, zusammen 22½ Morgen haben; behält also nur als Ackerland 7½ Morgen, wovon jährlich zum dritten Theil 2½ Morgen gedünget, folglich nur fünf Morgen mit Getreyde bestellet werden.

Davon ärndtet sie auf den Morgen 5 Mandeln, und in allen 25 Mandeln.

Auf ein Stück Vieh kommen folglich nur 8⅓ Mandeln, täglich im Winter ⅔ Garben, und auf ein Fuder Dünger, 1 Mandel Stroh.

Bey der Wirthschaft im guten Boden, dieses sind nun die Reflexionen des Autors, findet ein ziemlich richtiges Verhältniß in allen Dingen statt. Der Strohvorrath ist dem Vieh und Dünger angemessen.

Bey der im Mittelboden ist des Strohes schon zu wenig. Will sie die Anzahl des Viehes einschränken, den Getreydebau vergrößern, und sich hiedurch mehr Stroh verschaffen, so wird sie schlechter düngen und schlechter ärndten, folglich dasjenige wieder verlieren, was sie durch den vergrößerten Getreydebau zu gewinnen gehofft. Indessen kömmt es auf die Güte des Ackers und der Wiesen, oder der natürlichen guten Beschaffenheit des Bodens an. Trägt jener das sechste Korn, und geben diese viel und gutes Heu, so kann sie fertig werden.

Bey

Bey der Wirthschaft im schlechten Boden ist vollends das größte Mißverhältniß. Drey Stück Vieh gegen $7\frac{1}{2}$ Morgen Acker, wovon überdem nur 5 Morgen beärndtet werden, können sich unmöglich mit dem wenigen Stroh behelfen, und noch weniger ist dieses zum Dünger hinreichend. Weiden und Wiesewachs, wenn ein solcher Boden noch Graß zu tragen im Stande ist, zu vermindern, um den Getreidebau zu vergrößern, schränkt auch die Anzahl des Viehes ein und diese Einschränkung vermindert den Dünger in eben dem Maaß, in welchem der vergrößerte Ackerbau ihn mehr als vorhin erheischt. — Sollen aber, weil der Boden zur Ernährung des Hornviehes gar zu schlecht seyn mag, Schaafe gehalten werden, so gewinnet der Dünger noch weniger; denn wie viel Schaafe gehören nicht zu 25 Fuder? Und wenn diese sich auch auf die $22\frac{1}{2}$ Morgen im Sommer ernähren könnten, wovon kömmt der Winterbedarf, und woher wird der Acker bestellt? Die Schaafe sind am wenigsten geschickt, zum Gleichgewicht zwischen Ackerbau und Viehzucht zu werden.

Aus dem allen, folgert endlich der Autor diese Schlüsse, ist zu sehen, daß bey gemeiner Wirthschaft (diese ist bey ihm solche, wo man ohne Aufhebung der Gemeinheiten keine Futterkräuter anbauet) nur im guten, und höchstens noch im mittel Boden ein Verhältniß zwischen Viehzucht und Ackerbau statt finden, im schlechten Boden aber durchaus nicht erreicht werden könne. — Daß Weiden und Gräsung zum Acker im guten Boden wie 1 zu 2, im mittel Boden wie 1 zu 1, sich verhalten, oder daß dort Ein Drittheil Graß- und zwey Drittheil Kornland, hier aber die Hälfte Graß- und die Hälfte Kornland zum Maaßstabe angenommen, und darnach die Einrichtung getroffen werden müsse. —

Beur-

Beurtheilungen.

a) Wenn man das Bergensche Ideal mit dem Eckhartschem vergleichet, so muß man jenem den Vorzug lassen, und gestehen, daß es genauer und mehr bestimmt als dieses angegeben worden, wenn man sowohl darauf siehet, wie viel Vieh zur hinlänglichen Düngung des Ackers, als auch Futter zur Unterhaltung des Viehes, um von selbigem selbst auch die erforderte Nutzung zu haben, erfordert werden. Herr Bergen setzet sehr richtig voraus, daß ein guter Marsch- oder Kleyboden wenig Dünger brauche, und viel Nahrung für's Vieh gebe; so wie ein Lehmboden, der bey ihm ein mittel Boden heiß't, um so mehr Dünger haben muß, je kälter er ist, und je weniger er Nahrung fürs Vieh giebt. Ein trockner Sandboden aber bedarf noch mehr Dünger, und giebt noch weniger Viehnahrung, daß daher also die das Vieh ernähren sollende Grundstücke im Verhältniß zum Acker- oder Kornlande, weniger im guten Boden, als im mittelmässigen, und in diesem wieder weniger als im schlechten betragen.

b) Man muß es nicht verlangen, daß das Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau noch genauer angegeben, und mehrere Unterabtheilungen der Güte des Bodens, die auch wirklich statt finden, gemacht werden sollen; indem sich der Schriftsteller sodann zu sehr ins Weitläuftige hineinbegeben müßte. Wenn die gewöhnliche Eintheilung des Bodens in die drey Hauptarten beybehalten wird, so lassen sich für jede Gegend oder Ort die Ab- oder Zustufungen leicht hinzuthun oder ausfinden. Herr von Münchhausen rechnet in seinem Hausvater, daß 1000 Stück

Schaf-

Schaafe in einem Winter 800 — 1000 Fuder Mist geben, wenn es an Streuung nicht fehlet; und auf 30 Stück Rindvieh 220 starke Fuder Mist.

c) Da die Wirthschaften im mittel Boden, allermeistens aber die im schlechten, nöthig haben, daß man ihnen mit Futterkräutern und Gewächsen zu Hülfe komme, um von ihnen zu erlangen, was die Natur nicht freywillig giebt, so hat auch nur gedachter Autor hierauf gar sehr Bedacht genommen, und den rothen Klee für den Sommer, Ertüffeln aber und allerley Rüben für den Winter, so wie die künstlichen Wiesenkräuter beydes für Sommer und Winter angerathen. Die Sommerfütterung rechnet er zu vier, die Winterfütterung aber zu acht Morgen.

Ein Morgen rother Klee, schreibt er, ernähret den Sommer hindurch reichlich zwey Stück Vieh. Ein Morgen Ertüffeln verschafft für vier Stück, und ein Morgen Rüben gleichfalls für vier Stück Winternahrung. — Bey den künstlichen Wiesenkräutern kömmt es darauf an, ob man mehr Ertüffeln und Rüben, und dabey weniger Heu, oder weniger von jenen und mehr von diesem füttern will. Da ein Morgen vierzig Centner Heu giebt, so wird im erstern Fall für ein Stück ein halber, und in letzterm ein ganzer Morgen nicht zu viel seyn; dort erhält es den täglich neu, hier achtzehn Pfund Heu.

Ein Stück Vieh bedarf demnoch für den Sommer am Klee einen halben, für den Winter an Ertüffeln einen viertel, folglich für Sommer und Winter zusammen — einen Morgen.

Zur

Zur Fütterung der Rüben und Ertüffeln wird Stroh, Hexel erfordert. Sollte aber das Stroh zum Einstreuen nöthiger, oder welches einerley ist, der Acker so schlecht seyn, daß er noch mehr Klee, Rüben, Ertüffeln und das getragene Stroh zum Dünger erforderte; so muß dem Mangel durch die gedörreten künstlichen Wiesenkräuter abgeholfen werden.

Da das Vieh Jahr aus Jahr ein im Stalle bleibt, so giebt es noch einmal so viel Dünger, als dasjenige, was die Hälfte des Jahres auf der Weide herumläuft Man kann also auf ein Stück Vieh sechszehn Fuder, der bessern Nahrung und der Güte des Düngers wegen aber, noch mehr rechnen.

Von diesen Grundsätzen macht endlich der Autor auf beyde Bodenarten die Anwendung, wovon der mittel Boden um das sechste, der schlechte um das dritte Jahr zu düngen, und wie vorhin eine Wirthschaft von dreissig Morgen Magdeburgisch zum Grunde gelegt, und in Ansehung des viel fettern Düngers jedoch angenommen wird, daß bey der dreyjährigen Düngung nur sieben bis acht, bey der sechsjährigen hingegen ebenfalls zehn Fuder, jedes zu 10 Fuß lang 4 Fuß □, und also zu 40 Cubicfuß gerechnet, erforderlich seyn sollen.

Die Berechnung fängt gegen die vorige rückwärts an. Was dort das Facit war, indem man sich erst um die Nahrung fürs Vieh bekümmern, und darnach die Größe des Ackers bestimmen mußte, wird hier der Ansatz. Erst wird der Dünger, und nach demselben das Vieh und dessen Nahrung ausgemittelt. Man muß diese Berechnung aber beym Autor selbst nachlesen. —

d) Es können im schlechten Boden Oerter seyn, wo die von dem Autor erforderte Turnipse oder weiße Rüben so wenig, als die Ertüffeln in trocknern Jahren gar nicht, kaum in nassen, gedeihen. Da auch sodann der rothe Klee gleichfalls umschlägt, so bleibt für dergleichen Oerter und Gegenden, die kaum, oder gar nicht einmal das benöthigte Wurzelwerk für die Küche gewinnen können, nichts anders übrig, als das **Honiggras**, Holcus lanatus Linnaei, als welches besage H. M. B. IV. S. 452 ff. sogar auf dem Flugsande angebauet werden, und ihn feste und beständig machen kann.

e) In Ansehung des zu bemistenden schlechten Sandbodens würde es sehr dienlich seyn, wenn es so eingerichtet wird, daß alle drey Jahre, wie es auch von Hr. **Bergen** angenommen wird, und nicht alle sechs Jahre, gedünget werde. Denn bey der sechsjährigen Düngung läuft man, wenn ein trocknes Jahr darauf einfällt, Gefahr, daß das Korn, wie man sagt, verscheine, oder vor der Zeit weiß und die Aehren taub werden. Es ist daher sicherer, den Dünger, den man hat, in zwey Theile abzusondern, und den einen Theil davon nur alle drey Jahr aufzulegen. Gesetzt auch man käme mit den zwey aufgelegten Theilen des Düngers gut weg, weil kein trocknes Jahr einfiel, so hat doch der Acker keine Besserung mehr davon in den darauf folgenden Jahren, weil der Sandboden zu wenig zusammenhängend ist, und die Nahrungstheile des Düngers nicht so lange einbehalten und in sich verschliessen kann, als solches von einem festen Lehmboden geschiehet. So wird auch der Sandboden durch zu vielen, auf einmal aufgelegten Dünger zu sehr getrennet,

weß-

weßhalb er Thau und Regen desto geschwinder aus seiner Oberfläche, worin die Kornwurzeln sich davon nähren sollen, in die Tiefe weiter herabdringen, oder nach oben zu in die Luft hinein zu geschwinde verdunsten. Dieses muß ohne Zweifel die Ursach seyn, weßhalb M. *Bertrand* in seinen Elemens d'agriculture sagt: Vous feries même très bien, de mettre en deux fois le fumier sur les terres legeres; une partie en semant, et l'autre moitié pendant l'hyver sur la neige, ou lorsque le terrein est gelé. — Par là on diminueroit l'ouvrage dans une saison, ou le tems est precieux, et l'on fourniroit ainsi de nouveaux suis aux plantes, lorsqu'elles en ont le plus besoin, et on les reterreroit, ce qui les feroit trocher. —

5) Welche Art von Zugvieh soll man zum Ackerbau wählen, Pferde oder Ochsen?

Dieses Problem ist in unsern Tagen sehr rege geworden, und die ökonomisch-klassischen Schriftsteller sind darüber uneinig.

Eckhart ist sehr geneigt, den Ochsen die Pflugarbeit sowohl, als das Ziehen im Wagen vorzüglich zuzueignen. Er thut aber dieses zuerst in seinem besondern Ideal, worin er eine große Stärkenmacherey annimmt, und in Ansehung derselben sogar verlanget, lieber Ochsen als Kühe zu halten, um erstere vom Abgange des Waizens beym Stärkenmachen zu mästen, und sie dann mit Profit zu verkaufen. Können aber alle Güther Stärkefabriquen anlegen? Wenn sie es könnten und wollten, wo sollte der Absatz herkommen? Unter hundert Güthern müßte nur eines seyn, um bey dieser Wirthschaft zu profitiren.

Aber ausser diesem Ideal und mehr des allgemeinen Beyfalls werth, will er S. 178 ff. auf seinem neuangelegten Amte Friedrichsfelde, daß, mit Ausnahme der Milchkühe, ordentlich 200 Stück Ochsen und Rinder, und zwar in Ansehung des Ackerbaues gehalten werden. Er schlägt 5 Chöre an, und rechnet zu jedem Chor 50 Stück, z. E. 50 Stück vierjährige Ochsen. Diese bestellen Paarweise, öfters abgewechselt, den Acker, und sind das erste Chor. Ferner 50 Stück dreyjährige; diese sollen zum Pflügen und Fahren angewöhnet werden, und heissen das andre Chor. 50 Stück zweyjährige sind das dritte Chor, und gehen beständig auf der Weide. Endlich werden noch 50 Stück einjährige, und auch auf die Weide gebrachte, als das vierte Chor, angeschlagen. Diese 4 Chöre werden gleich vom Anfange so gut bis aufs Frühjahr gewartet, da denn die vierjährigen, 5 Jahre, die dreyjährigen, 4 Jahre, die zweyjährigen, 3 Jahre, und jährigen, 2 Jahre alt werden. Hierauf müssen noch 50 Stück einjährige dazu geschafft, sogleich in die Weide gebracht, auch sonst recht gut gefüttert werden. Nun sind die 5 Chöre in Ordnung. Das erste, andere, und dritte Chor wird wechselsweise alle Tage zum Pflügen, Eggen und Fahren gebraucht. Das vierte und fünfte Chor aber, nämlich die zwey- und einjährigen, werden nur gut gewartet. Wenn nun das Jahr zu Ende ist, so wird das erste Chor alle Jahr ausgehoben, und als sechsjährige Häupter in die Brandtweinbrennerey geliefert, fett gemacht, und an dessen statt 50 Stück jährige für das 5te Chor wieder angekauft; so sind die 5 Chöre in ihrer Ordnung, von ein- zwey- drey- vier- und fünfjährigem Alter zu 50 Stücken. —

Es müssen aber diese 5 Chöre Ochsen, wenn anders die Oekonomie gut fortgehen soll, mit der ersinnlich-

lichsten Sorgfalt gepfleget und gefüttert werden. Und zwar von der Zeit an, wenn das Vieh im Herbste zu Hause bleibet, und nicht mehr geweidet wird, bis aufs Frühjahr; und also den ganzen Winter hindurch, müssen die ein- und zweyjährigen Ochsen, nämlich das vierte und fünfte Chor, besonders das letzte, täglich dreymal, mit der besten und zartesten Kleye, mit gröbern Zeuge und Afterkehrigt von der Dreschtenne, mit Spreu von Hirse und Hafer, worauf etwas gestossenes Kraut, Rüben, Ertüffeln, auch Trebern aus dem Brauhause, ingleichen Schrot von unreinem spitzigem Getreyde, gefüttert, wohlangebrühet und getränket werden. — Nach solcher Winterpflege müssen diese Chöre noch einmal so groß und stark werden, als andrer Leute ihre. Wenn nachgehends diese ein- und zweyjährige Ochsen ins dritte, zweyte und erste Chor kommen, so können selbige besser in Pflügen und Fahren bestehen, und alles den stärksten Pferden gleich thun. —

Letztlich kann auch der Hausherr, wenn die Ochsen in der Brandtweinbrennerey fett gemacht worden sind, wegen ihrer vorzüglichen Größe, Schwere und Stärke noch einmal soviel daraus lösen, als andere Leute aus ihrem dürren und schwindsüchtigen Vieh. —

Die drey- vier- und fünfjährigen Ochsen, welche das erste, zweyte und dritte Chor ausmachen, müssen so sorgfältig im Winter gepfleget und gefüttert werden, **als wenn es Türkische oder Neapolitanische Hengste wären.** Müssig sollen sie nicht stehen, sondern den ganzen Winter hindurch mit Wechselwagen Mist aus dem Hofe in die Felder fahren. Für diese Chöre aber ist das Winterfutter dieses. Waizen- Hanf- Lein- Erbsen- Wicken- Linsen- und Heidekornspreu (Kaff) und Hülsen, auch recht kurzer Herel

von sehr groben Heu und Gerstenstroh, immer wechselsweise mit einer Zuthat von Kraut, Rüben, Ertüffeln, Oelkuchen, Schrot vom spitzigen und reinen Afterkorn angebrühet. Dieses wird den Ochsen alle Morgen, Mittage und Abend in ihren Krippen gefüttert, und ausser dieser Zeit, die Raufen bey Tage, wechselsweise mit allerley weichem Strohe, Abends aber voll vom Heu gesteckt, auch zur rechten Zeit, alle Tage dreymal, getränket, wöchentlich aber ihre Krippen dreymal ausgesalzen. — Bey solcher Ordnung können nicht allein solche Ochsen die Winterfuhren, ohne matt und elend zu werden, verrichten, sondern sie befinden sich auch im Frühjahre in dem Stande, daß die Sommerfelder damit ganz füglich bestellet und besaamet werden können.

Es muß aber bey den drey Hauptchören Ochsen in der Arbeit eine rechte Repartition gemacht werden. Das erste muß zu schwerern Fuhren, das zweyte zu mittlern, und das dritte nur zu ganz leichten Fuhren gebraucht werden. Da nun der Numerus so groß ist, daß von allen dreyen Chören kein Ochse länger, als Vormittags drey Stunden, und Nachmittags sowohl im Wagen, als im Pfluge gehen darf, wo alsdenn solche entweder im Winter im Stalle, oder im Sommer auf der Weide gepfleget werden können; so sind die Knechte anzuhalten, daß andre Ochsen, die ausgeruhet haben, eingespannet, und hiemit die Arbeit verrichtet werde. —

Hierbey müssen wir auch eine Frage, welche von Wichtigkeit ist, erörtern, und beurtheilen, ob es besser sey, daß die Ochsen in krummen hölzernen Jochen, welche einen Kummet vorstellen, wie in der Mark Brandenburg und sehr vielen andern Ländern gebräuchlich ist, wie die Pferde ziehen? Oder ob es bes-

besser sey, daß sie an breiten Balken mit dem Kopfe schieben, wie in der ganzen Schweiz, Frankenlande und in unzählig vielen Ländern üblich ist? Es zeiget sich von selbsten, daß kein Paar Ochsen mit einem hölzernen Kummet oder Joch, eine rechte Last ziehen kann; weil ihnen das Joch oder Kummet auf dem so genannten Rüffel, welches man bey den Pferden das Forderroß nennet, solche Schmerzen machet, daß es nicht zu ertragen stehet, auch der Wagen in keinem Gleichgewichte gehalten werden kann. Es ist auch nicht rathsam, daß, wenn die Ochsen mit den Köpfen schieben sollen, ein jeder Ochse allein ein kurzes hölzernes Kopfgeschirre hinter den Hörnern liegen habe, welches mit Riemen an die Hörner, die dadurch Noth leiden, und sich öfters gar abdrehen, gebunden ist, woran Stränge befestiget sind, welche hinten am Wagengeschirre hangen. Denn dadurch behält die Wagendeistel ihre Freyheit, immer hin und her auf beyde Seiten zu schlagen; die armen Ochsen werden irre, und den Rädern wird Gelegenheit gegeben, in der Wagenleise hie und dahin zu wanken und zu rändern, welches die Ochsen so matt machet, daß selbige nicht lange dauren können. Wenn aber, wie ich in der Schweiz, Alkeyer- Schwaben- und Frankenlande angemerket, die zwey Ochsen an einem einzigen Joche, welches hinter ihre Hörner, und forne über die Stirne ein Zwilichküssen, so mit Pferdehaaren ausgestopft ist, geleget, und mit einem breiten starken Riemen über die Stirne hinüber und herüber, nicht aber an die Hörner gebunden wird, schieben mussen, so kann erstlich die Deistel nicht ein Haar breit weder zur Rechten noch zur Linken wanken; zweytens kann kein Ochse den andern übervortheilen, sondern sie müssen das Gleichgewichte halten. Ich habe vielmal gesehen, daß in der Schweiz und Tyrol zwey Ochsen

eine ganze Klafter Holz sechs Fuß hoch, sechs Fuß breit und drey viertel Fuß lang über die höchsten Berge gehoben, welches bey uns vier Kapitalpferde nicht vermögend sind. Wenn wir aber an andern Oertern an statt sonst gehaltener kleiner Pferde unsre Chöre Ochsen einführen wollen, so ist noch weit diensamer, daß, wie um Jena herum Mode ist, ein jeder Ochse vor der Stirne, gleich unter den Hörnern, ein handbreites Ellenlanges, zwey Zoll dickes Holz, das an beyden Enden ein Loch hat, bekömmt, welches auf einem mit Pferdehaaren ausgestopften Küssen den Ochsen vor die Stirne geleget, und wo durch jedes Loch der Strang gemacht wird. Dieses ist unstreitig die beste Art für junge und alte Ochsen.

Ein zweyter ökonomisch-klassischer Schriftsteller, der Herr von **Münchhausen**, hält weniger auf die Ochsen, als die Pferde, und ziehet letztere deßhalb vor, weil man mit ihnen zweymal geschwinder, als mit jenen arbeiten kann. Einst war er gereiset, um ökonomische Entdeckungen zu machen, kam in Franken, und daselbst in eine Gegend des Itzgrundes, welche, wenn sie nicht unter die schönsten in Deutschland gehöret, dennoch eine der fruchtbarsten ist. Hier fand er den Ackerbau und Fleiß der Einwohner aufs Höchste getrieben, kein Winkelchen ungebauet, und jeder Acker muß im Jahre doppelte Aerndten geben. Das Beackern aber, schreibt er, B. IV. S. 92 ff. geschieht blos mit Ochsen. Zween Ochsen müssen einen schweren Pflug in ziemlich steifen, schweren, steinigten und bergigten Acker von des Morgens früh um 4 Uhr bis Abends 7, so lange wie die Leute arbeiten, (es versteht sich aber von selbst, daß die Ochsen, währender Mittagsmahlzeit der Knechte, auch einige Stunden werden gefüttert und sodann getränket werden) also 12 bis 14 Stunden lang ziehen. Sie werden,

den, wenn das Feld sehr trocken und bindend ist, am Abend recht müde, aber nicht matt noch steif, und arbeiten des folgenden Tages doch wieder fort.

Vier Ochsen fahren in einem Tage über 24 dortige Simmer, das ist soviel wie 80 Braunschweigsche Himten, also 3840 Pfund schwer Nürnberger Gewicht, oder über 32 Hannöversche Zentner, durch Berg und Thal drey Meilen weit und wieder zurück.

Bey aller Arbeit kriegen sie nichts, als im Sommer Klee und Gras, und im Winter Heu, dabey wöchentlich Salz. Sie arbeiten bis sie sieben Jahr alt sind, und werden zuletzt, etwa nur sechs Wochen, mäßig gebraucht, und sodann noch 8 bis 12 Wochen ohne alle Arbeit aufgestallet; da denn ein recht guter Ochse bis 14 Centner wiegt, die Höhe von fünf Kalenberger Fuß bis sechs Schuh vier Zoll erhält, und zu 70, 80, 90 bis 100 Rthlr. verkaufet wird, nachdem die Preise hoch sind. Man hat aber den mehrsten Vortheil drey Ochsen mittlerer Größe, welche zu einige 70 bis 90 Rthlr. das Paar eingekauft, und nachdem sie einige Monathe gebraucht, und fett gemacht worden, mit einem Gewinnst von 30, 40 bis 60 Rthlr. gleich wieder verkauft, und so das ganze Jahr durch abgewechselt werden. Man findet, wenn sie nicht so gar schwer sind, eher Käufer: sie nehmen alsdenn eher und besser zu; erfordern nicht so viel Futter; die Gefahr ist nicht so groß; man setzt sein Capital öfterer um; der öftere Profit ist am Schlusse des Jahres beträchtlicher, nur auf diese Weise erhält man seinen Acker umsonst, ja mit einem Vortheil und einer baaren Geldeinnahme bestellt, da auf die bey uns mit vieler Gefahr und Kosten zu haltende Pferde ein todtes, am Ende verlohren gehendes, und mit vielen Nebenunkosten verknüpftes, Capital gerechnet werden muß.

Wenn ich nun diese und andere mehrere vortheilhafte Einrichtungen mit einem blos bewundernden und zu Neuigkeiten geneigten Auge betrachte, so würde mit der Vorstellung zurückreisen, daß die Niedersächsische Wirthschaft gar nichts nutze. — Ich würde schon im voraus berechnen, wie vortheilhaft es mir wäre, wenn ich drey Spann Pferde abschaffte, deren Unterhalt man ietzt bey uns auf 12 bis 1500 Rthlr. rechnet, und dagegen 20 Ochsen von meinem ohnedem zu haltenden Viehstapel zum Ziehen brauchte, wovon alle Vierteljahre wenigstens 6 Stück mit 150 bis 200 Rthlr. Vortheil verkaufte, auch daher jährlich mehrern und bessern Mist gewönne. — So sehr ich aber Ursach habe, die Fränkische Einrichtung nach der Landesart zu loben, und so wenig Gelegenheit finde, Verbesserungen darin anzurathen, so wenig wird mir Gelegenheit übrig bleiben, etwas davon bey mir in Niedersachsen nachzumachen. —

Diesen füge ich nur noch hinzu, was ein dritter ökonomisch-klassischer Schriftsteller in seinem Lehrbegriff sämmtlicher und Kameralwissenschaften, Thl. I. B. I. Hauptst. II. Kap. III. §. 202. schreibet.

In einigen Ländern läßt man die Ochsen am Kopfe, in andern am Halse ziehen. Wir geben der letztern Art den Vorzug, weil der Ochse, nach der besten Naturkundiger Meynung, seine größte Stärke in der Brust und Schultern hat, zu geschweigen, daß ein mit dem Kopf an das Joch befestigtes Thier, sich in einer beschwerlichen Stellung befindet, weil es währendem Ziehen den Hals beständig steif halten muß, und sich des Ungeziefers nicht erwehren kann. Wir können also dieser Anspannungsart nur in gebürgigten Gegenden Beyfall geben, weil ein, an dem Kopfe angespannter Ochse, den Wagen am besten aufzuhalten

im

im Stande ist. Denn ob schon ein auf diese Art angespannter Ochse mehr unter dem Gehorsam des Treibers stehet, als ein anderer, so muß man doch diesen kleinen Vortheil der stärkern Kraft dieser Thiere nicht aufopfern, sondern sie so anspannen, wie es ihrer Natur am bequemsten, und wie sie die meisten Dienste thun können.

Ein Ochse kann täglich ziehen, wenn man ihn seinen langsamen Schritt ziehen läßt, und ihn mit Heu, Stroh und Gras reichlich versorget. Es ist gar zuträglich, diese Thiere im Winter täglich zu striegeln, und ihnen reichliche Streue zu geben; im Sommer aber öfters zu schwemmen, oder zu baden. Vor dem Anspannen in den Sommermonathen soll man sie mit Wasser waschen, worin Wallnußblätter oder Nußschalen gekocht sind, um sie für den Stich des Ungeziefers zu bewahren; welche Absicht man auch durch Lorbeeren und deren Blätter, wenn sie in Oel gesotten, nnd die Ochsen nur am Halse, Brust und Kopfe damit bestrichen werden, erhalten kann. Wenn die Ochsen aus der Arbeit kommen, ist ihnen der Schweiß abzuwischen, selbige auch nicht eher zu tränken, bis sie sich halb satt gefressen haben. Ihr Getränke muß zwar nicht in warmen, jedoch noch weniger in eißkaltem Wasser bestehen. Man kann sie daher im Sommer an Flüssen, Quellen und Bächen tränken, des Winters aber einen Vorrath vom Wasser im Stalle haben, und die Kälte abschlagen lassen, ehe man die Ochsen saufen läßt. In den Sommermonaten müssen die Ochsen früh in den Pflug gespannt, bey angehender Hitze in den Stall gebracht, und erst gegen fünf Uhr Nachmittags wiederum angespannt werden. Sie können täglich acht Stunden, vier Vormittags, und eben so viel Nachmittags ziehen. Wer so viel Ochsen hat, daß er sie umspannen, oder

zu

zu jedem Pflug doppeltes Zugvieh halten kann, thut bey kühlem Wetter wohl, den ganzen Tag pflügen, die Ochsen aber alle drey Stunden umwechseln zu lassen, da er dann einen Ochsen, bey mässigen langen Tagen, neun Stunden brauchen, und immer frisch Vieh, das einen muntern Schritt geht, haben wird. —

Beurtheilungen.

a) Die beyden ersten Schriftsteller sind über die Ochsen, als Zugvieh, nicht gleichstimmig. **Eckhart** will ein groſses Guth, Friederichsfelde, ganz allein mit Ochsen bewirthschaften. Hr. von **Münchhausen** ist ein Augenzeuge von der Möglichkeit und Nutzbarkeit des Hornzugviehes, er berechnet die Vortheile davon gegen die Pferde, und will doch kein einziges Gespann, das in der damaligen Zeit bey ihm jährlich 4 — 500 Rhlr. zu unterhalten kostete, damit verwechseln. Er bezieht sich auf ein Sprichwort: Dans tout ce que vous faitez, conformez vous au gout de la sage antiquité (*Haukiou Choaan.* Histoire chinoise T. IV. p. 162.) Und nun setzt er hinzu: Gleichwie man in Franken Ursache gefunden, den Ackerbau auf diese Art einzurichten, so denke ich nach, ob meine Vorfahren nicht guten Grund gehabt haben, nach dem dasigen Grund und Boden, und der dortigen Landesart zu wirthschaften. Ich überlege, was ich für Vortheil von der gegenwärtigen Einrichtung meiner Güther geniesse; was ich würde anwenden müssen, wenn gewisse Veränderungen einführen wollte, was für Hindernisse mir im Wege stehen würden; wie sehr der zu hoffende Vortheil in der Folge eingeschränkt

und

und vermindert werden mögte, und was ich für einen andern Abgang dadurch in andern Zweigen der Einkünfte erleiden könnte. —

Wenn man seinen Hausvater durchgelesen hat, und hiemit mit seiner Denkungsart bekannt geworden, so muß man überhaupt von ihm bemerkt haben, daß er in Landwirthschaftssachen keine sonderliche Veränderungen auf seinen väterlichen Erbgüthern beliebte, je mehr er von der guten Wirthschaft seiner Vorfahren überführet seyn wollte. Vielleicht hielt er es der Achtung eines dankbaren Sohnes und Enkels gegen seine Väter zuwider, ihre vorgefundene Wirthschaftseinrichtungen stark umzuändern, und sie hiemit vor der Welt tadeln zu wollen. Er war zu furchtsam oder zu gelinde, sein Ackergesinde und Frohnvolk von den Pferden an Ochsen zu bringen. Er schreibt z. B. an einem Orte: Im Westphälischen müssen alle Knechte in den Abendstunden spinnen; bey uns im Kalenbergischen liesse sich ein Knecht eher todtschlagen, als zum Spinnen bewegen. Mir ist was ähnliches begegnet. Ich habe in dreissig Wirthschaftsjahren nur ein einzigesmal einen Knecht bekommen können, der mit einem Ochsenwagen hätte Mist fahren wollen. Die Knechte dieser Gegend werden von andern verspottet und gänzlich geringe geschätzet, wenn sie nicht Pferde haben, ob es schon hier durchgängig üblich ist, daß die Ochsen, und keine Pferde, im Pfluge gebraucht werden. Hiernächst sahe auch der Hr. von Münchhausen sonder Zweifel wohl ein, daß er bey seiner magern Weide mit den Ochsen nicht hätte fortkommen können, und daß er theils das beste Heu im Winter seinen Schaafen und Kühen, um die

Ochsen

Ochsen gut zu füttern, würde haben entziehen, theils aber Futterkräuter für sie zum Sommerunterhalt anbauen, hiemit aber eine große Aenderung auf seinen Feldern vornehmen müssen.

b) Es muß einem Staate sehr daran gelegen seyn, daß für fette Ochsen nicht zu vieles, oder wenn's möglich, gar kein Geld zum Lande herausgehe. Dieserhalb wurden nicht nur im Preussischen schon vor einigen Jahren manche Provinzen zur Ochsenzucht, und Gebrauch der Ochsen im Pfluge, durch Prämien aufgemuntert, sondern es erging auch in diesem Jahre der Befehl ins Land, daß ohne specielle Erlaubniß keiner mehr Ochsen einführen solle; um hiemit zu veranstalten, daß die Landleute ihre Ochsen ohne Schaden los werden, und in der Zuzucht derselben fortfahren möchten. Auch solche Länder, die Seewärts keine Kornausfarth, und dieserhalb zu geringe Kornpreise haben, müßten anfangen, mehr auf Ochsen zu halten. Sie lassen sich ausländische fette Ochsen aus Pohlen, Ungarn, Jüttland u. s. f. zuführen. Gemeiniglich sieht man in den besten Kornländern beym Ackerbaue gar keine Ochsen, nur in mittel Ländern, am meisten in schlechten. Die guten Länder sollten die besten und meisten Ochsen haben, und da sie zu vieles Korn in den meisten Jahren erbauen, um es gut los zu werden, so sollten sie theils das Ackerland durch anzulegende Kleekappeln oder Anbauung künstlicher Gräser zum Behuf der Ochsenzucht vermindern, theils aber einen Theil ihrer Körner, wenn sie das erste nicht wollen, schroten, und ihn den Ochsen zum Unterhalt und Fettmachen widmen. Auf diese Weise zögen sie das Geld, welches bisher bis zu Tonnen Goldes

ent-

entfernten Ausländern für fette Ochsen zugewendet worden. Dergleichen Länder haben schlechterdings eines solchen Umschlags nöthig, und sollten an dem, was im Preussischen in dieser Absicht geschiehet, ein Beyspiel nehmen. Gilt die Wirthschaftsregel des Cato in Ansehung der Privathaushaltungen: Paterfamilias non emax, sed vendax sit: so muß sie in Ansehung eines ganzen Landes um so mehr gelten, da nicht nur so vieles Geld im Lande behalten, sondern auch hauptsächlich durch die Ochsenwirtschaft eine lebhaftere innere Circulation des Geldes befördert wird, welche dem Staat eben so sehr zur Gesundheit gereichet, als von einem lebhaften Umlaufe des Geblütes im Körper menschliche Gesundheit erhalten wird.

c) Bey schwerem Acker sollte man auf die möglich grösten Ochsen halten, um ihrer desto weniger im Pfluge zu bedürfen, weil, wie schon oben gesagt worden, viele auf oder neben einander, sich weniger bequem und leicht, als Pferde in gleicher Anzahl, behandeln lassen. Wo an die sechs oder mehr Pferde vor einem Pfluge gehen müssen, da wird es hauptsächlich schwer halten, solche mit Ochsen zu verwechseln, indem die Knechte oder Enken gewohnt sind, auf den Forderpferden zu reiten. Diese werden sich ungern als Fußgänger neben her wollen gebrauchen lassen, zumal in manchen Gegenden, wo zur Frühgerste im März bereits geackert wird, und das Land noch so feuchte ist, daß das Zugvieh bis an die Knie einsinkt. Wo aber in starkem aber nicht allzu festem Boden nur mit zwey Pferden gepflüget wird, da würden die Ochsen leichter eingefühet werden können.

d) Wenn

d) Wenn man bey den Ochsen in der Zeit der Arbeit nicht zurückbleiben, oder davon verlieren will, so müssen sie, wenn man sie, zumal nach Eckharts Vorschrift, nicht unterspannen kann, wie im Itzgrunde, gepfleget werden. Das Unterspannen der Ochsen ist bey Bauern und kleinen Landwirthen nicht wohl anzubringen, indem dazu eigene Hirten oder Jungen, welche die neu unterzuspannenden Ochsen den Pflügern im Felde zuführen, und die nach einer dreystündigen Arbeit ausgespannten Ochsen zur Weide oder Fütterung in den Stall abnehmen und zurückbringen, erfordert werden, welches eine so nöthige, als nützliche Einrichtung auf großen Güthern ist. Werden die Ochsen, wie im Itzgrunde, so gefüttert, daß sie wenigstens immer schon halb fett, lieber aber schon darüber sind und beständig bleiben, so können sie, Tag für Tag, an die 12—14 Stunden täglich arbeiten, es sey im Pfluge oder Wagen. Man bedürfte denn desto weniger Zeit und Mast zum völligen Fettwerden, und könnte sie allenfalls mit Vortheil unter dem Joche schon an die Schlächter verkaufen. Nach dem Eckhart sollen die Zugochsen wie Türkische oder Neapolitanische Hengste gepfleget werden.

e) Im mittel und leichten Boden sind die Ochsen, worin man sie ohnehin schon antrifft, anzurathen; hier aber, besonders im letztern sind sie gemeiniglich armselige Creaturen; klein, mager, träge und dieserhalb in der Arbeit gar nicht fördernd. Wenn bey ihrem Gebrauche Nutzen heraus kommen soll, so müssen sie ebenfalls groß und stark seyn, auch so gefüttert werden, daß sie zuletzt unter dem Joche schon von den Schlächtern weg-

weggekaufet werden. Denn, wenn die Ochsen nicht mehr zögen, und bereits durch andre wären abgelöset worden, so würden die Schlächter darauf mißbieten, und den armen Bauer in die Noth versetzen, daß, wenn das zur Mast bestimmte Futter alle ist, er seine Ochsen um das erste das beste Geboth hingeben müßte, wie dergleichen Fälle alle Tage bey armen Bauern vorkommen. Wenn aber die Ochsen noch immer fortarbeiten, so muß der Schlächter schon geben, was sie werth sind. Man hat gar nicht zu besorgen, daß, in leichtem Boden, die Pflugochsen besonders nicht bey der so leichten Arbeit, die in solchem Boden vorkömmt, sich gleich bleiben, und bey fortgesetzter gleicher Fütterung ihr Fett verliehren sollten. Auch im Wagen können sie sonder Abnahme ihrer Fettigkeit täglich gehen, und falls die Last zu schwer seyn sollte, allenfalls drey Stück vorgespannet werden. Ich habe Gelegenheit gehabt, dieses viele Jahre hindurch auf dem Königl. Amte Bornstädt, ohnweit Potsdam, zu beobachten, wo man fette Pohlnische Ochsen im Mistwagen gehen ließ, ohne daß sie bey guter Fütterung an ihrer Fettigkeit was verlohren hätten.

f) Man muß es nicht erwarten, daß auf mittlerm und schlechtem Boden, bey gemeiniglich knapper oder unkräftiger schlechter Weide, die Ochsen nach der Vorschrift Litt. e. ausfallen können. Hier sind es äusserst jämmerliche und verhungerte Thiere, weil sie auf der Weide sich nicht recht satt fressen können, und doch mit Arbeit nicht verschonet werden. Dieserhalb muß für sie Klee zur Sommerfütterung, Honiggras aber zum Heu zur Winterfütterung, angesäet werden. Ein gut im Futter gehaltener Ochse kann einen so weiten

und hurtigen Schritt, als ein Pferd haben, und was daran fehlet, mit längerm Aushalten in der Arbeit ersetzen. Doch wäre es nach des Hrn. von Pfeifers Rath sehr gut, die Ochsen bey der größten Tageshitze zu schonen, und sie ein Paar Stunden später des Nachmittags anzuspannen. Wenn sie schon in leichter Arbeit sodann gehen, so werden sie doch von der Hitze zu sehr entkräftet. **Zwey sehr heisse Stunden thun dem ziehenden Ochsen mehr Wehe, als zwey Tage der schwersten Arbeit.**

g) Rindermist ist für leichte und sandichte Aecke besser, als Schaaf- und Pferdemist. In dieser Absicht ist also diesen Aeckern das Halten der Ochsen sehr rathsam.

h) Obschon **Eckhart** sein Guth Friedrichsfelde ohne Pferde allein mit Ochsen bestellen will, so würde es doch keinem Landwirthe so gerade zu anzurathen seyn, auf einmal alle Pferde abzuschaffen, und Ochsen einzuführen. Bey einer jeden vorhabenden Hauptveränderung in der Wirthschaft muß man behutsam verfahren. Hier wäre die Mittelstrasse die beste, so daß man die Hälfte seines Zugviehes vorerst immer noch in Pferden, die andere Hälfte in Ochsen, oder nach Beschaffenheit des Lokalen, den dritten oder vierten Theil in Ochsen bestehen liesse, und diese vorerst nur zum Pflügen gebrauchte, nach und nach aber immer weiter ginge, je nachdem man mehr oder weniger Nutzen von solcher Veränderung in der Wirthschaft verspürete. Gänzlich wird man aber höchst selten der Pferde, wo es auf Reisen und mehrere Geschwindigkeit in der Arbeit ankömmt, entbehren können und wollen.

i) Das Ankaufen noch ganz junger Ochsen, die 1 oder 2 Jahr alt sind, wie es **Eckhart** anräth,

wird

wird wohl in den wenigsten Gegenden statt finden. Selten findet man dreyjährige auf den Viehmärkten, geschweige jüngere. Und wenn es welche wo gäbe, da würden sie doch schon so verbuttet seyn, daß nichts rechts daraus gezogen werden kann. Es sollen aber Ochsen gehalten werden, die wenigstens beym Verkauf oder Schlachten an die 800 Pfund Gewicht haben Man darf sich solcherwegen nicht nach fremden Ländern umsehen, sondern nach Vorschrift der H. M. B. IV. S. 535. ff. solche Ochsen von seinen eigenen, obschon bisher noch kleinen Kühen erziehen, wenn man nur gleich die jungen Absetzkälber aufs beste wartet und füttert, und sie hiemit zum ansehnlichsten Wachsthum in die Höhe treibt. Denn alle Größe und Stärke unsrer Hausthiere hat ihren einzigen Grund in der besten Fütterung von der Jugend an.

k) Um bey auch sehr guter Fütterung den Wachsthum der jungen Ochsen nicht zu hemmen, muß man sie im dritten Jahre, wenn sie zum Ziehen angebracht werden nicht zu viel arbeiten lassen. Man lasse sie neben alten zahmen Ochsen erst ein Paar Tage im Wagen oder Pfluge ledig gehen, um nur des Ganges gewohnt zu werden. Hierauf stelle man das Geschirr oder die Wage, woran die Strenge sind, so, daß der junge Ochse etwa nur den dritten oder vierten Theil der Last eines alten ziehen dürfe. Auch erwähle man zum Angewöhnen des jungen Ochsen keine heisse sondern kühle Tage, damit sie sich nicht verfangen, oder sich einen innerlichen Schaden zuziehen, der ihr Zunehmen in der Folge verhindern und sie nicht fett werden lassen könnte.

l) Wenn man sich mit der Ochsenzucht so einrichtet, daß, nach Eckharts Anschlage, die Ochsen im sechsten, längstens siebenten, Jahre zur Schlachtbank kommen, so wird man, wenn sie im Wagen gehen, keine steife nnd deßhalb weniger gut fortschreitende Ochsen haben. Läßt man sie aber im Wagen älter werden, so werden sie mit der Zeit steif, welches zwar ihren Werth beym Verkauf nicht vermindert, aber doch Verkäufern und Käufern weniger vortheilhaft seyn muß. Ein alter Ochse braucht mehr Zeit und Futter zum Fettwerden, als ein jüngerer, und sein Fleisch ist weniger niedlich, als das von jungen Ochsen.

m) In manchen Gegenden bedienet man sich bey den Wagen- und Pflugochsen nur einer einfachen, an den Hörnern des Leineochsen befestigter, Leine. Es ist sicherer, sich bey gut genährten Ochsen eine gedoppelte Leine nicht nur, sondern auch besondere Zäume, deren eiserner Band äusserlich oberhalb der Nase herum gehet, zu gebrauchen. Noch besser ist es, daß dieser Band gleich eines Stangenzaums gebrochen sey, um damit den Ochsen nach Bedürfniß desto mehr zu kneifen und im Gehorsam zu halten. Daß übrigens die Ochsen, um sie auf dem Eise im Wagen, oder Schlitten zu gebrauchen, beschlagen werden können, ist eine hier zu Lande längst bekannte und in Uebung gewesene Sache.

n) Ob es besser sey, die Ochsen mit den Köpfen schieben, oder am Halse ziehen zu lassen, entscheidet bisher immer noch Landesart und Gewohnheit. Wo der Ochse Bergan ziehen soll, da wird ihm das Schieben mit dem Kopfe leichter, wie man solches leicht in gebürgigten Gegenden

ver-

versuchen kann, wenn man eine gleich schwere Last von zwey Paar Ochsen, deren das eine zum Schieben, das andre zum Ziehen gewöhnet ist, einen Berg herauf ziehen und schieben läßt. Jenes wird bald stille stehen und den Othem verlieren wollen; dieses aber unaufgehalten fortschreiten. Es ist damit eben so, wie mit manchen Landeseinwohnern, davon diese die schwerste Last auf den Köpfen, andre aber nur auf den Rücken tragen. Jene finden ihre Last weit leichter, wenn sie ihnen nicht auf dem Rücken, sondern auf dem Kopfe ruhet. Wo aber viel Waldung, und daher vieles stechendes Ungeziefer vorhanden ist, da sind die ans Joch ziehenden Ochsen besser daran, weil sie die Bewegung der Köpfe frey haben. Um dieser Ursach willen mußte eine Pfälzercolonie, welche vor vielen Jahren ihren Platz und Ackerbau im Walde in meiner Nachbarschaft bekam, das Schieben der Ochsen abschaffen, welches sie aus ihrem Vaterlande her hier beybehalten wollte, und dagegen die Ochsen am Joche mit der Brust ziehen lassen.

Es hat aber doch das Joch das Uebel an sich, daß, wenn die Ochsen an Regentagen darin gehen, der sogenannte Rüffel, wo es oben in der Mitte gegen liegt, und der einzige Punkt ist, welcher die ganze Last heben muß, leicht durchgescheuert und unterköthig wird, daß daraus ein langer, sehr schwer zu heilender, Schade entstehet und man eines so wund gewordenen Ochsen sich auf lange Zeit im Zuge, damit er wieder heil und die Haut hart werde, nicht gebrauchen kann. Manche Ochsen haben auch, wenn sie jung angespannet werden, eine so dünne Haut, daß sie auch ausser einer Regenzeit, durch wird, und auf

immer in der Folge daran zu heilen ist. Es wäre daher gut, wenn man beyde Arten zu ziehen, besonders wenn die Ochsen stark im Wagen gehen sollen, einführete, und sie an Regentagen schieben, ausserdem aber, besonders bey nicht zu schwerer Arbeit, am Joche ziehen liesse. Sonst hat man in Ansehung der hölzernen Joche zu bemerken, daß man sich hierzu nicht des Eichenholzes bediene, indem es zu sehr auf der Haut brennet, und sie bald verderben kann. Es pflegen zwar manche weiche Lappen oder Pelzwerk in der Beugung des Jochs zu befestigen; allein der Schweiß der Haut macht, daß die Haare sich bald abreiben, und die blosse Haut sodann wund wird. Es ist daher am besten zu den Jochen leichteres Holz, dergleichen das von Ellern ist, zu nehmen. Von letzterm sucht man daher dasjenige aus, welches als ein Knieſtück gleichsam von selbst im Freyen gewachsen, und daher auch am besten hält.

o) Da nach vorhergehenden Vorschriften die Ochsen nicht viel über 6 Jahr alt werden, und theils unter dem Joche, als fett, theils nachher noch erst recht duch besondere Mästung fett gemacht, verkauft werden sollen, so müssen die Verkäufer in kleinen Wirthschaften vornehmlich sich so einrichten, daß, da nach gleichen Vorschriften, immer zwey Ochsen nur im Pfluge gehen sollen, sie nicht eher die vorhergehenden verkaufen, bis die nachfolgenden im Pfluge zu gehen wohl gewöhnet worden. Es geht zur Noth wohl an, daß man noch nie unter dem Joche gewesene Ochsen vor dem Pfluge spanne, indem man jeden Ochsen durch Leute auf beyden Seiten führen läßt. Allein es wird theils hiezu allzuviel Zeit verbracht, theils aber

sehr

sehr unvollkommene Pflugarbeit damit verrichtet, indem die geführten Ochsen bald aus der Fahre nach der Seite zu weg- theils wohl gar durchgehen, und nur Menschen quälen. Es ist daher schon oben Litt. k. der Rath gegeben worden, die jungen Ochsen neben den Alten im Zuge anzugewöhnen. Geschieht dieses nicht, so bekömmt man selten ein sicheres Gespann, und man hat vielfältig bemerket, daß die anders zum Zuge angewöhnten Ochsen, wenn sie ans Ende eines Ackerstücks kommen, und umlenken sollen, falls nicht ein andrer Pflug schon als Wegweiser vorangeht, solches nie thun, sondern entweder gerade aus fortgehen, oder nach der unrechten Seite hinausweichen, und dem Pflüger unaufhörliche Mühseligkeit verursachen. So können auch dergleichen von Menschenhänden nur allein angebrachte Ochsen von ihrer mehr- oder wenigerer natürlichen Wildheit was an sich behalten, und bey Gelegenheit durchgehen. Sodann hat man noch hauptsächlich auf die Wahl des Leineochsen zu sehen, daß man hiezu theils den stärksten und zugleich gemachsamsten erwähle. Er muß 1) der stärkste seyn, weil er theils in Ansehung des Lenkens mehr, als der Nebenochse angegriffen wird, theils auch über diesen die Oberhand haben, und ihn allenfalls verstossen muß, wenn er ihn beym Umlenken nicht nachgeben, oder gar zuvorkommen will. Ist der Nebenochse Obermann, und kann den Leineochsen verstossen, so hat der Pflüger oder Fuhrmann beym Lenken immer Händel, oder die Ochsen gehen durch. 2) Der Leineochse muß auch unter beyden der gemachsamste seyn. Wäre er's nicht, so wäre das Gespann unsichrer, und die Gefahr des Scheuens oder Durchgehens desto

größer. Columella hat uns auch hievon diese Regel hinterlassen: Ex domitis bubus valentissimum eundemque placidissimum cum indomito jungimus, qui et procurrentem detrahat, et cunctantem producat: Das heißt: Von den Zugochsen spannen wir den wilden oder ungezähmten neben dem stärksten und gemachsamsten, damit er den vorauswollenden zurückhalte, den zurückbleibenden aber vorwärts bringe.

Noch hat man zu beobachten, daß die Oberherrschaft des einen Ochsen über den anden eben nicht auf die körperliche Stärke an sich, sondern fast immer mehr aufs Gehörne ankomme. Wenn dieses die Form eines halben Zirkels hat, so überwindet es ein anders gestaltetes Gehörne dergestalt, daß wenn Ochsen dieses so verschiedenen Gehörnes, sich ein- und das andermal im Stossen versucht haben, und der Ochse mit dem Gehörne ersterer Gestalt gewonnen, der überwundene Ochse Zeit Lebens nachgeben, und auf die geringste Wendung des Ueberwinders im Zuge achtsam seyn wird.

In der H. M. B. IV. S. 568. wird aus guten Gründen gelehret, wie man theils das junge hervorwachsende Gehörne der Kälber beobachten und behandeln, theils aber die Kühe nicht halten oder beybehalten solle, welche ein, auf beyden Seiten in einer geraden Linie ausgehendes, Gehörne haben. Bey den Zugochsen findet diese Regel noch mehr statt. Der Ochse, dessen Hörner wagerecht aus einander stehen, wird dem neben ihm ziehenden, wenn er eine Bewegung nach seinem eignen Leibe zu machen, und sich die Fliegen abwehren will, entweder das Auge ausstos-

stossen, oder ihn, wo nicht verwunden, doch durch sein Gegenfahren mit dem Horne an seine Seite zwingen, daß er aus seinem Geleise heraustreten muß. Ausserdem sieht auch nichts heßlicher als ein schlecht gehörnter Ochse aus. Er ist als eine Beschimpfung des Hofes und Gespannes gleichsam anzusehen. Man findet sogar Bauern, die, da sie Geschmack haben, einen schlecht gehörnten Ochsen theils bald verkaufen, theils aber, wenn sie Käufer sind, ihn nicht nehmen, wenn sie ihn schon wohlfeiler, als einen andern, haben können.

p) Der Ochse kann mit seinem Schwanze und Bewegungen der Füsse nicht so viel zur Abwehrung des stechenden Ungeziefers ausrichten, als solches von den Pferden geschiehet. Diese können mit ihren, sich mehr ausbreitenden und mehr beweglichen, Schwänzen sich eher und mehr den Rücken und Seiten vom Ungeziefer frey halten, auch durch starkes und geschwindes Stampfen mit den Füssen sich selbiges abhalten. Der Ochse leidet noch einmal so viel davon, und kann sodann leicht so wild werden, daß er im Wagen fürnehmlich durchgeht, und nicht eher stille steht, als bis er nicht weiter kommen kann. Auch ist nichts gefährlicher für den Knecht, der abspannen soll, als wenn die Ochsen voll Ungeziefers sind, und links und rechts mit den Hörnern blind und rasend umherfahren. Man legt ihnen zwar Decken von Leinwand auf, aber der Bauch, Füsse, Hals und Kopf bleiben blos.

Etwas Linderung verschafft man den Ochsen, wenn sie an sehr heissen und windstillen Tagen früh aus- und spate wieder angespannet werden, indem das Ungeziefer in den Früh- und Abend-

stunden weniger oder gar nicht umher flieget. Es leidet es aber die Folge dringender Arbeiten nicht allemal, daß man so viel Zeit den Ochsen Ruhe lassen könne. Dieserhalb hat man, ausser denen von dem Hr. von Pfeifer angepriesenen Mitteln, mancherley versuchet, um die Haut der Thiere wider das Ungeziefer zu sichern. Ich will noch zwey hinzuthun, die ich selbst noch nicht versucht, mir aber von andern angerühmet worden. Das erste ist der Wermuth, womit die Ochsen beriehen werden sollen. Der Saft davon, oder das Wasser, worin Wermuth gekocht worden, müßten doch bessere Wirkung thun, und es würde ein Pinsel dazu nöthig seyn, um das Bestreichen des Tages an den Orten zu wiederhohlen, wo die Witterung oder die Bitterkeit der Infusion vergangen seyn kann, und wo das Ungeziefer am meisten an- und auffällt. Von den Bienen ist es mir aus eigener Erfahrung bekannt, daß sie dem blossen unzerriebenen Wermuthe sogar schnell ausweichen, oder sich von dem Platze, wo sie sitzen, augenblicklich wegtreiben lassen. Das zweyte mir angerühmte Mittel ist das gemeine Flöhkraut, Pfersingkraut, Röttich, Röthschel, Persicaria maculosa offic. Da ich, wie oben gesagt, dieses Mittel nicht versucht, so wollte fast eher glauben, daß der Landwirth, der es mir angepriesen, solches wohl nicht den rechten Namen nach kennen mag. Es soll vielleicht das scharfe Flöhkraut, Wasserpfeffer oder brennender Röthschel, Persicaria acris, Polygonum hydropiper Linn. seyn. Jenes Kraut hat nur einen wenig säuerlichen und zusammenziehenden Geschmack; dieses aber einen solchen, der scharf und beissend ist, dieserhalb aber wohl das Ungeziefer von

der

der Thierhaut, die mit dem Safte der Pflanze bestrichen worden, zurückhalten kann. Sie wächst an nassen Oertern, in Morästen und Gräben, hat röthlichte oder gelbgrünlichte Stängel, schmale, lanzenförmige, auf beyden Seiten glatte kurzgestielte Blätter, und am Ende der Stängel und Zweige lange zarte Blumenähren mit purpurfärbigen Blümchen, wovon sie von den der Kräuterlehre Unkundigen am ersten erkannt werden kann.

6) Weniger, und in guter Cultur gehaltener Acker bringt mehr ein, als vieler, der nicht tüchtig bestellet werden kann.

Es war schon unter den Römern eine nicht unbekannte Sache, daß man beym Feldbau sich mässigen, und lieber wenigern, als zu vielen Acker zu bestellen unternehmen solle. Non dubium est, quin minus reddat laxus ager non bene cultus, quam angustus eximie. Col. lib. 1.

Wider diesen Grundsatz wird unter uns noch an unzählichen Orten gefehlet, da man nur nach der Menge von Ländereyen geizet, und denket; je mehr, je besser.

Man muß nicht glauben, daß wider diese Regel nur auf großen Güthern gefehlet werde, und daß daselbst zuvieler Acker gefunden, und wegen seiner Vielheit also nicht zum besten cultiviret werden könne. Nein! auch bey unzählichen Bauergüthern findet es sich, daß sie mehr Aecker haben, als die Wirthe wohl bestellen können. Und bey diesen kann man hin und wider sich aus dem Augenschein zur Stelle überführen, daß zu vieler Acker mehr schädlich, als nützlich sey. Denn man siehet z. B. an einem und eben dem-

demselben Orte, daß einige Bauern 4—6, andere aber nur 2 Hufen unter dem Pfluge haben. Die Aecker dieser letztern werden aber weit besser in Cultur gehalten, als die der andern, und tragen daher ungleich besser zu.

a) Man kann auf mehr denn einerley Weise die Vielheit der Aecker vermindern, indem man sie theils zur Weide, oder zu solchen Plätzen nützlicher anwendet, die zur Aufnahme und Verbesserung der Viehzucht mit Futterkräutern und Futtergräsern bestellet, theils aber sie zum Holzaufschlag, oder zur Anlegung einer neuen Colonie widmet, so wie es die besondere Lage, und der größte davon zu hoffende Vortheil eines Guthes, oder Orts, mit sich bringen können.

b) Wenn man sehr entlegene Aecker hat, so werden sie, blos allein schon um ihrer Entlegenheit willen, theils schlechter, theils mühsamer bestellet, wenn sie ihrer innern Güte nach schon nicht die allerschlechtesten sind. Fehlt es nun dem Guthe nicht an hinlänglicher Weide und Wiesewachs, oder künstlichen Wiesen, so thut man am besten, diese entferntesten Aecker zum Aufbau zu bestimmen, und, durch Anlegung einer neuen Colonie, sich entweder mehr und wohlfeiler, zum lebhaftern Betriebe der Wirthschaft, Arbeitsleute zu verschaffen, oder mittelst eines proportionirlichen Erbzinses, oder Miethe, seine Grundstücken höher als bisher zu nutzen, so wie davon oben ein Beyspiel von den Graf Podewilsischen Güthern beygebracht worden.

c) Vielmals sind die entferntesten Aecker noch nicht die schlechtesten des Orts, und man bestimmet nicht gern in der Mitte seines Ackerfeldes einen Platz zu einer Colonie, weil man sein Feld so-

dann

dann unsichrer macht, und das Bestehlen desselben weniger abhalten kann, als wenn eine solche am äussersten Ende des Ackerfeldes angeleget ist; man kann aber eben nicht in der Nothwendigkeit sich befinden, auf mehr Weide- und Wiesenplätze zu denken, da es denn am gerathetensten seyn wird, den zu missenden Theil des Feldes zum Holzaufschlag liegen zu lassen.

d) Hat man Plätze auf dem Felde, die aus Sand bestehen, so muß man solche um desto lieber mit Holz besaamen, je weniger dergleichen Sand, als Acker benutzet, einträgt, und je mehr man es übersehen kann, daß das Holz von Jahr zu Jahren theurer werden müsse. Man richtet sich in der Wahl des Holzes nach der innern Beschaffenheit des Sandes. Ist derselbe kalter Art, so wird die Birke darauf am besten fortkommen. Ist er aber hitzig, so haben die Kiefern darauf ein bessers Gedeyhen. Hat aber der Sand unter sich gute Erde, so werden Eichen und allerley Laubholz darauf angebauet werden können.

e) Daß Plätze von nur beschriebener Beschaffenheit mit mehrern Nutzen zur Holzanzucht, als zum Ackerbau an und vor sich selbst angewendet werden können, hiervon wird im Lehrbegriff sämmtl. Oekon. und Cameralwissenschaften ein Beweis geführet, wider welchen, meiner Meynung nach, gar nichts eingewendet werden kann. Man lieset ihn Th. I. B. I. §. 600 also: Wenn wir annehmen, daß ein hitziger und trockener, niemals gedüngter Sand, alle 6 Jahre mit Roggen, Haber oder Buchweitzen (dieser letztere darf eigentlich nur in einem kalten Sandboden gesäet werden, wenn etwas daraus werden soll) besäet wer-

werde, so hat man in 120 Jahren, 20 Aerndten zu hoffen. Gesetzt also, unser anzubauendes Erdreich bestehe aus einem Morgen zu 400 Quadratruthen, und könne Roggen tragen, bringe gemeiniglich das zweyte Korn, und erfordere 120 Pfund Roggen zur Saat. (Nach Preussischem Kornmaaße also 1½ Schffl. wiewohl man auf eine dergleichen angegebene Ackerfläche schlechten Sandes zur Ungebühr meistens wohl ein Drittheil mehr auszustreuen pflegt.) Lasset uns ferner rechnen, daß das Stroh, Kaff oder Spreu, und die geringe Hüthung, die Bestellungskosten bezahlen, und wir folglich ein Korn, oder 120 Pfund Roggen, bey jeder Aerndte, folglich nach Abzug der Aerndte- und Dröscherkosten, 2 Gulden erübrigten; so hätte der Staat, bey ausbleibendem Mißwachse, (diesem sind aber dergleichen Aecker in trockenen Jahren allemal unausbleiblich unterworfen, des Frostes und der Sturmwinde hiebey nicht zu gedenken) in 120 Jahren, 2400 Pfund, (5 Scheffel) mithin in jedem Jahre 20 Pfund (¼ Scheffel) Roggen; der Eigenthümer aber an baarem Gelde 40 Gulden gewonnen, also die Nutzung seiner 400 Quadratruthen Ackers jährlich auf 20 Kreutzer gebracht. (Wenn dieses nach Preussischem Kornmaaße, und nach dem allerhöchsten, seit vielen Jahren gangbaren, Roggenpreise, der Scheffel zu 1 Thl. genommen wird, so betrüge der jährliche Gewinnst des Eigenthümers 6 gr.

Wenn dagegen dieser Morgen Landes mit Kiefernsaamen bestreuet, und in 120 Jahren zweymal abgeholzet würde, so kann man annehmen, daß bey dreymaliger Abholzung erfolgen:

1) An

1) Am Klafterholz, 75 Klafter, die nach Abzug der Unkosten, und in Rücksicht auf die mindere Güte des Holzes gegen das Büchene, betragen können, für die Klafter 3 Gulden, also für 75 Klaffter, 225 fl.

2) Am Zackenholz, Stangen- und Stammholz (Stubben) ohngefehr für 50 fl. Summa 275 fl.

Wären also von dergleichen Morgen in zwey Hauungen, oder in 120 Jahren, zu hoffen 550 fl.

Lasset uns für die Bereitung des Holzlandes und den Saamen abrechnen 50 fl. so bleibt der Gewinnst, 500 fl.

Der Gewinnst beym Getreydebau bestand in eben so einer langen Reihe von Jahren aus 40 fl.

Folglich findet sich beym Holzbau, ein Ueberschuß, für den Eigenthümer, von 460 fl. —

Nähme man aber nur einen Ueberschuß von der nur berechneten Hälfte an, da man doch nach der verschiedenen Größe und Preise der Holzklaftern in verschiedenen Ländern wohl an die 500 fl. wird heraufkommen, noch höher aber, wenn man den, nach jedem Decennium immer mehr zunehmenden Holzpreis zum Grunde legt; so sieht man sehr wohl ein, daß ein Staat es wollen und befehlen könne, daß wenigstens die Bauern, von Jahren zu Jahren Holz ansäen, indem nicht nur ihre Nachkommen, sondern sie selbst auch schon gegenwärtig gebessert werden, wenn sie jährlich ein Paar Groschen an ihren Ackerhölzern, weil sie nicht mehr beackert werden, verlichren, dagegen aber eben so viel und mehr Thaler gewinnen, indem sie ihre übrige nun verminderte Aecker besser bestellen, und hiemit höher nutzen können.

7) Namen und Eintheilungen der Ackerfelder.

Die zu beackernde Felder werden verschiedentlich benennet, und bekommen ihre Namen von den mancherley Eintheilungen, die bereits irgendswo eingeführet sind, oder etwa noch eingeführet werden können.

Diejenigen Felder, welche in drey, vier und mehrere Theile so abgesondert sind, daß besondere Bestellungsarten nebst ihren besondern Feldfrüchten, sodann aber eine gänzliche Ruhe oder sogenannte Braache in einer stäten Ordnung auf einander folgen, nennet man **Artfelder**; **Jahr-** oder **Wechselfelder** aber diejenigen, welche unaufhörlich, ohne Ruhe oder Braache, gebauet und mit Winter- und Sommerfrüchten wechselsweise bestellet werden. Es sind jedoch Gegenden, in welchen man unter Wechselfeldern nur allein die Artfelder verstehet, weil das Tragen der Feldfrüchte und ihr Nichttragen oder Braacheliegen in beständiger gewisser Ordnung auf einander folgen. Hier heissen sodann die anderswo sogenannten Wechselfelder nur allein Jahrfelder.

In den Jahrfeldern, welche mit Winter- und Sommergetreyde abwechseln, nennet man das Feld, welches Winterfrüchte trägt, das **Winterfeld**, das Feld aber, welches mit Sommerfrüchten bestellet ist, das **Sommerfeld**.

Sind die Aecker in drey Theile abgesondert, so hat man hieselbst, neben dem Winter- und Sommerfelde, die **Braache**, welche an den meisten Oertern aber nicht ganz in Ruhe, oder ungebauet, gelassen, sondern mit mancherley Sommerfrüchten, als Hülsenfrüchten, Flachs, Toback, Erdäpfeln, u. s. f. bestellet wird. Man nennet dieses auch Sömmern oder in die **Sömmerung** säen.

Win-

Winterfrüchte, oder **Wintergetreyde**, sind diejenigen Früchte, welche im Herbste ausgesäet werden, und, nach vergangenem Winter, im drauf folgenden Sommer erst reif werden. Diese sind nun, Waizen, Dinkel, Roggen, Wintergerste, Raps und Rübsen. **Sommerfrüchte**, oder **Sommergetreyde**, sind, Gerste, Haber, Erbsen, Wicken, Linsen, Hirse, Flachs, Mohn, Bohnen u. s. f. Diese werden im Frühjahre gesäet, und kommen im gleich drauf folgenden Sommer zur Reife. Kürzer; was auf den Aeckern vor Winters gesäet wird, heißt **Wintergetreyde**, was nach dem Winter, im nächsten Frühjahre gesäet wird, **Sommergetreyde**.

Wo mehr als drey Arten im Ackerbaue üblich sind, da findet man auch auf den Aeckern, die unmittelbar zuvor eine gewisse Art von Winterfrüchten getragen, wieder andere Arten von Winterfrüchten, wie solches bald gezeiget werden soll.

Es läßt sich nicht so gerade zu behaupten, wie von manchen klassischen Schriftstellern geschiehet, daß die Eintheilung der Felder in so und so viel Arten die beste sey, da man, wo man in der Gemeinheit leben muß, die eingeführte Ordnung theils nicht nach Gefallen ändern kann, theils aber die Hinlänglichkeit des Düngers und der, für das zu haltende Vieh benöthigten, Weide in Betracht ziehen muß.

Im Hannöv. Hausvater Th. I. S. 178. wird so gelehret:

Die beste Einrichtung für mageres kaltes Land, wie in diesen Gegenden das meiste ist, scheint zu seyn, wenn man man die Aecker in drey Felder theilet, indem man sodann alle Jahr ein Drittel des Ackers mit Winterfrucht bestellet. —

Man weiß jedennoch viele Gegenden, welche warmes, nicht eben mageres, Land haben, sondern solches, dessen Hälfte sogar mit Waizen bestellet wird, und es in drey Felder abgetheilt haben, auch das Winterfeld alle Jahr düngen, es sey nun daß solches in, oder ohne eine Sömmerung, geschehe.

Eckhart lehret in seiner Experimentalökonomie S. 6. f. also: An vielen Orten wird der Ackerbau in vier Arten, an einigen in drey, ja wohl an einigen gar in fünf bis sechs Arten eingetheilet, das ist, wo alle vier oder drey Jahre gedünget wird. — Aus einer langwierigen Erfahrung, heißt es weiter, nachdem Sachsen, Brandenburg, Magdeburg, Halberstadt und Braunschweig zum Muster angepriesen worden, hat es sich ergeben, daß **vier Arten** den meisten Nutzen bringen. —

So wenig aber die Eintheilung der Aecker in vier Arten durchgängig in nur belobten Ländern angetroffen wird, so wenig muß man sie so schlechthin als die beste anrühmen. Ueberhaupt davon zu urtheilen, müßte man nur gedachte Eintheilung allenfalls nur für einen guten starken Boden annehmen, der an und für sich selbst so viel Fruchtbarkeit enthält, daß er durch ein öfteres Bemisten übertrieben, und ein allzu geiler Wuchs der Feldfrüchte dadurch veranlasset werden könnte. Dagegen geht **Eckhart** zu weit, und eignet ausser dem Mittelboden sogar noch einem schlechten Boden die nämliche Eintheilung zu, wie in der Folge bemerket werden soll.

Um aber angehenden Wirthen die Folge der Arten vor Augen zu stellen, werden ihnen folgende Tabellen vorgelegt.

Drey-

Dreyartiges Ackerfeld.

1783.

a.	b.	c.
Sömmerung.	Waizen.	Gerste.
Braache.	Roggen.	Haber.

1784.

b.	c.	a.
Waizen.	Gerste.	Braache.
Roggen.	Haber.	Sömmerung.

1785.

c.	a.	b.
Gerste.	Braache.	Waizen.
Haber.	Sömmerung.	Roggen.

1786.

Braache.	Waizen.	Gerste.
Sömmerung.	Roggen	Haber.

1787.

Waizen.	Gerste.	Sömmerung.
Roggen.	Haber.	Braache.

1788.

Gerste.	Sömmerung	Waizen.
Haber.	Braache.	Korn.

Diese Tabellen weisen nun die Folge dreyer Arten oder Feldereintheilungen.

Und da bey dieser dreyartigen Feldeintheilung Winterfeld, Sommmerfeld und Braache unter einander abwechseln, so sieht man, daß das Winterfeld b. z. E. des Jahres 1783, im Jahre 1784 da seyn werde, wo daselbst im ersten Fache b. steht. Das Sommerfeld c. von 1783 ist im Jahre darauf, nämlich 1784, da, wo c. über dem mittelsten Fache stehet. Und so geht es immer weiter, daß man also die Folge auf viele künftige Jahre übersehen, und seine Maaßregeln darnach machen kann. Selten sind die Felder eines Orts immer von gleicher Stärke und Güte, daher sie theils mehr Aussaat, Dünger und Arbeit, als ein anders nämlichen Orts erfordern, worauf man lange zuvor Speculation machen kann und muß. Weiß ich z. B. daß das Feld c. wegen seiner mindern Güte, theils wenigern Ertrag giebt, theils eher dem Mißwachse von Dürre oder Näsſe unterworfen ist, so muß ich mich darauf gefaßt halten, und mit meinen Korn- und Futtervorräthen mich so einrichten, daß ich aus dem vorhergehenden Jahre her was in Reserve behalte, und hiemit den etwanigen Ausfall ersetze.

Es sind nur die gewöhnlichsten Feldfrüchte angesetzet worden, weßhalb der Leser sich die übrigen, die im Winter- und Sommerfelde, außer den in den Tabellen benannten, erbauet werden können, hinzudenken muß.

Das Fach der Braache ist bald an und für sich selbst Braache, bald Sömmerung, das heißt; es wird ein Theil, oder die Hälfte, der Braache mit Sommerfrüchten, als Erbsen, Wicken, Flachs, Hirse u. s. f. bestellet. In dieser Sömmerung muß nun auch eine Folge ordentlich statt finden, dergestalt, daß z. E. die Hälfte der Braache, die 1783 gesömmert war, nach 3 Jahren, also 1786 seyn wird, nur nicht Sömmerung abermals, sondern Braache an

und

und für sich sey. So sieht man dieses aus dem Schema 1783, und dem von 1786. Da nun zu solcher Abwechselung sechs Jahre gehören, ehe man mit der Sömmerung herumkömmt, so geben die vorstehenden Tabellen davon die Uebersicht.

Vierartiges Ackerfeld.

1783.

Sömmerung.	Waizen.	Roggen.	Gerste.
Braache.	Roggen.	Gerste.	Haber.

1784.

Waizen.	Roggen.	Gerste.	Sömmerung.
Roggen	Gerste.	Haber.	Braache.

1785.

Roggen.	Gerste.	Sömmerung.	Waizen.
Gerste.	Haber.	Braache.	Roggen.

1786.

Gerste.	Sömmerung.	Waizen.	Roggen.
Haber.	Braache.	Roggen.	Gerste.

1787.

Sömmerung.	Waizen.	Roggen.	Gerste.
Braache.	Roggen.	Gerste.	Haber.

1788.

Waizen.	Roggen.	Gerste.	Braache.
Roggen.	Gerste.	Haber.	Sömmerung.

1789.

Roggen	Gerste.	Braache.	Waizen.
Gerste.	Haber.	Sömerung.	Roggen.

1790.

Gerste.	Braache.	Waizen.	Roggen.
Haber.	Sömerung.	Roggen	Gerste.

In diesen Tabellen sind die gewöhnlichsten Kornarten gleichfalls nur aufgeführet worden, da man z. B. unter dem Wintergetreyde auch noch Dinkel, Raps und Rübesaat, auch wohl Wintergerste mit verstehen muß, wo solche gebauet werden. Mit den Sommerfrüchten ist es eben so.

Man verfähret aber in vierartigen Feldern mit Abwechselung der Früchte unter einander vieler Orten nicht nach einem und eben demselben Fuße; nur vermeidet man gern, nicht unmittelbar auf einander gleiche Winter- und Sommerfrüchte, als Roggen auf Roggen, Gerste auf Gerste u. s. f. folgen zu lassen, indem hiervon meistens schlechtere Aerndten zu erfolgen pflegen. Wenigstens muß solches nur höchst selten, oder im Nothfalle, geschehen. Ich will daher Tabellen aus dem Eckhart hersetzen, welche vielen noch ietzt zum Muster dienen, wie die Früchte in den Arten auf einander folgen.

Star-

Starker Boden.			
1te Art.	2te Art.	3te Art.	4te Art.
W.	Roggen.	Gerste.	in Mist.
Rübsaat.	Roggen.	Gerste.	
Raps.	Roggen.	Gerste.	Erbsen.
Waizen.	Gerste.	Erbsen.	Linsen.
Roggen.	Gerste.	Haber.	Wicken.
Toback.	Sommerwaizen.	Wicken.	Kraut, oder
Dinkel.		Linsen.	Weiskohl.
		Bohnen.	Rüben.
			Hanf.
			Hirse.
			Ertüffeln.
			Bohnen.

Um diese Tabelle desto beser zu verstehen, muß man noch zuvor wissen, was das heisse, in die erste, zweyte Art u. s. f. säen, welches die wenigsten Landwirthe in solchen Gegenden verstehen, wo keine viertartige Felder sind, und wo man gemeiniglich nur saget, diese oder jene Frucht sey im frischen Miste, oder nach der gedüngten Sömmerung, gesäet worden.

Eckharts Unterricht hiervon wird erst S. 8 hierüber deutlich, da er vorhin zu weitschweifig davon geredet.

In der **ersten Art** wird der Acker, der zuvor Braache gewesen, so bearbeitet und gedünget, daß er drey Jahre hinter einander mit abgewechselten Früchten bestellet werden kann.

Die **andre Art** ist, da der Acker einmal getragen, und nun zum zweytenmal besäet wird. Dieses heißt in die zweyte Art säen.

Die dritte Art ist ein Acker, der schon zwey Jahre Früchte getragen, und nun die dritte Frucht bringen soll. Hier säet man also in die dritte Art.

Die vierte Art ist das Braachfeld, wovon, wie bereits oben gesagt worden, ein Theil, oder die Hälfte, gemistet und mit allerley Früchten nach vorhergehender Tabelle bestellet wird. In so weit nun dieses mit der Braache geschiehet, heißt es, wie auch schon gelehret worden, die Sömmerung. Was aber von der Braache nicht gesömmert wird, solches muß durch drey- bis viermaliges Pflügen und starkes Düngen zum Tragen der Winterfrüchte vorbereitet werden.

Nun zur Tabelle. Hier findet man den Toback in der ersten Art, unter die Winterfrüchte. Er ist keine Winterfrucht, verlangt aber recht gutes stark gedüngtes Land. Er kann in gutem Boden, der noch in der Besserung ist, auch gut fortkommen. Man lasse es sich aber zur Hauptregel dienen, daß der Toback, der so oft von frühzeitigen Frösten überfallen und verdorben wird, wenn er in frischem Miste stehet, dem Froste eher widerstehet, und von ihm am wenigsten beschädiget wird. Sonst wird der Toback am liebsten in der Sömmerung gesäet, wodurch der Acker sehr geschickt wird, unmittelbar darauf guten Waizen oder Roggen zu tragen. Man sieht in der zweyten Columne, daß dreymal auf einander Roggen angesetzet worden. Er wird besser nach Rübsaat und Raps, als nach Waizen, gedeihen, Gerste besser nach Waizen und Roggen, als Sommerwaizen nach Dinkel, welcher eine zu gleichartige Frucht des Waizens ist. Dem Dinkel wäre Sommerrübsen besser nachzuordnen gewesen.

In der dritten Columne folgen Schotengewächse gedeihlicher auf Gerste, als der Haber, welcher der Gerste sich ungleich mehr nähert. Je weiter die Feldfrüch-

früchte in der Aehnlichkeit von einander entfernet sind, desto gedeihlicher werden sie in der unmittelbaren Folge auf einander abgewechselt. Ein nie zu vergessendes Axiom!

Die vierte Columne zeiget die Sömmerung, bey welcher diejenigen unter den benannten Feldfrüchten erwählet werden, welche nach der Erfahrung jeder Gegend die besten sind.

Es kann in starkem Boden geschehen, daß, da der Acker, besage der Tabelle, nur alle vier Jahre einmal so düchtig gedünget werden soll, daß es bey den, auf die erste Art folgenden, Trachten gar nicht mehr nöthig ist, die Erbsen, Wicken und Linsen davon zu sehr ins Stroh wachsen, umfallen, und faulen; da man denn, statt ihrer, solche Gewächse nehmen muß, die nicht umfallen können, als Kraut, Rüben, Hanf, Pferdebohnen, Ertüffeln u. s. f. Hirse wird niemals gut in starkem Boden gerathen. Lieber Mohn, welcher nebst dem Leine und manchen Handelskräutern in der Tabelle ausgelassen ist.

Mittelboden nach dem Eckhart.

1te Art.	2te Art.	3te Art.	4te Art
W.	Winterroggen.	Haber.	in
Rübsaat.	Hirse.	Gerste.	Mist.
Winterroggen.	Gerste.	Buchwaizen.	Erbsen.
Sommerroggen.	Erbsen.	Erbsen.	Linsen.
Sommerwaizen.	Wicken.	Wicken.	Wicken
Toback.	Linsen.	Hanf.	Rüben.
Gerste.	Toback.		Kraut.
Hirse.	Leinsaat.		
Sommerrübsaat.	Bohnen.		

Für einen Mittelboden ist die vierartige Einrichtung der Felder nicht völlig die beste, und die dreyartige vorzuziehen, da man im Winterfelde gar keine Sommerfrüchte hat. Wo aber jene vorhanden, und davon nicht abzukommen ist, da muß man obstehende Tabelle, wie bey der vorhergehenden schon erinnert worden, in der Maaße befolgen, daß keine Feldfrucht einer und eben derselben Art zweymal hinter einander auf dem Acker gesäet werde. Da nun besage dieser Tabelle in der zweyten Art Winterroggen stehet, so müßte selbiger nicht auf den Roggen der ersten Art folgen; auch nicht auf Sommerroggen und Sommerwaizen, ausser im Nothfalle. Er würde also auf folgende Früchte der ersten Columne mit Vortheil folgen; Lein, Toback, Hirse, Sommerrübsaat.

Wo Sommerwaizen wachsen soll, da könnte besser Winterwaizen stehen, wenn besonders Toback vorhergegangen, ingleichen Lein, wenn selbiger in Mist gekommen, und der Acker dazu gegraben worden. Auch Ertüffeln, falls sie in der 4ten Art und in Mist, also in der Sömmerung gewesen, können vortheilhaft mit Winterwaizen abgewechselt werden. Ein gleiches hat man vom Kraute, oder weissen Kohle, der in der vierten Art gestanden, zu erwarten.

In vielen Gegenden, die man im Mittelboden krautartig nennet, weil die Unkräuter allerley Art darin zu Hause gehören, und sehr wuchern, säet man ungern Sommerwaizen und Sommerroggen, indem sie, wie der gemeine Mann sagt, das Land zu sehr auszehren. Dieses kömmt aber daher, daß sie unter und neben sich die mancherley Arten vom Unkraut, als Windhalm, Kamillen, Hederich u. dergl. nicht verbüschen, welches mehr von Hülsenfrüchten geschiehet.

Es

Es sind auch Gegenden im Mittelboden, die den Ueberschwemmungen des Winters sehr ausgesetzt sind, und daher lieber Sommerroggen und Sommerwaizen als Winterfrucht säen. Da sie aber entweder Hülsenfrüchte in der Sömmerung oder Lein, bey dessen Jäten das Land vom Unkraute sehr befreyet wird, vorhergehen lassen, so ist der Anbau vorgedachter Sommergetreydearten daselbst minder unvortheilhaft. Mit mehrerm Nutzen wird der Sommerroggen im Sande, der nicht zum Unkraute geneigt ist, im frischen Miste gesäet, welcher desto besser geräth, je früher im Jahre die Aussaat, im März, oder bey offenem Wetter, schon im Hornung, unternommen wird. Diese Saat gelinget sogar daselbst, wenn Winterroggen vorhergegangen, aber nur der Acker, der zuvor nicht gestoppelt oder gestürzet worden, frisch gemistet, und solcher Sommerroggen nur einfährig bestellet wird.

Die Leinsaat in der zweyten Art scheint für die wenigsten Länder zu passen, in denen die Flachsäcker gegraben und folglich auch gedünget werden müssen, so wie es bey mir in einem Umfange von mehr als vier Meilen geschehen muß. Es wird daher das Leinland am besten, zur Verbesserung obiger Tabelle, in die vierte Art zu bringen seyn. Bey mir ist dreyartiges Feld, welches, als Moorland, zugleich krautartig ist. Wenn der Waizenacker nicht mehr gut tragen will, so ist eine Leinsaat für ihn das zuverlässigste Verbesserungsmittel, weil 1) dazu stark gedünget; 2) das Leinland gegraben und gewietet oder gejätet wird. Hierauf erwächset der allerbeste Waizen, und im folgenden Jahre die beste große Gerste, beydes ohne Mist. Ja noch im vierten und fünften Jahre darauf beweiset noch vorgedachte Leinsaat ihre gute Würkung bey der Waizen- und Gerstensaat, so, daß man dergleichen Ackerstücke vor andern immer noch

vor-

voraus kennen kann, indem sie bessern Waizen und Gerste erwachsen lassen, als da, wo in längerer Zeit keine Leinsaat hingekommen. Man hat hieselbst so gar den gerühmten Nutzen auch dann zu hoffen, wenn schon der Lein im Sommerfelde gewesen, und darauf der Acker in der Braache zur Weide des Viehes in Ruhe gelegen.

Mit der Hirse hat es hieselbst gleiche Bewandniß. Sie wird in der Braache, oder im Sommerfelde im besten Roggenlande gesäet, dazu gemistet, und das Land gegraben, worauf der beste Roggen, und sodann Haber, in eben der Maaße, als zuvor vom Waizen und Gerste gesagt worden, erfolgen. Daß aber in der Tabelle sich Hirse in der zweyten Art befindet, ist nicht bey vierartigen Feldern ohne höchste Noth nachzuahmen, indem diese Feldfrucht, wenn schon dazu der Acker nicht gegraben, sondern nur gepflüget wird, viel Mühe erfordert. Sie muß, wenn was rechtes daraus werden soll, doch zweymal gejätet werden, worzu an den meisten Oertern die Zeit fehlen würde, da die Tabelle dahin zu zielen scheint, daß recht viel gesäet werden solle, weil sie in zwey Arten angesetzet worden. Es wird daher, wie bey dreyartigen Feldern, am gerathensten seyn, die Hirse im Sommerfelde, oder in der Sömmerung, also nach dieser Tabelle, in der dritten und vierten Art, zu säen, um hierauf recht guten Roggen zu erbauen.

Die Ertüffeln fehlen in der ganzen Tabelle, und gerathen doch im Mittelboden besser, als im starken. Sie müßten also hier in der vierten Art eingeschaltet werden, weil sehr guter Roggen oder Waizen darauf erfolget, indem das Ertüffelland von wegen des Hackens sehr durchgearbeitet, auch zugleich damit vom Unkraut befreyet wird.

Wenn

Wenn Bohnen, und die man gemeiniglich Pferdebohnen nennet, weil sie nicht zur Menschenspeise, sondern zum Viehfutter, besonders für die Pferde gebraucht werden, in krautartigen Aeckern gesäet werden, so werden diese davon auf viele Jahre verdorben; es wäre denn, daß man sie ausjäten, oder behacken, und hiemit vom Unkraute befreyen wollte. Wenn Wicken darunter gesäet werden, so wird das Unkraut mehr zurückgehalten oder unterdrückt; es ist aber das Trocknen dieser Mengefrucht sehr mißlich, indem die Bohnen, wegen ihrer dicken Stängel ungleich länger zum Trocknen auf dem Schwad liegen müssen, wovon die untergemengten Wicken in nasser Witterung entweder ihre Blätter, als den besten Theil des Futters nach den Körnern, verlieren, oder verfaulen, oder die Körner aus den aufspringenden Schoten können auslaufen lassen.

Der Hanf, der in der Tabelle in der dritten Art stehet, würde besser in die vierte Art geordnet, weil auf den Hanfacker, der gemeiniglich fünf- bis achtmal gepflüget wird, der beste Waizen erwachsen kann. So gehöret auch der Hanf unter die Feldfrüchte, der recht vielen Mist vertragen kann, ohne davon sich umzulegen. Er kann daher bey solcher Einrichtung, worauf sich die Tabelle beziehet, in der Sömmerung wohl da den Hülsenfrüchten vorzuziehen seyn, wo sie nur ins Stroh, aber nicht in die Körner, wachsen, wenn das Land nur alle vier Jahr gemistet werden soll, und selbige, nach der Tabelle, im Miste doch stehen sollten.

Der Mohn hätte in dieser Tabelle in der vierten Art einen Platz verdienet, weil er im Mittelboden sehr gut zu gerathen pflegt.

Leich-

Leichter Boden.			
1te Art.	2te Art.	3te Art.	4te Art.
Roggen.	Hirse.	Haber.	
Toback.	Haber.	Heydekorn.	
Hirse.	Heydekorn.		
Sommerrübsaat.	Lein.		
Gerste.	Ertüffeln.		
Erbsen.			
Kraut.			

Kann man die vierartige Ackereintheilung im Mittelboden allenfalls noch gelten lassen, so ist doch die im leichten Boden auf keinerley Weise zu rechtfertigen, und sie müßte, wo sie obwaltet, schlechterdings auf eine dreyartige zurückgeführet werden. Wo aber lokalische Umstände solches erschweren, und dabey geblieben werden soll, so müßten doch die zu erbauende Fruchtarten anders und besser geordnet werden.

Wenn, wie es die Tabelle mit sich bringet, der Acker nicht so schlecht ist, daß er einer sechs- bis neunjährigen Ruhe bedarf, um darauf wieder Roggen erbauen zu können, so könnte den, an diese vierartige Eintheilung gebunderen, Oertern, oder Gegenden, in Absicht der Braache so geholfen werden, daß sie solche nicht in einem einzigen Felde, sondern in zwey Feldern, anlegten, und hiemit eine Sömmerung erhielten, ohne im Grunde von der Quantität der Huthweide auf der Braache eine einzige Quadratruthe zu verlieren. Denn was sie zur Sömmerung aus dem vierten Felde nach der Tabelle abgeben, das bekommen sie aus dem dritten Felde, oder der dritten Abtheilung wieder. Ja, da die Felder gemeiniglich selten einer-

ley

ley Güte sind, so könnten sie zur Braache, und Huthweide auf derselben, was aus der zweyten Art, oder zweyten Abtheilung, noch in der Maaße so viel dazu nehmen, daß sie, wenn die Morgenzahl aus den drey Abtheilungen zusammen genommen wird, immer so viel Braache zu behüthen haben, als sie bisher nur allein in der vierten Abtheilung gehabt haben. Wir wollen aber nur bey der ersten Verbesserung dieser vierartigen Ackereintheilung bestehen bleiben, und hiervon folgende Tabellen darstellen, worin die Abwechselung der Kornfrüchte aufs schicklichste geordnet ist.

1783.	1784.	1785.	1786.
Sömerung.	Sömerung.	Roggen.	Gerste.
Braache.	Braache.	Roggen.	Haber.

1788.	1790.	1791.	1792.
Braache.	Braache.	Roggen.	Gerste.
Sömerung.	Sömerung.	Roggen.	Haber.

1793.	1794.	1795.	1796.
Sömerung.	Sömerung.	Roggen.	Gerste.
Braache	Braache.	Roggen.	Haber.

Aus dieser Tabelle sieht man nun, wie die Sömmerungen in der Braache so folgen, daß die Theile, oder die Hälften der Braache, die in den Jahren 1783 und 84 gesömmert worden, in den Jahren 1788 und 90, von den andern Theilen oder Hälften der Braache zur Sömmerung abgelöset werden, in den Jahren 1793 und 94 aber ihre erste Bestimmung wieder erlangen.

Zur

Zur Sömmerung würde nun aus bereits oben angeführten Gründen zu nehmen seyn, Lein, Hirse, Ertüffeln, Kraut, Erbsen, Wicken, Linsen, Sommerrübsen, Toback, Hanf. Denn wo Lein wächset, da muß auch Hanf wachsen. In einem Boden aber, auf welchem Toback wächset, da kann auch Winterrübsen in der ersten Art erbauet werden. Hieraus entstünde nun folgende Tabelle.

Leichter Boden.

1te Art.	2te Art.	3te Art.	4te Art.
Winter-roggen.	Sommer-roggen.	Haber.	Lein.
		Heydek.	Hirse.
Winter-rübsen.	Gerste.	Sommer-roggen.	Toback.
	Sommer-rübsen.		Kraut.
			Hülsenfrüchte.
			Hanf.

Die Leser müssen sich hier nicht wundern, daß in diesen Tabellen dem Klee, oder künstlichen Gräsern, kein Platz angewiesen worden. Es wird hiervon an seinem Orte ausführlich geredet werden, indem man bisher nur einzig und allein den Unterricht von den unter uns gewöhnlichsten Feldeintheilungen, nebst den davon entstehenden Benennungen, geben wollen. Und wenn dabey die beschriebenen Feldeintheilungen beurtheilet, und in Ansehung der abzuwechselnden Früchte hauptsächlich berichtet worden, so hat man seine Absicht auf angehende unerfahrne Landwirthe fürnehmlich gehabt, damit sie theils ihre bisherige Behandlungsarten des Ackers darnach prüfen oder abändern, theils, wenn sie Nachahmer dieser oder jener Ackerart, wenn sie davon hören, oder solche sehen,

seyn

seyn wollen, das beste herausnehmen, und bey sich anwenden mögen.

So habe ich auch meine Meynung über die Beybehaltung oder Abschaffung der Braache noch nicht gesagt, da manche Schriftsteller vom Ansehen auf die Abschaffung derselben dringen.

Daß die Braache, ohne auf ihre Nothwendigkeit zur Huthweide zu sehen, nach der mehrern oder geringern Bedürfniß des Bodens zur Hervorbringung besserer Winterfrüchte geschickt sey, solches erhellet theils aus ihrem durchgängigen Daseyn von Alters her, theils daraus, daß man ihr nur die Erzeugung der Winterfrüchte bisher meistens allein anvertrauet, als welche besser in geruheten, als ungeruheten, Feldern zu gerathen pflegen, es sey denn, daß man letztern durch eine besondere Cultur, wenn der Boden solche verstattet, und wovon hernach die Rede seyn wird, zu Hülfe komme.

Einer der ältesten Naturkundiger hat schon den Nutzen der Braachen beobachtet, und davon gesagt: Arva alternis annis cessare cupiunt. Plin.

Wenn die Braachen, nach oben beygebrachten Tabellen, besonders nach der allerletzten, stark und so gesömmert werden, daß nur immer in vierartigen Feldern, die zwey letztern, oder das dritte und vierte Feld, jedes zur Hälfte, oder in solchen Theilen zur Braache ausgewählet, und die besten Theile davon zur Sömmerung, die schlechtern aber zur Ruhe, oder Grastragen bestimmet werden, so kann man mit einer solchen Einrichtung alles ausrichten, was berühmte Schriftsteller zur Verbesserung und Aufnahme des Ackerbaues gewünschet.

Man kann überhaupt in Ansehung aller und jeder Aecker auch nach eingeführten Culturen, nach dem Rathe derjenigen, die auf die gänzliche Abschaffung

der Braachen dringen, nicht so gerade zu sagen, daß die niemals braachliegenden Aecker mehr einbrächten, als die andern. Bey mir und in einem Umfange von 4 Meilen ist die mehr, als hundertjährige Erfahrung gänzlich dawider. Denn neben dem, was in meiner Nachbarschaft auch so ist, will ich nur von dem dreyartigen Felde meines Wohnorts den Beweis hernehmen. Ausser dem dreyartigen Felde haben wir auf beyden Seiten des Dorfs, ganz nahe, zwey Ackerschläge, die Jahrfelder, oder solche sind, die Jahr für Jahr ohne Ruhe bearbeitet und besäet werden. In diesen Schlägen wird, wie in dem Artfelde, mit allerley Feldfrüchten, als Lein, Mohn, Ertüffeln, Erbsen, Wicken, Linsen u. s. f. abgewechselt, und jedesmal zu jeder Frucht, ausser nur nicht, wenn Lein und Ertüffeln, wozu auch gedünget, neben dem auch das Land gegraben worden, vorangegangen, gedünget. Wenn wir aber nach der ökonomischen Umwechselung der Früchte wieder an den Waizen, und Gerste darauf, kommen, so haben wir, nach Proportion der Aussaat doch weniger Mandeln, als auf dem unmittelbar daran stossenden Artfelde von gleicher innerer Güte. Den meisten Ausfall aber haben wir in Ansehung des Scheffelns oder Schüttens der Körner von den Mandeln der Jahrfelder, indem sie wenigstens ein Viertheil weniger scheffeln, oder Körner beym Ausdrusche geben, als die Mandeln gleicher Fruchtarten aus dem Artfelde. Mit dem Flachse ist es noch schlechter. Von einer gleichen Anzahl Bunde erhält man ein Drittheil weniger am Gewichte, als von dem aus dem Artfelde. Man wird aber an den gesagten noch nicht genug haben, sondern die allernächste Ursach hievon wissen wollen. Hier ist sie. In hiesigen Gegenden ist die Ackerwinde mit pfeilförmigen spitzigen Blättern und einzelnen Blumen,

oder

oder wie sie provinzialisch bey uns heißt, Päthewinde, Convolvulus arvensis Linn. das gemeinste Unkraut auf den Aeckern. Die ausdaurende Wurzel dieser Winde geht theils sehr tief in die Erde, theils mit ihrem Auslaufen zur Seite, vermehrt sich ungemein, und jedes abgerissene Stückchen wird zu einem neuen Stocke, wenn es nur die Erde erreichen kann. Die Stängel kriechen auf der Erde hin in der Braache, weil sie nichts finden, woran sie sich halten können, sind auch sodann ganz schwach, sehr kurz, mit magern, kleinen unansehnlichen Blättern. Finden aber die Stängel ein Gewächs, fürnehmlich in lockerm Erdreiche, woran sie sich anhalten können, so winden sie sich daran in die Höhe und überweg, und werden also wohl zehn- bis funfzehnmal länger, als wenn sie kriechen, so wie auch die Blätter beym Steigen theils häufiger, theils drey- bis viermal größer werden. Wann nun Waizen und Gerste unter den hier gewöhnlichen Feldfrüchten am längsten wachsen, so wuchert die Winde auch darunter am meisten, macht aber eben hiemit, daß die Kornfrüchte weniger ergiebig ausfallen, weil sie ihre Nahrung zu sehr mit diesem Unkraute theilen müssen. Daß aber eben diese Winde in den Artfeldern die Kornfrüchte weniger entkräftet, kömmt theils daher, daß sie, wie eben gesagt worden, in der Braache selbst schwach ist, dagegen sie in den Jahrfeldern immer bey vollen Kräften bleibet, und durch das alljährige Bearbeiten beständig mittelst der abgerissenen Stücken von der alten Wurzel neue Stöcke ansetzet, folglich sich bey jedesmaligem Pflügen immer vervielfältiget; theils aber werden die Wurzeln sowohl in den Artfeldern alle Jahre nach der Aerndte, als auch in der Braache, von den Schweinen, die sodann darauf gehütet werden, vermindert, als welche nach den Wurzeln in der Erde

wühlen, sie aufsuchen und begierigst fassen. Beym Anfange meiner Wirthschaft, da ich noch nicht Erfahrung oder Kenntniß genug von diesem Unkraute hatte, nahm ichs mir für, diese Winde durchaus auszurotten, und gab den Acker im Jahrfelde an Taglöhner umsonst, daß sie ihn recht tief graben, die Windewurzeln herausnehmen, und sodann sich Früchte nach Belieben darauf erbauen sollten, als wozu ihnen auch den Dünger unentgeldlich dargab. Sie thaten alles mögliche, und von einem Flecke, worauf ein Scheffel Aussaat einfällt, bekam ich einen ganzen gehäuften Mistwagen voll Wurzeln. Mit der Zeit sahe aber wohl, daß die Arbeit vergeblich sey, da jedes abgerissene Stückchen der Wurzel, welches bey der großen Menge und Tiefe nicht vermieden werden kann, aufs neue austrieb. Die alten Wurzeln des Jahrfeldes sind eines kleinen Fingers dicke, und gehen ein bis zwey Fuß tief in gleicher Dicke herunter in die Erde, worauf sie dünner und feiner werden. In den Artfeldern aber, die unmittelbar an den Jahrfeldern anstossen, findet man die Wurzeln nur in der Dicke des Kiels von einer Taubenfeder. — So können es nun andre Unkräuter mehr seyn, welche durch die Braache zu geringern Kräften kommen, mithin den Feldfrüchten weniger Abbruch thun können. Denn ich muß der Winde sofort bey mir noch den **Windhalm**, Ackerschniele, Ackerstraußgras, Graimen segetum panicula arundinacea C. B. P. Aira cespitosa Linn. an die Seite setzen.

Dieser Windhalm ist in hiesigen Gegenden, weil sie niedrig liegen, sehr zu Hause, hat eine ausdauernde Wurzel, die flatterhaft und sehr fein ist. Der geringste davon abgerissene Theil macht sich im Acker ebenfalls zu einer besondern Wurzel, und staudet in vielen Nebensprossen hervor. Hiezu kömmt noch, daß

der

der Windhalm hundert- bis tausendfältigen Saamen kräget, welchen der Wind auf dem Acker weit umher zerstreuet. In nassen Jahren kann er leicht die Oberhand gewinnen, und die Winterfrüchte vornämlich, zu Zeiten aber auch nebst andern Sommerfrüchten auch die Hülsenfrüchte, so unter sich ersticken, daß sie, zwar am Strohe lang genug, doch an die vier Fünftheile weniger Körner ertragen. Hier findet es sich nun, daß in nassen Jahren die Jahrfelder noch einmal soviel Windhalm, als die Artfelder haben. Die Ursach hiervon ist nun die nämliche, die zuvor in Ansehung der Winde beygebracht worden. Woraus man denn ersehen kann, daß für sehr viele Länder die Braache doch nützlich, und diejenigen Ackersysteme sodann vorzuziehen, welche eine Art von Braache oder Ruhe nach einer gewissen Ordnung enthalten, und sich hierinn den vorhin beschriebenen gemeinen Bauarten mehr, oder weniger, nähern. Damit aber die Leser von den verschiedenen Ackersystemen eine gründliche Einsicht erlangen mögen, so will ich diejenigen, die unter uns Deutschen den meisten Beyfall bisher gefunden, hersetzen, und zwar so, wie sie in des berühmten Herrn **Sprengers** Anfangsgründen des Feldbaues gefunden werden, weil sie alles Wesentliche in der besten Ordnung und Kürze darstellen. Ich werde aber auch einige Erklärungen und Beurtheilungen in Parenthesen einschalten, damit theils den Lesern nichts unverständlich bleibe, theils aber auch das, was mehr oder weniger anwendbar ist, bemerkt werde.

8) Ackersystem des Camillo Tarello.

Man kann das System des Tarello gleichsam als die Mutter, oder den Grund mancher folgenden Bauarten ansehen, weßhalb, da es zumal den meisten

sten folgenden im Alter noch vorgehet, ihm den ersten Platz einräume. M. Camillo *Tarello* di Lonato, ein Venetianer, ward wegen der Angabe seines Ackersystems von seinen Obern stattlich belohnet, und es hat zum fürnehmsten Grunde dieses, daß es durch bessere **Bearbeitung** in einer zweyjährigen **Braachzeit**, durch mehr **Ruhe**, die man den Feldern durch Grasliegen giebt, und durch ein dünneres Säen den Ackerbau verbessern will, so daß man $\frac{2}{3}$ Saamen erspare, bey wenigerer Arbeit, Kosten und Mühe das Unkraut besser vertilgen, mehr Stroh, Heu und grün Futter habe, folglich mehr Vieh, mehrern Nutzen und Dünger davon erhalte.

Es geht aber diese Bauart 1) auf das bisher gewesene Ackerfeld; 2) auf die bisher beym Guthe gewesene **Wiesen**.

I. Tarello will, daß man entweder einen jeden einzelnen Acker, oder sein ganzes Ackerfeld in zwey gleiche Theile theile.

1) die erste **Hälfte** wird als Getreydeland beybehalten, und wieder in zwey gleiche Theile getheilet, wovon der eine mit Getreyde angesäet, der andre aber gebraachet wird. (Hier heißt Braache nicht Ruhe, sondern Pflügen.)

a) Diese Braache **pflügt** man 8mal bis zur Saat, ausser der Boden sey sehr leicht. Jedes Pflügen nimmt man zu trockner Zeit vor. Man fängt mit dem ersten Pflügen wenigstens 10 Monathe vor der Einsaat, also im Herbste an, fährt im Frühlinge fort, so, daß man gegen das Ende des Maymonaths 4mal gepflügt hat, und im Sommer bis zur Wintersaat hin nur noch 4mal zu ackern hat, welches nicht mehr mühsam ist. (In sofern ist das letzte Pflügen

nicht

nicht mehr mühsam, daß der Acker nicht mehr so schwer dem Zugviehe zu bearbeiten, als bey den vorhergehenden Pflugarten, ist, indem er, je öfter er gepflüget wird, desto loser und dem Pfluge desto mehr trennbarer wird.

Ich erinnere mich hiebey in Du Hamels Schriften gelesen zu haben, daß sein Pachter durch öfters Pflügen seine Vorgänger und Nachbaren so sehr übertroffen und den Ackerertrag hiemit sich verdoppelt habe. Ich bitte daher besonders diejenigen meiner Leser, die zur Aufhebung der Gemeinheiten nicht gelangen können, daß sie ein öfteres Pflügen, als das gewöhnliche ihres Orts ist, als ein Mittel ansehen und gebrauchen mögen, ihren Ackerertrag sehr zu vermehren. Besonders müssen diejenigen Landwirthe, die mit dem Dünger zu den Winterfrüchten nicht herum kommen können, sich dieses wohl gesagt seyn lassen. Sie können den Mangel des Mistes einigermaßen damit ersetzen. Denn wer kann es ihnen bey der bisherigen Gemeinheit verwehren, wenn einmal der Anfang gemacht worden, zu braachen, in der Folge diejenigen Ackerstücke zwey- bis dreymal öfter zu pflügen, als es von ihren Mitgenossen geschiehet. Eine Ausnahme von dieser Ackerregel würde nur in sehr schlechtem Boden statt finden, der durch allzuöfters Pflügen freylich mehr verschlimmert, als verbessert wird.)

b) Nach dem siebenden Pflügen düngt man den Acker, aber mit allem dem Mist, den sonst der ganze Acker empfangen hat, von dem man jetzt nach Nr. I. nur die Hälfte braachet. (Diese Art zu düngen ist nur in starkem, sehr festem, Boden und mit Vorsicht anzurathen, allenfalls nicht ohne kleine Versuche erst zu erfahren, wie viel Dünger ein Acker vertragen kann, ohne daß das Wintergetreyde umfalle,

falle, weßhalb Reichhart in seinem Ackersystem in der ersten Art, das heißt in frisch und stark gedüngtem Acker erst sogenannte Gartenfrüchte, oder Küchengewächse, vorangehen läßt, die von dem mehrern, auf viele Jahre hinaus reichen sollenden, und mit einmal aufgelegten Dünger nicht übertrieben werden können. In mildem, nicht sonderlich festem, Boden ist es überall rathsam, den Dünger nicht auf einmal aufzulegen, sondern es nach und nach für die abgewechselten Feldfrüchte zu thun. Und dieses nicht blos in Ansehung des Roggens allein, sondern auch des Waizens. Denn ob man letztern schon theils durch das Behüten im Winter mit den Schaafen, meistens aber durch das sogenannte Schröpfen im Frühjahre zu Hülfe kommen, und damit sein Zulagergehen, oder Umfallen, abwenden kann, so ist es doch von mir sattsam erprobet, daß derjenige Waizen, der ohne Schröpfen, sich gerade und ungelagert halten können, wenigstens um ein Viertheil besser scheffele, oder schütte, als derjenige, der durch vorhergegangenes Schröpfen zum Gerade bleiben eingeleitet worden. Oft beträgt solcher Unterschied sogar ein Drittheil im Körnerertrage, welcher durch die Waizenschröppe, als Viehfutter betrachtet, bey weitem nicht ersetzet wird. Dieserhalb thut man am besten, wenn man so zum Waizen dünget, daß er nicht zu Lager gehen könne, und den, dem Acker zukommenden, Mist so vertheilet, daß ein Theil, oder, wie es die eigenen Versuche ausweisen sollen, die Hälfte desselben nach der Waizenärndte, dem darauf folgenden Sommergetreyde gegeben werde.)

c) Man besäet ihn hierauf mit Saamen aus selbiger Gegend, und zwar nur mit $\frac{2}{3}$ der auf einen solchen Platz sonst gewöhnlich gesäeten Menge. Alle Braache besäet man mit Wintergetreyde. (Hier hat

es

es dem Urheber dieser Bauart wohl an der Erfahrung gemangelt, nach welcher der Gebrauch eines fremden, oder von andern Orten hergenommenen Saamens sehr zuträglich seyn kann. Nach so häufigen Erfahrungen ist fremder Saamen sehr anzurathen. Dieses will nicht nur sagen, daß man, wie es jeder von selbst schon einsehen wird, reinen Saamen von andern Orten hernehmen solle, wenn man seines Orts keinen reinen haben kann, da z. B. in manchen Gegenden beständig Trespe und Raden unter dem Wintergetreyde, so wie Lolch und Hederichsaamen unter dem Sommergetreyde gefunden werden; sondern daß man auch, wenn man den zwar reinsten Saamen hätte, doch selbigen mit fremden vertausche. Es ist nicht zu sagen, was dieses für viele Aecker für ein Vortheil sey, und den Kornertrag vermehre. Aber man muß zuvor auch erst in Kleinem Versuche mit fremden Korne, am allermeisten mit dem Roggen, gemacht haben, indem nicht jede Vertauschung ohne Unterschied gut einschlägt. In hiesiger Gegend kennen wir schon die benachbarten Dörfer des Flämings, von welchen der Roggen bey uns gut und besser, als der einheimische, einschlägt. In eben dem vorigen 1782sten Jahre konnten wir hier herum den Beweis hiervon häufig vor Augen sehen. A. 1781 hatten die Mayfröste unsern Roggen so sehr verdorben, daß wir neue Saat ankaufen mußten. Hierdurch ward er in der Nachbarschaft bald so rar, daß viele Ackerwirthe höher auf den Fläming herauf gehen, und sich von solchen Aeckern Saamen hohlen mußten, die ungleich kalter sind, als diejenigen, von welchen wir den Roggen seit langer Zeit erprobet hatten. Der Saamen von den kältern Aeckern gieng auf unserm ungleich warmen Boden fast acht Tage später auf, als derjenige, der von wärmern Flämingsdörfern war ausgesäet worden. Er

wuchs auch im Herbste nicht recht fort, blieb kurz, und bestaudete sich gar nicht, welches doch von der andern Saat geschahe. So verhielt sich solcher Roggen den ganzen Frühling hindurch, so daß er zur Aerndtezeit nicht nur fast eine Viertelelle kürzer, als jene war, sondern auch weit dünner geblieben war, und dieserhalb ein Viertheil Mandeln oder Garben weniger gab. Schon lange zuvor hatte man es gesehen, daß Ackerwirthe in der Nachbarschaft, mit Umtauschung des Saamens von der Ferne her, sich so sehr geschadet, daß der Roggen hiervon noch in der dritten Zeugung kürzer blieb, als der einheimische. Will man daher die gewiß ansehnlichen Vortheile von der Umtauschung des Saamens haben, so muß man erst kleine Versuche machen, und Acht geben, welcher Saamen aus der Fremde gut thue.

Ueber das Dicke- und Dünnesäen ist viel Zwistigkeit sowohl unter Oekonomen selbst, als unter den Schriftstellern, die alle mit einander Unrecht haben, wenn sie das eine oder das andere so gerade zu ohne Ausnahme bejahen oder verneinen. Es kömmt freylich eine ziemliche Summe heraus, wenn man, wie hier in dem Tarelleischem Ackersystem gefordert wird, $\frac{1}{3}$ der Aussaat ersparen könnte. Es würde aber bey mir leicht eintreffen: Wer kärglich säet, wird kärglich ärndten.

Wenn der Acker recht klar und fein gearbeitet worden, so kann man wohl überhaupt im guten und Mittelboden annehmen, daß ein Morgen von 180 Rheinl. Quadratruthen 2 Berliner Scheffel Aussaat, Erbsen, Wicken und Linsen aber nur 1 Scheffel erfordere. Viel weniger werden wir wohl nicht annehmen dürfen. Im leichten schlechten Boden aber könnte der Morgen wohl von $1\frac{1}{2}$ bis zu 1 Scheffel genommen wer-

werden. Hieran hätte man nun in unserm Lande ein allgemeines Maaß, so, daß, wenn ein Paar Mätzen darüber oder darunter genommen werden, ein dickes oder dünnes Aussäen daraus entstehet. Ein Maaß muß hier seyn, sonst wird zu weitschweifig über Dicke- und Dünnesäen gesprochen. Nun können krautartige Aecker im Mittelboden sowohl, als im guten seyn, wo man das Dünnesäen schlechterdings widerrathen muß. Denn wenn zu dünne gesäet wird, so läßt man dem Unkraute des Ackers zu viel Platz, daß es sich ausbreitet, und das Korn entkräftet. Wird aber hier dicke gesäet, so wird zwar das Unkraut auch seyn. Allein es findet bey der Menge der Getreydepflanzen zu wenig Nahrung, als daß es frech werden, und das Korn unterdrücken oder aushungern sollte. Das Gegentheil muß ihm vielmehr vom Getreyde wiederfahren.

So kann auch eine mißliche naßkalte Witterung bey später Herbstsaat es wohl nothwendig machen, daß man dicker, als bey der frühen, säen muß, da zu besorgen ist, es möchte von der Nässe, oder bald zu besorgendem Froste, viele Saat verderben, und selbige im Frühjahre zu dünne gefunden werden. So pflegt man auch wohl bey allzutrockner Witterung, wenn man befürchtet, es werde der Saamen nicht alle aufgehen können, etwas dicker, als sonst, zu säen. Es wird überhaupt jedem Landwirthe angerathen, daß er sich am liebsten nach seinen eigenen Versuchen richte, die Mittelstrasse hatte, und im Säen weder zu viel noch zu wenig thue, in seinem Saatregister aber alle Jahre das Maaß nebst der jedesmaligen Witterung anzeichne, wie viel auf jedem Ackerstücke die Einsaat gewesen, und was darauf gewonnen worden, um den Sämann darnach anzuweisen, ob er beständig einerley Maaß halten, oder nach Erforderniß des mehr- oder

wenigen Düngers, der im Acker befindlichen Besserung, (der Kraft, die noch von einer vorhergegangenen Düngung im Acker seyn kann) ingleichen der Witterung bald dicker bald dünner, säen solle.

2) Die 2te Hälfte wird mit Klee u. dergl. Futterkräutern besäet, also Grasland. Von diesem Grasslande reißt man wieder nach zwey Jahren die eine Hälfte gleich nach der Wintersaaat um, und macht sie zur Braache, die man nach Nr. I. behandelt. Alsdann trägt sie noch so viel als ein Land, das nicht 2 Jahre Kleeland war.

3) Dagegen aber macht man das, was nach Nr. I. Wintergetreyde getragen, wieder zu einem Kleefeld, indem man es gleich nach der Winterärndte, spätestens im October, tief, gut, und ohne Furchen ackert, im März wieder pflüget, und, wenn die Fröste vorbey sind, Klee säet, und so das Land wieder 2 Jahr ruhen läßt.

II. Die Wiesen solle man in 4 Theile eintheilen.

1) $\frac{1}{4}$ davon wird Ackerfeld. Man hebt den Wasen auf, verbrennt ihn, streut die Asche auf dem Platze herum, ackert hierauf tief, bauet im ersten Jahre Hirse oder Roggen darauf, und in 4 folgenden Jahren Winterwaizen ohne Braache. Nach 5 Jahren wird dies Viertel wieder zur Wiese, wie Nr. I. anweiset, gemacht, da man Klee- und Heusaamen vermengt säet. (In einem so warmen Klima, als die Lombardey ist, können die Wasen, oder Rasen bald zum Verbrennen tüchtig werden. Bey uns gehöret längere Zeit dazu, und wenn wir Wiesen in Ackerland verwandeln wollen, so pflügen wir zum erstenmal vor Michael, gleich nach der letzten Heuärndte den Rasen

flach

flach herum, und falls selbiger, nach Beschaffenheit der frühern und wärmern Zeit, nachdem das erste Pflügen geschehen, dieser Rasen verrottet, so wenden wir ihn wohl noch im späten Herbste um. Ist aber dieses nicht geschehen, so wenden wir im folgenden Frühjahre, und kommen mit der Egge hinterher, um den umgewandten Wasen vollends zu zerreissen und zu zerstücken. Dünkt uns sodann diese Arbeit noch nicht hinreichend, so pflügen wir zum drittenmal, und haben sodann an dem veralteten Rasen einen guten Dünger. Hierauf pflegen wir Lein, Hirse, Heidekorn, Haber, Ertüffeln u. s. f. noch im Maymonathe darein zu säen, und nach solchen eingeärndteten Sommerfrüchten dieses neu aufgerissene Land zu stürzen oder zu stoppeln, noch ein- oder mehrmal zu pflügen, und im Herbste Winterkorn darin zu säen, daß es also des Verbrennens der Wasen, so uns zu langweilig und zu mühsam wird, bey uns nicht bedarf. Nicht zu gedenken, daß die Plätze, worauf die Törfe oder Rasen in Haufen gebracht, und verbrennet worden, im ersten Jahre gewiß, wo nicht länger, gerne kahl und unfruchtbar bleiben, wie man dergleichen noch immer unter uns bey unachtsamen Wirthen zu sehen Gelegenheit hat, welche die Quecken, oder Graswurzeln, die aus dem Acker herausgeegget und zusammengebracht worden, auf der Stelle verbrennen, oder verbrennen lassen, da denn das Korn auf solchen Brandstellen entweder sehr zurückbleibt, oder wenn trockne Herbste einfallen, gar keine Saat darauf aufgehet, und kahle Flecken daran vorscheinen, welches guten Wirthen einen sehr unangenehmen Hinblick verursachet.

In 4 folgenden Jahren Winterwaizen zu säen, ist, wie schon einmal erinnert worden, durchaus nicht nachzuahmen. Wir wechseln weit vortheilhafter das

Win-

Wintergetreyde mit Sommergetreyde, und theils dieses selbst mit andern Arten, theils mit solchen Gewächsen, die kein Getreyde sind, ab.)

2) Hierauf bricht man ein anderes Viertel auf, und behandelt es eben so.

3) In 20 Jahren ist man mit allen 4 Vierteln herum, und fängt mit Umreissung des ersten Viertels wieder an. Nun verbrennt man den Wasen nicht mehr, sondern zündet nur die Heustoppeln an, und ackert. (Wenn, wie vorhin gesagt worden, die Wiesen bey uns wieder umgerissen und zu Acker gemacht werden sollen, so bedarf es auch der Anzündung der Heustoppeln, wenn welche vorhanden sind, noch weniger, als des Verbrennens des Rasens. Wie wir die Kornstoppeln unterpflügen, und sie mit Nutzen unter der Erde veralten lassen, so ist solches in Ansehung der Heustoppeln eben so nützlich.)

4) Den Dünger, den man sonst auf die ganze Wiese jährlich brachte, giebt man itzt den $\frac{3}{4}$ allein, die nicht umgebrochen sind.

5) Wo man nicht das umgerissene Stück der Wiesen 5 Jahr an einander, ohne Braache, jährlich will oder kann Getreyde tragen lassen, macht man aus allen Wiesen nicht 4, sondern 5 — 6 Theile, und behandelt sie eben so.

9) Herrn Probst Lüders Ackersystem.

Dieses System empfiehlt sich 1) durch seine Brauchbarkeit mit, und ohne, Braache, 2) durch die bessere Bearbeitung des Bodens, sorgfältiges Säen, durch die Arbeit, die man den Pflanzen nach dem Säen giebt, und noch einige aus den Regeln selbst

zu

zu ersehende Vortheile. Alles kömmt hiebey darauf an, daß man durch schmales und flaches Herbstpflügen sich in den Stand setze, den Feldbau nach dem Laufe der Witterung und Beschaffenheit des Bodens einzurichten. (Es werden wenig Leser seyn, die nicht aus der Beschreibung dieses Systems sich was herausnehmen sollten, wenn sie schon selbiges, nach ihrer besondern Lage, im Ganzen nicht befolgen können.)

Es beruhet aber dieses System auf folgenden Sätzen. „Der Saamen von allerley Art muß in einem „wohlzubereiteten guten Lande, zu rechter Zeit, und „in gehöriger Ordnung, bald höher, bald tiefer in „die Erde geleget, nachher, zu Verhütung aller Un„fälle vorsichtig abgewartet, und demselben fortgehol„fen werden. Hieraus fliessen **vier Grundregeln** „für den Anbau aller Feldfrüchte.

I. „Ehe man zum Säen schreitet, muß eine gründ„liche Vorbereitung des Bodens vorangehen, sowohl „wenn man einen Grasboden umbricht, als wenn „man Stoppelfeld beackert, man mag sie das erste„mal im Herbst, oder Frühling umbrechen.“

Man muß also 1) im Herbste, wofern nicht die Witterung ganz naß ist, das Feld ganz flach stürzen, daß man im Frühling bey allen Witterungen den Boden **mürbe** machen, und zu rechter Zeit in der rechten Ordnung besäen kann. 2) Man muß sich bemühen, vor dem Anbau der Früchte eine gute Erde zu gewinnen, damit der Saame wohl zu liegen komme. (In hiesigen Gegenden hat man gleichfalls dieses Principium, daß man bey Umreissung einer Wiese oder eines Braachfeldes ganz flach nur stürze. Unterläßt man solches, und pflügt das erstemal zu tief, so faulet theils der Rasen in der gesetzten Zeit gar nicht, oder

zu

zu spät, theils wird auch das Wenden dem Zugviehe sehr schwer; der Pflug springt leicht aus, es entstehen sogenannte Rennebalken; es wird ein ungleiches Pflügen, der Pflüger muß sich eben so sehr, als das Zugvieh ohne Noth zermartern, und der Landmann kann in allen folgenden Pflugarten den Acker nicht schicklich gewinnen. Beym Wenden kann, wo es Noth thut, etwas tiefer mit dem Pfluge gegriffen werden, beym dritten Pflügen aber, folglich Stufenweise, noch tiefer.)

Gute Erde ist solche, die, ihrem Wesen nach zu urtheilen, im Stande ist, herzugeben, was man billig von ihr fordern kann, damit der Saame in ihr gut, das ist, in solchen Erdtheilgen eingewickelt liegt, welche gesund und kräftig sind, ihm Nahrung und Trieb zu verschaffen. Hierzu dienet **düngen**, und so oft man ackert, ein **flaches** und **schmales Pflügen**, da man nur so tief, als die Wurzeln reichen, mithin etwa **zwey Zoll tief**, ackert, und die Furchen nur 6—7 **Zoll breit** macht. (Mit den **schmalen** Furchen kann man fast durchgängig gut ackern und es wird hie wieder besonders da gefehlet, wo etwa bey Hofe- oder Frohndiensten ein gewisses Maaß vom Acker zu bestellen üblich ist, oder der Acker um Lohn, oder Verdung, bestellet wird. Da man bey dem Pflügen die Absicht hat, die Erde klar oder mürbe zu machen, so dienen hiezu nur allein die schmalen Fahren oder Furchen. Hier ist ein durch einmaliges Pflügen in schmale Furchen gelegter Acker besser, als ein, in breite Fahren dreymal gepflügter, Acker. In Ansehung des nicht tiefen Pflügens aber werden unten vorkommende Bauarten verschiedentlich Ausnahme machen. Wo unter der Oberfläche des Ackers, z. E. oben Sand, 4 Zoll tief aber darunter guter Lehm ist, da muß schlechterdings so tief gepflüget werden, um

bes-

bessere Erde an die Oberfläche zu bringen, und solche mit dem Sande zu vermischen. So habe ich Amtleute gekannt, die in verschiedenen Gegenden in dieser Absicht so tief pflügen liessen, daß sie ihre Aerndten, gegen die ihrer Vorfahren, beynahe um ein Drittheil vergrößerten. Einer derselben, der sehr eifrig auf ein so tiefes Pflügen obbemeldeter Ursach halber hielt, aber nicht immer bey seinen Pflügern auf dem Felde gegenwärtig seyn konnte, hatte unten an seinem Spatzierstocke gewisse Kerben, oder Einschnitte, um damit in die mit Erde beym Herumpflügen bedeckte Furchen hineinzustoßen, und zu erforschen, ob auch die Pflüger in seiner Abwesenheit die vorgeschriebene Tiefe gehalten hätten. Bey mir ist in manchen Waizenäckern unter einer schwarzen Moorerde nach einer Tiefe von nur 6 — 8 Zoll ganz weisser todter Sand, welcher die schwarze Erde, wenn sie damit vermischet wird, auf viele Jahre lang so lange verdirbet, und minder fruchtbar machet, bis der weisse, durch tieferes Pflügen zu Tage gebrachte, Sand durch Cultur und Dünger auch schwarz geworden. Dieserhalb hüten wir uns auf solchen Aeckern für tieferes Pflügen, gehen aber doch mit dem Pfluge tiefer als nach diesem System, nämlich an die 4 — 6 Zoll.)

Pflügt man im Herbst also eine Grasfurche, das ist, eine solche, die man aus dem Grasboden empor hebt, so durchwächßt und fault die Furche im ersten Frühling geschwinder, als eine dicke und breite. (Dieses ist hiesigen Erfahrungen nach ganz richtig. Wenn aber bey uns die Furche im frühen Herbste bey noch folgender warmer fruchtbarer Witterung zu sehr durchwächßt, und so bis in Frühling gelassen wird, so ist es so gut gewesen, als hätten wir gar nicht gestürzet. Denn die Furchen verwachsen alsdenn ganz in einander, beziehen sich mit einer zusammenhängen-

den Narbe, welche der vor dem Stürzen fast gleich kömmt. Dieserhalb nehmen wir den ganz späten Herbst, wenn wir dahin wollen, wohin des Herrn Probsts System zielet, und wenn wir im April dieses gestürzte Land oder Wiese wenden, so finden wir den Rasen veraltet oder gefaulet, indem wir warmes Land haben. Da wir hier große Gerste bauen, so stürzen wir die nach der Aerndte ziemlich wieder beraseten Waizenäcker 14 Tage nach Michael, wenden binnen 4 Wochen, und finden den Rasen ganz kurz und faul, daß wir den Acker glatt und klar eggen, und gleich nach vergangenem Winter die so zubereiteten Aecker mit Gerste besäen können.)

Man kann im Frühling früher und gewisser, wenn man wieder eben so pflügt, ohne viele Mühe, ackern, die Furche und den Boden durch die Egge mürbe machen, und dem dritten Pflügen zur Saat einen günstigen und leichten Weg eröffnen. Eben so ists, wenn man auf diese Weise im Herbste und Frühling das Stoppelfeld beackert. Man wird im Frühlinge weder durch Nässe noch Trockenheit gehindert, man darf sich nicht übereilen, oft zur Unzeit und zum Schaden, mit dem Frühlingspflügen, sondern kann warten, und zu rechter Zeit fertig werden, weil das Pflügen leichter ist. (Es muß wohl hier das Nichtgehindertwerden durch Nässe oder Trockenheit sehr lokalisch von uns genommen werden. Es müßte bey uns nur ein sehr leichter Boden, wie etwa der sandichte, seyn, dem das Wenden bey der Nässe oder Regenzeit gleich gedeihlich seyn sollte. Ein von Nässe schmierichter Acker, der nach dem Pflügen nicht in Krümeln zergehet, macht keine gute Vorbedeutung. Der Acker wird sodann mehr verdorben und minder fruchtbar gemacht. So kann auch allzu große Trockenheit einem festen Marsch- und Lehmboden auch den-

dennoch, des im Herbste vorhergegangenen Stoppelns ungeachtet, wohl so sehr schaden, daß entweder der Pflug nicht wohl eingreifen kann, oder das Erdreich in zu große Schollen auf- und losgesprenget wird, die mühsam erst klein gekloppet werden müssen, wenn die gewöhnlichen Walzen es nicht ausrichten können.) Man braucht auch weniger Vieh, und mattet dieses nicht sehr ab. Man kann fast bey jedem Wetter seinen Acker gehörig besäen, und zu rechter Zeit; man kann dem Saamen eine Lage in der Erde, wie man will, entweder bey feuchter Erde und Witterung eineggen, oder bey trockener Erde und Wetter einackern, und auch nach dem Säen noch die dienliche Arbeiten geben. (Die Beschaffenheit des Bodens muß hiebey den Ausschlag geben. Der in einen strengen thonichten und nassen Boden eingebrachte Saamen würde nicht gut hervorgehen, besonders derjenige, welcher beym Eggen von den Pferden zu tief eingetreten wird. Auch bey mir, in schwarzer moorichter Erde, getrösten wir uns keiner guten Aerndte, wenn wir den Saamen naß einackern. Der zur Saat im Winterfelde bestellte nasse Acker vergruset, wie es hier heißt, das ist; das Gras, besonders der Winterhalm, belegt sehr früh die Oberfläche des Erdbodens, die Saat wird davon entkräftet, und der Waizen gewinnet nicht die Oberhand über die Unkräuter. Mit der kleinen Gerste, die in der Mark Brandenburg überall mehr, als die große gebauet wird, ist es eben so. Wird sie naß eingeackert, so wird selten was daraus. Der gemeine Landmann verspricht sich dagegen eine gute Gerstenärndte, wenn der Saamen in einen solchen Acker eingebracht wird, der zwar noch nicht von Feuchtigkeiten ganz entblößet, aber doch mehr trocken, als naß ist. Eben daher ist das gemeine Sprichwort entstanden; die Gerstt muß man einbringen, wenn es auf

dem Acker stäubet, den Haber aber einschmieren. Das heiß; der Haber geräth eher, wenn er zur Regenzeit, oder in einen, vom Regen schmierigt gewordenen, Boden eingeackert wird, wiewohl auch dieses seine Ausnahmen leidet. Ferner sagt der gemeine Landmann in der Mark, daß die kleine Gerste gut gerathe, wenn sie drey Tage hindurch habe braten können. Dies will so viel sagen; wenn der eingebrachte Gerstensaamen so lange ohne Regen, bey recht heissem Sonnenscheine, liegen muß. Hiervon ist die Folge, daß besonders der Hederich, der gemeiniglich die Gerstenärndte vermindert, wenn er früher, oder zugleich, mit der Gerstensaat hervorkömmt, zurückbleibt, und der Gerste nicht den Vorsprung läßt. Auch bey der Einsaat der großen Gerste, wozu wir schon den Acker vor Winters durch zweymaliges Pflügen und einmaliges Eggen mürbe gemacht haben, und den Acker im Frühjahre unmittelbar vor der Einsaat abermals mit frischem Dünger belegen, haben wir lieber trockenes, als nasses Wetter, ob wir schon solche Gerstt nicht unterpflügen, sondern oben auf säen, das heißt; auf den eben aufs neue gepflügten Acker säen, und den Saamen mittelst des Eggen einbringen, und mit Erde bedecken. Denn bey nassem Wetter ist die Erde schmierigt, hängt sich zu sehr an die Eggen, daß sie schwer fortgehen, die an die eiserne Eggenzähne angesetzte nasse Erde verhindert ihr Eingreifen in's Land, die Pferdefußstapfen werden nicht wieder ausgefüllet von der nachfolgenden Egge, und der darin aufgehende Saamen bringt gleich eine gelbe kränklichte Saat zu Tage, welche von der besten darauf folgenden Witterung nicht wieder hergestellet wird, indem alle Nässe von folgenden Regen in diese Tiefen hineintritt, und die Saatpflanze nicht gedeihen läßt. Je trockner überhaupt der Gerstenacker im Februar oder März ist,

desto mehr hoffen wir auf ein Wohlgerathen der Gerste.)

Durch ein beharrlich flaches Pflügen hält man die Kraft des Düngers und des Bodens, zum wahren Nutzen des Saamens und der Frucht zusammen, und die Oberfläche, worin der Saamen nach dem letzten Pflügen liegen soll, muß allemal gut bleiben; da hingegen ein tiefes Pflügen, die innere Erde mag gut oder schlecht seyn, selbige verschlimmern kann, weil man durch ein tiefes Pflügen leicht eine untere schlechte, oder schädliche, Erde mit der oben guten vermischt; weil man, wenn nasses Wetter ist, die nasse Furche auf nasse Erde legt, die daher entstehende Dünste verschliesset, und dadurch auch in den besten Boden ein saueres und ungesundes Wesen bringt; weil man, wenn man zur Saat tief pflüget, feuchte Erde herauf beinget, worin der Saamen alsdann kömmt, und bey folgender kalten Witterung Noth leidet; weil man durch ein tiefes Pflügen die Fettigkeiten, welche aus dem Stalle, oder aus der Luft durch Regen, Schnee und Thau, oder durch die faule Gras- oder Stoppelfurche in die Oberfläche gekommen, und darin, so oft man pflüget, sorgfältig zur Kraft und Trieb der edelsten Saamenarten sollten vermehret werden, tief hinab vergräbt, daß die Wurzeln der Früchte sie nimmer erreichen können.

Der Herr Probst fordert also bey allem Pflügen, es mag Vorbereitungsweise, oder zur Saat geschehen, ein flaches und schmales Pflügen, als ein sicheres Mittel, einen guten und zugleich mürben lockern Boden zu erhalten. Er hält den **Pflug** für das beste und Anfangsmittel, eine gute und mürbe Erde zu gewinnen, die **Egge** aber für das Schlußhülfsmittel, wenn man, wenn der Pflug den Grund dazu geleget hat, das mürbe Wesen des Bodens, ohne schwere

Mühe und Kosten, in allen Witterungsfällen stiften kann. Durch den Mitdienst der Egge kann man also ein angehendes mürbes Wesen in der Erde beschleunigen.

Ein tieferes Pflügen erlaubt er nur in diesem Falle. Wenn man entweder noch nicht will den Acker braach liegen lassen, oder zu Grasboden machen, sondern noch weiter mit Früchten bestellen, und doch merkt, daß die nunmehr recht mürbe Ackerfläche ihre beste Kraft hergegeben; so verjüngt man sie, sucht die etwan tiefer hinabgesunkene Fettigkeit durch ein tieferes Pflügen im Herbst wieder hervor, und bedient sich sodann dieser alten und guten Erde zu weiterm Anbau der Früchte. Man ackert nie tiefer, als im Herbst, und die Regel ist hernach: man muß bey allem folgenden Pflügen im Frühling und Sommer nie tiefer und flächer pflügen, als es im vorhergehenden Herbste geschehen. Je schwerer der Boden, desto öfter bearbeitet man ihn zwischen dem ersten Umbrechen im Herbste und der Saat. (Hiebey muß die besondere Beschaffenheit des Bodens sowohl, als auch die Zeit und die Art der Feldfrucht, die unmittelbar vorhergegangen, zu Rathe gezogen werden. Wenn z E. in manchen Gegenden Haber die letzte Frucht gewesen, und der sehr begrussete, oder zäh gewordene Acker hierauf späte gestoppelt oder gestürzet wird, so würde, wenn dieses zu tief geschehen, im Frühjahre leicht die unverwesete Furche wieder hervorgewendet werden; dagegen die flach umgestürzte Furche eher verrottet.)

Niemal pflüge man, als gerade zu der Zeit, da die hervorgebrachte Erde so trocken ist, daß sie gern zerfällt. Im Frühling pflügt man nie, besonders zur Saat nicht anders, als Nachmittags, da man

gleich

gleich am Abend säet, nie beym scharfen Morgen- oder Mitternachtswind, wohl aber, wenn ein Mittags- oder Abendwind geht; nach jedem Pflügen egge man, aber nur, wenn der Boden trocken ist, und ist der Boden nicht schwer, so walze man gleich nach jedem Pflügen. Denn im Frühlinge muß man dem Lande, vornehmlich dem leichten Boden, seine Feuchtigkeit, vornehmlich die Winterfrüchte, zu erhalten suchen. (Da die Leser zuvor leicht auf den Irrthum kommen konnten, daß auch nasse Witterung einer guten Ackerbestellung nicht nicht zuwider seyn könne, so kam man solchem Irrthume mit dienlichen Bemerkungen zuvor, und räumte nur soviel ein, daß in leichten Sandfeldern eine nasse Beackerung unschädlich seyn könne. Nun erkläret sich der Urheber dieses Systems den vorausgeschickten Bemerkungen gemässer, und giebt für einen Acker, der seiner Natur nach nämlich nicht zu strenge oder nicht bindend, sondern milde ist, dieses als die beste Probe der besten Pflugzeit an, wenn die hervorgebrachte Erde gern zerfällt.

Man sehe es ja nicht für Pedanterey an, wenn gefordert wird, im Frühlinge nur Nachmittags zu pflügen, und am Abend zu säen. Je mehr man sodann den Saamen einem warmen Schooße der Erde einverleiben kann, desto reichlicher wird man ärndten. Man unterlasse es besonders Reif, Schnee oder Hagel unterzupflügen. Nicht nur aber scharfe Morgen- oder Mitternachtwinde verkälten zur Saatzeit den Acker, sondern es geschiehet auch solches von manchen Abendwinden, wenn sie Schnee- und Hagelwolken vorbeytreiben, daß sie die Wärme um 6 bis 8 Grad plötzlich vermindern. Läßt sich aber auf großen Güthern, wo man die Hofediener schlechterdings beschäftigen muß, wenn ihre Tage da sind, die Einrichtung nicht wohl nach Wind und Wetter mit dem Pflügen

machen, und können selbige nicht wieder entlassen werden, wo man sie einmal beysammen hat, so geht es vielleicht an, daß man sie an mißlichen Tagen Aecker umpflügen lasse, welche von Pferde- oder Schaafmist mehr Wärme, als die mit anderm Miste gedüngten, oder gar nicht gedüngten, haben.)

II. „Man muß den Saamen zu rechter Zeit säen, „in feuchter Zeit nämlich warten, bis die Erde abgetrock„net ist und in trockner Zeit eilen, damit der Boden nicht „gar zu trocken werde." Je leichter der Boden, und je höher er liegt, desto geschwinder trocknet er ab, und zwar, nach Beschaffenheit der Frühlingswitterung, in einem Frühling langsamer und später, als im andern. Man muß also die Zeit des Säens nicht nach dem Kalender, sondern nach dem verstrichenen und gegenwärtigen Laufe der Witterung, bald früher, bald später im Jahre, bestimmen, ja sogar in den Tagen und in der Tageszeit selber zuweilen einen Unterschied beobachten. (Bringt der Witterungslauf eine trockene Saatzeit, und es läßt sich sobald nicht zum regnen an, so ist dieses die beste Auskunft, daß man in den Thau säe; das heißt: daß man des Abends aussäe, und des Morgens die bethauete Saat einackere, oder auf strengen Aeckern einwalze. Man wird sich verwundern, wie schön der bethauete Saamen aufgehen wird. Wer dieses noch nicht versuchet hat, der darf nur ein Stück Acker vor sich nehmen, und des Abends im Thau säen. Der mit dem Thau eingebrachte Saame wird sich bald hervorthun, dagegen der übrige Saame, der nach abgetrocknetem Thaue erst eingebracht wird, wenig oder gar nicht aufgehen, der aufgegangene Saame hievon aber gar sehr zurückbleiben wird. Diesemnach muß der bethauete Saame in den Frühstunden, bevor die Sonne den Thau wieder aufgetrocknet, bereits untergebracht seyn. Auf

großen

großen Güthern wird man aber auch mit den Hofedienern sich in die Gelegenheit schicken müssen, wenn sie nur mit Sonnenaufgang erst zur Arbeit kommen dürfen. Man sollte sie zu solcher Zeit kommen lassen, so bald der Tag grauet, und ihnen drey Stunden Arbeit, für fünfe bis sechse, anrechnen. Der Gewinnst hiervor ist zu ansehnlich, und es ist nichts kläglichers, als die Einsaat bey der Dürre zwar zu vollenden, aber nach der reichlichsten Aussaat doch keine reiche Aerndte zu haben. Am mißlichsten ist wohl die Aussaat der kleinen Gerste in der Dürre, die meistens, wenn sie ja noch aufgehet, zweiwüchsigt wird, wenn sie nicht zu gleicher Zeit hervorkömmt. Die später aufgehende Gerste kann die früher aufgegangene sodann nicht wieder einhohlen, weßhalb jene zur Zeit der Aerndte nur halbe, oder gar keine, Körner hat. Dieses ist aber bey der Thausaat gar nicht zu besorgen. Als A. 1781 die Mayfröste bey mir den Roggen ertödtet hatten, und ich einige Stücke abmähen ließ, um Haber darauf zu säen, so gebot ich meinem Säemanne, weil heiße und trockne Tage hier herrscheten, in den Thau zu säen. Da ich nicht auf den Acker herauskommen konnte, und von Geschäften abgehalten ward, so war meine Absicht nur halb erreichet worden. Ein Theil Haber war mit dem Thaue, der andere aber am hohen Tage, nach abgetrocknetem Thaue, eingeackert worden. Dieser gieng gar nicht auf. Jener aber, der auf weit leichterm Sande ausgesäet worden, gieng nicht nur auf, sondern wuchs auch fürtrefflich fort, ohngeachtet drey Wochen nach der Aussaat gar kein Regen einfiel. Er bekam Stroh fast wie dünnes Rohr, und scheffelte weit reichlicher, als der Haber im Sommerfelde, der zwar zur Zeit der Mayfröste schon über der Erde gewesen war, aber nichts gelitten hatte.

Es ist nicht wohl zu rathen, den Saamen einzuquellen, um ihn hiemit zum Aufgehen geschickt machen zu wollen. Denn wenn der Regen nicht bald dazu kömmt, und das Erdreich allzutrocken ist, so ziehet es alle Feuchtigkeit der Körner an sich, daß sie nicht einmal, oder sehr wenig, zum keimen kommen, und binnen wenig Wochen vermodern.)

Die beste Zeit zu säen, in Ansehung 1) der Erde ist diejenige, wenn die Erde völlig abgetrocknet ist, und im währenden Pflügen schön glänzend aussiehet, dabey im Aufwerfen die Furche entweder willig zerfällt, oder doch mit leichter Mühe kann zertheilet werden. Denn ein gutes, trocknes und anständiges Lager, ohne Kleber und Bande, ist einem jeden Saamen am heilsamsten. Die Beobachtung der Regel Nr. I. erleichtert und beschleunigt die Abtrocknung des mürben Bodens, und diese Bestimmung einer günstigen Säezeit. (Diejenigen, die einen sogenannten kleyichten Boden haben, behaupten, daß, je tiefer sie geackert haben, desto eher bey ihnen der Acker abtrockne, indem das Wasser sich in die Tiefe ziehen könne, welches sonst oben würde stehen bleiben, je untiefer sie geackert haben könnten.) Eben aus dieser Regel sieht man auch, daß man Aecker, die verschiedenen Boden und Lage haben, also nicht zu einer Zeit abtrocknen, auch nicht zu einer Zeit besäen könne. 2) Man sehe so viel möglich dahin, daß das Pflügen zur Saat, und das Beeggen des besäeten Bodens in trockenen Stunden geschehe, damit der Saame, insonderheit von zärtlicher Art, in abgesonderter und unklebriger Gemeinschaft mit der Erde möge vereiniget werden, oder frey, ungebunden, und unbefleckt liege. Sonst kommen von der Nässe mit dem Saamen Dünste in die innere Erde, die, wenn kalt und widriges Wetter folgt, nicht hervorsteigen, und

Säure,

Säure, ungesundes Wesen und Schaden anrichten. Ferner setzt sich sonst beym Eineggen in der Nässe ein Kleber um die Schale des Korns vom Saamen, erhärtet davon bey folgender Trockenheit, daß der Saamen nicht keimen kann, fault und verdirbt. 3) Wenn man pflügen und zugleich säen will, so sehe man auch auf die Beschaffenheit der **Luft** und des **Windes** zu der Zeit. Ihr Einfluß, der das Innere des Bodens durchbeizet, kann dem Boden heilsam oder schädlich seyn, seine Kraft z. E. schwächen, die Frucht verdünnen, Unkraut vermehren, das Aufgehen und Wachsen des Saamens verzögern oder beschleunigen, und eine Haupturſach des Gerathens oder Mißlingens seyn. „Man bringe also jeden Saamen in die Erde „bey einer stillen und milden Luft, und günstigem „Winde, der am besten ist, wenn er aus den süd- „oder westlichen Ecken kömmt." 4) Ehe man im **Frühling** säet, sehe man auf den **Wetterlauf**, ob er nicht gar zu **trocken**, oder zu **naß** sey, oder nicht eine kurze Abwechslung von stechender **Wärme**, **Kälte** und **Regen** darin herrschet. Im ersten Falle bleibt der Saame über die Gebühr aus, und giebt, zumal bey einer kalten Luftordnung schwerlich eine gute Frucht, wo man ihn nicht einackert, und hernach nach Nr. IV. mit der leichten Eggen lüftet. Ist das Wetter und Erde gar zu naß, so liegt der Saame übel, und wächßt eher viel Unkraut, als daß die Frucht gut fortkömmt. Säet man im Wechsel der schwüligen Hitze, Kälte und Regen, so überschwemmt ein rasendes Unkraut den Boden und die Frucht, wenn man nicht fleissig den besäeten Boden mit der Egge überfähret. Alsdann schiebe man lieber das Säen auf, als daß man zur Unzeit zu seinem Schaden säet. (Da wir in hiesigen Gegenden den Waizen erst in der Mitte des Octobers säen, weil bey früherer Saat der Acker sich

zu

zu sehr beraset, oder Gras und Unkraut hervorbringt, und A. 1778 die Waizensaat eben bey mehr nasser, als trockener Witterung vollendet hatten, so kam ein mässiger Frost, welcher die Oberfläche des Ackers etwa einen Zoll tief erhärtete, und hierauf Schnee. Der untergepflügte oder eingeackerte Waizen war in der Erde gut gekeimet, konnte aber, da der Frost einige Wochen anhielt, und der Schnee darauf zerging, aber bald wieder Frost und Thauwetter abwechselten, nicht hervorkommen. Da man gegen Weyhnachten nachsahe, war kaum der sechste Theil Waizen über der Erde, der andere aber hatte sich mit seinen recht langsamen Keimen in der Erde, da er die Oberfläche gesucht und durchstechen wollen, in lauter Krümmungen umhergeschlängelt, und man getrauete sich nicht, mit der leichten Egge den Acker zu überfahren, weil, wenn Thauwetter war, zu viel Nässe darauf befindlich war. Es erfolgte eine der schlechtesten Waizenärndten; mehr Unkraut als Frucht. Diejenigen aber, welche ihren Saamen auf Leinländer, die hier gegraben, und davon ausserordentlich mürbe werden, gebracht hatten, kamen besser davon, da ihr Waizen doch im Winter bey dem Wechsel des Frostes und des Thauwetters ans Licht kam, welches aber deßhalb auf den andern Aeckern beym Thauwetter nicht geschehen konnte, da ihre Oberfläche zu zähe und bindend von der Nässe geworden war.)

5) Man sehe bey der Wahl der Säezeit nicht allein auf den Werth und Vielheit des **Korns**, sondern auch auf ein reines gutes **Land**, tauglich **Winterfutter**, und **Dünger**. **Frühe Saat** giebt gemeiniglich guten Kern: aber, wenn man bey widrigem Witterungslauf und unrechter Verfassung des Bodens, frühe in der Jahreszeit säet, so geräth die Frucht dünne und schlecht, der Boden wird mager, hart, und

nebst

nebst dem Dünger von ausgefallenem Unkrautsaamen unrein, das Winterfutter wird schlecht, wenig Dünger, und die ganze Landwirthschaft leidet bey solcher unzeitigen Uebereilung des Säens. (Eine Ausnahme machen hohe sandichte Felder, welche, aller regnichten Witterung ungeachtet, Jahr aus Jahr ein einige Wochen früher, schon zu Anfange Septembers, besäet werden können und müssen, als solches im Mittelboden und im guten Lande zu geschehen pfleget, wo man zum frühesten erst in der Mitte des Septembers mit der Saatzeit anfängt. Denn im leichten Sande ist keine Begrusung des Ackers, auch wenig, oder gar kein, in die Höhe kommendes und die Frucht ersticken könnendes, Unkraut zu besorgen. Je früher hier die Saat vorhanden ist, desto eher bestaudet sie sich, und ist sodann wider die reissende Herbststurmwinde gesichert, welche die späte Saat verwehen, und von ihren Wurzeln entblössen. Je frischer der Sand ist, und je mehr er vom Regen auch in währender Saatzeit feste gemacht wird, desto besser ist es für die Saat, und man hat doch nicht zu besorgen, daß sie sich, wie eine, in bessern Boden gebrachte, zu frühe Saat, überwachsen möchte.)

6) Man sehe auch auf die **Saamenarten**. Der Saame der **Winterfrüchte** muß in ein abgetrocknetes Land, an einem trocknen Tage, ausgesäet und eingeegget werden, und zwar (in Schleßwig) vor Michaelis. (Je besser der Boden seiner innern Natur nach, oder von guter Cultur ist, desto weniger hat man nöthig, ihn schon vor Michael zu besäen, indem solcher Boden genugsame Kräfte hat, die Saat in die Höhe zu treiben, so daß diese die auf geringern Aeckern doch wieder einhohlen kann. Es ist zuvor schon von hiesigen Gegenden gesagt worden, daß wir erst in der Mitte

des

des Octobers zur Waizensaat schreiten. Demohngeachtet wird der Waizen so früh bey uns reif, als anderswo, wo er schon vor Michaelis in der Erde ist. Er muß auch, nach Beschaffenheit der Frühlingswitterung wohl eben so gut, als anderswo, geschröpfet werden, wenn man im Düngen die Mittelstrasse überschritten. Man kömmt überhaupt wohl mit der hier zu Lande bekannten Ackerregel in Deutschland am weitesten, welche besaget, daß 14 Tage vor, und 14 Tage nach Michaelis, die beste Saatzeit sey Wenn auf großen Güthern die Ackerstücken, wie es meistens ist, nicht von einerley Güte sind, so muß man daselbst mit der Saatzeit sich so einrichten, daß die schlechten oder ungedüngten magern Aecker zu allererst, und die bessern zuletzt, besäet werden. Gemeiniglich fängt man aber mit den nächsten am Dorfe gelegenen Aeckern an. Da diese aber meistentheils die besten sind, so kann eine solche Ordnung zu säen eben nicht für die beste gehalten werden.) Ist um die Zeit das Wetter schlecht, und der Boden naß, so warte man lieber, bis beydes besser wird. Ist der ganze Herbst naß, so säe man, ohne den besäeten Boden zu beeggen. Es folgt alsdann fast allezeit gute Winterfrucht, wenn man bey der Wintersaat immer ganz flach pflüget. Wenn man den Saamen in den ausgestreuten Dünger säet, (in manchen Aeckern will der naß eingeackerte Mist, wenn er nicht bereits kurz und veraltet ist, nicht gut thun, indem er sodann gern schimmelt, und den Acher nicht bessert,) und 1½ Zoll tief, ja noch flacher unterpflüget; so wächßt die Frucht immer rein, dick und stark, weil der Saame gut liegt, in Gemeinschaft mit dem Dünger, der im Herbst besonders vortheilhaft ist, durch dessen Kraft die zarte Frucht frühzeitig fest einwurzelt, im Frühling daher gleich stark treibt, den Boden bedeckt, dem schädlichen Einbruch

der

der Hitze, Kälte und Winde widersteht, Regen und Thau aber ordentlich aufnimmt, und durch deren Beyhülfe einen mürben Boden gewinnt.

Sommerfrüchte, und zwar **Haber** säet man in eine entweder an sich mürbe, oder durch die Egge fein mürbe gemachte, frisch gepflügte Erde zu der Zeit aus, und egget ihn ein, wenn der Boden völlig abgetrocknet, und die Pflüge- und Eggestunden trocken sind. Ein flaches Herbstpflügen des Stoppelackers muß vorhergehen; sonst wird der, den Winter über ungepflügt gelegene, Stoppelboden zu unrein, oder zu hart, oder zu feucht. (Es ist schon oben gesagt worden, daß der Haber eher als alle andre Getreydearten eine nasse Einsaat vertragen könne, wenn anders der Acker nur nicht zu bindend ist. In diesem Falle pflegt man sich aber bey nasser Witterung auch wohl damit zu helfen, daß der Saame nicht untergepflüget, sondern oben auf gesäet und leicht eingegget wird.)

Der zärtliche **Gerstensaamen** kann keine Nässe vertragen. Man säe ihn in einen Boden, der trocken, und dessen Oberfläche, wenn die Furche umgekehrt liegt, gar nicht klebrigt ist, zur Zeit, wenn die Luft mittlerer Art, der Tag des Pflügens und Beeggens von trockner mit der Art, und, wo möglich, der Wind im Süden oder Westen, stehet.

Buchwaizensaamen muß auch in ein trocknes und staubigtes Land, bey einer milden Luft, und an einem trocknen Tage gesäet werden, weil er ein Saame von zärtlicher und trockner Art ist.

Anmerkung. Nach den Regeln Nr. 1, 2. muß man sich allemal richten. Findet sich zur Befolgung der übrigen keine günstige Gelegenheit, so muß man die

die alsdenn nicht zu vermeidende Fehler durch Lüftung des Bodens nach der Einsaat, besage Nr. IV. verbessern.

III. „Man muß den Saamen, damit er gut fort„komme, recht legen.“ Die rechte Lage des Saamens in der Erde, in Ansehung der Höhe oder Tiefe ist, wenn ihn die Lage vor schädlichen Zufällen bewahret; wenn er so liegt, daß, wenn gleich viel Regen folgt, der Saame nicht verderbe, sondern dennoch fortkommen könne, und im Fall eine Trockenheit, besonders eine kalte, einfallen sollte, er dennoch keinen Mangel an Feuchtigkeit leide, nicht vertrockne und ausbleibe. Widrigenfalls, wenn viel Saamen ausbleibt, wird die Frucht dünne, das Unkraut aber dick stehen. Um nun nach Beschaffenheit der Witterung dem Saamen bald eine hohe, bald eine tiefe Lage in der Erde geben zu können, ist nöthig, daß man in allen Frühlingszeiten vor dem Säen einen mürben Boden vorfinde, also im Herbste zuvor schmal und flach pflüge.

1) Man giebt dem Saamen dadurch, daß man erst pflügt, und hernach säet (obenauf säet) lieber eine hohe als tiefe Lage, wenn a) der Frühling, oder ein Theil desselben, von feuchter Art, nämlich ganz naß, oder eine kurze Abwechslung mit trockenem Wetter hat, und vornehmlich, wenn man schliessen kann, es werde bis an den Zeitpunkt, in welchem der Saame hervorgehen und die Erde bedecken müsse, schwerlich ein Mangel an Feuchtigkeiten sich ereignen; b) desgleichen, wenn das Wesen, Lage und Gestalt des Bodens eine höhere Lage für den Saamen erlauben. Z. E. Je langsamer der Boden seine Feuchtigkeit verliert, noch seine Schwere oder Zähigkeit, oder, weil er niedrig liegt, oder weil zwar der Boden in der Säezeit nicht naß, und auf der Oberfläche nicht kleb-

klebrig ist, aber doch seiner Gestalt nach, keinen Mangel an Feuchtigkeit hat.

2) Eine tiefere Saamenlage, indem man erst säet, und hernach pflüget, ist besser, als eine höhere in folgenden Fällen. Ein Boden, der leichtes Erdreich hat, oder auch bey schwerem Erdreich hoch liegt, wird leichter trocken, als ein anderer, der niedrige, oder nur eine mittelmässige Lage hat. (Hier macht der thonichte Boden dennoch, wie auf dem Fläminge bey uns, Ausnahmen, ohngeachtet er einer der höchsten hier zu Lande ist.) Die Frühlingsluft wirkt im Abtrocknen des Bodens schärfer, als die Herbstluft; jene ist auch an sich geneigter zur Trockenheit, als zur Feuchtigkeit.

Man pflüge also a) den Saamen in allen Witterungsfällen, sie mögen feucht oder trocken seyn, auf leichterm und hochliegendem Boden flach unter. b) Nach Nr. I. leidet der niedrige Boden selten Mangel an Feuchtigkeit; es ist also unnöthig in diesem an sich feuchten Lande den Saamen unterzupflügen. c) Ist die Lage des Bodens ordenlich und mittelmässig, so ist es vorzüglich nützlich, den Saamen flach unterzupflügen, wenn die Erde an sich schon ziemlich oder sehr ausgetrocknet, und zu besorgen ist, daß sie noch trockner werden könnte, da man dieses besonders bey der Gersten- und Buchwaizensaat, besonders auf leichtem gar zu trocknem Boden, zu beobachten, und sie entweder mässig unterpflügen, oder durch die Abend- und Thausaat ihnen helfen, und früh Morgens, wenn der Thau sie durchbeizt hat, eineggen soll; wenn zur Zeit der Frühlingssaaten der trocknende Ostwind viel wehet, da sonst der Saame später, als gewöhnlich aufgehet.

Weht der kalte Wind aus Nordwest, so pflüge und säe man nicht. Hält er an, und man muß säen:

so säe man; pflüge gleich den Saamen mässig unter, und beegge bald nach dem Pflügen die Erde etwas. Ist zur Säezeit die Erde etwas trocken, wehet der Wind mehr, als gewöhnlich, aus den ost- oder nordlichen Theilen, und ist die Luft dabey kalt, fällt aber dabey ab, und zu etwas Regen, der weder recht durchdringt, noch dauerhaft anfeuchtet, so pflüge man auch den Saamen flach unter. Ueberhaupt ist das Unterpflügen nützlich, wenn zur Säezeit Anzeigen in der Witterung da sind, daß der Saame schwerlich zu seiner Zeit aufgehen dürfte, oder daß eine einbrechende Trockenheit dem hochliegenden Saamen Schaden thun könnte, wenn auch schon an sich die Witterung feucht ist. **Mässiges Unterpflügen ist im Frühling meistens das beste.** Auch bey der Wintersaat soll man es gemeiniglich thun, damit sie aufs genaueste mit dem Dünger vereiniget werde. Nur muß der Boden vorher durch flaches Herbstpflügen mürbe seyn, sonst kömmt der Saame durchs Unterpflügen zu tief hinab, und verdirbt. Ferner muß man den Saamen ja flach und schmal unterpflügen, und gleich darauf einmal übereggen. Alsdenn schadet es ihm nicht, wenn auch nach der Saat viel Regen fiele. (Wenn die Vereinigung des Saamens mit dem Dünger bey der Wintersaat gut von statten gehen soll, so muß derselbe bereits kurz und verrottet seyn. Denn falls er noch roh und lang wäre, und würde erst bey dem Säen mit untergepflüget, so würde der mit untergepflügte Saame unter dem Mist zu liegen kommen, und nicht gut aufgehen können. In solchem Falle wird dem Saamen also besser geholfen, wenn er nicht untergepflüget, sondern oben aufgesäet wird. So wird es in hiesigen Gegenden mit der großen Gerste gehalten, die gleich nach vergangenem Winter gesäet wird. Man pflüget den frisch aufgelegten und

zum

Theil sehr langen Mist unter, und säet sodann die Gerste oben auf. Wenn der Dünger zur Wintersaat beym ersten, andern oder dritten Pflügen bereits untergebracht, verrottet, und mit der Erde wohl vermenget worden, so wird der Saame beym letzten Pflügen zur Saat mit dem Dünger recht wohl vereiniget.)

Ueberhaupt ist also beym Säen folgendes nach Nr. II. und III. zu beobachten. Bey trockner Witterung säet man am Abend, bey feuchter, zur Zeit, wenn es nicht regnet und die Erde trocken ist. Steckt man einen Saamen, oder säet Hülsenfrüchte, so egget man vor dem Säen nicht so zart, und beym feuchten Wetter gar nicht. Ist der Saame groß, so zertheilet man nur die Erdschollen, säet alsdenn, egget hernach, weil sie etwas tief liegen müssen. Doch soll der Saame nie zu tief liegen. Ist der Saame klein, z. E. Hirse, so egget man vor dem Säen den Boden sauber, und nach dem Säen wieder ganz fein. Säet man im Frühling, besonders auf leichte und etwa noch dazu hochliegende Boden, so ists fast für alle Saamen gut, für die kleinen aber nöthig, daß man sie des Abends auf einen erst kurz vorher, also frisch gepflügten und geeggten Boden ausstreue, den Nachthau sie durchbeizen lasse, und erst früh Morgens vor Aufgang der Sonne die kleinen Saamen gar leicht einegget, und hierauf das Land entweder mässig beklopfet, oder füsselt, oder walzet. (Das Beklopfen muß mit breiten flachen Hölzern mit einer Handhabe, wie etwa die sind, deren man sich beym Festeschlagen neugelegter Tennen oder Scheunefluren bedienet, geschehen. Das Einfüsseln geschiehet mit glatten, und mit Riemen versehenen, Brettern, welche sich der Füsseler um die Füsse fest schnallet oder bindet, und sodann damit die Erde glatt tritt.) Sorgt man, der kleine Saame

falle zu tief hinein, so füsselt, beklopft, oder walzt man das Land vor dem Säen, kratzt es hierauf ganz leicht oben mit der Egge auf, säet und egget es wieder ganz leicht. Ist der Frühling sehr trocken, der Boden leicht, der Saame groß, so pflügt man den Saamen, aber ganz flach hinein, oder zieht ihn mit Kärsten (Hacken) unter; in feuchten Frühlingen und schweren Böden egget man ihn hinein.

IV. „Man warte des Saamens, der in der Erde „lieget, und der daraus hervor wachsenden Frucht ge„hörig, wende ab oder verbessere die ihnen durch eine „widrige Witterung zustossende Unfälle, und helfe ih„nen zu rechter Zeit mit der Egge, die den Boden „lüftet.“

1) Diese Lüftung ist dienlich, wenn a) die Ordnung der Luft widrig ist, und die Erde, in welche sie hineindringt, hindert, ordentlich zu wirken, da z. E. eine widrige kalte Witterung Keimen und Wachsen hindert, daß Boden und Frucht nicht freudig, milde und rein vom Unkraut, aussiehet; b) wenn zu der Zeit des Keimens, und bis die Frucht über einen Finger lang ist, anhaltende trockene Winde die durchgeweichte Erde bestreichen, und die Kälte der Luft und streichende Winde den Boden innerlich fest machen, und oft durch und durch so erhärten, daß die Erde widrig und rostig aussiehet, und man in den besäeten Boden, besonders wenn er schwer ist, mit dem Finger nicht hinein kann; c) wenn, obgleich die innere Theile der Erde mürbe bleiben, die Oberfläche erhärtet, und bald eine leichte, bald eine dem Boden mit ungesunden Dünsten anfüllende härtere Rinde bekömmt. Dies geschiehet, wenn das Wetter plötzlich abwechselt, z. E. nach vielem oder starkem Regen scharfe Winde folgen, oder Regen, Kälte und Wärme geschwind mit einander abwechseln.

2) In

2) In diesen Fällen lüftet man mit der **leichten Egge**, die vom Holz leicht ist, und keine, oder doch nur zum Theil eiserne Zähne hat, und nicht tief, sondern nur den obern Theil der Erde angreift; sie kann schwache Balken, und zwey Reihen eiserne Zähne haben. Im mittelmässig schweren Lande kann man die schwere Egge nehmen, aber leichter machen, also einen Balken mit eisernen Zähnen ablösen, oder mit eingeschalteten Balken mit hölzernen Zähnen abwechseln. Mit der Egge bricht man die Härte der Oberfläche, und öffnet die Erde, macht auch den Boden vom Unkraut rein, daß es nicht kann herrschend werden. (Wo es an hartem Holze zu Eggezähnen mangelt, da darf man nur sich des Holzes vom Spanischen Flieder, Syringbaum, welches fast in den meisten Bauergärten zu finden, und in allerley Boden wächset, bedienen. Dieses Holz wird so hart als Eisen, und dienet fürtrefflich zu Zähnen. Wenn die Zähne, so lange das Holz noch grün und frisch ist, zugeschnitten, und hernach getrocknet werden, so ist die Bearbeitung leichter, und man kann davon einen Vorrath, von theils langen, theils kurzen getrockneten, Zähnen halten, um Eggen mit langen und kürzern Zähnen zu haben. Auch das Holz vom Maulbeerbaum giebt recht dauerhafte Zähne.)

3) Ist der **Saame noch nicht hervorgekommen**, und kein Mangel am Regen; so egget man am besten gegen das Aufgehen des Saamens, besonders wenn er nicht zur ordentlichen Zeit aufgehet, im steifen Boden mit der schweren, im mittelmässig schweren Boden mit der ordentlichen Egge, ohne Unterschied der Tageszeit. Liegt der Saame noch in der Erde, und das Wetter ist trocken, so darf die Egge nicht tief gehen, sondern nur die Oberfläche durchreissen; im schweren Lande die schwere, leichter gemachte

Egge, und im mittelmässig schweren Boden die leichte Egge, oder den Queckenrechen. Man muß sodann aber in der Abendzeit eggen, daß Thau und kühle Nachtluft das geöffnete Erdreich erfrischen. Ist der Saame aufgegangen, so egget man zum Besten der Frucht, um das Land zu erfrischen, und das Unkraut zu hemmen, daß die Frucht freudiger wächset. Dieß ist sehr gut, wenn im Frühling eine jede Saamenart anfängt hervorzustechen, es mag sich Unkraut zeigen oder nicht. Man muß hier blos die Oberfläche aufluckern und reinigen, also auch keine schwere Egge brauchen. Dieses Ueberlaufen mit der Egge geschieht in trockner Zeit in den Abendstunden, sonst aber, wenn man will. Ist die Frucht z. E. Gerste und Haber höher und schon ziemlich hoch, es fällt aber nach vielem Regen eine Trockenheit ein, die plötzlich den Boden innerlich bindet, so löse man die Erde gegen Abend, und lasse die Egge ein wenig tiefer eindringen. Merkt man an dem geilen Wuchse der Gerste und des Habers, daß sie sich bey fernerm gutem Wetter legen (fallen) dürfte, so lasse man, wenn auch die Frucht ein Schuh hoch wäre, die leichte Egge darüber laufen. Die Frucht legt sich zwar, steht aber in 3 Tagen wieder auf. Hat der Buchwaizen das dritte Blatt, er will nicht fort, ist voll Unkraut; so laufe die leichte Egge darüber, aber gegen Abend, und so, daß einer hinten gehe „und beym Wenden die Egge hebe, daß „die Erde nicht geschleppt wird.“ (Man kann Gerste, besonders aber Haber, wenn sie eines Fingers lang sind, am besten eggen, um den mit aufgegangenen Hederich zu vertilgen. Wenn die zarten Blätter desselben angerissen oder gequetschet werden, so vertrocknet er bald, dagegen die von den Eggenzähnen auch angerissene Blätter der Gerste, fürnehmlich aber des Habers, ihre Wunden leichtlich ausheilen.

Die

Die Walze kann im festen Boden das nämliche thun.

In sehr vielen Jahren entsteht der Mißwachs der kleinen Gerste blos und allein daher, daß nach dem Aussäen derselben der Acker eine feste Rinde bekommen, und entweder ihr Aufgehen, oder gutes Bestauden, verhindert. Man sieht ganze Provinzen, welche sodann den Gebrauch der leichten Egge unterlassen, weßhalb die darinn wohnende adliche Wirthe, Amtleute und Geistlichen dem Landvolke das Beyspiel geben, und ihm den großen Nutzen der leichten Egge, mittelst des eigenen Gebrauchs, zeigen sollten.)

Dieser Verfahrungsart kann man, nach einer langen Erfahrung des Herrn Probsts, sich besonders bedienen, wo man, wie im Schleswigischen, statt der Braache, das Feld dreisch liegen läßt, und einige Jahre zur Weide gebrauchet, hierauf es im Herbste aufreisset, folgenden Frühling mit Buchwaizen oder Dreschhaber, (so nennet man den Haber, der in dergleichen aufgerissenem Lande gesäet wird) im zweyten Jahre mit Roggen, im dritten mit Gerste, im vierten mit Haber besäet, und im fünften wieder zu Gras liegen läßt.

Wo man **braachet**, ist die Anwendung dieser Bauart, besonders in einem **schweren leim- und thonartigen Lande** folgende auf eine 4 jährige **Braache**.

A. Man **stürzt** oder **braacht** im Herbste, so daß die Furchen höchstens $1\frac{1}{2}$ Zoll dicke, 7 Zoll aber breit sind, und man die Furchen neben einander platt leget, aber nicht egget. Im Frühling, wenn guter Regen gefallen, und die Erde beynahe abgetrocknet ist, egget man; alsdann wächßt das Gras eher durch, welches sicher zeigt, daß innen die Wurzeln und Pflanzen verfault, und die Erde mürbe geworden. (Nicht alle

Wurzeln können verfaulen, z. E. Winde, Windhalm u. s. f. wie solches überhaupt von allen in der Kräuterlehre sogenannten ausdaurenden Wurzeln zu verstehen ist.)

Mit Ausgang des Maymonaths ist das Land grün; da führe man den Wintermist darauf, breite ihn sogleich aus, und pflüge ihn schnell unter, ehe er vertrocknet. Dies ist das **Wenden**, bey dem man eben so flach und schmal wie beym Braachen pflüget; selten ists nöthig, darauf zu eggen. (Bey krautartigen Aeckern, muß man sehr darauf sehen, daß die Quecken, Päthen, oder Graswurzeln mit der Egge aus dem Acker herausgeschafft werden. Dieserhalb muß der Mist nicht beym Wenden, sondern vor oder nach demselben in die Erde gebracht werden, damit beym Wenden durch tüchtiges Eggen der Acker von den Graswurzeln möglichst gereiniget werde. Dieses Geschäffte aber würde vom Miste verhindert, und dieser wieder herausgezogen werden. Je mehr man aber die Graswurzeln herausziehen kann, desto besser wird der Acker zum Fruchtbringen vorbereitet.)

Man **rühret** nach dem Heuen, oder zwischen der Winter- und Sommerärndte. Nun geht der Pflug 2 Zoll tief, aber die Furchen sind nicht breiter als 7 Zoll, und egget hernach bey trockenem Wetter gleich aufs Rühren; wenn es aber nicht an Feuchtigkeiten fehlt, egget man er 14 Tage vor der Saat.

Zur **Saat** kann man den nunmehr reinen, mürben und fetten Boden, vor oder nach dem Säen, pflügen, aber in beyden Fällen eben so schmal; aber wenn das Wetter vor, oder um Michaelis, da man säet, mehr trocken, als feucht, 1½ Zoll tief, hingegen nur 1 Zoll tief, wenn das Wetter mehr feucht als trocken ist.

Um

Um Michaelis säet man, wenn Wetter und Erde trocken sind; schiebt aber die Saat lieber auf, wenn das Wetter nicht so ist. Halten häufige Regen an, so macht man's, wie man kann, läßt aber 6—8 Tage nach dem Säen, doch in trocknen Stunden, das Land mit der leichten Egge wieder überlaufen.

B. Auf die Winterfrucht säet man im zweyten Jahre Gerste. Man bepflüget früh im Herbste, so daß noch vor dem Eintritt des Winters die gestürzte Furche durchwächset, das Winterstoppelfeld nur 7 Zoll breit, und $1\frac{1}{2}$ Zoll tief, und legt die Furchen recht und platt, egget aber nicht. Im Frühling durchreißt man die abgetrocknete Furche mit der schweren Egge, pflügt zum zweytenmal nur eben so breit und tief, wenn es trocken Wetter und Luft erlauben; es soll 14 Tage vor der Aussaat geschehen seyn. Ist das Wetter etwas feucht, so egget man nicht, bis gegen die rechte Säezeit; ist sie aber trocken, so egget man gleich nach dem Pflügen. Alsdenn kann man nach Nr. II. und III. vor oder nach dem dritten Pflügen säen, und den Saamen höher oder tiefer legen. Im niedrigen Lande pflügt man nur bey der größten Dürre unter, im hochliegenden, im mittelmäßigen und ebnen Lande aber allezeit, ausser in trockner warmer Zeit braucht man verzüglich die Thausaat, die man Abends verrichtet, und Morgens früh einegget. In trocknes Land säet man nicht zu dicke, und lieber bey gemäßigter, als kalter Luft.

Ist beym Säen das Wetter trocken, so pflügt man beym Einackern $1\frac{1}{2}$ Zoll tief und schmal, und egget gleich mit der leichten Egge; ist jene etwas feucht, eben so schmal, aber nur 1 Zoll tief. Man schiebt jedennoch das leichte Beeggen auf, bis die Erde etwas abgetrocknet, oder in gar feuchter Zeit trockne Stunden einfal-

len. Ist es gar zu naß, so muß die Egge sehr leicht und behutsam, auch nur einmal gebraucht werden.

Wann 8 — 10 Tage nach der Saat kalt und trocken Wetter einfällt, und sich etwa dünne Regen auch mit untermischen, so egget man einmal, und macht dem Saamen Luft. Eben so macht man's, wenn, ehe der Saame aufgeht, Regen, Wind und Wärme eine Kruste (Rinde oder Schorf) auf der Oberfläche machen. Man thut es ohne Unterschied der Tageszeit, wenn der Regen nicht mangelt, oder dessen gar zu viel ist.

Ist, oder will es trocken werden, so ist die Abendzeit die beste. Sticht die Gerste hie und da hervor, so überläuft die leichte Egge den Acker gegen Abend wieder um des Unkrauts willen. Wird die Erde hernach wieder innen hart, oder kriegt eine obere Kruste, so egget man getrost, des Abends wieder.

C. Im dritten Jahre bauet man eine beliebige Sommerfrucht. Nun verändert und verbessert man die Oberfläche des Ackers, und bringt die, der bisher benutzten Oberfläche ziemlich nahe liegende untere, Erde herauf. Man stürzt den Gerstestoppelboden so früh im Herbste, als möglich. Aber der Pflug muß ietzt zwar nur 7 Zoll breit, jedoch 4 Zoll tief gehen, und man muß die Furchen recht und platt legen, aber nicht eggen. Gleich im Frühlinge, sobald die Erde abgetrocknet, oder im Abtrocknen begriffen ist, durchreißt man die Furche mit der schweren Egge. Hierauf pflügt man sie das 2te mal, 7 Zoll breit, aber nur 2 Zoll tief. Uebrigens wird alles beobachtet, was bey Litt. B. von der Gerste gesagt worden, nur das einige ausgenommen, daß, wenn man Erbsen (auch andere Hülsenfrüchte) säet, man nicht eggen darf, wenn der Saame aufängt hervor zu stechen.

D. Auf

D. Auf das dritte Jahr folgt die Braache, nach welcher man wieder mit den bey Litt. A. gemeldeten Arbeiten anfängt.

E. Diesem Plane fügt der Herr Probst noch einige Anmerkungen bey.

a) Es wird gut seyn, wenn man den Dünger, den man sonst nur der Braache giebt, vertheilt, und etwa auch davon etwas auf die Sommerfrüchte aufsparet. (Nach dieser Regel wird in hiesigen Gegenden schon lange verfahren.)

b) Wer nicht braacht, der kann nach 3 Jahren (siehe Litt. C.) 4 Zoll tief, nach andern 3 Jahren, wenn die untere Erde gut ist, 6 Zoll, hierauf 8 Zoll tief ackern, aber so, daß dieses tiefe Ackern im Herbste geschehe, und sodann allemal in 3 Jahren darauf nur 2 Zoll tief und schmal unverändert in der ganzen Zwischenzeit fortgepflüget werde.

c) Im steifen thonartigen Lande muß man neben dem schmalen und flachen Pflügen wegen der Herbstnässe sorgen, aa) daß der Rücken des Ackers erhabener, als seine Seiten, gemacht werden; bb) und Gräben und Wasserfurchen gemacht werden.

Ist die Lage mittelmässig, so muß bey jedem 2ten Acker ein 21 Zoll tiefer und breiter Graben, und in der Mitte zwischen diesen beyden Aeckern eine gute Wasserfurche seyn. Ist aber der Herbst allzunaß, so helfen sie nicht ganz; und in diesem Falle besäe man den Braachacker lieber im Frühling mit Gerste, nachdem man im Frühlinge den abgetrockneten Boden vor der Aussaat bepflüget, beegget, hierauf dünne gesäet, und flach untergepflüget.

Die

Die Leser werden nun aus dieser Bauart des Herrn Probsts sehr vieles vielleicht bey sich anwendbar finden, und besonders so viele nützliche Regeln in Ansehung des Pflügens, Eggens und Säens um so weniger aus der Acht lassen, als sie der Verfasser theils durch lange eigene Erfahrung bewährt gefunden, theils aber auch von andern achtsamen Wirthen hie und da schon längst mit großem Nutzen ausgeübet worden. Man hat sie sämmtlich so ganz und unabgekürzet hier überschrieben, um in der Folge nicht nöthig zu haben, alles dasjenige zu sagen, was bereits hier gesaget worden.

10) Koppelwirthschaft, Ackerumsatz.

Die sogenannte Koppelwirthschaft, welche in **Meklenburg, Hollstein** u. s. w. gebräuchlich ist, verbindet den Gras- und Ackerbau in der Maaße, daß die Hälfte der Einkünfte aus dem Viehstande, die andre Hälfte aber aus dem Ackerbaue genommen wird. Man sucht den Boden durch Ruhe, da man ihn zur Viehweide macht, und welches man überliegen nennet, durch Braachen und Dünger zugleich zu verbessern.

Die Vortheile, die man hiebey sucht, sind folgende. 1) Die Verbesserung des Bodens; 2) Vermehrung der **Viehzucht**, oder doch bessere Pflege des Viehes; 3) Vermehrung und Verbesserung des Düngers; 4) weniger Ackerarbeit; 5) weniger Aussaat und reichlicherer Ertrag des Ackerlandes; 6) die Einfriedung der Hecken durch Gräben, Wälle und lebendige Hecken auf dem Walle giebt Schutz und Wärme; die Gräben führen die Feuchtigkeit ab, und sind ein Mittel wider Kälte und Nässe.

An-

Anmerkungen.

Man hat wider die Koppelwirthschaft manches eingewendet, wovon die Hauptsache dahinaus läuft, daß die Stallfütterung der Weide vorzuziehen sey, indem hiedurch die Viehseuchen vermieden, und mehr Dünger erhalten werden könne, der sonst auf der Weide verlohren gehe. Die vielen Hecken geben Schatten und eine Zuflucht der Vögel zum Schaden der Früchte. Die Gräben nehmen Zeit, Geld und Raum weg; die Hüthungskoppeln ruhen zu lange, wodurch die guten Grassorten verringert, und der Erdboden mit Moos bedecket wird; das Braachen oder Aufreissen der Weidekoppeln seyn dem Zugviehe beschwerlich u. s. w. S. Lehrbegriff sämmtl. ökonom. u. Cameral. W. Th. I. B. I. S. 80. ff.

In Ansehung des ersten Punkts, daß die Stallfütterung der Weide vorzuziehen sey, giebt die H. M. B. IV. S. 615. ff. sattsame Auskunft, und lehret, wenn und wo erstere oder letztere den Vorzug verdienen. 2) Die Stallfütterung giebt zwar mehr Dünger, aber man kann in den Koppelhüthungen, wo das Vieh Tag und Nacht bleibet, doch den Dünger nicht als verlohren schätzen, indem Koth und Urin gleich zur Stelle düngen, und als eine Art des Pferchens anzusehen sind. Man gebe nur Acht, wo sogenannte Nachtheynungen, in welchen das Vieh bey uns des Nachts eingeschlossen wird, sich befinden, wie frech das Gras an dem Orte hervorwachse, wo ein Stück Vieh gemistet hat. Nun ist es freylich an dem, daß das Vieh ungern, und nur in höchster Noth auf dem Flecke anbeisse, wo es den Dünger vom Viehe seiner Art wittert. Man kann aber dieses sehr leicht abwenden, wenn man, wie in der H. M. B. IV. S. 627. ff. gelehret wird, eine Art Vieh nach der andern in abgetheil-

getheilten Zeitperioden auf dergleichen Plätzen weiden läßt. Und wenn zu seiner Zeit dergleichen Plätze wieder umgerissen und in Ackerland verwandelt werden, so findet man eine, mit vielen Pflanzennahrungstheilen angefüllte Oberfläche, welche durch hinlängliches beackern zugleich eine sehr mürbe Erde abgiebt, in welcher die Feldfrüchte ein ganz gedeihliches Fortkommen haben. 3) Daß lebendige Hecken Schatten geben, ist etwas; er gehet aber nicht so hoch oder so weit, daß man zunächst derselben einen schlechtern Kornwuchs verspüren sollte. In trockenen Jahren findet man sogar das im Schatten gestandene Getreyde am besten, und der Schatten ist nach den Tageszeiten veränderlich, bald mehr, bald weniger, bald gar nicht vorhanden. Immittelst können die Einfriedungen von lebendigen Hecken in so fern schaden, daß die Mayfröste theils dem Getreyde darin schädlich werden, theils auch veranlassen, daß das darin erbaute Korn in manchen Jahren, da der Wind wenig gehet, sehr taubkörnicht werde, auch ausserdem dem Mehlthaue darin mehr ausgesetzt sey, weßhalb die Einfriedunden von todtem Holze nur von Stangen, zuträglicher zu achten. 4) Wenn Gräben einmal angelegt sind, so ist die Hauptsache geschehen, und dürfen nur nach und nach mit leichterer Mühe erneuert, oder wieder gehoben und aufgeräumet werden. Hiernächst können sie einem Felde unentbehrlich seyn, um das Wasser von der Saat und Getreyde hinein zu leiten. 5) Der Einwurf, daß die Koppeln zu lange ruhen, und hiemit die guten Grassorten verringert werden, wird so am besten gehoben, wenn man nach Anweisung der H. M. eine einzige Art Gras, dergleichen das Honiggras ist, vor der letzten Aerndte mit Haber oder Gerste zugleich aussäet, und sodann in allen folgenden Jahren immer das beste Gras hat. Man kann auch,

wenn

wenn man lieber will, nach gleicher Anweisung der H. M. Honiggras und rothen Klee zugleich aussäen. Moos kömmt aber da, wo Vieh beständig geweidet wird, nicht auf, wie man denn hie zu Lande eine hohe, vom Moos belegte, Wiese reiniget, wenn das Vieh darüber hin und her getrieben wird. Auf Wiesen, oder Weideplätzen, die zu Zeiten unter Wasser stehen, kömmt der Moos nicht fort.

Ueberdem kennen viele die Koppelwirthschaft noch nicht genung, indem die Meklenburger und Hollsteiner zum Theil auch Stallfütterung haben, zum Theil auch eigene Flecke zum Kleebau sich aussondern, und damit wohl umzugehen wissen. Sogar der Verfasser des Hannöv. Hausv. war mit der Koppelwirthschaft so wenig bekannt, daß er wünschte, es möchte ihm jemand davon hinlänglichen Unterricht ertheilen, um davon recht urtheilen zu können. Dieserhalb so wohl, als daß auch manche Leser ihres Orts ganz, oder zum Theil, davon Gebrauch machen mögen, wird hier die Beschreibung der Koppelwirthschaft mit eingerücket.

Um aber diese Koppelwirthschaft verstehen zu lernen, muß man sich zuvor die Bedeutung einiger dabey vorkommender Wörter bemerken.

Ein jeder Hauptheil, in welchen ein Guth unmittelbar abgetheilt wird, heißt ein **Schlag**. Ist der Schlag groß, so heißt er eine **Koppel**; ist er mittelmässig oder klein, so heißt er eine **Lücke**. Lücken, die nahe bey der Wohnung sind, heißt man **Tofte**. Wenn man einen bisher Weide gewesenen Schlag umreisset und braachet, so heißt er die **alte Braache**, oder **Neubruch**, oder auch bisweilen **neue Braache**. Wenn eben diese Braache etliche Jahr hinter einander Früchte getragen, und sodann wieder einen Sommer gebraachet, gedünget, hernach

etli-

etliche Jahre, ehe sie Weide wieder wird, mit Früchten besäet wird, so heißt sie die frische, die gedüngte Braache, das ist, die erneuete, die erfrischte Braache. Das schlechte Land des Guthes nennt man Aussenschläge.

Das erste ist die Eintheilung der Felder des Guths in gewisse Reviere oder Schläge.

I. Man sondert vor allen Dingen die Toften ab, wozu man alle nahgelegene Stücke nimmt. Diese sind bestimmt, 1) daß man Gänse, Kälber und Schaafe darauf weide; 2) Ertüffeln, Flachs, Kraut u. dgl. darauf baue; 3) nahe Kleestücken zur Stallfütterung habe. Die Toften können mit einander etwa die Größe einer Koppel haben, und an einem Stücke neben einander wegliegen, oder abgesondert von einander; jedoch sollen jede besonders eingeschlossen seyn.

II. Die natürlichen Wiesen des Guths, desgleichen die Waldungen kommen nicht in diese Austheilung. Die Wiesen bleiben vor sich zum Winterfutter, werden aber doch eingezäunet, oder eingeheget. Alles Ackerfeld aber und alle Weideplätze werden zu den Schlägen genommen. Man läßt nichts zur beständigen Weide liegen.

III. Man siehet von selbst, es werde zu dieser Abtheilung erfordert, daß das in Schlägen abzutheilende Land an einander liegen müsse.

IV. Bey Abtheilung der Schläge hat man darauf zu sehen, daß sie ihre gehörige Eigenschaften, 2) Anzahl, 3) Größe haben.

A. Die Eigenschaften sind folgende. a) Wo möglich und die Lage des Feldes es verstattet, sollen sich alle Koppeln nach dem Dorfe oder Hofe zu ziehen, daß man in jedem Jahre den Mist und Getreyde gleich weit zu führen und das Vieh desto bequemer dahin treiben könne. Es ist gut, wenn das Wohnhaus mit-

ten

ten auf dem Felde ist. Man theile das Vorder- und Hinterfeld also, daß zu jedem Schlag die Hälfte in jenem, und die Hälfte in diesem liege. Man muß das Guth so vermessen, daß man entweder unmittelbar vom Hause an auf jede Koppel kommen kann, oder daß die über das Feld laufende Landwege ausser den Schlägen gerade 3 — 4 Ruthen breit zwischen den Koppeln durchlaufen, daß man von solchen Wegen auf jede Koppel kommen kann, ohne die andern zu berühren. Man giebt auch jedem Schlage einen Feldweg im Durchschnitte, desgleichen 4 gleiche Hauptabtheilungen, und 2 Thorwege zur Durchfarth der Früchte, zur Communication der Schläge und zum Viehtrieb, die man verschliessen kann. b) Weil man das Vieh in jeder Koppel nach und nach weiden soll; so muß jede einen Behälter von frischem Wasser haben, oder dieser Behälter muß in der Mitte zwischen 2 Koppeln liegen. Sonst leidet das Vieh Durst, oder es schadet andern Koppeln, wenn das Vieh aus der Weidekoppel in selbige zu trinken gehet. c) Eben um der Weide willen muß auch jede Koppel eingezäunt seyn, daß das Vieh, besonders des Nachts, nicht in eine andere Koppel durchbrechen kann. Die übliche Einzäunung, da jede Koppel rings herum einen breiten Graben, Wall, und auf diesem Hecken von Haseln u. dgl. hat, kosten viel Geld und Land, zieht Vögel her u. s w. Besser ist ein 5 Schuh hoher Zaun von Weiden, zwischen welchen wilde Rosensträucher stehen. Die Einzäunungen schützen Land und Vieh vor Kälte, und durch ihren Schatten vor Hitze. d) Jede Koppel muß in der Folge jährlich verschiedenes Korn, und alle Ackerkoppeln zugleich in jedem Jahre verschiedenes Korn tragen. Denn man muß jährlich alle Körner bauen.

Anmerkungen.

Eine Einfriedung mittelst einer Hecke von Weiden und Rosensträuchern wird eben so viele Vögel, als eine andre von Haseln, herbeyziehen, und wenn Waldungen in der Gegend sind, so wird das Feld, wenn es schon von allen lebendigen Hecken entblösset, die Körnerfressende Vögel der Gegend doch ernähren müssen.

Ein Zaun von Weiden und Rosensträuchern wird vom Hornviehe gar nicht geachtet, wenn es durchbrechen will, gar nicht einmal die Hecken von Weiß- und Schwarzdorn, wie solches öfters gesehen wird. Mehr schützen die Hecken oder todte Zäune, wenn sie auf einem Walle stehen, die durch einen vorausstehenden Graben geschützet werden, daß das Vieh nicht gerade zu anlaufen und Gewalt brauchen, auch den Graben nicht leicht hinauf kommen kann.

Das Vieh wird ausreissen, oder durchbrechen wollen, wenn es entweder von den heissen Sonnenstrahlen, oder dem stechenden Ungeziefer geplaget, oder durch die Witterung gereizet wird, neue Weide zu suchen.

Um wider die stechende Sonne das Vieh zu sichern, ist nichts besser, als in jeder Koppel einen Fleck Bäume stehen zu haben, worunter das Vieh Schatten finden kann. Eben diese Bäume müssen dazu angepflanzet, oder wenn sie vorhanden sind, dazu geschonet werden, daß davon die Stangen zur Einfriedung, oder Unterhaltung eines Geheges genommen werden, wenn das Holz dazu nicht anders woher wohlfeiler erlangt werden kann.

Auch ist es gut, die Viehtränke mit hohen Bäumen einzufassen, um das Vieh dahin zu locken, daß es in heissen Stunden sich ins Wasser hineinbegebe.

Die-

Dieses hat einen zwiefachen Nutzen. 1) Das in den heissen Tagesstunden schwärmende, und das Vieh so sehr plagende, Ungeziefer verläßt die Thiere, die bis an den Bauch im Wasser stehen, und mit dem Schwanze die übrigen Theile des Leibes besprengen. Die Bienen fliehen das Beregnen oder Bespritzen mit Wasser. Das stechende Ungeziefer eben so. 2) Das Vieh, welches täglich in tiefem Wasser, das ihm an, oder über den Leib, gehet, stehen oder darin gehen oder schwimmen muß, hat davor ein sicheres Vorbauungsmitel wider die Seuche. Ich habe dieses bereits in den Wittenb. Wochenblättern 1776 St. 45. aus beygebrachten Erfahrungen von verschiedenen Orten dargethan, und daher angerathen, die Viehtränken so tief und dergestalt anzulegen, daß das Vieh täglich hindurchgetrieben werde, und darin schwimmen müsse. Endlich muß das Vieh auch nicht allzu lange in einer Koppel gehalten werden, damit es nicht aus Mangel der Grasung nach einer neuen Koppel hinein breche.

B. Die Anzahl und Größe der Koppeln bestimmt man nach folgenden Absichten und Regeln. Man siehet 1) darauf, ob der Kornbau der Hauptzweck seyn solle, in welchem Falle nicht mehr Weidekoppeln, als Ackerkoppeln seyn dürfen. 2) Man sieht auf die Lage, Art und Quantität der Felder, z. E. ob sie als ein feuchter Boden am besten zu Sommerkorn, oder als ein hochliegender zur Winterfrucht taugen, ob man von Wiesen, oder von ihnen viel Gras zu erwarten, und ob dieses auf etliche Jahre zu einem guten Futter tauglich seye; wie lange das Feld durch Gras liegen Ruhe nöthig habe, um recht ergiebig zu werden, z. E. 2—6 Jahre; wie lange es sich hinter einander mit gutem Ertrage besäen lasse. 3) Man siehet ferner

darauf, wie viel man jährlich gehörig düngen kann, und macht jeden Schlag so groß.

Ueberhaupt sollen so viele und so große Schläge oder Koppeln gemacht werden, daß 1) gleiche Arbeit, gleiche Aerndte, gleiche Weide jährlich von Koppel zu Koppel fortgehen kann; daß 2) vollkommen das halbe Feld mit Getreyde genutzet, das übrige halbe Feld aber, theils alte und frische Braache, und zulängliche Weide für den nöthigen Viehstand werde; 3) daß bey den Ackerkoppeln Sommer- und Winterärndte in allen Jahren immer einerley Proportion gegen einander haben; 4) und deswegen alle Schläge, soviel möglich gleich groß seyn; wenigstens sollen sie, wo nicht der Quantität, doch der Qualität nach, gleiche Theile des Guths seyn. 5) Saaten und Ruhejahre müssen aufs beste angebracht seyn. Jährlich muß eine alte und frische Braache seyn. Ueber 6 Jahre soll kein Schlag Weide seyn, sonst ist der Graswuchs nichts mehr. 4 Jahr ist für ein jedes Feld die beste Zeit. Ist es weniger, so ist die Ruhe zu kurz. Wenn 6) ein Feld nicht über 4 Schläge hat, so ist's eigentlich noch keine Koppelwirthschaft; sie ist es aber, man mag so viele Schläge über 4 machen, als man will. Man macht 5, 6, 7, 8, 9, 10 u. s. w. Schläge. So viel es Schläge sind, so viel Jahre währt es, bis man mit den Abwechslungen herum ist, und der erste Schlag wieder das ist, was er im Anfang war. Bey 5 Schlägen kömmt es nicht in 5, sondern in 15 Jahren herum. Anzahl und Größe bestimmen hier einander wechselsweise. Z. E. ich weiß, ich kann jährlich 20 Morgen gut düngen, oder ich muß jährlich 20 Morgen Winterfeld haben; so dividire ich die Anzahl der Morgen des ganzen zur Koppelwirthschaft gehörigen Feldes, z. E. 200 mit 20, giebt 10 Schläge, mithin macht man 10 Schläge. So auch, wenn ich

weiß,

weiß, ich muß jährlich 80 Morgen Weide für meinen Viehstand haben, und das Feld muß 4 Jahr ruhen; so theile ich 80 mit 20, giebt 4 Weidekoppeln. Eben so groß müssen auch die Ackerkoppeln seyn, und, weil alle Jahr eine Weidekoppel umgebrochen und gebraachet wird, so ist, wenn man weiß, wie lang eine Ackerkoppel nach einander, oder mit einer frischen Braache bis dahin, da sie wieder Weide wird, solle mit Getreyde besäet werden, hieraus leicht die Anzahl der Ackerkoppeln zu bestimmen, und zu jener Anzahl der Weidekoppeln zu addiren, damit man die Anzahl aller Schläge bekömmt. Hinwiederum ist es leicht, aus der Anzahl der Koppeln, die man haben will, die Größe einer jeden Koppel zu bestimmen. Z. E. das Guth hat 300 Morgen, die in 6 Schläge zu vertheilen sind, so giebt 300 mit 6 dividiret 50 Morgen zur Größe eines jeden Schlages.

Die **Bearbeitung** und **Benutzung** der **Acker-** und **Weidekoppeln** und der **Tofter** verhält sich also.

I. **Ueberhaupt** 1) wechselt man auf den **Ackerkoppeln** mit den Früchten in dieser Ordnung ab, a) Buchwaizen oder Haber, b) Roggen oder Waizen, c) Gerste oder Erbsen, d) Haber oder Ebsen, e) Haber, worunter man, wenn die Koppel itzt Weide werden soll, etwa Klee säet. Man bauet jährlich alle Körner auf den Ackerkoppeln.

Die **alte Braache**, oder die Weidekoppel, die ietzt Getreyde tragen soll, reißt man im Herbste um, und bereitet sie durch Pflügen und Eggen mit der eisernen Egge, wie gewöhnlich, den Sommer über zur Wintersaat, oder säet im Frühling Buchwaizen darein. Die alte Braache ist Neubruch, und braucht keinen Dünger, wenn die Ruhe des Schlags durch die Weide, welche eine Art von Pferch ist, wenig-

stens 4 Jahre gewähret hat; sonst muß man sie düngen. Den Schlag, den man dünget, dünge man ganz. Wenn man den Schlag während dem, daß er Getreyde träget, einmal dünget, so kann man einmal weiter Wintergetreyde darauf bauen. Von einer Düngung kann man 3 — 4 Früchte genießen, oder den Acker 3 — 4mal besäen. Dieß ist der Nutzen der frischen oder gedüngten Braache.

Weil man Weidekoppeln nicht dünget, und bey dieser Wirthschaft den Viehstand, also Dünger vermehren und verbessern kann, so muß man auch dem Acker durch mehrern Dünger zu Hülfe kommen.

Auf den abgeärndteten Koppeln weidet das Vieh, das Zug- und fette Vieh geht auf Waizen- Erbsen- und Roggenstoppeln, das Melkvieh auf Gerste- und Haberstoppeln. Schaafe und Schweine, deren jene den Acker von Quecken reinigen, diese aber ihn umwühlen und auflockern, treibt man auf alle Stoppeln. Doch sollen beyde nie auf Koppeln kommen, die schon Weide sind, oder eben jetzt werden sollen, ausser auf die nun zu brechende oder erst nun gebrochene Weidekoppel im Herbst und Winter. Die Ackerkoppel, welche jetzt nach der letzten Aerndte eine Weidekoppel werden soll, besäet man mit Haber, worunter man Saamen von weissem und rothem Klee nebst gutem Heusaamen menget. Es ist besser, als wenn man sie ohne dieses dreisch (zu Gras) liegen läßt. In dieser letzten Habersaat reißt man in dieser Koppel die Wege Nr. IV. 1. wieder um, bestreut sie auch mit Grassaamen, und macht so die Weide wieder gleich. Alle Jahr bleibt so Koppel zu Gras liegen, und wird von den Weidekoppeln aufgerissen und zur alten Braache gemacht.

2) Von den Weidekoppeln erwählt man etliche für Kühe und Stuten mit Füllen, die wechselsweise

darauf

darauf gehen; andere für das güste Vieh, Kälber und Hämmel. Die Koppeln, die das beste Gras haben, mithin im 3 — 4ten Jahre eine Weide sind, erwählt man zu Nachtkoppeln für das Melkvieh, worin dieses vom Abend bis Morgen bleibet. Sie müssen wohl verschlossen seyn, daß das Vieh nicht durchbricht. Eine Koppel, die erst zur Weide gemacht worden, weidet man im ersten Jahre nicht ab, heuet sie aber im Herbste. Weidet man von 14 Tagen zu 14 Tagen $\frac{1}{3}$ der Koppel ab, so kann man wieder von vorne anfangen. Man schonet einen jeden Platz so lange, als man sich anderwärts behelfen kann. Man theilt also durch neue Verhegung mit Stangen, oder, wenn das weidende Vieh klein ist, mit beweglichen Zäunen und Horden, die Weidekoppeln in gewisse Theile ein, und läßt diese nach der Ordnung durchhüten; so grünet ein Theil nach dem andern wieder, und die Weide ist beständig.

3) Die Toften benutzt man also: Man muß zur Stallfütterung, wobey kein Mist verlohren geht, und 1 Kuh, der man überflüssig Futter und Streue gibt, mehr Milch giebt, und mehr Mist macht, als 3 andere, viel Klee bauen, und nahe beym Stall die Stücke haben. Man sorgt also, daß die 2 Toften wechselsweise, z. E. alle 5 Jahre, besäet und begraset, aber nie kaum ganz Grasboden, oder ganz Ackerfeld werde. Z. E. Man läßt im ersten Jahre 30 Gänse, und einige Schaafe auf der ersten Toft weiden, um Jacobi pflüget man $\frac{1}{5}$ der Toft um, düngts, und säet im andern Jahre Flachs; im 3ten bringt man Erdbirnen darauf, und in den 3 letzten Jahren Klee. Das angebaute Stück zäunt man mit Horden ein, damit die übrige $\frac{4}{5}$ zur Weide dienen können. So bricht man alle Jahr $\frac{1}{5}$ der Weide um, und läßt 1 dreyjähriges Kleestück wieder zur Weide liegen, hat also all-

jährlich $\frac{1}{7}$ Flachs, $\frac{1}{7}$ Erdbirnen, und $\frac{3}{7}$ Klee, davon $\frac{1}{7}$ ein- $\frac{1}{7}$ zwey- $\frac{1}{7}$ dreyjähriges Kleestück ist, und kann dabey auf den übrigen Theilen der 2 Toften weiden. Man macht auch öfters einen Theil der Toften zur Kälberweide.

4) Aussenschläge benutzt man so gut, man weiß, z. E. durch Esperbau u. dgl.

II. Folgende Vorstellungen zeigen an, wie bey gewisser Anzahl von Schlägen, die Koppeln insbesondere benutzt werden. Wir wollen Kürze halber bald allein anführen, wie alle Koppeln in einem Jahre benutzt werden, bald allein, wie eine jede Koppel in den folgenden Jahren, benutzt werde. „Denn so, wie „sich alle Schläge gegen einander in einem Jahre „verhalten, so verhält sich jeder Schlag in folgen„den Jahren, bis der Circul herum ist, zu sich „selbsten."

1) Fünf Schläge, ist die schlechteste Art. Jede Koppel liegt 3 Jahr Weide, sodann einmal alte Braache, trägt 3 Jahr, wird frische Braache 2mal, trägt 3 Jahr Weide. Sie wird allemal nach 3 Jahr Braache, ist nur 3 Jahr Weide, und 12 Jahr Ackerkoppel.

2) Sechs Schläge. 3 Jahr Weide, 2 Jahr gebaut, 1 Jahr alte Braache, kömmt in 6 Jahren herum.

3) Sieben Schläge. Jährlich 3 Ackerkoppeln, 3 zur Weide, 1 alte Braache. Kommt alle 7 Jahre herum. Hat jährlich 1 alte, 1 frische Braache, gleiche Arbeit, gleiche Weide, aber das Land liegt nur 3 Jahr Weide.

4) Acht Schläge. 4 Weidekoppeln, 4 Ackerkoppeln, keine alte, lauter frische Braache; das Land liegt auch nur 3 Jahr Weide, wird im folgenden Frühling aufgerissen und mit Haber besäet, sodann

frische

frische Braache, trägt darauf 4 Aerndten, wird wieder Weide.

5) **Neun Schläge.** 4 Koppeln tragen, 4 sind Weide, 1 ist alte Braache. Erste Bauart, wie bey 8 Schlägen, nämlich 4 Jahr Weide, Haber, friche Braache, Roggen, Gerste oder Haber, Erbsen oder Haber. Zweyte Bauart, nämlich jede Koppel ist 4 Jahr Weide, sodann alte Braache, trägt darauf 4 Jahr 1) Winterroggen, 2) Gerste, Haber, 3) Erbsen, Haber, 4) Stoppelroggen, und wird wieder Weide.

6) **Zehn Schläge.** Das halbe Feld ist besäet, 2 Braachen jährlich, nur 3 Weidekoppeln.

Jede Koppel ist nur 3 Jahr lang, also zu kurz, Weide, wird hierauf alte Braache, trägt Winterfrucht, Sommerfrucht, und frische Braache, trägt Winterfrucht, Gerste oder Haber, Erbsen oder Haber, wird wieder Weide.

7) **Eilf Schläge,** 5 Acker, 4 Weidekoppeln, 1 alte, 1 frische Braache. Jede Koppel ist 4 Jahr Weide, wird alte Braache, trägt Winterfrucht, Gersten oder Haber, wird frische Braache, trägt Winterroggen, Gerste oder Haber, Erbsen oder Haber, wird wieder Weide.

8) **Zwölf Schläge.** Die vollkommenste Koppelwirthschaft unter den bisherigen, nach Nr. IV. 1.

6 Acker = 4 Weidekoppeln, 1 alte, 1 frische Braache. Jede Koppel ist 4 Jahr Weide, wird alte Braache, trägt 3 Jahr, nämlich a) Winterroggen, b) Gerste, Haber, c) Erbsen, oder Haber, wird frische Braache, und gedüngt, trägt wieder 3 Jahre, nämlich a) Winterroggen, b) Gerste oder Haber, c) Erbsen oder Haber, wird wieder Weide auf 4 Jahre.

9) **Dreyzehn Schläge.** 6 Acker = 5 Weidekoppeln, 1 alte, 1 frische Braache, die man beyde stark

dünget, besonders die frische Braache. Jede Koppel ist 4 Jahr Weide, wird alte Braache, trägt 4 Jahre, nämlich a) Winterroggen, b) Gerste, Haber, c) Erbsen, Haber, d) Stoppelroggen, wird frische Braache, trägt wieder 3 Jahre, a) Winterroggen, b) Gerste, Haber, c) Erbsen, Haber, wird wieder Weide. Andere Bauart; 5 Jahr Weide, alte Braache, Winterroggen, Gerste oder Haber, frische Braache, Winterroggen, Gerste oder Haber, Erbsen oder Haber, wieder Weide.

10) **Vierzehn Schläge.** 6 Acker = 6 Weidekoppeln, 1 alte, 1 frische Braache. Jede Koppel ist Weide auf 6 Jahre, alte Braache, trägt 3 Jahre, a) Winterfrucht, b) Gerste, c) Haber, wird frische gedüngte Braache, trägt wieder 3 Jahr, a) Winterfrucht, b) Gersten, c) wieder gedüngt, Stoppelroggen, mit Klee und Heusaamen vermengt, wird wieder auf 6 Jahr Weide.

Hieraus lassen sich leicht die Begriffe der Wirthschaft mit mehrern Koppeln machen z. E. der 20 **Schläge**, die **Patullo** für ein Guth von 300 Morgen angiebt. 10 Schläge werden künstliche Wiesen, 10 Ackerfeld. Jährlich wechselt man zwey Schläge um, so daß jeder Schlag 5 Jahr Kleefeld, und 5 Jahr Acker ist. Man bricht also nach fünf Jahren alte Kleeschläge im Herbst um, läßt im Winter Schaafe darauf weiden, ackert wieder im Frühling, säet Rüben, Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs darein, und ärndtet die 2 erste, oder läßt sie abweiden, wenn das Feld sie als Dünger braucht. Ist es 4mal geackert, so säet man im Herbst Waizen. Man stürzt im Herbst, und säet im Frühling des dritten Jahrs Gerste oder Haber. Im Frühling des 4ten Jahres säet man, nachdem man im Herbst zuvor gestürzt, und wohl gedünget,

düngt, Rüben oder Hülsenfrüchte, ackert nach ihrer Einärndtung im Herbste 2mal, säet Waizen. Nach der Waizenärndte stürzt man im Herbst, und säet im folgenden Frühling ein Futterkraut darein, das 5 Jahr stehen bleibt, z. E. Esper auf leicht und magern Böden, Luzerne auf mittleres Feld, in gutes Land spanischen Klee; die beyde erstere kann man auch unter den Waizen des 5ten Jahres säen. Man kann auch im dritten Jahre spanischen Klee unter Haber und Gerste säen, nach der Aerndte abweiden, im 4ten Jahre, wo man nun nicht Rüben u. s. w. säet, abmähen, und bis zu Ende des Sommers sodann abweiden lassen, und hernach vor Winters das Feld stürzen. Man kann auch den spanischen Klee 5 Jahr erhalten, wenn man im ersten Jahr ihn 1mal grün zu Futter mäht, und das andere mal ihn heuet; im 2 — 4ten Jahre mäht man ihn 1 — 2mal grün zur Stallfütterung, läßt ihn hernach zu Saamen schiessen, und wenn dieser recht reif ist, das Vieh ihn im Herbst und im Frühling abweiden. Im letzten Jahre mäht oder weidet man ihn, wie gewöhnlich, ab, läßt ihn aber nicht zu Saamen schiessen, und ackert das Feld im Herbste um. Das weidende Vieh tritt den Saamen in die Erde, und dünget mit seinem Miste. So hat man alle Jahr 10 Schläge mit künstlicher Fütterung, 4 mit Waizen, 4 mit Hanf, Flachs, Rüben, oder Hülsenfrüchten, 2 mit Gerste oder Haber.

A. Diese Koppelwirthschaft ist am nützlichsten einzuführen, wo das Land guten starken Grund und Boden hat, und mit Plätzen versehen ist, die Wiesen sind, oder werden können. Schlechter Sand oder grandiger Boden taugt nicht, giebt nicht Gras und Weide genug. Es muß auch nicht an Winterfutter fehlen, und der Boden überhaupt zum Grastragen aufgelegt seyn. Er muß also auch nicht zu hoch lie-

gen,

gen, sonst giebts wenig Graswuchs zur Viehweide, weil er Sommers zu trocken wird, und das Guth muß an einander liegen. In Meklenburg ist das Land meist eben, ohne sonderliche Hügel, das Mittel zwischen hohen und niedern, also zu allem Wachsthum das gedeihlichste, nimmt mehr Regen ein, wird nicht leicht zu trocken, und ist wasserreich.

Anmerkung.

Ein Land, das wechselsweise Acker und Wiese werden kann, braucht in Ansehung der letzten Erforderniß eben nicht krautartig, d. i. so beschaffen zu seyn, daß, sobald die letzte Beackerung vorbey ist, sich der Boden von selbst mit Gras belege oder berase. Man muß, welches überall in jeder Absicht das beste ist, die Plätze mit künstlichen Gräsern oder Futterkräutern bestellen. Dieserhalb kann eine hohe Lage nicht schlechterdings schaden, wenn sonst der Boden nur nicht undankbar, oder zu schlecht ist. Denn wenn er zu schlecht ist, kann man die Koppeln nicht herausbringen, ob man schon anfangen kann zu künsteln, als womit man doch nicht im Anfange gleich große Schritte thun kann.

Wenn das Guth nicht an einander liegt, so muß man es suchen zu arrondiren, und hiezu durch Aufhebung der Feldgemeinheit den Grund legen.

Wenn das Meklenburgische Land, als ein solches, angesehen wird, welches das Mittel zwischen hohen und niedern, und zu allem Wachsthum am gedeihlichsten geschätzet wird, so eben aber von einem hohen guten Boden, dergleichen etwa ein frischer Lehmboden u. s. f. ist, das nämliche behauptet worden, so muß man freylich eine zu niedrige Gegend, die zu naß ist, als die allerunbequemste zur Koppelwirthschaft ansehen,

weil

weil solche wohl zu Wiesen, aber nicht zum Acker tauget; es wäre denn, daß das Wasser, oder die überflüssige Feuchtigkeit abgelassen, und zu dem Zweck tüchtige Abzugsgräben angefertiget werden, welche zugleich, wenn es die Lage nur irgends verstatten will, zur Einschliessung der Koppeln dienen können, wobey denn freylich die Ausführung erfahrnen Feldmessern oder Conducteuren überlassen werden muß.

B. Der, lesenden Oekonomen nicht unbekannte, Hr. Möller hat zur Einführung der Koppelwirthschaft auf hohen Feldern folgende Vorschläge gethan. Er räth an, daß man 1) mehr Schläge mit Winterfrucht, die auf hohem Lande am besten geräth, aussäe, als mit Sommerfrucht; 2) daß man Aussaat und Schläge so eintheile, daß man jährlich so viel Getreyde, als sonst, einärndte, und nicht, wie in Meklenburg, $\frac{1}{2}$ Ackerfeld zu Weide liegen lasse. Man solle daher mehr und kleinere Schläge machen, daß man nicht mehr Land unbestellt lasse, als vorher geschehen, und doch Schläge, die Jahr aus Jahr eine Weide abgeben, übrig bleiben. In so weit also andere Schläge zur Braache nicht hinreichen, besömmere man die Braache, und säe in die Stoppel. Z. E. man wolle 9 Schläge haben, so theile man jedes der vorhin üblichen 3 Felder, in 3 Theile, oder Schläge; 3 Schläge seyen Winterung, 2 Sömmerung, 2 Braachweide, 2 beständige Weide; also hätte man 1 Braache gedüngt, 1 Roggen, 1 Sommerfrucht, 1 Stoppelroggen, 2 Weide, 1 neue Braache, 1 Roggen, 1 Sömmerung z. E. kleine Gerste. So nutzt man jeden Schlag in 9 aufeinander folgenden Jahren. Jeden Schlag dünge man ganz; so kömmt man mit dem Mist erst in 9 Jahen herum.

11) Tullisches Ackersystem.

Dieses Systems erwehne nur um solcher Oekonomen willen, die in ökonomischen Schriften davon lesen, damit sie das Hauptsächlichste davon wissen mögen, nachdem es in Deutschland bey praktischen Landwirthen niemals Beyfall finden können.

Jethro Tull, ein Engländer, wollte den Feldbau dem Gartenbaue so sehr nähern, daß jedes Saamenkorn weder zu nahe noch zu weit von dem andern zu liegen komme; zwischen den in Reihen stehenden Saatpflanzen aber so geräumige Gänge seyn, daß sie zu gewissen Zeiten mit einem kleinen Pfluge (Cultivator) aufgelockert, und hiemit nicht nur vom Unkraute gereiniget, sondern auch den Getreydewurzeln lockeres Erdreich zu desto besserem Gedeihen verschaffet werden möchte. Die Reihen sollen 6—8 Zoll von einander abstehen; 1 — 5 Reihen aber, am besten 1 — 2, sollen neben einander stehen. Das, was so in diesen Reihen besäet ist, nennet man die Beete, den leeren Zwischenraum aber von der äussersten Reihe eines Beetes bis zur äussersteu Reihe des andern Beetes nennt man die Gänge. Jene sind das Fruchtfeld, diese die Braache, und diese wird also zum besten der Früchte sowohl, als zur künftigen Saat öfters bearbeitet. Jeder Gang, der nach der Aerndte gesäet wird, hat 4 Schuh zum rechten Maaße. —

Ohngeachtet Du Hamel, Cullin de Chateauvieux und Mill diese Bauart zu vervollkommnen gesucht, und dabey viel Vortheile gefunden haben wollten, so sahen unsre deutsche Wirthe doch a priori schon ein, daß die hiebey anzuwendende Mühe nicht bezahlet werde, und daß es eben so viel sey, als wenn man seine Früchte wollte mit Menschenhänden pflanzen, verdün-

nen

nen oder verdicken, bejäten und behacken lassen. Man erhält auf diese Weise 10—20mal mehr, und noch weit darüber, an Körnern, als nach der gemeinen Bauart. Aber dieser vermehrte Korngewinnst bezahlt doch bey weitem nicht die angewandte Arbeit und Mühe.

Der Hannöv. Hausv. S. 42. ff. urtheilt von dieser Bauart, daß man sie im Großen nicht einführen könne, weil 1) das reihenweise Säen, wozu man in Großem den Semoir (eine Sämaschine) braucht, viele Schwierigkeiten hat; 2) mit den 4 erforderten Arbeiten in den Gängen es sich so verhält, daß man, a) da sich die Fruchtstöcke zu beyden Seiten zu weit ausbreiten, und auf einem dem Winde ausgesetzten Felde das in Reihen stehende Korn auch übel durcheinander geworfen wird, die Gänge nicht wohl ohne Beschädigung der Pflanzen bearbeiten kann, b) man zu dieser öftern, und fast wöchentlichen, Auflockerung des Bodens der Gänge auf einem großen Guthe, z. E. von etlichen 100 Morgen, nicht die nöthigen geschickte Leute, Pferde und Geschirr auftreiben kann; 3) und man bisher würklich aller Orten, wo Versuche damit gemacht sind, und man so eifrig darauf war, wieder davon abgehet.

12) Englisches Ackersystem.

Die Bauart der Engländer hat unter uns, seit 20—30 Jahren großen Beyfall und Nachahmung gefunden, und unterscheidet sich von der Koppelwirthschaft darin, 1) daß sie keine eigentlich sogenannte Braache hat, 2) und das Feld mittelst künstlicher Futtergräser zu Wiesen oder Weiden macht u. s. f. Sie besteht in folgenden Stücken.

I. Die

I. Die **Feldgemeinschaft** muß aufgehoben seyn, das Guth an einander liegen, und seine geschlossene Gränzen haben.

II. Man **theilt** das Guth **so ab**, daß $\frac{1}{3}$ oder $\frac{2}{3}$ **künstliche Wiesen**, und die andre **Hälfte**, oder $\frac{1}{2}$ nur Ackerfeld bleibet, und man

1) alle 3 — 6 Jahr **mit Getreyde und Futterbau** abwechselt, mithin ein Acker 3 — 6 Jahr Früchte träget, und dagegen 3 — 6 Jahre eine künstliche Wiese ist. Was nur 3 Jahr Wiese bleibt, wird mit Spanischem (rothem) Klee, was 5 — 6 Jahr Wiese seyn soll, mit Esper (Esparcette) Lüzerne, oder Raygras, besäet.

2) Das **Ackerfeld** trägt wechselsweise Winter- und Sommergetreyde, Rüben, Hülsenfrüchte. Ueberhaupt säet man selten über 3 Jahr hintereinander Getreyde, sondern wechselt nach Nr. II. während der Zeit, darin das Feld ein Acker ist, mit den Früchten, säet auch wohl den Klee darunter, düngt dergleichen Felder, wo nicht alle Jahre, doch wenigstens im dritten Jahre, stürzt sie vor Winter, ackert sie überhaupt tüchtig; und im letzten Jahre, da sie Getreyde tragen, säet man Klee u. dgl. zugleich unters Getreyde.

Im ersten Jahre bauet man meistens Früchte, oder noch besser allerley Kraut- und Wurzelgewächse. Man bauet vorzüglich die Gewächse, die nach dem Ertrag des Bodens, dem Aufwand, Kosten und Marktpreise den größten Nutzen versprechen.

3) Die Schläge, so **künstliche Wiesen** sind, **düngt** man alle 3 Jahre; denn man verwendet den meisten Dünger auf die Aecker. Man mähet sie ab zu grünem oder dürrem Futter, läßt sie auch so, wie bey der Koppelwirthschaft gemeldet, behutsam abweiden.

Das

4) Das ganze Guth und alle Schläge werden umzäunet. Wie man alle Jahr ein Grasstück umbricht, so haut man auch alle Jahr einen Zaun nieder, und schlägt etwa 1 — 2 Bäume, die in der Hecke stehen, mit um, um genug Holz zur Winterfeurung zu haben. Indessen bis der Zaun wieder heranwächset, macht man einen leichten dürren Zaun herum, der hernach auch zur Feurung gut ist.

5) Man bedient sich neben dem Miste der künstlichen Dünger, und verbessert den Boden der Felder durch Vermischung mit den entgegengesetzten Erdarten, z. E. bringt auf leichte Felder Thon, auf thonichte aber Mergel, Kalk u. s. w.

6) Auch nähret man so viel Vieh, daß alles auf dem Guthe wachsende Futter auf dem Guthe selbst zur Düngung der Felder verfüttert wird. Man zieht im Sommer die Stallfütterung der Weide vor, und füttert auch Schaafe und Schweine mit Klee. Zum Zugvieh braucht man vorzüglich Ochsen und gute starke Stuten, (Mutterpferde) deren man bey Kunstwiesen mehrere halten, und auch ihre Füllen mit wenig Kosten erziehen kann.

III. Zu mehrerer Erläuterung folgt hier aus Patullo die Einführung dieser Bauart, und Behandlung eines Guths von 300 Morgen, sowohl wenn es steifen, festen und guten, als wenn es mittelmässigen und leichten Boden hat.

1) Ist der Boden fest und gut, daß er zu spanischem Klee taugt, so bekömmt das Guth 12 Schläge, jeden von 25 Morgen. 150 Morgen oder 6 Schläge sind Ackerfeld, von welchen 2 Gerste, und 4 Waizen haben, 6 Schläge aber sind Kleefeld. 2 Schläge, die am längsten Frucht tragen, werden jährlich mit Futterkräutern besäet, so am längsten Fütterung haben, zur Gerste umgeackert, und die 4 Bezirke,

worauf Gerste war, zum Waizen gebraucht. Den Mist, den man macht, verwendet man, die frisch angelegte Kleefelder in ihrem ersten Jahre damit zu düngen. So ist das Feld auf immer fruchtbar, und seine Aerndten vermehren sich jährlich.

Will man auf ein solches Feld diese Bauart einführen, so ist es entweder gebaut Feld oder nicht.

Ist es **ungebaut**, z. E. Weide oder Grasboden, so theilt man es in Schläge ab, nimmt 4 der besten, sticht den Rasen davon ab, verbrennt ihn, streuet die Asche davon umher, ackert wohl, und besäet 2 dieser Schläge im Herbst mit Klee, 2 im folgenden Frühlinge mit Gerste, damit man sie auch im folgenden Herbst mit Klee besäen könne. Die 8 übrigen Schläge werden im Herbst zur Waizensaat zugerichtet.

Ist das Guth ganz **gebaut**, so theilt man es Schläge, nimmt die 2 besten Schläge, düngt sie auch, säet im Herbste Klee, 2 andere besäet man im Frühling mit Gerste, und im Herbste mit Klee. Die 8 übrigen Schläge tragen indessen Waizen.

Ist auf dem Guthe schon ein Theil **besäet**, oder kann gleich besäet werden, so nimmt man 2 Schläge vom jetzt einzusäenden Sommerfelde, und besäet sie im Herbste mit Klee, desgleichen 2 vom Stoppelfelde, und besäet sie im Frühlinge mit Gerste, im Herbste mit Klee, die übrige 8 mit Waizen. Das folgende Jahr nach der dritten Getreydeärndte legt man einen jeden Schlag der 8 übrigen mit Klee an, und nach 3 Jahren wieder zu Waizen. Endlich tragen jährlich 4 Schläge Waizen, 2, welche vorher 3 Jahr lang Klee hatten, oder die dritte Getreydeärndte tragen, und jetzt Kleefeld werden, tragen Gerste.

2) Ist der Boden **leicht** und **mittelmässig gut**; so macht man 18 Schläge. Nach 9 Jahren muß man

man die Felder, die länger als 3 Jahr nach einander Frucht tragen, das 3te Jahr mit Mist düngen, und hernach alle 2 Jahre, so lange sie Fruchtfeld sind. Man bringt auch schickliche Verbesserungserden an; nach und nach bessert sich das Feld so, daß es Klee tragen kann. Uebrigens ist hier $\frac{1}{3}$ des Feldes Kornfeld, $\frac{2}{3}$ haben Esper oder Luzerne. Vom Kornfelde, das 100 Morgen hält, tragen 66 Waizen, 33 Gerste. Trägt 1 Schlag 6 Jahr Futter; so trägt er hernach 2 Waizenärndten hintereinander. Ist der Boden allzuleicht, so säet man Rüben zwischen der Waizenärndte und Frühlingssaat.

Die **Vortheile** dieser Bauart sind durch eine lange Erfahrung der Engländer bestätiget. Wir haben etwa $\frac{1}{4}$ des Guths natürliche Wiesen, und $\frac{3}{4}$ ist Ackerfeld, wovon $\frac{1}{4}$ Winter- $\frac{1}{4}$ Sommerfrüchte trägt, und $\frac{1}{4}$ deswegen Braache seyn muß, weil sonst unsere Felder, die wir wegen wenigen Futters und daher auch wegen wenigen Viehes u. s. w. schlecht bearbeiten und düngen, nicht bestehen könnten. Hingegen hat man bey der englischen Bauart eben so viel

1) Ackerfeld zu ärndten, als bey der unsrigen, weil keine Braache da ist, und der nicht ruhende Acker, der eine Zeitlang Wiese ist, nicht erschöpft, sondern gebessert wird.

2) Man hat nun $\frac{1}{4}$ mehr Grasland und Futter, also sein Guth um $\frac{1}{4}$ gleichsam vermehrt; ja 1 Morgen künstlicher Wiesen gleicht 5 — 6 Morgen der gewöhnlichen Wiesen. Man kann zur Arbeit und zum Dünger mehr Vieh halten, also 15 Fuder Dünger dahin bringen, wohin wir sonst nur 1 Fuder bringen können. Weil man alle Jahr den Acker düngen kann, so verdoppeln sich die Getreydeärndten, und die Futterärndten werden wenigstens verzehnfältiget. Die Erfahrung der Engländer zeigt,

3) daß nichts mehr die Felder bessert, als die Folge der abgewechselten Aerndte am Getreye und Futter.

Anmerkungen.

Schon mehrere Landwirthe würden ganz die englische Bauart unter uns ausgeübet haben, wenn sie ohne ihr Zuthun, Weitläuftigkeit, Processe und Kosten, aus der Feldgemeinschaft ihres Orts heraus kommen könnten. Dieserhalb hat man von diesem Ackersystem den Anbau der Futterkräuter, in so fern man daran durch die Feldgemeinschaft nicht gehindert wird, mehr angenommen, und auf Plätzen, die Gartenrecht haben, allerley Futterkräuter, zum Theil auch künstliche Gräser, bisher angebauet. Besonders hat man seit der Erscheinung der H. M. mit vielem Vergnügen in der Nähe und Ferne wahrgenommen, daß die von ihr angepriesenen Gräser auf Wiesen, und theils auch auf Aeckern, cultiviret werden, wodurch denn dem Ackerbaue mittelst verbesserter Viehzucht sehr aufgeholfen wird, da man die Gräser auf gutem Boden ungleich leichter und vortheilhafter zum Winterfutter als den Klee eben daselbst trocknen, und zu Heu erhalten kann. So hat es auch weniger Schwierigkeit gefunden, daß Dorfgemeinden unter sich eines geworden, einen oder den andern Schlag Wiesewachs heraus zu suchen, selbigen mit der Behütung und Viehtrift zu verschonen, und darauf Futtergräser anzubauen, indem hieselbst jeder Eigenthümer seine alten Grundstücke behält. Dagegen scheuen die meisten Bauern gar sehr die Aufhebung der Gemeinheiten, weil sie ihre vorigen Aecker, die sie so sehr lieben, weil sie nebst ihren Vätern selbige cultiviret, gebessert, und sie kennen, was sie ihrer innern Natur nach vermögen, zu verlieren fürchten, und sich

scheuen,

scheuen, fremde, vielleicht entweder von Natur schlechtere, oder von schlechtern Wirthen besessene, und eben deshalb zu wenig oder gar nicht verbesserte Aecker wieder zu bekommen, hiemit aber in Schaden und Verfall der Nahrung gesetzet zu werden, da zumal überhaupt selten ein Feld ist, dessen Schläge so herausgesucht und zusammengebracht werden könnten, daß alle darin befindliche Ackerstücken von gleicher Güte seyn könnten. Der geschickteste Separationscommissarius kann hierin sich versehen. Wenn aber einer Dorfgemeinde ansehnliche Prämien versprochen würden, falls sie sich allein aus einander setzen, oder zuvor, weil sie doch ihre Felder am besten kennen müssen, die Theile aussondern oder zusammenbringen, und darauf entweder einen Separationscommissarius zuziehen, oder die gemachten Theile unter sich selbst verlosen wollten, so würde das Werk schon glücklicher von statten gehen. Die Prämien müßten aber ansehnlicher seyn, als sie bisher in einigen Ländern angesetzt gewesen, und sie dürften auch nur auf gewisse erste Jahre sehr hoch, hierauf niedriger, und zuletzt am niedrigsten für jede Provinz bestimmet werden. Manchen Dörfern dürfte mit einer auf 20 oder mehr Jahre, versprochenen Befreyung vom Hofe- oder Frohndienste, oder einer andern Beschwerung, mehr als mit Gelde, gedienet seyn. Prämien denjenigen zu setzen, welche z. E. den meisten Klee in einer Provinz anbauen, treffen nicht genug zum Ziel, weil diejenigen, welche den besten Willen und Einsicht haben, es wegen der Feldgemeinschaft nicht vermögen.

Wenn in der vorhergehenden Beschreibung der englischen Bauart Nr. II. 6. gesagt wird, daß die Stallfütterung der Schaafe im Sommer der Weide vorgezogen werde, so klingt solches in den Ohren der meisten deutschen Schäfer sehr wundersam, oder es kömmt

ihnen unglaublich vor. Aber es ist doch schon lange so in England gewesen, bis endlich sogar die Schaafweide durch eine Parlamentsacte aufgehoben worden. Im Badenschen und in der Pfalz hat man schon diese Stall- und Pferchfütterung nachgeahmet, und bey der Ernährung der Schaafe unter freyem Himmel in Horden mit Futterkräutern, ausser der reinlichen Düngung des Landes, viele Vortheile von solcher Fütterung gefunden. Die Schaafe werden auf leeren Aeckern nahe am Kleefelde eingesperrt, an den gemeinen Horden leichte Futterraufen befestiget, und in solche täglich 3mal Futter vorgelegt. In 24 Stunden werden die Horden zweymal vorgerückt, und die gepferchten Aecker werden aufs geschwindeste umgepflüget, damit der Pferch nicht verwittern möge. Hieraus ist zu sehen, daß der geringste Landmann, der sonst keine Schaafhüthungsgerechtigkeit auf dem Felde seines Orts hat, doch Schaafe sich auf dem Stalle halten, oder sie auf seinem Hofe des Sommers bey Tage unter freyem Himmel einhorden könne, wenn er nur künstliche Gräser ihnen vortragen kann, und es seinen besondern Umständen angemessener findet, lieber Schaafe, als Kühe zu halten. Es wird hiervon in dem Kapitel von der Schaafzucht mit mehrern geredet werden.

Wenn aber Nr. II. 6. gesagt wird, daß Ochsen vorzüglich zum Zugvieh in England gebraucht werden, so ist dies so zu verstehen, daß man die schwerste Ackerarbeit auf die Ochsen ankommen läßt, um der tragenden Mutterpferde, die man neben den Ochsen hält, zu schonen. Es giebt in Deutschland hin und wieder auch Gegenden, wo man die nämliche Einrichtung, z. E. in den Provinzen längst der Nordsee, hat, und die Zuzucht und den Verkauf junger Pferde als einen beträchlichen Nahrungszweig behandelt.

Daß

Daß endlich in der Beschreibung der englischen Bauart nur allein des Waizens, als der Winterfrucht gedacht wird, ist der Güte des englischen Bodens zuzuschreiben, und daher nicht zu glauben, daß eine vorhergehende Bestellung des Ackers mit Klee solchen Acker sofort in Waizenland verwandeln könne. Immittelst können wir doch bey uns auch in solchen Gegenden, wo kein Waizenacker, sondern nur Mittelboden ist, die englische Bauart nachahmen, und dürfen im geringsten nicht an der Möglichkeit zweifeln, da wir hiervon schon Beyspiele unter uns haben, und wovon dasjenige eines der besten in Deutschland ist, welches der preussische Herr General, Graf von Borke zu Stargard in Hinterpommern seinen Landsleuten rühmlichst gegeben hat, und daher auch hier einen Platz verdienet.

13) Borkisches Ackersystem.

Stargord in Hinterpommern, zwischen drey kleinen Städtchen gelegen, hat eine große Feldmark von 1921 pommerischen Morgen, den Morgen zu 300 Quadratruthen, diese zu 15 Fuß gerechnet, einen meistens guten Mittelboden, mit hin und wieder abwechselnden Strichen Sand, wenige und aus schlechten Grasarten bestehende Wiesen, dagegen beträchtliche doch meistens abgelegene Holzungen. Der Werth dieses Guthes war von jeher 14000 Rthlr. und es war bis 1764 verpachtet, oder auch schlecht administriret worden. Die Pacht war 700 Rthlr. bey der aber Bauern und Gebäude ruinirt, und oft Remissionen bewilligt werden mußten. $\frac{2}{3}$ des Feldes lagen in Büschen und Heydekraut, 36 Stück Vieh, jung und alt, wurden kümmerlich erhalten. Ställe und Scheunen waren weniger und meist leer.

Die Schäferey von 700 Stück war nur allein gut, doch zog der Schäfer den Nutzen davon.

Der Herr Graf sah diese zerrüttete Wirthschaft und ihre Fehler, als er sich 1764 daselbst in Ruhe niederließ, bald ein, lernte erst einige Jahre, und fieng seine Verbesserungen mit Nachdruck und Glück an.

Zu erst wurde ein Vorwerk in einer weitläuftigen wüsten Feldmark angelegt, 1 Pachterhaus nebst 2 Familienwohnungen, 1 Viehstall und 2 mittelmässige Scheunen darauf erbauet. Der Acker wurde uhrbar gemacht, in 4 kleine Felder getheilt, und vom Guthe aus bearbeitet. Alle Jahre wird auf dem dabey liegenden Acker die Braache abgemistet, und die Aussaat von 100 Scheffel Roggen und über 60 Scheffel Haber geschieht folgender Gestalt, welche auch beym Guthe selbst gelten kann.

Erste Tracht, Roggen im frischen Mist.
Zweyte — Sommerkorn.
Dritte — Roggen, einfährig.
Vierte — Braache.

Zweytens wurden Kleekoppeln angelegt. Fünf Jahr nach einander wurde jährlich ein Stück Acker, meistens Gerstenland, oder ander gutes Land zu 40 Scheffel Aussaat, ausgesucht, eine solche Koppel umgraben, mit lebendigen Hecken, auch todten Zäunen bewahret, und auf folgende Art besäet und benutzt. Erstes Jahr, gedünget und mit Klee und Gerste besäet; zweytes, Klee zweymal geschnitten und zu Heu gemacht; drittes, Klee zu Heu gemacht, doch vom zweyten Schnitt zu Saamen etwas stehen gelassen; viertes, Gerste; fünftes, Roggen, einfährig, oder Haber, wie aus folgender Tabelle erhellet.

Jahre.

Jahre.	I.	II.	III.	IV.	V.
1770.	Gemistet oder gemergelt. Gerste und Klee.	Roggen oder Haber.	Gerste.	Klee zweyter Schnitt.	Klee erster Schnitt.
1771.	Klee erster Schnitt.	Gemistet oder gemergelt. Gerste und Klee.	Roggen oder Haber.	Gerste.	Klee zweyter Schnitt.
1772.	Klee zweyter Schnitt.	Klee erster Schnitt.	Gemistet oder gemergelt. Gerste und Klee.	Roggen oder Haber.	Gerste.
1773.	Gerste.	Klee zweyter Schnitt.	Klee erster Schnitt.	Gemistet oder gemergelt. Gerste und Klee.	Roggen oder Haber.
1774.	Roggen oder Haber.	Gerste.	Klee zweyter Schnitt.	Klee erster Schnitt.	Gemistet oder gemergelt. Gerste und Klee.

Diese 5 Koppeln halten 200 Scheffel Aussaat Landes in sich und folglich etwa den siebenden Theil aller Felder, und wird, wie die Tabelle zeiget, der Klee jährlich von zwey solchen Koppeln abgeärndtet. —

Drittens: mit Hülfe dieser Kleekoppeln, welche der Grund aller Verbesserungen geworden, ist nach ungefähr 10 Jahren die Wirthschaft auf eine so erstaunliche Art umgeschaffen, daß der Viehstand von 36 Stück auf 170 Kühe, ausser 30 Zugochsen und Stieren angewachsen ist. — Von den Kühen stehen

50 auf dem Vorwerk, und 50 auf der Schäferey. Diese 100 Stück sind jedes zu 5 Rthlr. Jahreszins verpachtet, die übrigen stehen auf dem Herrnhofe. — Die Schäferey von 800 Schaafen ist für 300 Thlr. verpachtet. — Sämmtliches Rindvieh wird, nachdem das Rauchfutter ausser dem wenigen Heu gänzlich abgeschafft ist, mit Klee, welcher sämmtlich gegen Haber- und Gerstenstroh zu Hexel geschnitten wird, reichlich und vortrefflich unterhalten; und Schaafe und Pferde erhalten durch dessen Hülfe auch ein weit besseres Futter, wie gewöhnlich.

Viertens: der so sehr vermehrte fast 6mal stärkere Viehstand liefert so vielen Dünger, daß jetzt über 6000 zweyspännige Fuder jährlich ausgeführet, und dadurch natürlicher Weise die Aerndte verhältnißmäßig vervielfältigt worden. — Die größte Aerndte betrug sonst 1500 Stiege; (eine Stiege enthält 20 Garben) an Roggen wurde ausgesäet über 200 Scheffel, an Gerste 100, und am Haber über 100 Scheffel. Dagegen sind, im Jahr 1778, 308 starke zweyspännige Fuder Klee gewonnen, uud am Getreyde ist im Jahr 1777 eingeärndtet.

Roggen	von	496½	Schffl.	Ausl.	2900	Stiege.
Gerste	—	84	—	—	492	—
Haber	—	354	—	—	1158	—
Erbsen	—	5½	38 Fuder,	oder	76	—
Buchw.	—	6	—	—	29	—
Summa		946	Schffl.	Summa	4665	Stiege.

Da das Stroh sehr lang war, geriethen die Garben ausserordentlich groß. — Zum Verkauf lagen im Junius 1778, 1500 Scheffel Roggen, 2000 Scheffel Haber, und 500 Scheffel Malz bereit. — Ueber diesen Ertrag des Guths gegen den sonstigen, da

da jetzt die Einkünfte statt 700 Rthlr. gegen 3000 betragen, muß man ins angenehmste Erstaunen gerathen.

In langen Tagen wird der Acker mit 6 Pflügen, und im Herbst die Sommerbraache mit 12 Pflügen herumgebracht. Die Sommerbraache vor Winter umzustürzen ist sehr vortheilhaft, und giebt Zeit, den Dünger im Frühjahr aufs Braachfeld zu schaffen. Die Wendefahre ist schon abgeeggt, ehe die Roggenärndte angeht. Gleich nach dieser geht das Säen an. Im Jahr 1777 ist mit dem Braachroggen den 25. August der Anfang, und den 11. September der Beschluß gemacht worden. —

Sämmtlicher Haber wird mit 3 Fahren bestellt, und da er in der zweyten Tracht gesäet wird, so läßt sich sein reichlicher Ertrag leicht begreifen.

Die Aerndte wird mit vielen Leuten betrieben, und es ist kein Tag, daß nicht 18 Mäher und so viel Binder in der Arbeit wären. Daher eine große Aerndte in wenig Tagen vollendet seyn kann.

Die Wiesen geben, wenn die Heuärndte glücklich von statten geht, 250 Fuder Heu auf zweyspännigen Wagen. Es ist mager und schlecht, und wird für die Schäferey, Stallpferde und Rindvieh, und für erstere besonders, reichlich vertheilet.

Der Kleebau wird also betrieben; wenn der eingeschlossene (bewahrte oder eingefriedete) Acker im Herbst gepflügt, zu seiner Zeit im Frühjahr gewendet und abgeeggt, wird Gerste gesäet, untergepflügt und übergeeggt, und auf jedem Scheffel 5 Pfund Kleesaamen mit feiner Erde vermischt, oben übergestreuet, und nur einmal mit der Egge leicht übergefahren. Das erste Jahr läßt man die Gerste reif werden, den Klee ruhig stehen und sorgfältig schonen. Das zweyte Jahr, so bald er überall blühet, wird er abgemähet

und

und zu Heu gemacht, welches ebenfalls beym zweyten Schnitt, so im August einfällt, geschieht. Selten hat man dort die dritte Aerndte gehabt. In folgenden Jahren wird, wie in der Tabelle angezeigt ist, verfahren. Im 6ten Jahre wird gedünget, und alsdenn wie im ersten Jahre verfahren.

Der Klee wird also in voller Blühte gehauen, die Schwade, sie mögen auch noch so hoch seyn, bleiben liegen, wenn es gleich lange und stark regnet. Bey trocknem Wetter werden die Schwade etwas auseinander gezogen, und in Strecken geharket; so bald sie trocknen, und noch feucht sind, in kleine Haufen gesetzet, und wenn es gleich regnet, ruhig stehen gelassen. So bald heisser Sonnenschein eintrifft, werden Vormittags die Haufen herumgestossen, und der Klee Nachmittags eingefahren. Bey günstigem Wetter hat man schon am vierten Tage, das Mähen mit gerechnet, den Klee in die Scheune gehabt; jedoch ist auch, obgleich Regenwetter von 21 Tagen eingefallen, dennoch das Kleeheu gut geworden und nichts verdorben, welches beweiset, daß Klee leichter, als Gras zu Heu zu machen ist. Im dritten Jahre, nach Aussaat des Klees, wird beym zweyten Schnitt so viel zur Saat stehen gelassen, als man zu brauchen oder zu verkaufen gedenkt. Hat der Saatklee braune Köpfe, so wird er gemäht, in Haufen gesetzt, und wenn er darin geschwitzet und trocken geworden, eingefahren, und hoch auf Stangen über den Scheunflur getasset, und im strengsten Winter abgedroschen, daß die Hülsen abgehen. Diese werden erst in ein enges Sieb gethan, damit der Unkrautssaame herausfalle, nachher in Säcke gefaßt, wenn es eine große Menge ist, und in einen Backofen, wenn er nicht mehr zu heiß ist, gesetzt, und 24 Stunden darin stehen gelassen. Uebrigens wird

der

der Saame in kleinen Mulden geschwungen und rein gemacht. —

Da der sämmtliche Klee geschnitten wird, solches aber mit Menschenhänden nicht zu zwingen wäre, so ließ der Herr Graf eine Hexelmühle bauen, welche von 8 Ochsen getrieben wird, und alle Stunden 100 gehäufte Scheffel Hexel liefert. Ein Knecht, ein Junge und eine Magd thun dabey so viel Arbeit, als 20 der tüchtigsten Knechte nicht würden verrichten können. Die Hexelmühle nebst der angehängten Kleescheune kostete nicht über 300 Thlr. Die Beschreibung und Abbildung derselben kömmt in des Herrn Grafen eigner Beschreibung der Stargordtschen Wirthschaft u. s. w. vor, und verdient weiter den Landwirthen empfohlen zu werden.

Der daselbst häufig vorhandene Mergel liegt in Bergen, ist gelblich, und 6 — 10 Fuß mächtig. Das Mergeln geschieht im späten Herbst und ersten Frost. Ist er noch nicht stark gefroren, so wird er mit hölzernen Wurfschaufeln vertheilet. Man hat bis jetzt nur zur Gerste gemergelt, und vorher den Acker gestürzt und glatt geegget. Auf jede Koppel kommen 1030 Kasten Mergel von ungefähr $10\frac{1}{2}$ Cubicfuß der Kasten; oder solcher Kasten ist 98 Zoll lang, 19 Zoll oben und 12 unten breit, 16 Zoll hoch, und wird von 2 Mittelpferden gezogen.

Anmerkungen.

An diesem System haben wir nun das Muster einer freyen Nachahmung der englischen Bauart, welches seinem Urheber so vortrefflich geglückt, daß es Zweifels ohne viele deutsche Landwirthe aufmuntern wird, auch im Mittelboden ihr Glück zu versuchen.

Man

Man hat dies Besondere daraus zu merken, daß der Klee im ersten Jahre, da er unter die Gerste gesäet worden, ruhig stehen gelassen, und sorgfältig geschonet werde. Der Grund hievon ist, daß er durch einen Schnitt im ersten Jahre nicht geschwächet werden solle. Dieses Schonen des Klees im ersten Jahre bringen die folgenden Jahre wieder ein, nachdem er sich desto mehr in der Wurzel verstärken können. Im schlechten Boden ist diese Regel noch mehr zu beobachten, damit der Boden wohl vom Klee bedeckt, und unter diesem sich desto frischer erhalten, mithin den Klee desto besser treiben möge.

Daß Klee bey Regenwetter sogar leichter, als Gras, zu Heu zu machen sey, solches werden die Kleebauende in gutem Boden nicht einräumen. Es wird in der Beschreibung gesagt, daß man in Stargord selten im Jahre mehr, als zwey Kleeärndten haben könne. Im guten Boden hat man Jahr für Jahr vier Kleeärndten, und in sehr guten Jahren wohl fünfe bis sechse. Hieraus läßt sich gleich einsehen, daß hieselbst die Schwade noch zweymal so dicke als im Mittelboden seyn müssen, weßhalb das Heumachen des Klees weit schwerer ist. Die Stängel des Klees in gutem Boden müssen weit dicker, länger und saftiger, als die im mittel und schlechtern Boden, folglich auch noch einmal so schwer zu trocken seyn. Und welche Unsicherheit in regnichten Jahren ist nicht bey dem Kleeheu, wenn es nicht trocken genug eingefahren worden. Es wird weit eher schimmlicht, muchzend, faul und dem Viehe ungedeihlich, als das Heu vom Grase. Vielleicht ist auch dieses die Ursach, daß der Urheber dieses Systems sein ganzes alleiniges Heufutter nicht im Kleeheue bestehen läßt, sondern Sicherheit halber die natürlichen Wiesen seines Orts, so mager und schlechtes Heu sie auch, laut der Beschreibung

bung, geben, beybehalten. Und hieran ist fast nicht zu zweifeln, daß von diesen daselbst in guten Jahren zu gewinnenden 250 Fudern Wiesenheues für die Schäferey, Stallpferde und Rindvieh, und für erstere besonders reichlich vertheilet werde. Verwendet man nun dieses Heu hauptsächlich für die Schäferey, so soll dies anzeigen, daß man das Heu vom Grase sicherer und gesünder, als das Kleeheu halte, indem überall bekannt ist, daß kein Vieh eher von nicht trocken genug aufgefahrnem Heue könne verdorben und zu Grunde gerichtet werden, als die Schaafe. Daß aber, ausser mehrern Oekonomen, der Verfasser der Versuche, die Landwirthschaft betreffend, m. A. über das Heumachen des Klees gleiche Erfahrungen habe, kann, wenn man diese Schrift nicht besitzet, im Allmanach für d. L. aufs Jahr 1783 S. 179 nachgelesen werden. Es ist aber wohl zu glauben, daß ein so einsichtsvoller und höchst musterhafter Landwirth, als der Herr Graf von Borke ist, an die Verbesserung seiner Wiesen gleichfalls noch Hand legen, und sie mit den besten Grasarten, wozu besonders in der H. M. Anleitung gegeben wird, begatten werde.

Wie endlich die Leser auch dieses besonders bemerken werden, daß der hochberühmte Herr Graf die Braache beybehalten, und sich hiemit als einen freyen Nachahmer der Engländer bewiesen, so werden sie bey ihm eine Uebereinstimmung mit dem berühmten Herrn Probst Lüders in seinem Ackersystem finden, da er die Sommerbraache vor Winters bereits umstürzen läßt, und hiemit auch desto mehr Zeit gewinnt, den Dünger im Frühjahre aufs Braachfeld zu schaffen, und die Wendfahre schon vollendet hat, ehe die Roggenärndte angehet.

Zuletzt finden alle Landwirthe auch an dem Herrn Grafen den besten Vorgänger in der jedes Ors schicklichst

lichst zu beobachtenden frühen Besäung des Winterfeldes, da er in einer Zeit von 14 Tagen mit einer so starken Aussaat schon vor der Mitte des Septembers fertig seyn, und hiemit den ersten Grund zu einer reichen Aerndte, nach vorhergegangener besten Vorbereitung des Ackers, so richtig gelegt haben kann. Es ist eine alte Ackerregel: frühe Saat triegt selten, späte oft. Diese Regel gilt in Ansehung des mittel und schlechten Bodens aber am meisten, zumal wenn er kalt ist. Je früher man hier säen kann, desto mehr hat man zu hoffen.

Nun folgen einige Bauarten, welche auf dem Grundsatze beruhen: Wer die Braache abschaffen will, muß die Früchte nicht alle Jahre in der obern Furche der Erde bauen, sondern zuweilen die untere Furche herauf bringen, mit dieser die obere bedecken, und alsdenn die Früchte in der heraufgebrachten Furche bauen.

14) Kretschmarisches Ackersystem.

Der Königl. Preuß. Kammerrath, Herr Kretschmar, bekam von dem König ein Landguth ohnweit Berlin, um seine der Welt angepriesene Ackerart bekannt und beliebt zu machen. Nach dieser setzte er voraus, daß

1) die untere, wenigstens doch die etwa 9 Zoll unter der Oberfläche befindliche, Erde gut, und bald mürbe und arthaft, folglich nützlich zum heraufbringen sey. Er berief sich auf a) das vortheilhafte Rajolen der Gärtner, b) auf die Güte der Maulwurfserde, die ein Dünger sey (diese wird aber so tief nicht herauf gebracht) c) auf die Bäume, deren tiefe Wurzeln aus der untern Erde die Nahrung für jene hohlen; (die Zapfen- oder Hauptwurzeln der

Bäu-

Bäume gehen nur tief in die Erde, und dienen weniger zur Nahrung, als zur Festhaltung des Baums. Die Faser- und Seitenwurzeln führen eigentlich dem Baume den meisten Saft und Leben zu, und diese kriechen in der Oberfläche der Erde nur umher. Je mehr sie aber dieses thun, desto lebhafter wächßt der Baum. (S. des Hrn. Medikus Beyträge zur schönen Gartenkunst, S. 54.) d) Und endlich auf die **Bauart der ostfriesischen Marschländer** durch das **Wühlen**, da man nämlich den Acker in 20 Schuh breite Beete eintheilt, an jeder Seite des Beetes 5 Schuh breit abzeichnet, von diesen Stücken die obere gute Erde wegnimmt, und auf die 10 Schuhe in der Mitte des Beetes wirft, sodann in der Mitte des abgedeckten 5 Schuh breiten Strichs einen Graben 4 Schuh breit gräbt, den zähen Thon hart an beyden Seiten des Grabens setzt, und die unter dem Thon liegende gute Erde über jenen am Rande des Grabens stehenden Thon auf das mittlere 10 Schuh breite Beet wirft, den Graben wieder mit dem Thon füllet, und das Beet ebnet, welches man einen Sommer durch etlichemal pflüget, und im Herbst mit Rübsen oder Wintergerste besäet. Man ärndtet reichlich davon einige Jahre nach einander, und wiederhohlt sodann das Wühlen.

2) Er setzte ferner voraus, daß man, a) wo nicht gleich unter der Krume Felsen, Kies, Thon u. dergl. liege, eine gute Erde bekommen, und, wo gebaut Feld ist, wenigstens allemal 9 — 10 Zoll tief, so viel er verlange, brauchbare Erde herauf hohlen könne; b) daß man also seine Bauart überall anwenden könne, wenn die Huthgerechtigkeit nicht im Wege stehe; c) und die abhängige Lage, wegen des zu besorgenden Abflössens der Erde, das tiefe Ackern nicht mißrathe.

3) Er setzte drittens voraus, daß man sein dem Rajolen nahekommendes tiefe Pflügen mit der vorhin gewöhnlichen Anzahl des **Zugviehes**, und mit dem gewöhnlichen Pfluge, mit einer kleinen Veränderung, verrichten könne, worzu der Vorschlag gleich folget.

II. Die Hauptsache dieser Bauart besteht darin, daß man

1) die bisher gehabte 3 Feldabtheilungen aufhebe, und das ganze Feld nur in 2 Theile vertheile, (davon einer **Winterfrucht**, und etwa nach der Winterärndte noch **Sömmerung**, der andre Theil **Sommerfrüchte** träget,) vom **Braachfelde** aber, weil die Weide der Braache wegfällt, etwas nach tüchtigem Pflügen zu Grasboden mache.

2) Was **Ackerfeld** bleibet, soll man das erstemal, wenn man den Acker zur neuen Saat zubereitet, tief **pflügen**, nämlich 2 **Furchen** tief, welches, wie er sagt, ohngefähr 8—9 Zoll betragen wird, und zwar in gleicher Dicke und egaler Proportion die Furchen, so daß man die untere oder 2te Furche, die man heraushebet, allemal accurat auf die obere leget, und diese mit jener so zudecket, daß man nicht das geringste Gras, Quecken oder Unkraut kann zu sehen bekommen, wodurch es erstickt, und zur Fäulniß und Dünger geschickt gemacht wird.

Anmerkung.

Von solcher Art zu pflügen kann man nicht die Vertilgung jeder Art des Unkrauts erwarten, indem es einige giebt, die mit den Wurzeln noch über einen Fuß tiefer in die Erde, dergleichen Winde, Hauhechel, Gypskraut, Seifenkraut, u. s. w. sind, und wovon zum Theil schon oben Erwähnung geschehen, hineingehen. Doch können diejenigen Unkräuter, die

keine

keine ausdaurende Wurzel haben, und sich allein durch den Saamen fortpflanzen, wohl durch das Doppelpflügen sehr gemindert werden. So könnte z. E der Hederich, welcher in den meisten Sommerfeldern zum größten Schaden der Sommerfrüchte gefunden wird, sehr vermindert werden, wenn der Saame in solche Tiefe herab kömmt, daß er in vielen Jahren nicht wieder an die Oberfläche des Ackers gebracht werde. Denn es ist wohl allen erfahrnen Landwirthen eine bekannte Sache, daß der Hederichssaame viele Jahre in seinen sehr harten Saamenbehältnissen ruhen könne, bevor er aufgehet. Ein Beamter, der einer unsrer besten Oekonomen war, klagte mir einst, daß seine Knechte die Hederichsknoten oder Saamenbehältnisse aus ihrem Scheunfutter ausgesiebt, auf einen Haufen hinter dem Pferdestalle hingeworfen, solche aber einst wider seinen Willen und Wissen statt des Düngers auf den Acker gefahren. So weit diese Knoten ausgebreitet worden, sey über 10 Jahr lang nichts als Hederich gewachsen, ohngeachtet er auf diesem Flecke nie wieder unter solcher Zeit Mist und Saat hineingebracht, sondern nur immer im Zusammenhange mit dem übrigen Acker pflügen lassen. Da er nun ferner auf gedachten Fleck den blühenden Hederich alle Jahre abmähen lassen, daß er nicht zum Saamentragen und Fallenlassen der Hederichsknoten kommen, auch im Dünger und mittelst der Saat kein neuer Saame dazu kommen können, so ist daraus zu sehen, wie lange die Saamenbehältnisse des Hederichs sich in der Erde halten können, bevor sie nach und nach aufgehen können. Das Feld war hoch und ein fruchtbarer Lehmboden.

3) Man kann bey diesem Pflügen 1 — 2 der gewöhnlichen Pflüge gebrauchen. Hat man nur einen Pflug; so fährt man mit demselben einmal hinauf,

und hohlt die erste Furche tief genug heraus, sorgt aber ja, daß a) der Pflug diese Furche ganz und gar umlege, und keine Stoppel und Wurzel unbedeckt bleibe. Hierzu ist nöthig, daß die Streichbeeter (Rüster) nicht zu kurz, und unter den rechten Winkeln angebracht seyn, daß sie die Furche ganz und gar umlegen. b) Man muß den Pflug recht, nicht auf eine Seite, und die Pflugsohle recht gerade führen. Hierauf geht der Pflug wieder in der gemachten Furche, und hebt die 2te Furche heraus; man ist dabey so sorgfältig als zuvor, daß der Pflug gerade gehe, und diese 2te Furche in gleicher Stärke umgewendet, ganz und gar auch umgeleget, und genau auf jene erste geleget werde. Aber dazu muß der Pflug jetzt verändert werden. Damit Mann und Pferd in der Furche beym 2ten Fahren laufen kann, so treibt man die Deichsel durch die Leyer, oder durch einen Keil nach der rechten Hand, da sodann Rad und Handpferd auf dieser Seite, füglich in der Furche laufen muß. Man kann auch in den Pflugsattel 2 Einschnitte oder Vertiefungen, die eine niederer, die andere höher, neben einander machen, daß man den Krengel nach Gefallen bey jeder Fuhre rechts und links legen kann. Räder, die an der Achse herum laufen, sind die besten. Es ist aber besser, man habe zwey Pflüge, und hohle die erste Furche mit dem gewöhnlichen unveränderten Pfluge heraus, und lasse unmittelbar, sobald die erste Furche umgelegt ist, dem 2ten Pflug eben den Weg gehen, den man zur 2ten Furche, wie gesagt, stellet, und an dem man wegen der Tiefe der 2ten Furche etwa das rechte Rad höher macht, als das linke.

Wo schwerer Boden oder etwa ein Rasen auf der Oberfläche ist, läßt man a) vor den Pflügen den Hakenpflug hergehen, der auf beyden Seiten eingreift und durchschneidet; b) man stellt auch die Pflüge

schmä-

schmäler, daß die Furchen nicht so breit werden; c) man ackert flächer, und hebt statt 2 Furchen 3 heraus, die mit einander 8 — 9 Zoll tief Erde heraus heben.

4) Uebrigens ist in Absicht auf die folgende Anweisung zu merken, daß selbige sich auf das beetweise Pflügen beziehet.

III. Die Bestellung des **Winter- und Sommerfelds** geschieht also:

1) **Die Bestellung des Winterfeldes**, das ist zur **Wintersaat**. Wenn die Sommerfrucht auf dem Acker eingeärndtet ist, so betreibt man ihn einige Tage mit allerhand Vieh, das Gras noch zu benutzen, ackert hierauf den Acker zeitlich 3 Furchen tief, bringt den Dünger, nämlich alten Mist, den man auch vorher im Sommer nahe ans Feld führen, und dort auf große Haufen setzen kann, aufs Feld, und pflügt ihn nur ganz seicht ein, und besäet das Feld mit Winterfrucht. NB. Wenn man den Stoppelacker das erstemal nach der Sommerärndte doppelfürchig ackert, so pflügt man das Beet aus einander; hingegen, wenn man den Mist unterackert, und zugleich zur Saat pflüget, pflüget man, aber nur einfürchig, das Beet wieder auf gewöhnliche Weise zusammen, und besäet also die zuvor unten gelegene Furche. Hingegen liegt die Winterstoppelfurche nun unten, und ruhet, bis sie wieder hervorgebracht und besäet wird, da sie indessen, wenn sie nicht ganz nasser Thon und Ziegelerde ist, mürbe und durch Fäulniß fein Gartenland wird.

2) **Die Bestellung zur Sommersaat.** Man kann das Winterfeld nach der Winterärndte noch **sömmern**, oder nicht. **Sömmert** man, wie es in Ländern angeht, die eine temperirte Luft, frühe Winterärndte, und späten Winter haben; so pflüget man **gleich nach der Aerndte doppelfürchig**, und pflanzt auf

die obere neue Furche so gleich im August Rüben und allerley Küchen- und Kohlgewächse für Menschen und Vieh, die man auch zum Theil den Winter hindurch nutzen kann, z. E. Kohl, Sellery, u. s. w. worzu man die Setzlinge im Garten in Bereitschaft hält. Man kann mit dergleichen $\frac{1}{4}$ vom Winterstoppelfeld anpflanzen, auf $\frac{3}{4}$ aber Futter, z. E. Wickfutter, Schnittkohl, Mangold, Spergel, desgleichen ein Kohlgemeng, z. E. Mangold, Sellery und rothe Rüben untereinander, da man vorher die Saamen einquellt, säet, und frisch einegget, welches ein gut Futter für Schaafe ist, nach welchen die weidende Schweine die noch übrigen in der Erde bleibende Wurzeln heraus wühlen. Im folgenden Frühjahr pflügt man diese obere Furche, welche die Sömmerung trug, allein zurück, d. i. ackert nur einfürchig, und säet die gewöhnlichen Sommerfrüchte. Sömmert man nicht; so treibet man gleich nach der Winterärndte das Vieh einige Tage auf die Stoppeln, ackert 2fürchig, düngt aber nicht; im Frühjahre pflügt man wieder, aber die obere Furche nur einfach, und säet Gerste, Haber und andre Sommerfrüchte. Konnte man im Herbst die Winterstoppel nicht zweyfürchig stürzen; so ackert man im Frühling doppelfürchig einmal, und säet gleich die Sommerfrucht.

3) Ehe man diese Bauart einführet, muß der Acker 3—4mal wohl gepflüget werden: hernach, wenn sie eingeführt worden, ist ein zweymaliges Pflügen vor der Saat genug, nämlich erst das doppelfürchige, hernach das einfache unmittelbar vor der Saat. Man kann auch zuweilen ein Jahr lang immer einfürchig pflügen, damit nicht immer einerley Getreyde auf einerley Furche zu stehen kömmt. Das Säen geschieht allemal 4—5 Zoll tief, indem man den Saamen beym

beym 2ten Ackern unterpflüget. (Es ist genug, wenn der Saame 2 — 3 Zoll tief unter der Erde zu liegen kömmt.)

IV. Man breche alle **Wiesen** ebenfalls 2fürchig um und besäe sie mit gutem Heusaamen, aufs neue. **Das Wühlen** Nr. I. würde bey nassen Wiesen sehr gut thun. Das **Vieh** und Schaafe werden, ausser der Weide auf Stoppeln und Klee, im Stall gefüttert.

V. Man kann auch die zahme und wilde **Baumzucht** mit dem **Ackerbau** vereinigen. 1) Wenn man ein Feld doppelfürchig pflüget, so säet man Saamen unter die letzte Furche, die nicht über 4 — 5 Zoll tief seyn darf. So macht mans wieder in der 10 — 16ten Furche. In die besäete Furche setzt man alle 3 — 4 Ruthen ein Laßreiß von Laubholz. Will man auf ein Feld junge Stämmlein von 1 — 3 Jahren versetzen, so legt man sie beym Doppelpflügen im Herbst in die tiefe Furche. Die leere Streifen des Feldes ackert man von Zeit zu Zeit; so ist der Holzwuchs in 4 Jahren merklicher als sonst in 8. 2) Oder noch besser, man umzäunt ein Feld mit einer Hecke von Hagen- (Hahn-) butten, deren Körner man vor Winter in einen 2 Schuh breiten und eben so tiefen Graben, den man mit Mist düngt, in beyden Ecken einzeln mit 1 quer Hand hoch Erde zudeckt, alle zwey Ruthen 1 Acacienbaum setzt, und die Hecke endlich alle Jahr 2mal beschneidet. An beyden Enden des Felds sondert man 2 Rabatten ab, um den Pflug darauf umzukehren, und besetzt sie mit Standbäumen. Das übrige Feld bereitet man durch Doppelpflügen zum Kornbau wohl zu, theilt es in Stücke ab, die 45 Schuh breit sind, nimmt von jedem 3 Schuh zu einer Rabatte, und 2 Schuh zu Wegen auf beyden Seiten der Rabatte, die als ein Bett erhöht ist. Folglich

bleiben noch 40 Schuh übrig, die man mit Getreyde nach dieser Bauart bestellet. Auf dem Rücken oder Rabatte säet oder pflanzt man wilde oder zahme Bäume, insonderheit Maronen zu Oberholz, Zellernüsse zu Unterholz, Maulbeerbäume und dergleichen Hecken, deren erstes Laub zur Seidenzucht, das 2te aber im Herbste abgepflücket, und gedörrt ein treffliches Futter für Pferde, Schaafe, Rindvieh und sonderlich Melkkühe ist, und deren Beeren das Federvieh mästen. Man besetzt jede Rabatte mit Standbäumen, 3 Ruthen von einander; hernach säet man auf der einen Rabatte Saamen zwischen die Bäume alle Jahr, und versetzt alle Jahr im Frühling die junge Bäumlein auf die nächste Rabatte zwischen die Bäume hinein, 1 Schuh weit, oder auch 3 in 1 Schuhraum. Im 6ten Jahre setzt man sie anderwärts hin. Man säet im April, die Erde muß aber recht gut und klar seyn. Auf der Rabatte pflanzt man neben den Bäumlein allerhand Kohl, um den Boden locker und in Düngung zu erhalten. Will man das Feld zu Wald endlich machen, so senkt man von den Bäumen 18 — 20 Schuh auseinander ab, pflanzt auch auf jedem Rücken der Rabatten Buschholz. Treibt man das Holz der Zellernüsse alle 6 — 8 Jahr ab, so werden sie verjüngt, wachsen schnell, und nutzen mit Früchten.

Von dieser Bauart nun versprach der Urheber, daß man, besonders nach dem ersten Jahre, mit eben dem Aufwand von Zeit, Mühe und Kosten, 1) einen mürben, reinen, kraftvollen Boden; 2) einen größern Ertrag an Korn und Stroh, ohne Braache, mehr Futter, besser gewartetes Vieh, mehr Dünger erhalte; 3) Wiesen und Baumzucht verbessere.

An-

Anmerkungen.

Ob schon an manchen Oertern die Kretschmarsche Bauart versucht, auch hin und wieder nicht unvortheilhaft befunden ward, so machten doch die meisten Landwirthe a priori schon dawider Einwürfe, so, daß sie sich gar nicht zu Versuchen derselben einmal nur im Kleinen entschliessen wollten. Bey sehr vielen war das Vorurtheil gegen einen Mann zu stark, der von Herkommen gar kein Landwirth war, und von dem man glaubte, daß er nur ein Stubenwirth sey, und als ein solcher dergleichen Grillen ausgeheckt habe, die erst durch viele und durchgängige Versuche durch die Prüfung hätten gehen sollen. Das System wurde endlich von den meisten völlig verworfen, da dem Urheber ein Landguth war eingeräumet worden, wo er bey seiner vermeinten so einträchtlichen Ackercultur mehr rückwärts, als vorwärts, kam, und seiner Welt gar nicht zeigen konnte, daß er bey seiner Wirthschaft was vor sich bringe, wovon aber der Fehler eigentlich an seiner innerlichen oder häußlichen Wirthschaft mehr, als an der Feldwirthschaft gelegen haben soll.

Es hielten aber auch klassische Schriftsteller ihr Urtheil nicht zurück, unter welchen Hr. v. Pfeifer das Seinige so von sich giebt, daß er im Lehrbegr. sämmtl. ökon. und Cammeralwiss. Th. I. S. 77. ff. davon also sagt: Dieser ehrliche Mann, den die nur selten verschwenderische Natur mit mehr Einbildungs- als Beurtheilungkraft gesegnet hatte, war durch das Rajolen in den Gärten und dessen bekannten Nutzen auf die Gedanken des doppelfürchigen Pflügens gerathen; vergaß aber sehr übel zu bemerken, daß man die Gärten nicht alle Jahre rajolen müsse, und daß, wenn man den Garten nicht vor dem Winter rajole,

und mit wohlgefaultem Mist tüchtig dünge, die erste Aerndte selten die beste zu seyn pflege. Die untere Erde führe eine gewisse Rohigkeit, oder wenn man will, Unfruchtbarkeit bey sich, diese Rohigkeit werde der Erde hinreichend benommen, wenn man das doppelfürchige Pflügen im Herbste vornehme, und den Acker erst im Frühlinge mit Sommergetreyde oder Gartenfrüchten bestelle. Frost, Regen, Schnee und Luft seyn gar kräftige Mittel, ihm das Rohe zu benehmen, auch den Acker fruchtbar und mürbe zu machen. Wenn also das Getreyde im doppelfürchig zubereiteten Acker irgendswo nicht gerathe, so müsse solches nicht dem Doppelpflügen, sondern der ungeschickten Bestellungsart zugeschrieben werden. Es bleibe daher das doppelfürchige Pflügen eine gar vorzügliche Sache, im Fall es nur alle 3 Jahre geschehe, damit die herunter gebrachte Erde merklich ausruhen, die Unkrautswurzeln und Saamen aber in Verwesung gehen können; und sie sey in allen Aeckern, diejenigen ausgenommen, welche unter der obern Furche Steingrund führe, anzuwenden. Die bisherige vielfältige Einwendung des mehreren Zeitaufwandes und mehreren Zugviehes habe nicht Grund.

Wer nach der gewöhnlichen Art Gerste, Lein, Hirse, Kraut u. s. w. säen wolle, müsse den Acker 3—4mal pflügen, und 2mal eggen; wer doppelfürchig pflüge, dürfe im Frühjahr nur einmal ackern und einmal eggen, weil das Unkraut vergraben, und der Acker den Winter über hinlänglich mürbe geworden. Und diese Ersparung könne der Mühe des doppelfürchigen Pflügens gar leicht die Wage halten. Man könnte auch des doppelfürchigen Pflügens überhoben seyn, und mit einmal tief pflügen; in diesem Falle aber werde das Zugvieh verdoppelt, und eine gedoppelte Kraft erfordert; und dennoch würde die Absicht

sicht nur unvollkommner erreichet, weil die neue Erde sich mit der alten vermischen, und letztere nicht überall zur Ruhe kommen würde. Den wahrscheinlichsten Einwurf sey man in den Mangel der Hüthung zu setzen gewohnt. Diesem Mangel aber seyn die künstlichen Wiesen entgegenzusetzen. —

Der Hannöv. Hausv. urtheilt von der Kretschmarschen Bauart, daß man in den wenigsten Gegenden im Grunde lauter gute, sofort arthafte Theile antreffe, und daher diese Bauart nicht gemein worden, weil die Versuche nicht den gehofften Erfolg gehabt.

Herr geh. Rath Darjes versichert, daß nach seinen Versuchen, 1) wenn man jährlich 2fürchig pflüge, es schädlich sey, indem die untere, heraufgebrachte Furche nicht genug verfault, und Saamen und Wurzeln des Unkrauts noch leben, daher es zwar schöne, aber wenig Frucht, und viel Unkraut gebe. 2) Die Erde werde durch genugsame Fäulniß nicht fruchtbar, wenn sie nicht wenigstens 2 — 3 Jahre bedeckt, und so liege, daß sie nach und nach könne befruchtet werden, wie man an der Gartenerde sehe; 3) eben daher sey die untere Furche, wenn man sie das erstemal herauf bringe, bald zu feste, bald zu sauer, und tauge nicht für Gewächse, ehe sie vorher genugsam zubereitet worden. Er zieht daher die Reichhartsche Bauart der Kretschmarschen vor.

Da ich einer der ersten Landwirthe in hiesigen Landen gewesen, der diese Bauart im guten sowohl, als im Mittel und schlechten Boden versuchet, so muß dem Urtheile des Hrn. v. Pfeifers beytreten, besage dessen gesagt wird, daß das doppelfürchige Pflügen vor Winters geschehen, und nur alle drey Jahre wiederhohlt werden müsse. Ich habe aber auch befunden, daß der zweyte Pflug, welcher dem ersten,

nach

nach gemeiner Art vorgflügendem, nachfolget, und die untere Erde heraufhohlet, so gar in leichtem Boden noch einmal dem Zugviehe so schwer werde, als jener; daß also das stärkste Gespann hierzu erwählet werden müsse. Ich habe aber auch Waizenäcker gefunden, welche nur an die 6 Fuß schwarze Moorerde, hierauf aber einen weissen, völlig unfruchtbaren Sand haben, der in 10 — 12 Jahren kaum wieder zu schwarzer Erde werden wollte; weßhalb hieselbst das doppelfürchige Pflügen sehr schadete. Ich habe auch zu gleicher Zeit Lehmboden in der Nachbarschaft kennen gelernt, aus dessen Grunde ein sehr unfruchtbarer Thon durch das doppelfürchige Pflügen zu Tage kam, der in vielen Jahren nicht arthaft werden wollte. Was aber diese Pflugart zur Minderung (gänzliche Vertilgung will aber nicht sagen) den Unkrautssaamen beytrage, solches ist bereits oben gesagt worden.

15) Reichhartische Bauart.

Herr Reichhart bestellte einen Acker 18 — 22 Jahr lang, ohne Braache, 1) indem er während dieser Zeit bald tief, bald mittelmässig, bald flach geackert wird, aber so, daß die hinunter gebrachte Furche einige Jahre liegt, ehe sie wieder herauf gebracht wird, 2) indem ferner die herauf gehohlte Erde durch die Abwechselung der Früchte unvermerkt zum Fruchttragen geschickt zubereitet wird. Die Bauart kommt auf folgendes an.

I. Jedes Land tauget darzu, wenn der Boden nur nicht felsigt und lettigt ist, oder aus groben Sandsteinen besteht, und wenigstens 2 Schuh tief gute Erde hat. Die beste Lage ist eine der Uberschwemmung nicht unterworfene Aue, oder ein Strich Landes unten am Fuße eines nach Mitternacht zu liegenden,

Hügels

Hügels oder Berges. Man bauet nicht das ganze Landguth also, sondern widmet nur einen gewissen Theil desselben z. E. 16—20 Morgen darzu, legt etwan im Anfang, bis man's lernt, ½ Morgen zur Probe an, erwartet aber 3—4 Jahre den Erfolg, endlich bestellt man den ganzen Distrikt also, und daß man mit der Düngung aufkommen kann, so richtet man es so ein, daß man alle Jahr nur 1 Morgen frisch düngt, und so in 18—20 Jahren herumkömmt, alle Krautländer und Sömmerung der Braache abschafft, und auch den Küchengarten, dessen Gewächse man auf dem Felde bauet, ganz klein macht, und die Huthgerechtigkeit diesen Platz schonet.

II. Man nimmt 1) einen Acket, der jetzt braach liegen müßte, führt im Herbste viermal so viel Mist als man sonst auf 1 Morgen Braache thut, mithin, wo man sonst 6 dreyspännige Fuder nähme, nimmt man 24 dergleichen Fuder, und ackert oder gräbt ihn vor Winter zeitlich ein. Kann man ihn vor Winter nicht mehr unter die Erde bringen, so schlägt man jedes Fuder auf einen Haufen. Man muß 2) aber auch den Acker 2 Schaufel tief umgraben, oder mit 3—4 Pferden fein tief pflügen, oder nach dem vorhergehenden Kretschmarschen Ackersystem Nr. II. doppelfürchig ackern. Diese Zubereitung geschieht zwar leichter im Frühling, doch ist die allerbeste vor Winters. Kann es nicht vor Winter geschehen, so muß es, so bald es möglich ist, im Frühling vorsichtig geschehen, daß der Boden weder zu schmierigt ist, noch die Winterfeuchtigkeit vor dem Säen verliehrt. 3) So macht man den **Anfang**, wie aber im **Fortgang** bey Bestellung einer jeden Frucht zu versahren, und der Boden darzu durch tiefes, bald mittelmässiges, bald flaches Pflügen zuzubereiten sey, findet man im **Reichhartischen Land-**

und

und Gartenschatze im 3ten Theile bemerkt. Wenn man kann, pflügt man allemal vor Winter, und im Frühling, so bald der Acker nur oben grau oder trocken wird, säet man ohne zu pflügen, zieht den Saamen unter, und fährt mit der kleinen Gartenegge darüber. 4) Man wechselt mit den Früchten ohne Braache und frische Düngung, also ab, daß man zum Anfange a) Früchte nimmt, welche die starke Düngung, ohne zu vergeilen, ertragen z. E. Kohl, b) nie stark auszehrende z. E. Wurzelgewächse, weder etliche Jahr hintereinander, noch sehr oft baut c) und einerley Frucht nie wieder auf den Acker bringt, als bis man aus der Erfahrung weiß, daß der Boden die für sie gehörige Nahrungstheile durch Schnee, Regen, Thau, und nach und nach geschehene Auflösung und Zubereitung der noch im Boden übriggebliebenen Düngung wieder gesammelt habe.

III. Exempel der 18jährigen Abwechslung mit Früchten.

1) a) Weißkraut, andere Kohle, Sallat, b) Zwiebelsaamen oder wieder Kohl, Rettige, Cucumer, Sallat; c) Pastinat, Möhren, rothe Rüben, Cucumern, d) Safflor, Mohne, allerhand Bohnen, wozu man das Land nicht ackert, sondern nur im Frühling mit der Gartenegge gleich ziehet, und darauf säet, e) rothe, weisse Rüben, Möhren, Pastinat, f) Safflor, Mohne, Hirsen, g) nach der Aerndte pflügt man das Feld von einander, und säet Winterroggen, h) Stoppeln gestürzt; wenn das Feld wieder grün ist, wieder gepflüget, und Winterroggen gesäet. Es läßt sich dies oft noch einmal, nämlich im 9ten Jahre thun. i) Gerste, Sommerroggen, Sommerwaizen; k) nun gräbt oder ackert man wieder tief, z. E. mit 4 Pferden, und säet Möhren, weisse, rothe, Rüben, auch Pastinat; l) Mohn, Safflor, foenum Graecum,

Schwarz-

Schwarzkümmel, Coriander, Anis; m) Feld von einander pflügen, Winterroggen, n) Gerste, Sommerroggen, Sommerwaizen, wozu man im Herbst das Feld von einander pflüget, o) Hirsen, foenum graecum, Schwarzkümmel, Erbs- und andere Bohnen, Klonkererbsen, auch Erbsen und Linsen, p) Gerste, q) Anis, Möhren, Wicken, Coriander, r) Haber, wenn im 9ten Jahe Roggen gesäet worden; wo nicht, jetzt Mohn, s) Haber.

2) a) Kohl, b) Kohl, c) Zwiebelsaamen, worunter man säet Petersilie, Rettig, Mörsing, Sallat, d) Pastinat, Kohlrüben, Möhren, e) Safflor, Mohn, f) rothe Rüben, Möhren, Pastinat, g) Safflor, Mohn, h) Winterroggen, i) Winterroggen, oder Hirse, k) Gerste, Sommerroggen, Erbsen, Futterbohnen, l) Möhren, m) Mohn, Safflor, Siebenzeit, Schwarzkümmel, n) Roggen oder Gerste, o) Anis, Coriander, Schwarzkümmel, p) Winterroggen, q) Gerste, Haber, Sommerrogg n, Canariensaat, r) Erbsbohnen, türkische Erbsen, s) Gerste oder Haber.

3) a) Kohl, b) Zwiebelsaamen, etwas Peterling darunter, c) eben so, d) Pastinat, rothe Rüben, e) Mohn, Safflor, f) Winterroggen, Waizen, g) Winterroggen, h) Sommerroggen, Gerste, i) Hirse, Siebenzeit, Schwarzkümmel, k) Gerste. Ist der Acker vom Unkraut rein; so kömmt darauf in folgenden Jahren, weisse Rüben, Erbsen, allerhand Bohnen, Hirsen, Schwarzkümmel, Coriander, Anis, u. dgl. wo nicht; so kommt l) Mohn, Safflor, wozu man vorher im Herbste recht tief ackert, m) Winterroggen, n) Gerste, oder Sommerroggen, o) Möhren, p) Erbsen, Bohnen, Coriander, Siebenzeit, q) Haber, Canariensaat, r) Anis, Coriander, s) Gerste, Haber.

4) a) Kraut, b) Cucumern, c) Zwiebeln, d) Cucumern, e) Pastinat, f) Mohn, Safflor, g) rothe, weisse Rüben, Möhren, Pastinat, h) Mohn, Safflor, i) Winterroggen, k) Winterroggen, l) Winterroggen, m) Gerste, Sommerroggen, Sommerwaizen, n) Möhren, o) Mohn, Safflor, p) Winterroggen, q) Anis, r) Gerste, Haber.

5) Soll es 22 Jahr dauren, bis der Circul wieder vornen anfängt, so säet man im 19ten Jahre Möhren, 20. Mohn, 21. Winterroggen, 22. Gerste, oder Haber.

Anmerkungen.

Dieses System hat sich den Ruhm der Beständigkeit seines Orts erworben, da Hr. Reichhart und seine Voraltern ihm über 100 Jahr mit vielem Nutzen nachgegangen sind, wie solches viel tausend Augenzeugen besagen könnten wenn man es auf des nun sel. Reichharts Versicherung nicht annehmen wollte. Dieserhalb hat er viele Nachfolger hin und wieder gefunden, nicht nur in der Nähe großer Städte, wo man allerley Küchengewächse gut absetzen kann, sondern auch in Entfernungen davon, wo man zwar die Handelskräuter in den Plan nicht mit einflechten wollen, dagegen aber Wurzel- und Kohlgewächse nach der Ordnung des Systems erbauet, die sich bey der Rindviehzucht gut gebrauchen lassen.

Es ist daher dieses System in einer freyen Nachahmung solchen Oertern anzupreisen, die einen Mangel an Sommer- und Winterfütterung haben und im Winter, hauptsächlich bey der Stallfütterung, neben dem Heue, auch grüne und frische Gewächse den Milchkühen sowohl, als auch dem Mastvieh, mit Vortheil geben wollen, indem sie sich mit den in den Winterungen aufbewahrten Kohl- und Wurzelgewäch-

wächsen die Wintermonate so lange hindurch helfen können, bis sie im Frühjahre wieder Klee oder andre künstliche Gräser schneiden, und also mit der grünen Fütterung nie einhalten, sondern sie ununterbrochen in jeder Jahreszeit fortsetzen können, als wovon theils schon in der H. M. B. IV. Th. II. Kap. 1. gelehret, und in der Folge dieses Werks noch mit mehrern gezeiget werden wird.

16) Das Darjesische Ackersystem.

Der Hr. Geh. Rath Darjes theilt die Felder in 3 Klassen.

I. In der ersten Klasse sind die Felder, welche 1) allein durch Bearbeitung und Düngung gut zu machen sind, 2) und auf welche man den Dung bequem bringen kann Für diese giebt er den Rath, 1) man solle sie mit $\frac{1}{3}$ mehr Mist, als man sonst nimmt, düngen, z. E. mit 16 Fuder, statt der gewöhnlichen 12, und den Mist vor Winter einfürchig unterackern, oder doch so bald möglich im Frühling. 2) Sobald es Zeit ist, das zu bestellen, was man im ersten Jahre darauf bauen will, ackert man dies Feld mit doppelten Furchen, und überzieht es mit einer recht schweren Egge nach allen Gegenden. Nur leichte Felder darf man mit 3 — 4 Stück Vieh auf einmal so tief pflügen, als es mit 2 Furchen geschieht. Diese Arbeiten machen den Boden lockerer, und legen den Mist in die Mitte, vergraben ihn also nicht zu tief. Er giebt den obern Wurzeln Nahrung, und ist ein Ferment zur Fäulniß für die Erde der untern Furche. 3) Nun bestellt man das Feld also. 1 Jahr, Früchte, die man jäten, und behacken muß, Kohl, Rüben, Möhren, Pastinat, Kohlrüben, Erdbirnen. So wird Unkraut vertilgt, und die herauf gebrachte Erde locker, und von Säure frey. Wenn die Früchte

vom Felde weg sind, ackert man wie gewöhnlich, und säet für 2 Jahr im Herbst Winterroggen, oder Waizen, oder im Frühling Sommerroggen, Sommerwaizen. Gleich nach der Aerndte stürzt man die Stoppeln, aber nur so tief, als die eine Furche geht; sie verfaulen so besser im Winter. 3 Jahr im Frühling ackert man zur Saat, und säet Gerste, stürzt nach der Aerndte die Gerstenstoppln wieder 1 Furche tief. 4 Jahr pflügt man im Frühling das Feld, sobald möglich, in die Queer, ackert hierauf zur Saat, und säet wieder Gerste. Gleich nach der Gerstenärndte pflügt man dieses Feld doppelfürchig. 5 Jahr überzieht man es, so bald möglich, im Frühling mit der schweren Egge nach allen Gegenden, ackert sodann zur Saat, und säet Sommerroggen oder Gerste. Will man im Frühling folgenden Jahres wieder Gerste darauf thun, so ackert man gleich nach der Aerndte die Stoppel 1 Furche tief unter, pflügt im Frühling, sobald möglich, in die Queere, ackert ferner zur Saat, und säet die Gerste. Sollte aber im 6ten Jahre Haber darauf, stehen, so ackert man gleich nach der Aerndte des 5ten Jahrs die Stoppeln 1 Furche tief hinab, und pflügt im Frühling nur 1mal, nämlich gleich zur Saat, und säet Haber. 6 Jahr hat also das Feld Gerste, oder Haber. Alsdann fängt man wieder von vornen an, fährt, wie bisher gesagt, fort, und nutzt also 6 Jahre das Feld ohne alle Braache, und frische Düngung. Fehlt es an Vieh und Leuten zur Arbeit; so benutze man das Feld einige Jahre, ohne es wieder zu bearbeiten, z. E. man säe im 5ten Jahre Schnittkohl aufs Feld, den man als ein gutes Futter in diesem Sommer 3mal wenigstens, ferner im Frühling des 6ten Jahres noch einmal mähet, sodann in Saamen schiessen läßt, der gut Oel giebt, und gewisser anzubauen ist, als Rebs.

II. Zur zweyten Klasse gehören die Felder, 1) die man zwar mit Arbeit und Dünger fruchtbar machen kann, 2) auf die man aber den Dünger sehr unbequem, und mit den größten Kosten bringen muß. Diese 1) soll man im Herbste mit doppelten Furchen ackern, im Frühling mit einer recht schweren Egge nach allen Gegenden überziehen, zur Saat hierauf ackern, und das Feld, wenn es schwerer Boden ist, mit **Esper**, das leichte Feld aber mit **Lüzerne** bestellen. Jenen säet man ohne Dünger, am besten um Johannis; die Lüzerne aber in der Mitte des Aprils, streut Tauben- oder Hühnermist aufs Feld, und egget diesen mit den Lüzernensaamen zugleich ein. Esper steht 7 Jahre, und läßt sich jährlich 2mal, Lüzerne 4 —5mal abmähen, und dauret 10 Jahre. 2) Im 7ten Jahre reißt man das Esperfeld, das Lüzernefeld aber im 10ten Jahre, im Herbste mit 4 Stück Vieh um, damit die Wurzeln im Winter faulen, und die Erde locker wird. Im Frühling überzieht mans mit der schweren Egge nach allen Gegenden, ackert hierauf zur Saat, und säet im 1ten Jahre Sommerwaizen oder Gerste. Im Herbst stürzt man die Stoppeln so tief, als eine Furche geht; 2 Jahr ackert man im Frühling zur Saat, und säet Gerste, ackert gleich nach der Aerndte doppelfürchig, überziehts mit einer recht schweren Egge nach allen Gegenden, und säet Winterroggen, Waizen, Dinkel für das 3. Jahr. Nach der Winterärndte stürzt man die Stoppeln sobald möglich, eine Furche tief, 4. Jahr ackert man im Frühling zur Saat, und säet Haber. Will man Gerste säen, so ackert man im Frühling sobald möglich, in die Queere, sodann noch einmal zur Saat. Im Herbste fängt man wieder von vorne an, bereitet nämlich nach Nr. I. das Feld zur Esper- oder Lüzernensaat zu.

III. Die dritte Klasse hat solche Felder, deren Boden einen Fehler hat, den man verbessern muß, daß der Dünger anschlagen kann. Man muß also den schweren Boden mit Mergel, den leichten mit verfaulten Rasen, der aus sumpfigten Orten gehohlt worden, überfahren, und von ihm verbessert worden, nach Nr. I. oder II. behandeln.

IV. Hat man im Herbste doppelfürchig geackert, so ist der Boden meist im Frühling mürbe genug, daß man mit Nutzen, ohne weiteres Ackern, gleich säen, und darauf genugsam eggen kann.

Anmerkungen.

Da nach diesem System $\frac{1}{4}$ Dünger mehr, als gewöhnlich, auf den Acker gebraacht wird, so ist es besage Nr. III. nothwendig, keine Kornfrüchte in die erste Art zu bringen, damit sie nicht zu Lager gehen. Gesetzt es sey Waizenacker, und daß man dem Umfallen des Waizens durch das gewöhnliche Schröpfen zuvorkommen könne und wolle; so ist es doch schon oben erinnert worden, den Waizen möglichst so zu bauen, daß er nicht geschröpfet werden dürfe, damit sein Ertrag nicht vermindert werde. Hr. Bertrand läßt seinen Verwalter in den Elemens d'Agriculture hierüber also sprechen: Ich habe niemals nöthig gehabt, mein Getreyde zu beschneiden oder zu schröpfen, als welches die Getreydepflanzen schwächen, und ihrem Ertrage schädlich seyn muß. Ich würde die Saat lieber mit der Hand, oder sogar mit der Egge verdünnen. Wenn man die Pflanzen eines Theils ihrer Blätter beraubet, so verringert man ihnen die Mittel, wodurch sie aus der Luft Nahrung an sich ziehen; so wie man bemerket hat, daß die beschnittenen Bäume weniger Wurzeln, als die unbeschnittenen treiben.

Eben

Eben deshalb halte ich meine Hecken unter dem Schnitt, damit sie den benachbarten Pflanzen nicht die Nahrung entziehen.

Der Anbau solcher Küchengewächse, die gejätet werden sollen, würde, wenn er stark ist, den meisten Landleuten beschwerlich fallen, und ihnen Menschenhände dazu ermangeln. Dieserhalb werden die Gewächse vorzuziehen seyn, welche blos und allein behackt werden dürfen, so daß das Behacken nicht nur das Unkraut vertilget, sondern auch das Erdreich locker macht. Ertüffeln, weisser Kohl, Rangerüben oder weisse Beete u. dergl. würden also wohl den Vorzug verdienen.

Um nicht im 4ten Jahre nach diesem System Gerste nach Gerste, oder einerley Frucht zwey- oder mehrmal hinter einander säen zu dürfen, kann man auf Sommergetreyde wieder Wintergetreyde folgen lassen. Man kann auch Hülsenfrüchte, als Erbsen, Wicken, Linsen und Bohnen, die in diesem System fehlen, einschalten.

17) Wöllnersches Ackersystem.

Der berühmte Hr. Kammerrath Wöllner hat folgende Bauart dem ökonomischen Publiko angepriesen. I. 1) Statt zu braachen, stürze man, gleich nach der Wintersaat, die Sommerstoppeln, und führe den Winter über den Mist auf den besten Theil dieses Ackers, pflüge ihn im Frühling, so bald es seyn kann, unter, und wende hiermit den Acker, den man theils mit Erbsen besäet, theils zu seiner Zeit mit tauglichen Gartengewächsen bestellet. Die ungedüngten Theile pflügt man auch dreymal, und besäet sie mit Buchwaizen. Im Junio führt man auf diese ungedüngte Theile, auf denen man hierzu zwischen

dem Buchwaizen leere Plätze und ein paar Wege offen läßt, den Mist, und schlägt ihn auf die leeren Plätze in große Haufen, mit untermischten Stroh, Schilf, Tannennadeln, u. dgl. 2) Zur Zeit der Wintersaat breitet man den Mist aus, ackert mit tiefen und schmalen Furchen, säet Wintergetreyde, im folgenden Jahre darauf Sommerfrüchte, und auf diese fängt man statt zu braachen wieder, wie Nr. I. an.

II. Für einen festen leimigten Boden 1) auf das Ruhjahr Waizen, nach der Aerndte umgerissen 2) im Frühling zur Bohnensaat bestellt, nach der Aerndte beständig umgearbeitet, 3) im Frühling Gerste und Kleesaamen, 4) im folgenden Jahre den 2ten Klee fein bey Zeiten einackern, damit man noch das zweytemal pflügen und Waizen säen kann für das 5te Jahr. 5) Auf Waizen folgen Bohnen, Erbsen oder Wurzeln, 6) im Siebenden Jahr Haber, und hierauf Ruhe durch Braache, oder Gras liegen. Der leichte Boden hat die Ruhe weniger nöthig. Ist der Boden ziemlich locker gehalten, so baue man Rüben darauf, und lasse die Schaafe sie bey feuchtem Wetter abweiden. Winterwicken nimmt man weg, ehe man die Gerste säet. Steckrüben taugen im leichten Boden, nach ihnen folgt Gersten- und Kleesaat, und auf diese wird Waizen gesäet; auf Waizen folgen Erdbirnen, und andere Wurzeln, oder Erbsen

Anmerkungen.

Dieses Ackersystem unterscheidet sich von dem vorhergehenden in Ansehung der unter einander abzuwechselnden Feldfrüchte darin, daß es der Cultur der Hülsenfrüchte im leichten Lande gleich den ersten Platz, im festen Boden aber den Nr. 5. anweiset; Früchte, die

die sowohl an und vor sich das Land bessern, als auch besonders den geringen Landmann, der gemeiniglich Mangel am Heu zur Winterfütterung hat, sehr interessirt, seyn und bleiben müssen, indem man das Stroh von Erbsen, Wicken und Linsen, als von kleeartigen Gewächsen, sowohl den Schaafen als auch dem jungen Zuwachse von Pferden und Rindviehe als ein sehr gedeihliches Futter giebt, und woran sich der Bauer vorerst immer noch halten muß, so lange er noch nicht künstliche Gräser zur Hand hat oder haben kann. Er hält auch gerne darauf, da er mit diesen Gewächsen ein gedoppeltes Ziel erreichet, nämlich Körner zum Verkauf sowohl, als für seinen Küchen- und Viehgebrauch, das Stroh aber zum Winterfutter für's Vieh.

Da man an diesem wohl ausgedachten System eine freye Nachahmung der englischen Feldwirthschaft findet, so passet sie besonders für die Markbrandenburgischen Aecker in vielen Gegenden. Fürnehmlich haben sich viele Landwirthe dieses aus dem Wöllnerschen System besonders heraus genommen, daß sie nach der Anweisung Nr. II. 3) im Frühling mit Gerste und Kleesaamen den Acker bestellen, um ihrer Viehzucht durch solche Cultur mehr aufzuhelfen.

Unter die Bohnen dieses Systems sind eigentlich die sogenannte Pferdebohnen zu verstehen, welche schon seit undenklichen Jahren in der Grafschaft Ruppin erbauet werden. Aecker, die zum Unkraut geneigt sind, werden mit solchen Bohnen verschonet, weil selbiges davon weniger, als von Erbsen und Wicken ersticket wird.

Das Abweiden der Rüben durch die Schaafe wird manchen gemeinen Landwirthen fremd vorkommen. Diesen dienet nun zur Erläuterung folgendes. In England säet man auf dem Felde die großen weis-

sen Rüben, die in manchen niedrigen Markbrandenburgischen Gegenden auch gebauet werden, und, nach der Güte des Ackers und der Cultur desselben, von solcher Größe erwachsen, daß sie einige Pfund schwer sind. Eine Art dieser weissen, und bey uns sogenannter Wasserrüben wächset von selbst hier zu Lande zum dritten Theile über die Erde heraus. Gebraucht man aber die Hacke, so werden sie noch mehr von der Erde entblösset. Diese Rüben heissen in England Turnipse, und werden daselbst hin und wieder von den Schaafen abgeweidet. Was sie in der Erde lassen, solches ist ein fürtrefflicher Dünger für den Acker, worin die angefressenen Rüben gar bald faulen und also auch düngen.

Herr Bergen schreibt von dieser Erdfrucht in seiner Anleitung für die Landwirthe zur Verb. der Viehzucht S. 141. f. also. Die Engländer säen die Turnepse, oder lange weisse Rüben in der ersten Hälfte des Julius, eggen den Acker, wenn die Rüben hervorgekommen, einigemal über, und behacken den nachgebliebenen Rest 2mal mit der Hand in Reihen, die 1 — 1½ Fuß, und noch wohl weiter aus einander sind. Dadurch werden die Rüben zu einer erstaunenden Größe. Selten werden sie gerupft oder gezogen verfüttert. Man überläßt diese Mühe dem Vieh, besonders den Schaafen, die auf den Rübenacker eingesperrt werden, um den ganzen Winter hindurch davon zu fressen. Oft fehlt es dem Wirth an Vieh; und dann verkauft er die Frucht im Boden solchergestallt, daß der Käufer das Vieh ebenfalls darauf sperren, und dem Eigenthümer des Ackers den Dünger überlassen muß. Ein magdeburgischer Morgen wird für 8 — 10 Thlr. ohngefähr verkauft. Nach den Rüben säet man Gerste. Zuweilen wird der Winter strenger wie gewöhnlich, dann gehen Rüben und Benutzung verlohren,

und

und ein solches Feld verbreitet im Frühjahre den unleidlichsten Geruch. —

Aber aus eben diesem so starken Geruche erhellet, was diese Rüben für einen höchst kräftigen Dünger geben, und es ist kein Zweifel, daß der umgepflügte Acker von den faulenden Rüben ungemein gebessert werde. Da eben diese Rüben schon seit sehr langer Zeit bey mir gebauet, und im späten Herbste aus der Erde genommen, hierauf verputzet, und in die Winterung gebracht werden, so führt man das abgeschnittene Kraut dieser Rüben auf den Acker, welches bey uns eine Düngung ist, der, nebst dem grünen Hederiche, auf unsern Aeckern keine andre beykömmt.

18) Bertrandsches Ackersystem.

Herr Bertrand, Pastor zu Orbe, in der Schweiz, hat in seinen Elemens d'Agriculture, welche als eine Preisschrift von der ökonomischen Gesellschaft zu Bern gekrönet worden, folgende Bauart für seine Landsleute festgesetzet, aus welcher sich unsre Landwirthe manches zur Nachahmung nach ihren besondern Lokalumständen nehmen können.

I. Fester oder starker Boden.

1) Ein fester Boden wird 4mal gepflüget, weil hier das Erdreich am schwersten mürbe gemacht werden kann. Das erstemal wird noch vor dem Winter gepflüget. 2) Um gleicher Ursach willen wird zu allen Sommerfrüchten zweymal gepflüget. 3) Die Aecker werden niemals bearbeitet, wenn sie von der Beschaffenheit sind, daß sich das Erdreich binden kann. Dieses muß sogar auch dann nicht geschehen, wenn der Anschein eines nahen Regens vorhanden ist. Ein starker Regen auf einem starken festen Boden macht

das Pflügen fast ganz unnütze, wenn der Regen auf einen frisch gepflügten Acker fällt. 4) Es muß niemals im Frühlinge zur Fastenzeit, (im März) gepflüget werden, wenn das Erdreich gefroren, oder mit Schnee bedeckt ist. Man hat wahrgenommen, daß das in solchem Zustande gepflügte Land sich zu spät wieder erwärmen kann. Aber man achtet den Frost nicht, wenn vor dem Winter gepflüget wird. 5) Bey den 3 letzten Pflugarten werden die Furchen so schmal und gerade gemacht, als nur möglich ist. Wenn schon das erste Pflügen vor Winters grob gewesen, so ist solches desto besser. Der Frost kann desto mehr eingreifen; es ist genug, daß der Acker zum erstenmal völlig aufgebrochen worden; so verstattet auch die gute Cultur, worin der Acker gehalten wird, daß man gar leicht 6—7 Zoll tief pflügen kann. 6) Wenn die Erdschollen zu groß sind, so werden sie beym letzten Pflügen zerschlagen, damit sie den Saamen nicht ersticken, und die Stängel der Saat nicht pressen. Sind die Erdklößer nur mittelmässig, so dienen sie den Saatwurzeln zur Bedeckung nach der Maaße, als sie vom Froste des Winters getrennet werden. 7) Wenn die Witterung bequem ist, so macht man den Anfang des Säens auf Aeckern, die ihrer Natur nach kalt sind. Sie sind später Art, erfordern mehr Wärme, und scheuen mehr die Kälte. 8) Der Saame muß nicht tief untergepflüget werden, damit sein Hervorkommen erleichtert werde. Er ist tief genung, wenn er einen halben Zoll hoch oder weniger mehr mit Erde bedeckt ist. 9) Alle hitzige Dünger müssen den kalten Aeckern zugeeignet werden, in welche die Wärme der Luft am schwersten eindringet. 10) Die Wasserfurchen müssen sorgfältig angelegt werden, damit das Wasser seinen Abfluß haben könne.

Herr

Herr Bertrand, der bis hieher seinen Verwalter sprechen lassen, legt nun dem Guthsherrn noch folgende Anmerkungen in den Mund.

1) Wenn es die Lage des Ackers verstattet, so ist es gut, wenn man ihn ein- oder zweymal in die Queere bepflügen kann. Nichts trennet das Erdreich, oder macht es mehr mürbe; und dieser Acker bedarf einer solchen Arbeit. Das Eggen in die Queere kann auch was darzuthun. 2) Es ist nützlich, alle Aecker im festen Boden in gewölbte Ackerbeete, die in der Mitte erhaben sind, zu legen. Zu dem Zweck muß man das Feld in mehr oder weniger breite Ackerbeete vertheilen, nachdem es der Ueberschwemmung mehr oder weniger unterworfen ist. 3) Man muß wissen, von welcher Art seines Düngers hier aufzulegen sey. 4) Diese Aecker muß man niemals mit Weidevieh betreiben, besonders wenn sie von Nässe weich sind. Man hat ein Feld gesehen, welches auf viele Jahre davon verdorben war, daß eine Heerde Vieh darauf war gehalten worden, um den Klee abzuweiden, der daselbst war gesäet worden. Dieses ist eine Ursach mehr, das Feld gleich nach der Aerndte umzupflügen. 5) Jeder weiß, wie sehr das Getrayde leidet, wenn es zu der Zeit vom Schnee oder Frost überfallen wird, da selbiges im Frühjahre in den Saft tritt, und anfängt zu wachsen. Dieser Zeitpunkt entscheidet größtentheils den Ertrag der Aerndte. Denn treiben die Saatpflanzen ihre Stängel in die Höhe, und wenn der Saft an- und zurück gehalten wird, so bringen sie weniger Nebenstauden, und das Korn steht dünne. Es würde daher vortheilhaft seyn, in diesem Fall den Saatpflanzen neue Kraft zu geben, indem man mit der Hand eine Schaafmistmischung über die Saat ausbreitet, wozu auch Asche, Ofenrus, Gyps und andere kräftige Düngerarten gut sind.

II. Leich-

II. Leichter Boden.

1) Man erwählet zur Bearbeitung des Ackers eine trübe und kühle Luft. Große Hitze, wenn sie zumal anhaltend ist, benimmt leichten Aeckern alle Kraft. 2) Es muß auf Aecker dieser Art ein fetter und kühlender Dünger gelegt werden. Der Mist, welcher zuvor mit starker Erde, Teichschlamm, Sumpfmoor u. dergl. vermischet worden, schickt sich am besten dazu. 3) Auf einigen Aeckern dieser Art ist ein halber Fuß Erde abgefahren worden, um sie zu erniedrigen, und die Saatpflanzen hiermit frischer zu halten. 4) Diese Aecker müssen vor Winters einmal gepflüget werden, damit Schnee und Regen desto leichter eindringen mögen. 5) Wenn man Teichschlamm hat, so läßt man ihn vor Winters auf den Acker hinfahren. 7) Ich lasse den Theil des Mistes, welchen ich zur Saatzeit zurückgehalten habe, dahin führen und ausbreiten, wenn das Erdreich hart und gefroren ist. 8) Endlich lasse ich die Furchen hieselbst breiter, als auf den festen starken Aeckern machen, auch den Saamen tiefer unterackern. Die Steine, welche auf diesen Aeckern befindlich sind, werden sorgfältig abgeräumet.

Der Zusatz des Guthsherrn zu dieser Bauart ist dieser: Ich rathe euch, diese leichte Aecker zu walzen, nachdem der Mist im Frühjahre aufgeleget worden, um ihnen eine Festigkeit zu verschaffen, und ihre zu große Ausdünstung zu verhindern. Auch solltet ihr gleich nach der Aerndte Rüben in die Stoppeläcker säen, wenigstens alsdenn, wenn ihr daselbst kein Wintergetreyde bauen wollet. Es wäre aber vortheilhaft, diese Felder, wie alle andere, als Ackerumsatz zu behandeln.

Ueber den Ackerumsatz, oder die Verwandelung der Wiesen in Aecker, und des Ackers in Wiesen raisoniret Hr. Bertrand also. Wenn man seinen Aecker- und Wiesenplätzen wechselsweise verschiedene Früchte tragen läßt, so finden sie Säfte, welche sich für sie schicken, und welche von den vorhergehenden Pflanzen oder Früchten sind zurückgelassen worden, weil sie ihnen entweder unschicklich waren, oder weil sie solche mit ihren Wurzeln nicht erreichen konnten.

Wenn man siehet, daß auf den Wiesen Moos, Kräuter mit breiten Blättern, die groben und schlimmen, sich vervielfältigen; daß die gute, feine, enge und zarte Gräser allgemach abnehmen und sich verlieren; daß Käfer, Reitwürmer, Maulwürfe und dergleichen Ungeziefer sich einmisten; daß die Graswurzeln sich untereinander verfilzen, und das Erdreich dem Regen, der Luft und der Wärme undurchdringlich machen, so ist es Zeit, den Grund aufzubrechen, ihn durchs Pflügen, Düngen und Veränderung der Früchte wieder zu beleben. — Und um den Umsatz in seinem ganzen Umfange zu begreifen, so muß man von Zeit zu Zeit die Aecker in Wiesen verwandeln, wenn sie nur schlechte Aerndten, taube Aehren, flache Körner, oder Brand geben; wenn es am Viehfutter fehlet; kurz, um nicht alle 3 Jahr eine Aerndte zu verlieren, wie es bey der gewöhnlichen Bauart geschiehet.

In Ansehung entkräfteter Wiesen aber ist dieses Verfahren anzurathen.

Wenn das Erdreich nicht schwer ist, so ist einmaliches Pflügen genung, welches gleich nach dem zweyten Schnitt geschehen kann, der mit der Kornärndte zugleich zusammentrifft. Man fängt damit an, daß man auf die Wiesen so viel Mist hinführt und ausbreitet, als man sonst auf ein Feld gleicher Größe

auf-

aufzulegen gewohnt ist. Der Rasen wird hierauf mit dem gewöhnlichen Pfluge umgerissen, und man hat Handarbeiter dabey, welche mit scharfen Hacken den Rasen so klein zerhacken, daß die Stücken nur einer Faust dicke bleiben. Man säet sodann hinein Mengkorn (halb Waizen, halb Roggen) oder bloßen Roggen, man egget, und läßt hierauf die Walze überhergehen. Zu aller dieser Arbeit wird trockenes Erdreich und trockenes Wetter erfordert. Gleich nach der ersten Aerndte wird gepflüget, (gestürzet) und nach dem zweyten Pflügen (Wenden) säet man, wie zuvor, zu seiner Zeit, doch ohne Mist. Das folgende Jahr, nach der Aerndte säet man Rüben, und im Frühjahre hernach Haber. Will man mit Getreydebau fortfahren, so muß man nun aufs neue düngen.

Hat man aber einen starken Boden, so wird mehr Bearbeitung erfordert. Man muß ihn gleich nach der ersten Heuärndte umreissen, und darauf, wenn's sich irgends schicken will, gleich in die Queere pflügen, aber viel tiefer als zuvor, da man nur den Rasen flach umgekehret, und die Erde abgeschälet hat. Kömmt die Saatzeit im Herbste herbey, so pflüget man zum dritenmal, um Waizen hinein zu säen, und verrichtet dasjenige, was zum Kleinmachen der Erdklößer erfordert wird. Besondern Absichten und Umständen nach kann man auch einige dieser Plätze mit Gartengewächsen bestellen.

Damit es aber nicht an Wiesen und Dünger fehlen möge, so muß man zu gleicher Zeit einen Theil seines Feldes aussondern, um davon Wiesen zu machen. Und wenn Jemand weiß, daß seine Aecker nicht von selbst sich begrusen, so muß das Gemülle aus den Scheünetassen (Stadeln) oder von den Heuböden darauf ausgestreuet werden, wenn man will,

daß

daß eine Wiese lange währen solle. Man kann Esparcette auch ansäen, welche von kürzerer Dauer ist; Klee, welcher noch weniger dauret; Erbsen, welche man grün abmähet, und nur eine Aerndte davon hat. Von der Luzerne will man nichts sagen; sie erfordert ein höher belegenes Land, man muß sich an Esparcette und Klee begnügen, welche unter allen künstlichen Gräsern am vortheilhaftesten sind.

Bey dem Ackerumsatze wird man auf starkem Boden am besten mit Esparcette, auf leichtem aber mit rothem Klee abwechseln, da übrigens Esparcette allenthalben gut fortkömmt. Diese Abwechselung mit Korn- und Futterbau hat aller Orten, wo sie eingeführet ist, Korn und Futter vermehret. Um sie aber einzuführen darf man nur aus seinen Feldern so viel Theile machen, als das Futter, welches man anbauen will, dauren soll. Die Einrichtung dieser Wechselcultur hängt nur von der Natur der Ländereyen ab, welche die Erfahrung leicht an die Hand giebt, und man säet diese beyden Futterkräuter seit so langer Zeit, in unserm Lande, daß Niemanden die Cultur derselben unbekannt seyn kann. —

Man muß nicht zweifeln, daß es nicht jedem Landguthe nützlich seyn sollte, von Zeit zu Zeit einen Theil der Wiesen aufzureissen, fürnehmlich in Jahren, da Korn und Stroh theuer sind. Und wie die Kuhpächter genöthiget sind, alles Streustroh zu kaufen, so schonen sie es in theuren Jahren so sehr, daß ihr Mist fast nichts als lauter Koth ist, welcher einen sehr schlechten Dünger ausmacht. Sie würden das Stroh weniger sparen, wenn es ihnen zuwüchse. Endlich würden sie auch ihre alte abgenutzte und entkräftete Wiesen durch Cultur mehr wieder beleben, als sie durch Auflegung ihres schlechten Düngers nicht zu thun vermögend sind. —

An-

Anmerkungen.

Man lernet aus diesem System, wie weit man in der Schweiz mit dem Landbau gekommen sey, und daß man auch daselbst den Ackerumsatz, oder die Verwandelung der Aecker in Wiesen, und dieser in Aecker als vortheilhaft erkenne. Man siehet zuerst die Ackerregeln, die Hr. Bertrand auf gewisse Erfahrungen gründet, und die zum Theil in der Hauptsache mit den Vorschriften der meisten vorhergehenden Bauarten übereinkommen, zum Theil aber in etwas davon abweichen. Unter die Abweichungen wird man I. Nr. 8. rechnen, daß der Saame nur $\frac{1}{2}$ Zoll tiefe Lage in der Erde haben solle. In einem festen Boden des dortigen Landes kann man aber diese Lage tief genug erachten, da für das leichte Land II. Nr. 8. mehr Tiefe angegeben wird.

Auch hierin geht Herr Bertrand von dem Lüdersschen System ab, daß er im leichten Lande breitere Furchen, als im schweren vorschreibet. Ich halte es doch lieber mit letzterm System, da auch in leichtem Boden die schmalen Furchen dazu dienen, daß die Nahrungstheile der Pflanzen über und über vertheilet werden, und die Wurzeln der Pflanzen vom Anfange bis zu Ende ihres Wachsthums und Verbreitens nirgends auf eine leere Stelle stossen, wo sie schmachten, und sodann im Wachsthum aufgehalten werden könnten. Dieses bestätiget bey mir die Erfahrung. Wenn wir im leichten Boden mit dem Spaten graben, so wächset jede Fruchtsorte wenigstens um ein Drittheil freudiger, als wenn wir 4 — 8mal in schmalen und mit unter auch eben so tiefen Furchen pflügen, als die Spaten eingreifen. Es wird hier z. E. viel Hirse in leichtem Boden gebauet, aber immer dazu lieber gegraben, als aufs beste gepflüget, wenn

sie

sie recht wohl wachsen soll. Man muß diesen Unterschied nun einzig darin setzen, daß das Land mittelst des Grabens mehr getrennet, folglich die darin befindliche Pflanzennahrung überall den Saatwurzeln zum Besten mehr vertheilet werde. Denn dem Umgraben eines Ackers kömmt das Pflügen mit schmalen Furchen am nächsten, weßhalb auch im leichten Boden die schmalen Furchen den breitern vorzuziehen sind.

Was Hr. Bertrand von der, im Frühlinge vom Schnee und Frost krank gewordener, und wieder herzustellender Saat durch Bestreuung mit einer besondern Düngercomposition in seinen Elements anräth, solches ist sehr gut, wenn es nur überall, besonders auf sehr großen Güthern zu zwingen wäre. Was im Kleinen geschehen kann, ist nicht immer im Großen auszuführen möglich. Eben so ist es II. Nr. 4. in Ansehung der leichten Aecker. Es ist in vielen Gegenden kein besseres Verbesserungsmittel derselben, als das Vertiefen mittelst des Wegräumens des obern Sandes. Ich kenne mehr denn zu viele Oerter, die ihre Aecker, die fast nicht mehr zu Roggenland taugen, in Waizenland verwandeln könnten, wenn sie so lange abräumen wollten, bis sie die schwarze Erde wiederfänden, welche vom Winde versandet, oder mit Sand überzogen worden. Auch wird man hin und wieder unter der schlechtesten Oberfläche einige Fuß tief recht fruchtbaren Lehm finden, den man mit dem Pfluge nicht zu Tage bringen kann. Könnte nur hier die obere schlechte Erde abgefahren werden!

Noch muß ich zurück gehen, und die Leser mit Hrn. Bertrands Art zu düngen bekannt machen, worüber er sich an einem andern Orte so heraus läßt.

Wie ich zwey Arten vom Erdreich, starkes oder kaltes, leichtes oder warmes habe, so halte ich zwey Misthaufen, und habe den hitzigen, den Pferdemist

für die starken Aecker besonders, den mehr kühlen Kuhmist aber für die leichten Aecker. So viel es sich thun läßt, bringe ich den Kuhmist auf die leichten Aecker erst beym letzten Pflügen, den Pferdemist aber auf die staken Aecker beym vorletzten Pflügen. Die leichten Aecker verzehren geschwinde den Mist; daher ist es gut, ihn erst kurz vor der Einsaat aufzulegen, damit die Saatpflanzen davon rechten Nutzen haben mögen, welches geschehen muß, wenn der Dünger vor dem letzten Pflügen auf den Acker kömmt. Der Dünger aber, der vor dem vorletzten Pflügen auf die starken Aecker kömmt, entwickelt seine Bestandtheile beym Säen. Ueberdem fördert man hiebey seine Arbeit, und wenn sodann die Aecker trocken sind, so darf man nicht befürchten, sie zusammen zu knäten, und man macht das letzte Pflügen sich leichter. In Ansehung der leichten Aecker aber würde es wohlgethan seyn, den Dünger zu zweyen verschiedenen Zeiten aufzulegen; einen Theil beym Pflügen zur Saat, und die andre Hälfte im Winter über den Schnee, oder wenn das Erdreich gefroren ist. Dieses Verfahren würde sehr zuträglich seyn. Hiemit würde die Arbeit in einer Jahreszeit vermindert, worin die Zeit sehr kostbar ist; den Saatpflanzen aber würden alsdenn neue Nahrungstheile zugeführet, wenn sie deren am meisten bedürfen, und man würde die Wurzeln der Saatpflanzen wieder verdecken, daß sich die Saat davon desto besser bestauden, oder Nebensprossen treiben, mithin von daher desto dicker werden würde. —

Bey dieser Verfahrungsart hat der berühmte Mann meinen ganzen Beyfall. Ich habe es von jeher als einen sehr großen Fehler der Gemeinheiten angesehen, daß man um der Hüthung willen auf der Braache an den meisten Oertern, um die Weide darauf desto länger zu nutzen, das Braachen oder erste Um-

Umpflügen der Braachäcker, erst nach, oder wenig vor der Mitte des Junius anfängt, und hiemit in der Nothwendigkeit ist, erst nach der Mitte des Augusts, oder gar am Ende desselben, um die Aerndtearbeit abzuwarten, zu wenden. Um diese letzte Zeit, da man noch so viele Aerndtegeschäffte auf dem Halse hat, kann man das Gespann zum Mistfahren nicht abmüssigen, oder dazu Zeit gewinnen, weßhalb der Dünger bereits vor dem ersten Pflügen gefahren, und untergeackert werden muß. Nun wird dieser Dünger wieder in der Wendfahre, wenn es die Lokalbeschaffenheit des Ackers so mit sich bringet, an die Luft gebracht, und der größten Sonnenhitze blos gestellet, folglich entkräftet. Es wird aber nun auch geegget, und desto genauer und mehr, je mehr Gras- und Unkrautswurzeln heraus zu bringen sind. Je weniger aber nun der Mist nach Art des Ackers und der Witterung verrottet ist, desto mehr wird er auch mit der Egge wieder herausgezogen, und unter die Quecken vermenget, überhaupt aber sehr entkräftet. Ist nun nach dem Wenden nicht so viel Zeit mehr übrig, wenn man noch wenigstens 8 Tage vor Michaelis säen will, daß Mist gefahren werden könne, so müßte freylich das Mistfahren in Ansehung der Bequemlichkeit vor dem ersten Pflügen am schicklichsten seyn, nur nicht in Ansehung des Ackers und seiner Besserung, welcher verliehret, wenn der Dünger bereits beym ersten Pflügen aufgelegt werden muß. Der Rath des Herrn Bertrands, daß man die Hälfte des Düngers auf leichten Aeckern erst im Winter auflegen solle, ist gar nicht undienlich. Hin und wieder wird dergleichen auch bey uns von Landwirthen gesehen, wenn es ihnen im Sommer oder Herbste am Dünger gefehlet hat. Sie bebreiten den ungedüngt gelassenen Acker im Winter mit kurzem Miste, daß die Saat hiervon eben so gut fortkömmt,

als die, zu welcher vor der Einsaat gedünget worden. Leichten Sandfeldern, und denen besonders, die entweder spate besäet, oder auf denen die Saat im Herbste vom Sturmwinde gelitten, oder noch in den Frühlingsmonathen leiden kann, würde man durch das Auflegen des Düngers im Winter ungemein zu statten kommen, und das Bestocken der Saat sehr befördern. Ich muß noch hinzusetzen, daß diese Verfahrungsart mit dem Dünger auf leichten Sandfeldern in heissen Sommern, da das Korn hieselbst leicht vertrocknet, oder, wie man sagt, verscheinet, noch sehr nützen kann. Dieses Verscheineu findet sich sodann am ersten in gemisteten hohen Sandfeldern, die ihre gewöhnliche Portion von Mist erhalten haben. In dergleichen Feldern hält sich der Mist am längsten, ehe er verweset und kurz wird. Dieserhalb hält er den Sandacker locker, und macht, daß Sonne und Luft in trocknen Jahren desto eher eindringen, alle Feuchtigkeit zur Erhaltung des Korns herausziehen, und es zum Verscheinen, oder zum Reifwerden vor der Zeit, bringen können, daß wenigstens die Körner ohne Kern oder zu flach und klein werden müssen. Hat man dagegen die Hälfte des Düngers im Winter auf die Saat verbreitet (dieses muß aber kein langer Strohmist seyn,) so hat man theils die Saat zum Bestauden, folglich auch zum Dickerstehen eingeleitet, daß die heisse Sonne weniger in den Grund kommen kann, auch die nächtlichen Thaue nicht so geschwinde von den Sonnenstrahlen ausgezogen werden; theils aber hat man auch den Saatwurzeln eine Decke verschafft, worunter sie Schatten haben, und sich frischer, mithin beym Leben erhalten können, wie solches mehrmals zu sehen Gelegenheit gehabt habe. Ich weiß wohl, was man hiewider einwenden wird: Dieses, daß der Dünger in der freyen Luft seine Kraft verliehre. Eines Theils

ist

ist dieses richtig, weßhalb auch gute Wirthe sehr eilen, daß ihr, auf dem Acker zur Bestellzeit ausgebreiteter, Dünger bald untergepflüget werde. Hier soll aber der Dünger eigentlich mehr Schirm und Schutz der Saatpflanze seyn. Allein er überliefert doch auch den Wurzeln der Saat Nahrung, und es wird sich hierin eben so viel Kraft mittelst des Schnees und Regens in die Erde hineinziehen, als wenn er schon zuvor in der Erde selbst wäre gelegt worden. Man muß annehmen, daß der oben aufliegende Mist aus der Luft, wenn er zumal von Regen, Schnee und Thau angefeuchtet worden, nährende Salztheilchen an sich ziehe, und selbige der Wurzel zuführe. Wer hierüber noch keine Beobachtungen angestellet hat, der wird wenigstens vielleicht Oerter gesehen haben, welche bey der gemeinen Feldabtheilung die Braachen mit Hülsenfrüchten besömmern, und diese nur einfürchig säen, das heißt, im Frühjahre stürzen oder nur einmal pflügen, und sodann den Saamen gleich oben aufsäen und eineggen. Hierzu fahren die Ackerleute den Mist schon vom Januar an, und manche noch früher, auf den Sömmerungsschlag, und breiten den Dünger gehörig aus. Hier sollte man denken, daß der Dünger vom Froste seine ganze Kraft verliehren müsse. Nichtsweniger. Der Acker, der zu Ende des Märzes, oder im April aufgerissen wird, findet sich so mürbe, als ob er schon ein Paarmal wäre gepflüget worden. Er trägt auch besser, als derjenige Acker in gleichem Schlage, dessen Mist erst, wenn gepflügt und gesäet werden soll, aufgefahren worden. Eine der Orten ganz gemeine Erfahrung. Man muß in Ansehung dieses Verfahrens bey der Sömmerung auch noch annehmen, daß es just die Oberfläche des Ackers sey, welche hier mit Düngerkräften geschwängert wird. Und da der Saamen oben auf gesäet, und in die be-

fruchtete Erde geleget wird, so kann er hievon sowohl gedeihen. Dies Nämliche findet dann auch im Bertrandschen Systeme statt, da die aus dem oberwärts aufliegendem Dünger ausgehende Kraft keinen weiten Weg zur Wurzel zurücklegen darf.

In den Anmerkungen zu I. Nr. 5. gedenket Herr Bertrand einer Düngermischung. Diese wird bey ihm so gemacht. Es wird Erde, Schicht auf Schicht unter dem Mist gemenget, so wie er aus dem Stalle herausgebracht wird. Leichte Erde wird mit Pferdemist, und schwere Erde mit Kuhmist vermenget. Der ganze Umfang dieser Mischung wird mit eben diesen Erden eingefaßt, so, daß keine Feuchtigkeit herausdringen könne. Von dieser Mischung, die in den Schweizerschen Weinbergen fürnehmlich gut anschlägt, behauptet er, daß sie dem unvermischten Dünger weit vorzuziehen sey. Die Gährung muß der Erde vollkommen die Säfte des Mistes einverleiben, und nimmt seine Eigenschaften an. Ueberdem verbessert diese Mischung die Fehler des Grundes, wo sie hineingelegt wird. Wenn diese Erden, sagt er ferner, aus Rasen bestünden, oder aus Wäldern, besonders der Nadelhölzer genommen werden, so verschaffen sie eine desto bessere Mischung. — Mit dem Schaafmiste wird es eben so gehalten, ingleichen mit dem Hühner- und Taubenmiste. Diese Düngerarten verzehren sich selbst und verschwinden, wenn man sie allein auf dem Haufen liegen läßt; läßt man aber den Schaafmist im Stalle sich anhäufen, so thut man der Wolle Schaden. Er wird daher ebenfalls mit Erde in gleicher Quantität vermischet. —

Bey der Wechselcultur oder Aecker- und Wiesenwanderung gedenket der Urheber dieses Systems eines auszusäenden Mangkorns, das ist, einer Saat, die

aus

aus halb Waizen und halb Roggen bestehet. Man hält in der Schweiz viel auf das Mangkorn, und will damit mehr, als einen Endzweck erreichen. Einmal vermeinet man das Lagern des Waizens, der sich an den Roggen, der weniger umfällt, anlehnet, abzuwenden. Ferner vermeinet man, daß, wenn die eine Fruchtsorte mißrathe, doch die andre zutragen, und hiemit nicht der ganze Acker Mußе haben könne. Endlich ist dies die Hauptsache, daß man gemeiniglich das Wohlgerathen bey den unter einander stehender Fruchtsorten mehr erwartet, als wenn jede vor sich allein stünde, oder unvermengt gesäet wäre. Es ist schon in der Ueberschreibung des Bertrandschen Systems gesagt worden, daß man dort glaube, jede Pflanzensorte habe ihre eigene Nahrungstheile, die sich für sie allein schicken, weßhalb sie die übrigen zurück lasse, und worauf man auch die so vortheilhafte Abwechselung der Fruchtsorten, die Jahr auf Jahr nach einander im Felde erbauet werden, begründet. So sagt auch Hr. Bergen in seiner Anleitung S. 93 also von den Wicken: Sie erschöpfen die Kräfte des Ackers für andere Früchte gar nicht: denn diejenigen Nahrungstheile, die sie daraus entlehnen, sind nicht dieselbigen, die Roggen, Gerste, Haber u. s. w. bedürfen. Nun ist es freylich an dem, daß der gelehrte Naturforscher aus gewissen Versuchen annehmen will, daß für alle Pflanzen einer und eben derselbe Nahrungssaft überall einerley sey. Der praktische Landwirth setzet aber immer seine Erfahrungen entgegen. So ist z. B. bey mir der Augenschein völlig der Hypothese zuwider. Da bey mir Waizen und Roggen, jener in gutem, dieser in leichtem Lande, erbauet wird, so trägt es sich alle Jahre zu, daß ein und das andre Waizenkorn in der Scheune, oder auf dem Boden unter den Roggensaamen kömmt, und dar-

unter mit auf dem Roggenacker ausgesäet wird. Dieses einzelne Waizensaamenkorn geht im Sande mit in die Höhe, bestaudet sich, und gewinnet so vollkommne Aehren und Körner, als die auf dem Waizenacke sind. Säete man auf eben diesem Roggenlande puren Waizen; so würde nichts daraus werden; es würde kaum aus den Kappen kommen können. Dieses sehen wir nun Jahr für Jahr. Die Waizenäcker hängen in vielen Schlägen unmittelbar mit den Roggenäckern zusammen. Ueberschreitet ein Wirth mit seinem Saatwaizen die rechte Gränze, und kömmt nur einen Schritt weiter an das unmittelbar anstossende Roggenland, welches doch noch hier auf der Gränze zwischen ihm und dem Waizenacker das beste ist, so wird der Waizen zur Noth Aehren treiben, die aber 6—8 mal kleiner, als die auf dem Waizenacker sind: Die Körner werden gleichfalls klein, oder nur halb gebildet; das Stroh bleibt ebenfalls äusserst kurz und dünne. Jenes Waizenkorn aber, das mitten unter dem Roggen sich so hervor thut, will nun doch anzeigen, daß jede Pflanze ihre eigenthümliche Nahrungstheile unter den übrigen finde, welche ihr von diesen zur alleinigen Nahrung überlassen werden. Ein gleiches sieht man, wenn ein Gersten- oder Erbsenkorn unter dem Haber mit aufgegangen ist, da, wo weder Gerste noch Erbsen, wenn sie auf dem Haberlande wären ausgesäet worden, in die Höhe kommen würden, daß die einzelnen Körner zur Verwunderung wachsen, und Fruchtbringend sind. Ich habe mich zum öftern einer vermischten Saat, oder der Aussäung eines Mangkorns mit Nutzen bedienet, wie solches von mir in dem Wittenb. Wochenbl. 1772. St. 5. bekannt gemacht worden. Ich merke hiebey nur noch an, daß man von derjenigen Fruchtsorte den geringsten Theil nehmen müsse, welche, wenn sie allein auf das Acker-

stück gesäet würde, gar nicht fortkommen könnte, oder worzu ein solches Ackerstück zu schlecht zu achten ist. Wenn also auf schlechtes Haberland z. E. Mangkorn von Haber und Erbsen gesäet werden sollte, so würden die Erbsen den 14ten bis 16ten Theil gegen den Haber in der Aussaat betragen.

Wenn wir Wiesen umreissen, um sie entweder in Ackerland zu verwandeln, oder sie mit Futterkräutern bestellen wollen, so gehen wir doch einen etwas kürzern und bessern Weg als die Schweizer, wie solches in der Folge vorkommen wird.

Unter den Futterkräutern räumt man in der Schweiz dem rothen Klee und dem Esper oder Esparcette den ersten Platz ein, und die Luzerne wird beyden völlig nachgesetzet. So wird auch von der Esparcette in den Elemens d'Agriculture gerühmet, daß sie sich für jeden Boden schicke, auch für niedrigen.

Der Hannöv. Hausv. will die Esparcette gar nicht loben, und sogar von allen Versuchen derselben abrathen und sagt, daß sie auf dem Eichsfelde einmal gerathen sey, und daß man die Sache genauer untersuchen müsse. Hierwider sagt aber Hr. Bergen, daß er nach zehen Jahren anders geurtheilet, und einen großen Theil des sonst öde und wüste gewesenen Eichsfeldes durch den Anbau der Esparcette in die blühendste Landschaft würde verwandelt gesehen haben, so wie auch in seiner Nachbarschaft über 100 Morgen mit der trefflichsten Esparcette zum Theil schon 1768 begattet gewesen: — was aber noch mehr, so haben sich nach der Zeit die Bauern der Gegend schon mit dem Anbau dieses Futterkrauts beschäftiget. Auf dem Guthe des gedachten Hausvaters haben die Versuche mit der Esparcette nicht gerathen können, da

es kalten Lehmboden, und nicht einen solchen habe, wie ihn dieses Kraut erfordere. — Eben dieser Hr. Bergen kann auch die Luzerne aus eigenen wiederhohlten Versuchen so wenig empfehlen, als wenig solches von mehr belobtem Hrn. Bertrand geschiehet.

19) Bernhardsches System.

Hr. **Bernhard** hat sich um seine Landsleute in Oberdeutschland sehr verdient gemacht, da er ihnen mit so manchen glücklichen Versuchen den Weg gezeiget, wie sie in der Oekonomie weitere Fortschritte thun, und Viehzucht nebst Acker- und Weinbau sich einträglicher machen sollen. Sein eigenes System, wovon hier die Rede ist, vereiniget nur erwähnte drey Zweige der Landwirthschaft, und hat diesen **Grundsatz**, daß der Acker so benutzet werde, damit nicht nur seine **Oberfläche**, sondern auch zugleich der **tiefere Grund** zu verschiedenen Pflanzen angewendet werde, und man Gelegenheit habe, ihn zulänglich zu düngen und zu pflügen.

I. Das System zur Vereinigung des Wiesen- und Ackerbaues enthält folgende Punkte.

1) Man theile den Acker nach der Tullischen Bauart in Beete und Gänge.

2) Auf die Beete versetze man Luzernen- oder Esperstöcke, so daß sie in den Reihen 6 — 12 Zoll von einander abstehen, die Reihen aber 4 — 8 Schuh von einander entfernet werden. Man kann auch 2 Reihen dergleichen Stöcke neben einander setzen, und jedem 9 Zoll ins Gevierte Raum geben. Im Herbst zuvor wirft man dort, wo die Reihen stehen sollen, die Erde 2 Schuh wenigstens tief, und 2 — 3 Schuh breit aus, daß der Frost sie mürbe mache.

3) Ei-

3) Einem jeden Stock lasse man auf jeder Seite 6 oder mehrere Zolle Raum; der übrige Raum zwischen 2 Reihen ist der Gang, den man mit Getreyde ansäet. In den ersten 3 Jahren säet man Sommerfrucht, daß man den Gang vor der Saat und nach der Aerndte 4mal pflügen kann. Man dünget auch zugleich und wechselt mit Früchten ab, die man behacket. Gut ist es, wechselsweise auf der einen Seite der Reihe Getreyde, und auf der andern Seite die zu behackenden Gewächse zu pflanzen. Z. E. man setzt auf die Mitte des Ganges Burgunderrüben, (Rangerüben, weisse Beete) von welchen man die Erde abhacken muß, und neben diesen setzt man Gewächse, an die man die von jenen Rüben weggenommene Erde anhäufen muß, z. E. den großen Blaukohl, Ertüffeln u. dgl. Gehen die Lüzernenstöcke ab, so legt man die neue Reihe derselben auf der Mitte des Ganges an. Arbeitet man die Erde neben den Kleepflanzen, so ist es desto besser.

II. Zur Vereinigung mit dem Weinbau.

1) Man mache ebenfalls Beete und Gänge. Auf den Beeten pflanze man eine Reihe Weinstöcke, und binde das Rebwerk an Gelender, daß es nur gleichsam eine Wand ausmacht. Man ziehe nämlich eine Linie, grabe von Ruthen zu Ruthen eichene Zaunstaken ein, die mit 2 oder, wo man höher baut, (die Reben höher gehen läßt) mit 3 Löchern über einander durchschnitten sind, in welche man Latten oder dünne Stangen steckt, und die jungen Reiser daran bindet. In den Reihen setzt man die Stöcke etwas enger als sonst, und zwar so, daß sie a) mit dem Fuß etwas tiefer zu liegen kommen, und denselben wechselsweise gegen das rechte und linke leere Beet ausstrecken; b) jederzeit in den Reihen einen Stock, der sein Laub

gern

gern und bald fallen läßt, mit einem, der es lange behält, abwechselt; c) und die Reihen auf der Ebene gegen die auffallende Sonnenstrahlen, an Bergen aber, wider das Abflössen der Erde nicht gerade herab, sondern schief, oder gar in die Queere gezogen werden.

2) Darneben lasse man einen breiten Gang, auf dessen Mitte man a) keine tief wurzelnde, keine hochwachsende und beschattende, auch keine den Winter über daurende; b) sondern niedere Küchengewächse, z. E. von Futtergewächsen, Burgunderrüben, gemeine Rüben, Kohlrüben (Unterkohlrabi) auch Ertüffeln pflanzet. Allemal aber muß den Weinstöcken 1 — 2 Schuh leerer Raum übrig bleiben, den man in der Ebene mit dem leichten Pflug, an den Bergen mit der Hacke bearbeitet. Man kann auch in die Kühmauern, d. i. von Rasen aufgeführte Raine, Espersaamen stecken, der sie befestiget, und Futter giebt.

III. Zwischen die Nr. I. beschriebene Lüzernenreihen läßt sich auch die Färberröthe pflanzen.

Anmerkungen.

Ob schon dieses System in Ansehung des zu vereinigenden Wiesen- und Ackerbaues in Niederdeutschland meines Wissens noch keine sonderliche Liebhaber gefunden, so wäre doch in kleinen Wirthschaften davon Gebrauch zu machen. Besonders wäre es Kolonisten oder neu Aufbauenden, welchen man nur ein Paar Morgen Acker- oder Gartenland anweisen kann, und die eine Kuh darneben sich halten können und sollen, anzurathen. Denn die alten Landeseinwohner haben bereits die besten Plätze weg, und die Ankömmlinge nach ihnen müssen freylich mit dem schlechtesten Boden fürlieb nehmen, den sie aber, je weniger sie zum Besitz überkommen, durch die beste Cultur aufs

höch-

höchste zu nutzen suchen müssen. Ist ihnen aber nur leichter Boden zugefallen, so dürften sie nicht das ganze System befolgen. So fiele z. E. dieser Theil der Arbeit, da nach Nr. I. 2) die Erde im Herbste 2 Schuh tief ausgeworfen werden soll, weg, weil sie keine so feste Erde haben, die vom Froste mürbe gemacht werden soll.

Die Vereinigung mit dem Weinbaue nach eben diesem System könnte doch entweder in den Vorstädten, oder in der Nähe großer Städte, mehr Beyfall finden, wenn sie nur dergleichen Leuten bekannter wäre, die nur kleine Grundstücke besitzen. In großen Städten machen vom August bis um Weyhnachten hin, die Weintrauben, wenn sie so späte hinaus aufbewahret werden können, einen großen Theil des Nachtisches aus, und machen sich daher wohl bezahlt. Nicht in allen Jahren geräth der Wein; und denn wäre ein Platz, der nichts als ein bloßer Weingarten wäre, seinem Besitzer unnütze, wenn der Weinstock vom Froste gelitten, und keine Früchte bringet. Dieser Platz wird aber doch zur Hälfte und darüber genutzet, wenn nach dem Bernhardschen System niedrige Küchen- oder Futtergewächse daneben erbauet werden. Eines von beyden wird zutragen. Wenn aber der Wein nebst den Küchen- und Futtergewächsen zugleich gerathen, so ist es desto besser.

Ich weiß es wohl, daß man hier zu Lande bey Anlegung der Weinberge oder Weingärten auf diesen Fall gesehen, und dieserhalb den Weinbau mit dem Obstbaue vereiniget. Allein so vortheilhaft dieses in einiger Absicht den Weinbergsbesitzern seyn kann, so sehr schadet die Vermischung der Bäume mit Weinstöcken in unserm kältern Himmelsstriche. Die im Schatten der Bäume stehende Weinstöcke bekommen

später

später reif werdende Trauben, die weniger süß werden, und machen, daß unsre Weine wenigstens um ein Drittheil schlechter ausfallen müssen. Im Bernhardschen System aber ist überall Sonne, und das Bearbeiten der jährlich anzubauenden Erdgewächse ist zugleich dem Weinstock vortheilhaft, weil der Boden davon gebessert wird. So sparet man auch in diesem System die Weinpfähle, folglich auch mehr Holz. So weit die Pfähle in der Erde stecken, so weit ist ihre Dauer die kürzeste. Eichene Pfähle, durch welche dünne Stangen in geraden Reihen durchlaufen, dauern ein Menschenalter, und wohl darüber, besonders wenn sie, so weit sie in die Erde kommen, gebrannt werden, welches auch bey Nadelholze geschehen müßte, wenn jenes nicht zu haben wäre. So dienen auch die Reihen der Weinstöcke in diesem System, da sie Wände vorstellen, bey ihrer Richtung gegen die auffallende Sonne, gar sehr dazu, die Sonnenwärme aufzufangen, damit die Trauben desto früher reif und süsser werden.

Endlich wäre nach den, nach diesem System, Weinbauenden anzurathen, daß, wenn sie zumal nur Besitzer von einen Paar Morgen, oder noch geringern Inhalts, sind, das Weinlaub von Zeit zu Zeit abzublatten, und es entweder grün, oder getrocknet, zur Viehfütterung zu gebrauchen, im Fall die Weinstöcke ohne Trauben wären. Man nützte sodann doch den Weinstock zur Viehzucht, und er müßte unterdessen den Abgang der Trauben mit den Blättern ersetzen. Dieses kann dem Weinstock nicht schaden oder ihn entkräften, indem er ja keine Kraft an die Trauben abgeben darf. Es versteht sich aber von selbst, daß man dem Weinstocke nicht auf einmal seine Blätter nehmen und ihn kahl machen müsse. Das Abnehmen der Blätter müßte in zwey oder drey auf einander

fol-

folgenden Abtheilungen so geschehen, daß in der ersten Periode der dritte oder zweyte Theil der Blätter, und wenn statt dieser wieder die neuen erwachsen, der übrige Theil derselben abgenommen würde.

20) Schönfeldsches System.

Der vor einigen Jahren verstorbene Herr von Schönfeld zu Trachenau, ohnweit Leipzig, beschrieb 1773 die Landwirthschaft nach eigenen Erfahrungen, und machte in seiner Schrift sein eigenes Ackersystem, welches hin und wieder Beyfall fand, bekannt. Er forderte zur tüchtigen Bearbeitung und Bestellungsart des Ackers folgende Punkte.

1) Eine gründliche Austilgung des Unkrauts und besonders der Quecken. Er bediente sich zur Herausbringung derselben eines von ihm erfundenen Queckenrechens, wobey er voraussetzte, daß der Acker nicht seicht bearbeitet werden müsse, weil sonst die Quecken zu feste säßen, und nicht von dem Rechen hervorgezogen werden könnten.

2) Eine viel tiefere Bearbeitung des Bodens, als die gewöhnliche, um mehr tragbare Erde hervorzubringen. Er bediente sich theils des ordentlichen Pfluges, theils des Hakens, nachdem es die Reinigung oder sonstige Zustand des Feldes erforderte, setzte aber zum Gebrauch des Hakens einen tiefen guten Boden voraus.

3) Die vermehrte Düngung von mancherley Art, womit dieser tiefere Boden gut, und niemals überdünget werden könne.

4) Rechte Beobachtung der Jahreszeiten zur Düngung und Bearbeitung, daß dergleichen Erde zu wahrer Fruchtbarkeit gelange, und dabey von einem Jahre zum andern erhalten werde.

5) Voll-

5) Vollkommene, gute, und vom Unkrautsaamen gereinigte Saamenkörner, die zum Aufgehen und Triebe guter Pflanzen geschickt sind.

6) Eine solche Lage dieser Saamenkörner, daß sie nicht in einander wachsen, sich die Kräfte entziehen, und das ganze Jahr über in der Tiefe auf dem festen feuchten Boden mit fester Erde bedecket liegen müssen, sondern die allermeisten ihre Wurzeln gerade unter sich, auch die Seitenwurzeln um sich herum, in dem von Unkraute reinen und mit Kräften zum Triebe des Wachsthums angefüllten Boden befestigen.

7) Daß sodann von viel weniger Saamen das ganze Feld, nebst den sonst dazwischen müssig liegenden Furchen, folglich noch einmal so viel Feld gegen die gewöhnliche mangelhafte Säart, wo die Körner in die Furche häufig zusammen, und auf einander in die Tiefe zu liegen kommen, und mit zu vieler Erde bedecket werden, besaamet wird; da denn nach dem Aufschossen dergleichen Getreyde viel dichter steht, als jemals von der gewöhnlichen Säart erzwungen werden, auch vor den vielen vollkommenen Hälmern von wenigern Saamen kein Unkraut aufkommen kann.

Anmerkung.

Der Urheber dieses Systems drang auf die Einführung der Stallfütterung, um desto mehr und bessern Dünger zu erhalten. Auch verlangte er die Mischung des Düngers auf dem Hofe z. E. des Schaaf- und Pferdemistes, die, wenn sie auf hitzigen Boden allein aufgeleget werden, schaden, wenn sie nicht zuvor zur Hälfte oder drittem Theile, mit weniger hitzigem Dünger temperiret worden.

Er

Er wollte ferner, daß kein unreifer Dünger auf den Acker kommen sollte, ließ es aber unentschieden, wenn der Mist auf dem Hofe reif oder unreif zu halten sey. Man müßte ihn aber wohl denn nicht mehr als unreif erkennen, wenn er inwendig auf dem Hofe zu rauchen anfängt, da es denn die rechte Zeit ist, wenn man sonst damit nicht länger warten will, ihn auf den Acker zu fahren, und unterzupflügen. Herr von Schönfeld hielt es auch nicht rathsam, zu lange gelegenen Mist zu gebrauchen. Es sind aber die ökonomischen Schriftsteller über diesen Punkt nicht ganz einig, und es finden sich viele Landwirthe, die, wenn sie sonst Mist genug haben, es eigends darauf anlegen, wenn schon die Hälfte weniger daraus werden sollte, ihn recht kurz und fein stocken zu lassen, und durch solche Verfahrungsart, die sie ohne Zweifel den Gärtnern abgelernet haben, die besten Feldfrüchte erzielen. Wo aber nicht Dünger genung vorhanden ist, da verbietet es sich wohl von selbsten, und ist sodann meistens nur in der Nähe großer Städte praktikabel, in denen zwar Vieh, aber kein Ackerbau ist. Deshalb kann der Dünger daselbst vor den Thoren in großen Haufen zusammen gefahren, und ihm Zeit zum Verstocken gelassen werden.

Um die beyden letzten Sätze 6) und 7) zu verstehen, muß man wissen, daß, um den Fehler der bisherigen Säart zu verbessern, da bey dem Ackern zur Saat die Furchen zu breit und seicht genommen werden, daß man öfters in diesen Gassen zwischen jeden zwo Reihen des aufschossenden Getreydes reiten oder gehen kann, ohne leicht einen Halm zu zerknicken, theils tiefer, theils schmäler, geackert werden solle Denn in festem Boden, wo der Saame nicht untergeackert, sondern nur eingeegget wird, fällt der Saame meistens in die Rinnen zwischen den zusammenstossenden brei-

ten Furchen, weßhalb ausserhalb solcher Rinnen oder Reihen wenig oder gar keine Saatpflanze gesehen wird. Hiermit kömmt der Saame in seinen Reihen zu dichte neben einander, daß sich die Wurzeln verfilzen und einander hinderlich werden, auch zwischen den Reihen Unkraut erwächset, woraus denn schlechtere Aerndten entstehen müssen. Der Hr. v. Schönfeld hatte zu Erreichung seiner Absichten bey sich ein tieferes Ackerwerk, nebst dem großen Queckenrechen, und der Stachelwalze, die beyde in den Leipz. Intell. Blättern von 1768 beschrieben sind, eingeführet. Die eiserne Zinken des Queckenrechens gehen über $\frac{1}{4}$ Ellen tief in die Erde. Ein schlesischer Landwirth bemerkte aber dagegen, daß er auf starkem, festem und sehr verquecktem Lande wenig brauchbar, oder doch für das Zugvieh zu schwer wäre. Theils standen die Zinken zu nahe aneinander, daher versetzte sich der Rechen alle Augenblicke bey vielen Quecken, theils vergrößerten auch die Zinken, da sie weder schneiden, noch nach Erforderniß seicht oder tief geführt werden konnten, die Last des Rechens so sehr, daß kaum 4 Pferde ihn fortziehen konnten. Er brachte also verschiedene Verbesserungen an, und machte ihn brauchbarer. Die Beschreibung und Abbildung davon findet sich in ökonomischen Nachrichten der patriot. Gesellschaft in Schlesien I. B. S. 402.

Endlich tadelte der Hr. v. Schönfeld bey der angerathenen Abschaffung der, ohne Noth hin und wieder beybehaltenen, schmalen Beete von 4 — 6 Furchen, daß beym Ausstreichen der Beetfurchen insgemein zu breite Furchen genommen werden. Durch diese zu breit ausgestrichene Furchen läßt man freylich zu viel Feld müssig und untragbar liegen, und die viele Erde von der zu breiten Ausstreichfurche wird von dem Streichbrete des Pfluges auf der rechten Seite der

Fur-

Furche aufs Beet getrieben, daß davon ein kleiner Damm entstehet, der das Wasser verhindert, von dem Beet abzulaufen: da doch diese Furche hauptsächlich zu dem Ende gestrichen wird, das auf dem Beete sich sammelnde Wasser abzuführen, welches aber auf diese Weise nicht erreichet wird. Sind es leichte Aecker, durch deren Erdreich sich das Wasser am Damme der Ausstreichfurche nach und nach hindurch ziehen kann, so bedenkt man nicht, daß der längere Aufenthalt des Wassers, wenn es im Winter in Eis verwandelt würde, doch unausbleiblich schade, im Sommer aber auch das Getreyde schwäche, wenn es schon nicht ausgehet. Ist es aber fester Acker, so ist ein Damm an der Streichfurche am allergefährlichsten, weil selbiger das Wasser gar nicht durchläßt.

21) Bergensches System.

Nachdem die Leser mit den vorhergehenden Systemen bekannt geworden, so würde die Beschreibung derselben unvollständig seyn, wenn das gegenwärtige jenen nicht beygefüget würde.

Herr Bergen giebt sich in seiner **Anleitung für die Landwirthe zur Verbesserung der Viehzucht** nicht für den Urheber dieses Systems aus, weil, wie er sagt, das Verfahren nach selbigem in vielen Gegenden Deutschlands, namentlich in Franken, Hessen, Braunschweig schon längst üblich gewesen, und also nicht die Erfindung eines Stubenwirths, oder seine eigene, sondern die Handlung vieler Landwirthe bereits sey. Ich gehöre selbst unter die Zahl dieser letztern, da ich schon seit 20 Jahren einen Theil dieses Systems ausgeübet.

Es beziehet sich dieses System aber auf die Wechselcultur, oder Verwandelung der Wiesen in Aecker,

und dieser in Wiesen, da nur besondere Parcelen dazu angewendet werden. Ehe ich aber die Verfahrungsart überschreibe, so will ich noch das erste Umbrechen der Wiesen aus nur angeführter Schrift S. 80 vorangehen lassen.

Die Entrasung des Bodens, oder diejenige Procedur, vermittelst welcher die Wiese in Ackerland verwandelt, der Rasen folglich der Bestellung so wenig hinderlich, als dem Wachsthum des Getreydes schädlich wird, ist das erste und vielleicht wichtigste Geschäffte. Man will nicht gern eines Jahres Benutzung durch das Braachen, wodurch sonst die Absicht am ersten erreicht würde, verlieren, und hat daher verschiedene Behandlungen erdacht, die bald schädlicher, bald nützlicher sind.

Unter allen habe ich die folgende am besten befunden. Im Frühjahre, so bald es Frost und Schnee verstatten, und die Wiese nur abgetrocknet ist, daß Pferde oder Ochsen nicht einsinken, wird sie auf 6—8 Zoll tief Regelmässig und solchergestalt umgepflüget, daß sich die Furchen ordentlich umlegen, der Rasen allemal zu unterst kommt, und keine Balken stehen bleiben; hierauf aber im Anfang des Aprils mit so genannten kleinen Feldbohnen, (Pferdebohnen) einer Frucht, die bey uns bekannter zu seyn verdiente, weil sie zur Vermehrung des Brodkorns und zum auswärtigen Debit gleich gutes Geschick hat, bestellet, und auf einen magdeburgischen Morgen etwa ein Scheffel, auch nachdem die Bohnen größer oder kleiner sind, wohl etwas mehr oder weniger genommen. Die Eggen müssen scharf, auch schwer und tüchtig genug seyn, um sowohl hinlängliche Krume auf den werdenden Acker zu bringen, als auch nicht zu erbrechen. Oft reissen sie die Furchen herum, welche gehörig

hörig wieder zurecht geleget werden müssen. Eine einzige, beym Pflügen nicht ordentlich umgekehrte, oder von der Egge wieder umgerissene Furche ist nach Jahre lang im Lande zu bemerken, und stöhret die gute Bestellung. Zu Ende des Augusts sind die Bohnen reif. Ein ausserordentlicher Zufall müßte es seyn, welchen wohl nur allein der Mehl- und Honigthau veranlassen kann, wenn die Einsaat nicht das achte bis zwölfte Korn in der Aerndte wieder geben sollte. Der Preis der Bohnen steht andrer Orten zwischen Roggen und Gerste, oft auch dem Roggen gleich.

Nun kömmt es darauf an, ob der Boden trocken genug ist, um Wintergetreyde tragen zu können; oder ob er mit so genannten Hungerquellen, oder sonst von unten aufsteigenden Feuchtigkeiten beladen, weshalb er sich nur für Sommergetreyde schickt. In jenem Fall sind gleich nach der Aerndte die erforderlichen Maaßregeln zu treffen. Die Bohnen müssen auch bey der besten Witterung an drey Wochen trocknen und draussen bleiben. Regen schadet ihnen nicht viel, (wenn die Schoten bereits trocken, und vom Regen überfallen werden; so springen sie gern auf) und es würde nicht rathsam seyn, den Acker eben so lange liegen und begrasen zu lassen. Man fähret sie also grün davon, und räumet ihnen einen andern zur künftigen Braache bestimmten Platz in dem übrigen Felde ein; läßt die Stoppel, und das in derselben befindliche Graß mit allen Vieharten in der Eile abweiden; strecket (streicht) den Acker flach um, und egget ihn noch etwa 8—10 Tage, wenn Bohnenstoppel und Gras dürre geworden, scharf durch. Sollten sich Quecken hervorgeben, wie es bey nassen Sommern zu geschehen pflegt, so werden sie mit den Eggen zusammengezogen, und nebst den etwa nicht abgestorbenen Graswurzeln fortgeschafft, worauf man eben so tief,

als beym ersten Umbrechen, pflügt. Der alte Rasen wird oben kommen, aber so gerottet seyn, daß die Egge ihn füglich zertheilen, und der Acker sofort bestellt werden kann. Auf der vorher gegangenen Witterung kömmt jedoch viel an, ein trockner Sommer wirkt auf die Verrottung des Rasens mehr, als ein nasser. Will daher die zwote Fahre noch keinen guten Acker gewähren, so muß nach etwa vierzehn Tagen, wenn er etwas gebraachet hat, und wieder gut abgeeegget ist, zur dritten geschritten werden. Für Roggen schickt sich ein so frischer Boden nicht; Waizen und Spelz sind für ihn. Nachdem wird er wie gemeines Gerstland behandelt; gut ist es aber, wenn er nach der Gerste wieder als Wiese soll liegen bleiben, die Waizen- oder Spelzstoppel mäßig zu düngen, und den Dünger vor Winters umzuwenden. Mit der Gerste, wozu im Frühjahr noch zweymal gepflüget werden muß, werden die Futterkräuter gesäet, die man anzubauen willens ist.

Ist hingegen der Boden zur Bestellung mit Sommergetreyde nur tauglich; so können im ersten Jahre die Bohnen immer bis sie trocken genug sind, darauf stehen bleiben. Man weidet darauf den Platz nach Gutbefinden ab, und pflüget ihn vor Winters so tief herum, daß der alte Rasen oben kömmt. Alle Unarten desselben, im Fall er nicht hinlänglich gerottet seyn sollte, vertreiben Frost und Schnee des folgenden Winters. Im Frühjahre wird er noch zweymal bearbeitet, und mit gutem Weishaber, wovon man sich das 12—16te Korn versprechen kann, auch wohl mit Bohnen oder andern Hülsenfrüchten, welches aber nicht so gut, und der Reinigkeit des Ackers schädlich ist, noch einmal bestellet. Hanf und Flachs, wer Lust dazu hat, werden diesmal eine erstaunende Aerndte liefern. Das folgende Verfahren ist, man

habe

habe für Saamen gewählet, welchen man wolle, dem vorigen gleich. Man kann auch im ersten Jahre Haber, im zweyten Bohnen, und im dritten Gerste säen, und diese Methode wählen, im Fall man das erste Jahr nicht früh genug zu Bohnen sollte pflügen können. Der Ertrag durch alle drey Jahre wird dem vorigen ziemlich gleich bleiben.

Ueberflüssig würde es seyn, der sonstigen, zur Artbarmachung der Wiesen, erfunden, von einigen Wirthen auch in Ausübung gebrachten Künsteleyen zu erwähnen, wenn es vielleicht zur Warnung nicht nöthig wäre.

Vorzüglich gehöret dahin die Abschälung des Rasens und die Verbrennung desselben, wozu man eigene so betitelte Schellpflüge ersonnen; sich auch wohl des gewöhnlichen Plaggenhauers bedienet, und geglaubt hat, durch das Abschälen so fort einen arthaften Boden, durch die Asche von dem verbrannten Rasen aber Dünger zu erhalten. Ich habe die Procedur nicht gesehen, vielweniger in Ausübung gebracht; kann aber Originalbriefe aufweisen, worin sie genau beschrieben und sehr gelobet wird. Sie ist noch in Lothringen, in Elsaß (in der Schweiz, auch auf dem Schwarzwalde) und der Gegend zu Hause. Allein unsre deutschen Landsleute in Amerika sind bey dergleichen Urbarmachung ihrer neuen Besitzungen durch Schaden klug, und ihre beste Gegenden unfruchtbar und öde geworden. Den Schweden ist es eben so ergangen. Wer auch mit der Oberfläche unsers Erdbodens, oder der sogenannten Dammerde, und den Eigenschaften derselben bekannt ist, der kann unmöglich ein Verfahren billigen, wodurch wir uns auf einmal dasjenige entziehen, was lange Jahre nicht ersetzen können.

Etwas besser ist das Abplaggen, in so fern nämlich die Plaggen in Haufen oder Mieten gelegt, mit Dünger vermenget, hierauf aber, wenn sie durchgebrannt sind, (nicht mit Feuer angesteckt, sondern durch eigene Gährung kurz und mürbe geworden) auf demselben Platz wieder auseinander gebracht werden. Wie aber derjenige allemal leiden muß, welchem man den Rock auf eine Zeitlang nehmen, dann aber zerrissen und abgenutzt wieder geben will; so auch leidet der Boden, welchem man den mit den besten Säften aus Gras und Wurzeln, und mit dem aus der Luft erhaltenen fruchtbaren Nahrungsmitteln angefüllten Rasen nimmt, und alle darin befindliche Säfte und fruchtbare Theile in der Miete verstocken und verdunsten läßt. Das bekannte und nützliche Rajolen der Gärten, wodurch die obere, oder Dammerde versenket wird, also weder in Asche, noch in gerotteten Plaggen der, die Pflanzen ernährenden, Oberfläche zu Hülfe kommt, ist kein Beweis für das Gegentheil. Denn einmal sind in dieser Dammerde lange nicht soviel Nahrungstheile für die künftigen Pflanzengenerationen, als in einem seit verschiedenen Jahren geruheten, und den Einflüssen der Luft im Schnee, Regen, Thau und Reif ausgesetzt gewesenen Rasen vorhanden; hiernächst muß auch die rajolte Erde wenigstens ein Jahr lang ruhen, um eben die Einflüsse der Luft zu geniessen, und drey- bis viermal stärker als gemeines Land, oder als eben derjenige Platz gedünget werden, wenn er nicht wäre rajolet worden.

Diese ob zwar speculativischen, gleichwohl der Natur angemessene Gründe habe ich überhin noch durch Experimente zur Gewißheit gebracht. Mit einer Wiese, deren Boden überall von gleicher Güte war, ließ ich zur einen Hälfte nach der eben erzählten, zur andern aber nach der vorhin empfohlnen Methode

pro-

procediren. So lange die eigentliche Beackerung und der Kornbau darauf dauerte, hatte der abgeplaggete Theil, besonders im ersten Jahre, beydes in der Bearbeitung und in der Aerndte Vorzüge. Beym nachherigen Grasbau aber ward ich nicht sowohl von meinen Fehlern, denn diese sah ich voraus, als von meinen Grundsätzen überzeuget. Ich ärndtete auf der geplaggeten Hälfte bey weitem nicht so viel und nicht so gutes Heu, als auf der andern. Da gleiche Ursachen gleiche Wirkungen haben, so ist leicht zu erachten, daß es in dem künftigen Kornbau nicht besser gegangen sey. —

Nun kömmt Hr. Bergen auf die beste Behandlungsart kleiner Parcelen, die ein Landwirth privative besitzet, und überall unter den Namen Grasgärten, Anger, oder Wörthe bekannt, und gemeiniglich nahe an Dörfern oder den Höfen selbst belegen sind, durch öftern darauf gebrachten Dünger aber zu einer vorzüglichen Fruchtbarkeit für Getreyde gebracht worden, der bisherigen Absicht aber nicht mehr entsprechen wollen, und nur noch schlechtes geringes Gras liefern; dieserhalb aber der Wechselcultur, oder Acker- und Wiesenwanderung unterworfen werden sollen.

Die gemeine Behandlung solcher Plätze ist von einer dreyfachen Art.

1) Indem man sie im Herbst flach, im Frühjahre tiefer pflügt, so daß der Rasen zwischen beyden Furchen kommt; alsdann mit Erbsen oder andern Hülsenfrüchten; hierauf in eine oder zwey Jahren mit Roggen, und im dritten Jahre mit Gerste bestellet. So verfahren die Meklenburger und alle gute Wirthe, welche, wenn sie dem Boden nicht viel zutrauen, gleich nach den Erbsen zum Roggen düngen. — Oder man wartet

2) mit dem Aufbrechen bis im Frühjahre, säet sodann Haber; nach dem Haber einführig Roggen, oder bey dreymaliger Beackerung Gerste; und hierauf im erstern Fall entweder Gerste, und im andern Roggen; oder noch wohl einmal Gerste, auch Haber. — Oder man läßt

3) die Benutzung des ersten Jahres gänzlich fahren; bearbeitet den Platz vom Herbste oder vom Frühjahr an als Braache; säet alsdenn Roggen, und nach dem Roggen Gerste.

Die Bestellung bey jeder Methode länger als drey Jahre fortzuführen ist deswegen unnöthig, weil die Plätze dann nicht mehr als Grasanger oder Wiesen, sondern als gemeines Ackerland zu betrachten sind, die von nun an, nach Gefallen des Wirths, und nachdenn sie mehr oder weniger im Getreydebau mitgenommen, und während der Zeit mehr oder weniger, oder gar nicht gedünget worden, wieder zum Grastragen bestimmt und zur Ruhe verwiesen werden können. Mit fetten Kley- oder wie man sonst sagt, Waizenboden und mit magern Sanddreischen verfähret man freylich noch auf andere Art; allein davon ist die Rede nicht. —

Hier ist die bessere Verfahrungsart, und wobey immer voraus gesetzet wird, daß sie nur bey kleinen Grundstücken anzuwenden sey.

Man gräbt nämlich den zum Umbrechen bestimmten Platz mit der Spade oder Grabeschaufel Ordnungsmässig um; fängt früh genug, und sobald nur der Frost aus der Erde ist, damit an; fährt bey müssigen Stunden, indem bald eine ungünstige Witterung vom Ackerbau abruft, bald eine günstige die Arbeit beschleuniget, und Zeit gewinnen läßt, damit und so lange fort, bis alles fertig ist, womit es denn bis zu Ende des Aprils Zeit hat; pflanzt hierauf Ertüffeln;

säet

säet nach denselben Roggen, und nach diesem Gerste.

Man stoße sich nicht an das Graben, als an eine Zeit versplitternde Arbeit. Eine scharfe Spade und ein Paar gesunde Aerme können viel ausrichten, und mit leichter Mühe in einem Tage neun zwölffüssige Quadratruthen herumbringen. Bey den großen Wirthschaften, die ich zu respiciren hatte, accordirte ich die Arbeit an Tagelöhner Ruthen- und Morgenweise; daß ich also mein Augenmerk nur auf die Tüchtigkeit der Arbeit, nicht auf den Fleiß der Arbeiter zu richten hatte. Ich gab in einer Gegend, wo das Tagelohn theuer, und ein guter Tagelöhner für zehnstündige Arbeit nicht unter sechs Groschen zu haben war, für den Morgen von 120 Quadratruthen Calenbergischen Maaßes

a) zu graben für die Ruthe 1 Gr.	5	Rthlr.	— Gr.
b) die Ertüffeln zu pflanzen	—	—	12 —
c) zu behäufen, das erstemal	—	—	20 —
das zweytemal	1	—	8 —
d) die Ertüffeln auszugraben im ordinairen Tagelohn	2	—	12 —
Also kostete Bestellung und Aerndte	10	Rthlr.	4 Gr.

Dagegen erhielt ich von acht Himten Einsaat ein hundert und sechszig Himten, bald auch mehr, bald weniger; im Durchschnitt aber immer das zwanzigste Korn.

Ich will die Kosten von einem magdeburgischen Morgen, ob wohl dieser um sechs zwölffüssige Quadratruthen kleiner ist, eben so hoch, und die Einsaat zu 6 berliner Scheffel rechnen; so beträgt die Aerndte 120 Scheffel.

Eine Mätze Ertüffeln ist in der Fütterung mit Hornvieh so gut als 5 Pfund gutes Heu; und also sind

sind 120 Scheffel so gut als 87 Centner, oder 4 starke vierspännige Fuder Heu. Man rechne den Centner nur zu 6 Groschen, wofür in Graßarmen Gegenden der oft weiten Transportkosten halber gewiß kein Heu zu haben seyn wird; so nutzet man

einen Morgen Erdäpfeln auf	21 Rthlr.	18 Gr.
Hiervon die Bestellungs- und Aerndtekosten mit = =	10 —	4 —
abgezogen, bleibt reiner Gewinn	11 Rthlr.	14 Gr.

Ausserdem hat man nunmehr einen völlig cultivirten, reinen, und zur Bestellung mit einer jeden Kornfrucht sich schickenden Acker. Dies ist eben so natürlich als begreiflich. Der Rasen ist durch das Graben in so viele kleine Theile getrennet, als Spadenstiche geschehen sind: er ist Stich für Stich ordentlich und unterwärts geleget, wodurch sein Verrotten geschwinder befördert worden. Das zweymalige Behacken hat Gras und Quecken allen Zutritt gehemmet; das Aufgraben derselben aber dasjenige vertilget, was sich demnach gefunden haben möchte. Alles Dinge, zu deren Erhaltung mit Pflug und Egge zwey Jahre Zeit erfordert, und weil das Land so lange unartbar bleibt, auch so lange keine sonderliche Aerndte davon bezogen werden kann.

Die Vergleichung dieser mit den vorigen Behandlungsarten, in Ansehung des ersten Jahres ist folgende.

Wer nach der vorhin erwähnten Verfahrungsart zweymal pflüget, und Erbsen oder andere Hülsenfrüchte säet, braucht auf einen Morgen zur Einsaat $1\frac{1}{4}$ Scheffel; und ärndtet, wenn es hoch kommt, das sechste Korn, also $7\frac{1}{2}$ Scheffel, à Scheffel 20 Gr. im

Markt-

Marktgängigen Preise = = = 6 Rthl. 6 Gr.
davon die Kosten für zweymaliges
Pflügen und Bestellen = = 1 — —

Bleiben 5 Rthlr. 6 Gr.

Wer zweytens den Anger im Frühjahr umpflüget, und so fort Haber säet, braucht zur Einsaat $1\frac{1}{2}$ Scheffel, und ärndtet, wenn der Haber gut geräth, das achte Korn, mithin 12 Scheffel, à 12 Gr. = = = = 6 Rthlr. — Gr.
davon für Pflügen und Bestellen — — 12 —

Bleiben 5 Rthlr. 12 Gr.

Und wer drittens den Platz ordentlich braachet, ärndtet im ersten Jahre gar nichts; obwohl er sich bey den folgenden Aerndten besser, als die andern stehen, und den erstjährigen Verlust bald wieder einhohlen wird.

Durch den Ertüffelbau wird also
in Ansehung der ersten Methode 6 Rthlr. 8 Gr.
in Ansehung der zwoten = = 6 — 2 —
in Ansehung der dritten = = 11 — 14 —

auf einem Morgen gewonnen; der wichtigen Vortheile nicht zu gedenken, die bey der Viehzucht veranlasset werden. Ueberdem ist das Tagelohn sehr hoch berechnet. An den mehresten Orten wird es wohlfeiler seyn, und die kleinen Wirthe können es mit ihren Kindern und Gesinde selbst verdienen.

Wenn jedoch dergleichen Plätze der Anforderung als gute Wiesen in der Folge entsprechen sollen; so ist es, wie schon oben erinnert worden, nicht gerathen, sie allzulange unterm Pfluge zu behalten, und durch den Getreydebau allzusehr zu entkräften. Man begnüge sich also mit drey Aerndten von Ertüffeln, Roggen und Gerste, welche zuverlässig ergiebig seyn werden;

den; fahre auf die Roggenstoppel, nachdem die Wintersaat bestellet, und das Gerstland in dem übrigen Felde gestrecket ist, sechs vierspännige, oder doppelt so viel zweyspännige Fuder guten Dünger auf den Morgen; pflüge ihn vor Winters unter; bearbeite das Land im Frühjahr wie gewöhnliches Gerstland, indem es noch einmal gewendet, scharf abgeegget, und hierauf zur Saat geackert wird, und säe dann mit der Gerste die Futterkräuter. So hat man in dem Jahre noch eine vorzüglich gute Gerstenärndte, wovon das Stroh der darunter befindlichen jungen Kräuter wegen besser, als das gewöhnliche Heu ist; (unter der Gerste werden zuletzt Futterkräuter zur Begattung der künftigen Grasplätze gesäet;) im folgenden Jahre aber die fürtrefflichste Wiese. Wem jedoch der Dünger zu schwer oder zu kostbar fallen sollte, kann ihn sparen, aber auch nicht verlangen, von seiner Wiese eben den Nutzen zu haben, den ein anderer von einer gedüngten hat.

Es werden aber zur Begattung der Wiesen oder Grasplätze folgende Futterkräuter angepriesen.

1) **Holländischer weisser Wiesenklee.** Er dauert, wenn der Boden nicht allzunaß oder allzutrocken ist, 10, im Gegentheil aber 5 — 6 Jahre; wächset 1 Fuß hoch und noch höher; liefert 2 — 3 gute Aerndten, ist allen Vieharten sehr angenehmes Futter, und läßt sich weit besser und leichter zu Heu machen, als der rothe Klee.

2) **Gelber Hopfenklee,** welcher auf guten Aeckern im Roggen zu wachsen pflegt, und hier zwar klein und unansehnlich bleibt, aber wenn er gebauet wird, zu einer ansehnlichen Pflanze erwächset, und wie der vorhergehende zu loben ist. Er dauert jedoch selten über 2 Jahre; in nassem Boden nur 1 Jahr. Man kann indessen den Fehler durch das Nachsäen abhelfen,

indem

indem man im Frühjahr den Saamen nur auf die Wiese streuet: er ist fein und schwer genug, an die Erde kommen und Wurzel fassen zu können, wozu auch die öftern Regen- und Schneeschlacker des Aprils das ihrige beytragen.

3) Habergras, oder das Formental der Franzosen. Es dauert 6 — 10 Jahre; nimmt mit trockenem und nassem Boden fürlieb; kömmt bey uns in guten Wiesen von selbst fort, und wird im Anbau an 2 — 3 Fuß hoch; treibt aus einer Wurzel über 50 Stängel; wächset frühzeitig und mit den Kleearten um die Wette, kann also auch, wie diese, 2 — 3mal gemähet werden; läßt sich leicht dörren oder zu Heu machen, und liefert grün oder trocken ein sehr süsses und gedeihliches Futter. Ein Paar Abarten desselben sind in dem kleinen Wuchs genauer, aber in den Hacheln und Wurzelknollen, unterschieden. Man muß also, wenn man es in Wiesen schon wildwachsend hat, und Saamen zum Anbau nehmen will, die größte Art wählen. Der Saamen kann, wieder vom Schwadengrase, abgehülset, und als Grütze zur Speise gebraucht werden. —

Um eine gute Wiese zu erhalten, bauet man jedoch nicht jedes der benannten Kräuter, besonders und für sich, sondern in Vermischung mit einander. Auf einen magdeburgischen Morgen nimmt man 4 Pfund weissen Klee, 3 Pfund gelben Hopfenklee, 2 Pfund Habergras und 3 — 4 Pfund andere gute Grassorten. In Ansehung der letztern wird die Besaamung wohlfeiler, theils geht man auch bey der Mischung sicherer. Geräth das eine nicht, so geräth doch das andre; ist die Witterung für diese oder jene Pflanze nicht günstig, so ist sie es doch für die andern.

Die

Die Saamen müssen nicht sämmtlich, sondern die Kleesorten für sich, und die Grassorten für sich gemischet, und jede dieser Mischungen eine nach der andern gesäet werden. Jene sind nämlich schwerer, und würden sich in dem Gefässe zu Boden senken; diese aber leichter, so daß sie oben bleiben, und bey noch so öfterm Umrühren während des Säens sich ehender vergreifen würden. Man würde also sehr ungleich stehende Kräuter, und auf dem einen Theil der Wiese mehr Gras, auf dem andern aber mehr Klee erhalten. Einige mischen unter dem Saamen, um ihn vermeintlich gleicher und egaler aussäen zu können, Asche, Sand, Sägespäne u. dgl. Es ist aber eben damit, wie mit dem Saamen selbst. Sand und Asche sind zu fein und schwer, und fallen zu Boden; die Sägespäne zu grob und leicht, und bleiben oben. Man säet also den Saamen in seinen Mischungen allein; nimmt zwischen den drey Vorderfingern so viel, als man jedesmal dazwischen fassen kann, und wählet des leichtern Grassaamens halber kein stürmisches Wetter.

Es werden aber diese Saamen, sobald die Gerste gesäet und eingeegget ist, über den Acker gestreuet; worauf das gewöhnliche Bewalzen folget. Wer ihn in die offne Furche säen, oder gar unter die Gerste mengen wollte, würden die kleinen Saamen in beyden Fällen zu tief in die Erde bringen, und gleichsam vergraben; in letzterm besonders aber von demjenigen, was noch aufkommen möchte, sehr ungleich stehendes Futterkraut erhalten. Zum Ausstreuen des Saamens sind nur die drey Vorderfinger, aber eben so viel Gänge über den Acker, als zum Getreyde erforderlich. Hierauf werden noch die Wasserfurchen aufgepflüget, nachgeräumet und geebnet. In trocknen und warmen Aeckern ist es doch nicht so sehr, als in kalten,

Regen-

Regen- und Schneewasser oft nicht durchlassenden, Lehmäckern, nöthig.

Wenn der Boden gut, vorhin auch zum Roggen gut gedünget ist, so wird der Klee stärker, als die Gerste wachsen, und die Aerndte davon vermindern. Wer sich und seinen Boden in dieser glücklichen Lage weiß, und wem mehr an der Gerste, als am Klee oder dem Mengfutter gelegen, kann den Saamen acht, längstens vierzehn Tage nach bestellter Gerste, wenn diese schon aufgelaufen ist, und bevor das, an einigen Orten alsdann erst gebräuchliche, Bewalzen derselben vorgenommen wird, annoch darüber streuen, ohne zu fürchten, daß es dem Wachsthum des Klees nachtheilig seyn möchte. Nur tritt nicht selten der Umstand ein, daß wegen einfallenden Regenwetters das Bewalzen der Gerste nicht unternommen; wobey zwar dennoch der Klee oder das Mengfutter gesäet, demnächst aber wegen der auf dem Acker gebliebenen Klöße nicht so gut, und so kurz an der Erde weg, wie sonst, gemehet werden kann.

Ausser der Esparcette ist das Product dieser künstlichen Wiesen allen übrigen Futterkräutern vorzuziehen. Selbst vor dem rothen Klee hat es Vorzüge. Zwar gewährt es auf einer gleich großen Fläche nicht eine gleich große Menge Futters; allein dieses Mengfutter ist von innerer Güte besser, dem Vieh angenehmer, gesünder und gedeihlicher. Ein magdeburgischer Morgen giebt an die 40 Centner Heu. Schon 2 — 3 Wochen vor Johannis kann man zum erstenmal; in oder gleich nach der Roggenärndte, wenn sie nicht zu spät fällt, zum andernmal; und 2 — 3 Wochen vor Michaelis zum drittenmal mehen; was aber noch einmal nachwächset, mit dem Hornvieh, nur nicht mit Pferden oder Schaafen, abweiden. Pferde und Schaafe beissen die Kleesorten zu sehr an der Erde

weg, wodurch der Stamm in dem darauf folgenden Winter Schaden zu nehmen, in Fäulung zu gerathen und abzusterben pflegt. Auch darf das Rindvieh nicht bey nasser und regnichter Witterung darauf gelassen werden. Es tritt besonders in den ersten Jahren durch; in den Fußstapfen sammelt sich Regen- und Schneewasser, wodurch die guten Kräutersorten theils ersäuft, theils bey der üblen Winterwitterung auf mancherley Art vertrieben werden.

Wer seine Wiese vor Winters mit einem Paar Fuder langen Strohdünger, welcher im Frühjahr wieder abgeharket, und zur Streuung noch einmal verwendet werden kann, für den Morgen belegen, oder auch Asche, Taubenmist, Kalk, Ofenruß, Gyps, Salz u. s. f. anwenden kann und will, dem werden Kosten und Mühe in der bessern Aerndte um vielmal ersetzet werden.

Wer indessen den Platz schon im ersten Jahre des Anbaues, in welchem er ein Mittelding zwischen Acker und Wiese ist, eines jeden Absicht gemäß aber sich so gut auf die eine, als auf die andre Art behandeln läßt, nicht als Acker, sondern als Wiese nutzen, der Gerstenärndte entsagen, und sofort Fütterung haben will, kann ein Mengsel aus halb Gerste und halb Haber säen, und hierauf, wie vor gemeldet worden, den Klee- und Grassaamen auf eben dem Flecke ausstreuen, hierzu auch noch etwas wilde Wicken nehmen; wovon er denn noch in dem Jahre 3 — 4 grüne Aerndten haben wird. Das Mengsel von Gerste und Haber säet man etwas dick oder voll. Dem Klee schadet es nicht; er kommt beym ersten Schnitt erst aus der Erde; beym zweyten wird das Getreydemengsel schon dünner, und beym dritten verlieret es sich noch mehr. Es würde also zum erstenmal nur wenig Futter geben, wenn man nicht dicker, wie gewöhnlich, säen

wollte.

wollte. Haber nimmt man darum, weil er öfterer nachwächset; indessen die Gerste schon geschwinder kommt, sich aber schon im zweyten Schnitt gutentheils, und im dritten fast völlig verlieret. — Kein grünes Futter in der Welt, und kaum die Esparcette, kommt diesem gleich. Nicht so blähend wie der rothe Klee giebt es den Kühen mehr und fettere Milch; und nicht so kostbar wie Haber ist es den Pferden eben so angenehm und nahrhaft. In der lüneburger Heide, wo man mit den Futterkräutern noch so unbekannt ist, hat die Noth den Anbau dergleichen Mengsels gelehret, wodurch die Wirthe daselbst, indem sie es den Kühen geben, einigermaßen zu etwas Milch und Butter kommen, welches sonst ziemlich unbekannte Producte der Landwirthschaft und Viehzucht daselbst sind. Säeten sie zugleich Futterkräuter, und verführen sie mit dergleichen künstlichen Wiesen, wie es sich gebühret; so dürften sie die Arbeit, wie es jetzt bey ihnen nothwendig ist, nicht alle Jahre wiederhohlen, wobey sie ohnehin noch Getreyde spareten. —

Anmerkungen.

Hier haben nun die Leser ein System, welches eben so sehr dem geringen Landmann, als dem höhern in mehr denn einer Absicht zu empfehlen ist. Jener, der geringe Landmann, wenn er für sich einen Grasgarten oder Anger hat, darf nur von Zeit zu Zeit mit den Seinigen Hand anlegen, und graben, so hat er an dem umgegrabenen Flecke so gleich den Platz, den er einige Jahre mit Wurzelgewächsen und Getreydesorten, sodann wieder mit Futterkräutern oder den besten Gräsern, aufs vortheilhafteste begatten kann. Aber auch der mehr als gemeine Landmann, der sich darauf versteht oder verstehen will, Hunderte mit Hun-

derten und darüber zu gewinnen, und dabey doch Patriot zu seyn, wenn er, besonders zur Zeit der Noth oder Theurung, da Taglöhner über Mangel am Verdienst seufzen, diese in Thätigkeit setzen, und durch ihr Anstellen zum Graben zugleich ihnen und sich helfen will, findet an diesem System das Mittel, sich als einen klugen und guten Hausvater zu beweisen. Es braucht aber nicht immer der Fall zu seyn, in der Geschwindigkeit von hohen Kornpreisen, wenn sie gegenwärtig sind, Nutzen zu ziehen; die beygebrachte Anschläge des Hrn. Bergens weisen es aus, daß auch in gemeinen Jahren nach der beschriebenen Verfahrungsart der ansehnlichste Gewinnst zu erwarten sey.

Das Mengsel von den beyden im System angerühmten Kleesorten und dem Habergrase ist in vielen Gegenden noch unversucht und unbekannt.

Wir haben hier zu Lande auf unsern Wiesen zwo weisse Kleearten, die wir als keine Abänderungen von einander ansehen müssen, ob sie schon viel Aehnlichkeit mit einander haben. Die eine dieser Arten ist der weißblümichte, aufrechtstehende Bastardklee, weisser hochwachsender Honigklee, Trifolium hybridum Linn. Dieser wird in Frankreich als ein Futterkraut gebauet. Die zwote Art des weissen Klees ist, der von unsern Kräuterlehrern sogenannter weißblümichter gestreckter Klee, Trifolium repens Linn. Dieser wird nun von Hr. Bergen gemeinet, wie aus dem am Ende seiner Schrift befindlichen Verzeichniß der Systemnamen zu ersehen ist. Der gemeine Landmann würde sich daran stossen, wenn ich ihn kunstmässig aus den Blüthen karakterisiren wollte; um ihn aber doch mehr bekannt zu machen, so will ich nur davon gedenken, daß das Blüthköpfchen kugelförmig oder etwas eingedrückt sey. Die Blumen stehen zuerst aufwärts,

nach-

nachher biegen sich solche unterwärts. Die Blumenblätter aber sind anfangs ganz weiß, werden hernach purpurfärbig, und endlich bräunlich, wie bey den Hopfkleearten. Die Bauern bedienen sich dieses Klees statt eines Wetterglases. Denn bey warmer Witterung hängen die Blättchen, bey herannahender feuchter aber richten sich solche in die Höhe, und ziehen sich zusammen.

Von dem gelben Hopfenklee haben wir in unsern Gegenden auch zwo Arten. Die eine ist der aufrechtstehende, gelbe Klee, gelber Katzenklee, Trifolium lupulinum, Trifolium agrarium Linn. Die zwote Art ist, gestreckter gelber Hopfenklee, Trifolium procumbens L. Seine Stängel sind ohngefähr ein Fuß hoch, gemeiniglich gestrecket, zuweilen auch mehr aufgerichtet, in wenige Zweige verbreitet, und mit wenigern auch kleinern Blättern, als jene Art, besetzet und scharf ausgezahnet. Die erste Art ist auch nicht viel länger, treibt aber mehr Zweige, ist aufgerichtet oder zuweilen ausgebreitet, oder mehr ausgestrecket. Die drey Blättchen sind ey- oder herzförmig, ausgezackt, glatt, blaulichgrün, und die Blattansätze groß, eyförmig zugespitzet. Die dichten Blumenköpfe sitzen auf langen Stielen, und die gelben Blumen selbst hängen an besondern Stielen. In England ziehet man diesen Klee wegen seines süssen Geschmacks dem rothen Klee vor, und glaubt, daß der Boden dadurch gedünget werde, folglich auch um deswillen einträglicher sey, wenn er schon weniger Heu giebt. Man säet ihn daselbst häufig unter die Kornfrüchte aus, und eben diesen meinet auch Hr. Bergen.

Das Habergras, sonst auch rispichter Wiesenhaber, französisches Roygras, auch Fromental, muß mit dem Raygras der Engländer nicht verwechselt werden, und ersteres ist beym Linnäus Avena elatior,

Gramen avenaceum. Die vielen Hälmer desselben erwachsen an 3 — 4 Fuß lang, die Blätter aber sind einen halben Fuß lang, oder länger, breit und mehrentheils auf beyden Seiten glatt. Es liebet einen guten Boden, der mässig feuchte ist, und kommt zwar in magerm Sande auch fort, aber nur nothdürftig. Es dienet nicht nur frisch zu füttern, sondern giebt auch anderm Heue, wenn es darunter in Menge ist, eine besondere Güte. Dieses Habergras kommt übrigens am besten fort, wenn es auf Land, welches vorher Getreyde getragen, gesäet wird, welches letztere im Herbste und Frühjahre geschehen kann, worauf der Boden bewalzet wird. Im ersten Jahre kömmt es nur sehr schwach, weßhalb man es am liebsten unter dem Klee säet. Will man es aber allein bauen, so wird es im Herbste ausgesäet, und ist eines der frühesten Futtergräser, weil es schon im May geschnitten werden kann. Hr. von Haller wollte doch dieses Gras eben nicht empfehlen, und das andre Raygras vorziehen. König Stanislaus in Lothringen soll es zuerst angebauet haben.

Ich habe zuvor gesagt, daß das Bergensche System schon seit 20 Jahren das meinige sey. Ich gehe aber darin in Ansehung des Futtermengsels von ihm ab, daß meine Grasplätze mit rothem Klee und Honiggrase, oder mit diesem letztern ganz allein unter einer Vermischung von Gerste und Haber säe. So lange noch Klee unter dem Futtergrase ist, wird beydes grün verfüttert, indem ich sodann der Gefahr entgehe, daß das Vieh von alleinigem rothen Klee nicht aufgeblähet und getödtet wird, wenn das Gesinde unbehutsam damit verfähret. Das ohne Vermischung allein sich ausgesäete Honiggras lasse ich zu Heu trocknen, da mir noch kein andres Heu bekannt worden, welches von Pferden, Schaafen und Rindern lieber

gefres-

gefressen würde, als das vom Honiggrase. Ich habe aber in der H. M. gelehret, warum die Begattung der Grasplätze oder Wiesen mit dem einzigen Honiggrase der Vermischung mit Kräutern und Gräsern vorziehe. Nämlich um desto kräftigeres Heu zu haben. Man gewinnet aber jedes Gras am besten zum Heu, wenn es eben in seiner Blüthe gemähet wird. Sind mehrere Gräser oder Futterkräuter in Vermischung unter einander auf der Wiese, so kann es leicht seyn, daß eine oder mehrere Arten schon über die Blüthzeit hinaus, andere aber noch darunter seyn, da man denn an einer oder der andern Art in Ansehung des künftigern Heues verlieret.

22) Schlußbetrachtungen über alle bisher beschriebene Ackersysteme.

Sind nun dem Leser so viele, von einander abgehende, Bestellungsarten des Ackers vorgelegt worden, so geht der Zweck dahin, 1) daß man jedes System, wenn man davon lieset, höret oder sieht, nicht nur in seinem völligen Zusammenhange übersehen, sondern auch mit andern in Vergleichung stellen könne; 2) auch sich selbst aus einem jeden System und den dabey vorkommenden Bemerkungen das Anwendbare herausnehme; entweder einem Systeme ganz folge, oder ein freyer Nachahmer sey, d. i. davon was wegzulassen, oder hinzuzuthun, wie schon zuvor bemerkt worden, daß manche Urheber eines Systems freye Nachahmer eines andern gewesen. Denn jede Bestellungsart hat entweder **Braache**, oder **keine Braache**, oder sie besteht aus einer von beydem vorhergehenden **zusammengesetzten Bauart.**

a) Die Bestellung des Ackers **mit der Braache** ist zur Zeit noch die gemeinste in hiesigen Ländern. Es ist schon oben gelehret worden, was Braache sey, nämlich wenn das Feld von der letzten Aerndte an bis zur andern, wo nicht mehrere Jahre, doch 1 Jahr, d. i. einen Winter und einen Sommer hindurch unbesäet bleibt, aber doch im Sommer mit dem Pfluge bearbeitet wird, um im Nachsommer und Herbste aufs neue besäet zu werden. Es kann aber, wie gleichfalls schon gesagt worder, die Braache theils mit, theils ohne Sömmerung seyn.

b) Bey eben dieser Bauart ist nun auch eine **halbjährige Braache** des eben gewesenen Winterfeldes, da selbiges von der Einsammlung des Wintergetreydes an bis in nächsten Frühling unbesäet bleibt, im Herbste aber, oder im Frühlinge beackert, und in letzterer Jahreszeit mit Sommergetreyde bestellet wird.

c) Ist gar **keine Braache** wo vorhanden, d. i. das Feld wird in jedem Jahre geackert, und ist immer darin mit Früchten bestellet, so muß eine **Abwechslung der Pflanzen** angebracht werden. Je mannichfaltiger diese ist, desto besser werden die sogenannten Jahr- oder Gartenfelder genutzet. Denn es ist bey allen praktischen Landwirthen ein durch beständige Erfahrung sattsam erprobter Grundsatz, daß der Boden bald erschöpfet werde, wenn man die Pflanzen nicht abwechselt, wie solches vorhin durch eigene, und andrer Landwirthe, Erfahrungen bezeuget worden. Zum Ueberfluß aber will noch ein Zeugniß eines erfahrnen Landwirths hinzuthun. Herr **Mayer** sagt in seiner gekrönten Preisschrift von Erkenntniß und Anwen-

wendung der verschiedenen Erdarten: Der Flachs, alle Jahre, oder nur alle drey Jahre, auf einen und eben den Acker gesäet, gedeihet gewiß schlecht. Man kann die Probe besser an Erbsen sehen, und im Kleinen kann man davon den klärsten Beweis haben. Man thue in einen Blumentopf Erde, säe seine Erbsen darein, und gebe ihnen Wasser und Wärme, so werden sie aufs beste hervorwachsen. Man nehme diese, eine Hand lang gewachsene, heraus, und säe, so oft man will, wieder andere in eben die Erde, so wird kaum eine mehr keimen, noch viel weniger wachsen, da doch ein anderer Saame, darin gesäet, gleich wieder aufwächset: Der Beweis, daß jede Art der Gewächse ihre eigene besondere Art, Oele und Salze hat, die es anzieht, und andere Salze andern Gewächsen zurück läßt. —

d) Bevor man von einem oder dem andern System was nachahmen will, muß man entweder, wenn man gleich ins Große gehen will, schon viel Erfahrungen bey sich und andern voraus haben, oder die Versuche nur erst im Kleinen bestehen lassen, damit man nicht zu viel wagen dürfe. In diesem Falle befand sich der Verfasser des Hannöv. Hausv. Hr. v. Münchhausen. Er führte in einer sandigen Gegend die Braache ein, obschon ihm eingewendet ward, daß man durch Braache eine ganze Aerndte verliere. Da er aber einen Sandacker hier vor sich hatte, von dem ihm aus Erfahrung bekannt seyn mußte, daß er durch Ruhe gebessert werde, so blieb er auf seinem Entschlusse, die Braache einzuführen. Als ein ungemein belesener Wirth wußte er vielleicht noch überdem die Erzählung des Tulls, daß ein armer Mann in England aus Mangel des Saa-

mens sein Braachfeld nicht habe besäen können, und es im folgenden Jahre wieder tüchtig gebraacht habe, worauf die Aerndte des folgenden Jahres mehr werth gewesen, als das Feld, darauf sie gestanden. So sagt auch ein andrer Engländer von einem Pachter, daß er aus Noth, wie der vorhergehende, sein Feld habe müssen nach dem Beackern liegen lassen, aber hernach so reichlich geärndtet habe, daß er viele Schulden habe bezahlen, und durch Fortsetzung der Braache in wenig Jahren Käufer des gepachteten Guths werden können. Nach solchen Erfahrungen meldet der Hannöv. Hausvater gleichfalls, daß die folgenden Aerndten ihm auf seinem Jahre nach Einführung der Braache sehr einträglich gewesen. Ein Acker nämlich hatte 5 Jahr nach der Braache merklich bessere Frucht, als alle benachbarte; der Haber war gelber und frischer, das Stroh stärker, die Halmen vollkommener und stunden dichter, er scheffelte und körnte besser; 1 Himte davon wog 3 Pfund schwerer, als der daneben stehende. Er machte daher auf diesem Guthe die Braache allgemein, arbeitete das Land besser, und bekam in magerm Sandlande Roggen, dessen Stroh 8 Fuß lang war, und eine Aehre 80 völlige Körner hatte. —

e) Wenn man's seiner Lokalbeschaffenheit gemäß findet, von der Braache abgehen zu können, so hat man sich selbst folgende zwo Einwendungen zu beantworten. 1) Es fehlt bey Abschaffung der Braache an Zeit, Menschen und Vieh in der Zukunft alle Felder bestellen zu können. 2) Die Abschaffung der Braache hindert und mindert die Unterhaltung der Heerden auf der Weide, welche gemeiniglich auf der Braache weit kräftiger,

ger, als auf den andern Weideplätzen ist. Den ersten Einwurf beantwortet man sich hiemit, daß nicht alles Feld zum Ackerbaue, sondern nur ein Theil, der übrige aber zu künstlichen oder gemeinen Gräsern angewendet, die Ackerarbeit aber eben so, wie bey der gemeinen Braache, in zwey Jahreszeiten, nämlich zum Anbau der Winter- und Sommerfrüchte vertheilet werde. Der zweyte Einwurf findet seine Beantwortung darin, daß man künstliche Gräser anbauen, und die Stallfütterung einführen, in Ansehung dieser aber auch seine Rechnung dabey finden könne. Denn diejenigen Landwirthe, welche keine Hof- oder Zwangdienste haben, sind fast durchgängig danieder, wenn sie mehr Gesinde halten sollten, da sie um der Roheit desselben sowohl, als um des so hohen Gesindelohns, auch besserer Beköstigung willen, denn sonst, sich lieber noch weniger, als mehr Gesinde zu halten wünschten, und daher vermeinen, daß sie in dieser Hinsicht bey der Stallfütterung mehr Schaden als Vortheil haben.

f) Besage einiger vorbeschriebener Systeme wird der Mangel der jährigen oder eigentlichen Braache ersetzet 1) durch die Ruhe der obern Erde ohne Braache; 2) die Abwechselung der Früchte mit einer halbjährigen oder der Winterbraache; 3) die Heraufbringung der untern Erde, die geruhet hat, durch abwechselndes seichtes und tiefes Pflügen, oder durch Doppelpflügen.

Ruhet die obere Erde ohne Braache, so trägt sie Gras, weil sie nicht bearbeitet wird. Der Acker muß, wie bey der Koppelwirthschaft gesagt worden, ungerührt liegen bleiben, um sich selbst zu begrusen, damit das Gras entweder abgewei-

geweidet, oder abgemähet werde; oder der Acker wird nach der letzten Kornärndte mit der letzten Getreydesaat zugleich mit Futterkräutern besäet, da man denn die sogenannten künstlichen Wiesen eine Zeitlang hat, denn Gras entweder grün, oder getrocknet, zur Viehfütterung verbraucht wird. Die befruchtenden Kräfte vom Schnee, Regen, Thau und Luft; vom Dünger, der etwa auf die künstlichen Wiesen kömmt, dringen in die Oberfläche des Erdbodens hinein, und nach und nach so tief, daß sie von den Graswurzeln nicht alle erreicht werden, oder ihnen nicht anpassen, und daher beym Aufbrechen dem Getreyde zu Gute kommen. Es können die innerhalb der Erde zusammen gehaltene Dünste nicht sonderlich über die Narbe des Grases hervorkommen, und müssen daher in grösserer Menge sich innerhalb verdicken, und Nahrungstheile ablegen. So wird auch wahre Pflanzen- oder Gartenerde durch die Verrottung der Graswurzeln abgesetzet und vermehret, daß nach einer Ruhe von einigen Jahren die aufgerissene, und so mannichfaltig befruchtete, Erde noch mehr im Winter von Schnee, Regen und Luft Pflanzennahrung an sich ziehen kann, worauf denn die, dem aufgerissenen Acker anvertraute, Pflanzen- oder Wurzelgewächse recht freudig wachsen können, wie solches bey der Kuppelwirthschaft sich sattsam bestätiget.

Die sehr leichten Sandfelder werden, wenn sie eine Zeitlang unbeackert gelassen werden, sehr gebessert, und bekommen sodann, nachdem sie mehr oder weniger Jahre wüste oder dreisch gelegen, wieder neue Kräfte, weßhalb Hr. von Münchhausen schon durch die Einführung der einjährigen Braache seinen Sandacker so sehr verbesser-

besserte. Im Hollsteinischen liegen deswegen die Saatfelder wechselsweise unbesäet, oder dreisch, wie man es daselbst nennet. Auch mit vielen sogenannten Au- und Marschländern an der Elbe und Weser pflegt man es so zu halten. Wenn sie im Winter oder Frühjahr überschwemmt werden, so läßt das Wasser Schlamm und Fettigkeiten zurück, wovon das Land sehr geil wird, und daher des Düngens nicht bedarf. Man läßt sie daher hin und wieder gern ein Jahr ruhen oder dreisch liegen, weil sie sonst das Getreyde zu sehr ins Stroh treiben, die Körner aber zu dickhülsicht und zu wenig mehlreich oder körnicht werden lassen. Es wäre aber vielleicht dieses Verfahren in den Marschgegenden, wenn man's nicht um des so schönen Grasgewinnstes thäte, eben so nöthig nicht, wenn man es alldort einträglicher fände, die Getreydesaaten mit Wurzelgewächsen oder Kohlarten abzuwechseln. Gras und Klee wachsen aber daselbst aufs freudigste, und bedürfen nicht der mühsamen Cultur, welche zu nur benannten Gewächsen erfordert wird.

g) Man hat ein zweytes Mittel, den **Mangel der eigentlichen Braache zu ersetzen**, wenn die Früchte mit einer halbjährigen, oder der Winterbraache, abgewechselt werden, und erwählet sodann nach der letzten, auf dem Acker gewesenen Saat solche Früchte, welche am besten in der Abwechselung, oder nach einander, gedeihen können.

Es werden die Pflanzen von ökonomischen Schriftstellern in zwey Klassen eingetheilet. Zur ersten rechnet man aa) alle Pflanzen, welche den Boden **aussaugen**, dergleichen sind 1) die, so sehr lange auf dem Acker stehen müssen, bevor sie

reif

reif werden. Z. E. Waizen und Roggen; 2) sich wenig aus der Luft nähren, als eben benannte und mehrere Getreydesorten; 3) faserichte, sich weit ausbreitende Wurzeln haben; 4) nichts dem Boden wieder ersetzen. bb) In diese erste Klasse gehören ferner solche Pflanzen, die den Boden **fest machen**: Dieses geschieht von denen, die faserichte, in der Oberfläche des Ackers umherlaufende, und hiemit den Boden bindende, Wurzeln haben; vor deren Einsäung das Feld nicht oft genug gepflüget, oder denen nicht mürbe Krume genug verschafft werden; zwischen denen man nicht das Erdreich bearbeiten oder es auflockern kann; die auch so späte abgeärndtet werden, daß man nach ihnen nicht zur folgenden Saat gehörig pflügen kann. cc) Endlich gehören auch diese Pflanzen noch zur ersten Klasse, welche, wegen ihres Langestehens auf dem Acker das **Unkraut** neben sich frey in die Höhe gehen und es reifen lassen, indem sie nicht schnell genug aufschiessen, um das Unkraut unter sich zu ersticken.

Zur **zweyten Klasse** gehören nun die Pflanzen, welche das Wenigste von den Eigenschaften der ersten Klasse an sich haben, also 1) den Boden nicht sonderlich aussaugen; 2) ihn nicht binden; 3) das Unkraut weniger neben sich aufkommen lassen.

Nun wird es dem Leser leicht fallen, nach dieser Klassification auf die mancherley Feldfrüchte die Anwendung zu machen. Er muß es nun leicht einsehen, daß, von der ersten Klasse anzufangen, die Getreydearten, wie alle eigentliche Gräser, und wozu jene auch gehören, mit ihren zaserichten Wurzeln sehr den Acker auszehren,

und

und je länger sie stehen, ihn desto mehr binden, auch den Acker mit Unkräutern verunreinigen. Das Wintergetreyde zehret daher weniger, als das Sommergetreyde, und unter diesem eine Art immer mehr als die andere, je nachdem sie längere Zeit auf ihrem Standplatze zum Reifwerden nöthig hat. So weiß man es z. E. in hiesigen Gegenden, daß die kleine Gerste weit weniger, als die große auszehre. Erstere steht nur 3 Monathe, jene aber fast noch einmal so lange auf dem Felde. Man hat hiervon alle Jahre den Erweis, daß auf dem Acker, der kleine Gerste getragen, nach vergangener Braachzeit der Waizen immer besser gerathe, als da, wo große Gerste gestanden. Man würde es auch um dieser Ursach willen lieber mit der kleinen als großen Gerste halten, wenn man theils nicht gut düngen, theils durch Bearbeiten mit der Spade zur Leinsaat den Acker wieder herstellete. So rechnet man auch bey der großen Gerste darauf, daß sie von der Dürre weniger als die kleine leidet, auch weniger dem Honigthaue unterworfen ist, der in der spätern Jahreszeit die Gewächse befällt, und in solchen Feldern, wie das hiesige ist, am meisten, welches in Waldungen eingeschlossen, und dem Durchstriche der Weide weniger frey gestellt ist.

Mann kann auch aus dem, was zuvor gesagt ist, ersehen, warum man auf Wintergetreyde Sommergetreyde folgen läßt. Man hat nicht Zeit genug, den Acker vor dem Herbste noch genug zu pflügen und aufzulockern, nun abermals eine Fruchtart hinein zu säen, die in einem festen Boden kein gutes Fortkommen hat. Wenn man aber hin und wieder in leichten Sandfeldern Roggen nach Roggen, den man Stoppelroggen nennet,

net, weil die, von der unmittelbar vorhergehenden Aerndte darstehende, Stoppeln nur einmal und zwar zur Saat gleich umgepflüget werden, säet, und dieser noch so nothdürftig gerathen kann, so hat man die Ursach zur Hand; nämlich der sehr leichte Sandboden hat von der unmittelbar vorhergehenden Roggensaat gar keine Festigkeit annehmen können. Man würde freylich mit weit mehrerm Nutzen Sommergetreyde hieselbst erbauen, wenn ein so leichter Acker nur im Sommer Saft genug hätte, dergleichen erwachsen zu lassen. Die Winterfeuchtigkeit muß den Stoppelroggen am meisten auf die Beine helfen.

Betrachtet man nun aber die Pflanzen der zweyten Klasse, so findet man darunter solche, die eine zapfenartige Wurzel haben, und damit das Erdreich von einander trennen und locker machen, den Boden also öffnen, und das Eindringen der Luft erleichtern. Unter diesen verdienen den Vorzug diejenigen, welche zugleich mit ihren breiten Blättern den Boden bedecken. Dieserhalb sind die weissen Rüben, oder die Turnipse den gelben Rüben sehr vorzuziehen. Diese decken zu wenig mit ihren Blättern, lassen eben daher auch besonders in krautartigen Ländern zu viel Unkraut aufkommen, ob sie schon in Ansehung der Fütterung beym Viehe mehr, als die weissen Rüben, anschlagen, auch im Winter besser ausdauern. Man hat gleichen Nutzen in Ansehung des Ackers von solchen Feldfrüchten zu erwarten, die zwar keine breite Blätter haben, aber dafür desto dichter neben einander wachsen, daß sie den Boden unter sich beschatten, als Lein, Hanf, Klee u. s. w. Man hat ferner Pflanzen in dieser Klasse, welche der Erde auch mittelst

ihrer

ihrer Wurzeln Feuchtigkeit zuführen, nebst dem daß sie den Boden beschatten, sie feuchte erhalten, und sie wider das Austrocknen von der Sonnenhitze schützen. Dieses hat man von den Hülsenfrüchten sowohl, als vom Klee, zu erwarten. Durch ihre schwammichte Blätter und Stängel ziehen sie viel Nahrung aus den Dünsten der Luft an sich, welche bis in die Erde hineingehen, daß sie davon fruchtbar und mehr mürbe werden kann. Und nun wird man es einsehen, warum das Abwechseln der Getreyde- und Kleesaat so sehr sich hervorthut, und bessere Kornärndten darnach erfolgen, als wenn gemeine Gräser, die keine breite und weiche Blätter haben, auf dem Platze gestanden haben. Das Honiggras thut das Nämliche, wie der Klee, weil es sehr breite und weiche Blätter hat, und mit seinen sehr dichten Blättern den Boden aufs beste beschattet und feuchte hält.

Einige Gewächse bessern gar sehr den Boden, weil ihre Cultur das Behacken erfordert, wodurch derselbe sehr mürbe, und dem günstigen Einflusse der Luft geöffnet wird, wie man an Ertüffeln, Kohl, Toback, Färberröthe u. s. w. gewahr wird.

Noch kann man der vorgedachten Eintheilung der Pflanzen einige andre unterordnen. Denn es sind einige Pflanzen, die mehr Nahrung aus der Erde, folglich einen guten oder durch Dünger wohl unterstützten Acker verlangen, als Waizen, Rübsen, Flachs, Kraut oder weisser Kohl u. dgl. Dagegen sind andre Früchte, die mit schlechterem Grunde und Boden fürlieb nehmen, als Roggen, Hirsen, Haber, Heidekorn. Wiederum hat man einige Fruchtsorten, die in einem oft gepflügten und mürbe gemachten Boden nur

allein ihre Wurzeln verbreiten, und darin gedeihen können. Dagegen sind andre Feldfrüchte, deren Wurzeln in einem harten Boden um sich greifen können, wie man z. E. an dem Haber sehen kann, den man sogar in manchen Gegenden auf eine ganz flach nur einmal gepflügte, oder umgerissene, Wiese, oder wie man's daselbst nennet, in die Schwarte saet, und einegget, wo er doch mit seinen Wurzeln durchgreift, und gar herrlich geräth.

Aus jetzt angeführten Gründen muß man es nun gleichfalls verstehen, warum man die Früchte der ersten Klasse nicht hinter einander ohne Braache gern folgen läßt. Dagegen können die Pflanzen der andern Klasse auf einem und eben demselben Platze ohne Braache immer auf einander folgen. Man denke nur hiebey an das Reichhartsche System Nr. 15. in welchem eine mehrere Folge der Pflanzen zweyter Klasse gefunden wird, da hingegen die der ersten Klasse die mindere Folge ausmachen.

Um die Lockerheit des Bodens zu befördern, muß der Acker desto öfter zwischen der vorhergehenden Aerndte und der neuen Saat gepflüget, und hiemit zur Gewinnung neuer Kräfte geschickt gemacht werden, welches besonders dem von Natur schweren Boden sehr gedeihlich ist. Das öftere Umpflügen des Ackers löset die Verbindung des Erdreichs auf, macht eine gute Vermischung der darin befindlichen Nahrungstheile, so daß sie überall in der Krume angetroffen werden, und die Pflanzenwurzeln nirgends wo auf einen von Nahrungstheilen leeren Platz stossen, weil sie daselbst einen Wachsthumsstillstand gleich nach der

Saat

Saat machen, und hiemit einen schlechtern Aerndteertrag veranlassen würden.

Das öftere Pflügen des Ackers muß von den Veränderungen der Luft sehr begünstiget werden. Man weiß es, daß Frost und Thauwetter die Erde sehr trennen, indem sie sogar die Pflanzen aus derselben hervorziehen. Kälte und Hitze, Nässe und Dürre setzen also die Erdtheilchen wechselsweise durch Zusammenziehen und Ausdehnen in Bewegung. Pflügt man also den Acker vor dem Froste um, und läßt ihn ungeegget liegen, so bietet man der gütigen Natur die Hände, als welches besonders zu den Principien des Lüdersschen Systems Nr. 9 gehöret.

Das öftere Pflügen des Ackers muß dann am meisten wiederhohlet werden, wenn nach Getreyde abermals Getreyde, oder Pflanzen der ersten Klasse, kommen sollen, zumal wenn zweymal hinter einander solche Getreydearten auf einander folgen, die lange auf dem Felde stehen müssen, bevor sie reif werden. Die Pflanzen der ersten Klasse saugen am meisten das Land aus; jede Pflanze hat, nach zuvor beygebrachten Zeugnissen und Erfahrungen ihre eigenthümliche privative Nahrungssäfte von Nöthen, weshalb durch das öftere Umbrechen des Ackers ihr neue Kräfte aus der Luft herbeygezogen werden müssen, vornehmlich aber die Abwechslung der Pflanzen erster und zweyter Klasse als hiezu unentbehrlich geachtet werden, wie solches auch bey der gemeinen Bauart von behutsamen Ackerwirthen nicht aus der Acht gelassen wird, die nicht nur mit Winter- und Sommergetreyde stets abwechseln, sondern auch zur Sömmerung allein Pflanzen der zweyten Klasse erwählen.

Daß endlich Dünger und Verbesserungserden den Acker in innerliche Bewegung setzen, trennen oder binden, solches wird bald mit mehrern gelehret werden.

g) An der Heraufbringung der untern Erde, die bisher geruhet, hat man das dritte Mittel, den Mangel der Braache zu ersetzen. Die allmälige Abwechslung der untern Erde mit der obern ausgesogenen ist schon längst hin und wieder bey der gemeinen Bauart üblich gewesen, gehöret aber auch besonders zu den Principien der Lüdersschen Bauart Nr. 9. durch ein abwechselndes allmäliges tieferes und flächeres Pflügen.

Auf eine andere Art, und dieses ist das Hauptprincipium des Kretschmarschen Ackersystems Nr. 14. ersetzt man den Mangel der jährigen Braache, daß man mittelst des doppelfürchichten Pflügens auf einmal die untere Erde in die Höhe bringet, und zur Krume macht. Hiebey muß man aber folgende Vorsichtsregeln beobachten. aa) Ist der Grund bekannt und gut, so ist es rathsamer, die untere Erde vor Winters an die Oberfläche zu bringen, und bis zum Frühjahre oder künftigen Sommer hin der wohlthätigen Luft blos zu stellen, und sodann weiter zu bearbeiten. bb) Wäre im Grunde eine unartige Erdart, z. E. Thon, so bringe man zuerst nur wenig zu Tage, und gleichfalls vor Winters, um selbigen durch öfteres Wenden mit der zuvor oben gelegenen Erde gut zu vermischen. Es finden sich aber doch auch hie und da Aecker, wo man dem Kretschmarschen System nach dem Buchstaben nachgehen, und sofort in das unmittelbar zuvor neu ans Licht gebrachte Erdreich die Einsaat mit

Nu-

Nutzen unternehmen können. Erkennet man jedoch seine Aecker im Grunde nicht so gutartig, so muß man sich schlechterdings nach den so eben beygebrachten Vorsichtsregeln achten. Dieses läßt sich aber bald erforschen, wenn man mit der Spade, so tief hin und wieder hineingräbt, als der Doppelpflug kommen kann, und die im Grunde befindliche Erde betrachtet; oder, um noch sicherer zu gehen, die aus dem Grunde hervorgegrabene Erde in einen Blumentopf bringet, und Früchte darin säet, um zu sehen, ob solche Erde eine todte, oder nicht, sey. Man vermenge zugleich von dieser untern Erde mit der bisherigen obern so viel, um einen andern Blumentopf damit anzufüllen. Endlich nehme man noch zugleich einen dritten Blumentopf, und fülle ihn allein mit der bisherigen obern Erde des Ackers. Säet man nun in diese so verschiedentlich mit Erde gefüllte Töpfe zu gleicher Zeit einerley Saamen, wartet dieselbe auf einerley Weise, so wird man in kurzer Zeit den Unterschied dieser dreyerley Erden beobachten, und aus diesem nichts kostenden Versuche lernen, was man für Maaßregeln in Befolgung dieses Systems zu erwählen habe.

Fünftes Kapitel.

Kenntniß des verschiedenen Erdreichs.

Wenn Oekonomen von einem Guthe sprechen, daß sie selbst noch nicht gesehen, oder in Cultur gehabt haben, so pflegt auch diese eine ihrer ersten Fragen mit zu seyn, was für Erdreich oder Boden daselbst sey, um daraus so fort auf die mehrere oder mindere theils Fruchtbarkeit, theils Ackerarbeit, den Schluß zu machen. So pflegen auch diejenigen, welche ein Guth kaufen, pachten oder eintauschen wollen, bald nach dem Boden zu fragen oder zu sehen. Auch angehende Wirthe können der Kenntniß der verschiedenen Erdarten nicht entbehren, um von jeder derselben nur dasjenige zu erwarten, was sie ihrer Natur nach leisten kann. Und da man endlich durch Vermischungen der einen Erdart mit der andern den Acker verbessern kann, so ist es auch in dieser Absicht nützlich, eine Kenntniß der verschiedenen Erdarten zu haben.

1) Eintheilung der Erdarten.

Die Oekonomen sind gewohnt, die Erdarten anders als die Physiker einzutheilen, und ich würde ihnen keinen Gefallen thun, wenn ich davon nur allein systematisch sprechen wollte. Ehe ich aber zur Sprache der Oekonomen übergehe, finde ich noch nöthig, die Eintheilung der Mineralogen vorangehen zu lassen. Und da diese in der Klassification der Erden von einander abgehen, so dünket mir die nach der Natur und Mischung zu bestimmende Eintheilung aller Erden diese die beste zu seyn, die im Neuen Schau-

platze

platze der Natur also festgesetzet wird: 1) Kieselerden; 2) Thonerden; 3) Kalcherden; 4) metallische Erden; 5) zusammengesetzte Erden.

1) Zu den reinen Kieselerden wird nur eine einzige Art, welche Sand heißt, gezählet. Diesen findet man entweder körnicht, oder staubicht. Jener heißt Steinsand, Arena petrosa, letzterer aber, Staubsand, Arena pulverulenta. Hiebey merke man noch an, daß bey manchen Schriftstellern und Oekonomen jener Sand auch Grand oder Gnies genannt wird. Ein grandichter oder Griesboden. Der Staubsand heißt auch bey Vielen, Flugsand, loser Sand.

2) Zu den reinen Thonarten gehören

a) Gemeiner Thon, Argilla vulgaris. Seine Eigenschaften werden von den Geschlechtsarten bestimmt, als an welchen die fette und zähe Beschaffenheit, die er mit Wasser vermischt, und in dem, daß er sich auf der Scheibe drehen und im Feuer hart brennen läßt, vorzüglich wahrgenommen wird. Die Farbe desselben ist weiß, weißlicht, grau und bläulicht.

b) Porcellainthon, Porcellainerde, ist nicht so fett wie der gemeine reine Thon, und wir von Wallerius unter die Mergelarten gesetzt.

Zu den gemischten Thonarten gehören

a) Pfeifenthon, Cöllnische Pfeifenerde; fühlet sich fein und sanft an, enthält ausser der feinen Thonerde, noch eine andere Art von Erde, von welcher es kömmt, daß diese Thonart eine Glasur im Feuer erhält.

b) Bolus, Eisenthon; fühlet sich sehr fein und fett an, und enthält ausser der Thonerde etwas

metallisches, meistentheils etwas eisenartiges. Die Farbe ist verschieden, braun, röthlichbraun, roth, grün, grau. Zu dieser Art gehören die sogenannte Siegelerden.

c) **Walkererde, Seifenerde**; ist eine feine und zarte Thonart, schäumet, wenn sie im Wasser beweget wird, wie Seife, auf, und läßt sich mit selbigem zu einem Teig machen, aber nicht arbeiten. Der Farbe nach ist sie gemeiniglich weiß oder weißgrau Die Walkererden sind fester als andrer Thon, und enthalten ausser der Thonerde bisweilen eine Kalcherde, und werden vorzüglich zum Walken gebrauchet.

b) **Trippel**, ist eine magere Thonerde, welche sich scharf anfühlen läßt, und von Farbe weiß, grau, gelb und bläulicht ist. Der Trippel besteht aus Thonerde, und zugleich aus einer kalchichten und sandichten Erde. Wird zum Poliren harter Körper und auch von Goldschmieden und andern Künstlern zu Formen gebraucht.

e) **Lehm, Leimen, Ziegelerde**; ist eine sehr gemischte Thonerde, welche von Farbe gelblicht, bisweilen auch röthlicht ist, und mit Wasser vermischet sich zu einem Teig bringen, und in mässigem Feuer roth und hart brennen läßt. Er besteht aus einer Thonerde, welche mit einer eisenschüssigen und kalchichten Erde und mit Sand vermischet ist. In manchen Gegenden wird der Lehm auch Kley genannt.

Diejenige Lehmart, aus welcher man Ziegel brennet, und besonders Ziegelerde genannt wird, unterscheidet sich von dem Lehme nur darinnen, daß sie mehr thonichte Erde und weniger Sand, als der gemeine Lehm enthält; daher sie im Feuer mehr zusammenbäckt und fester wird.

Noch

Noch höret und lieset man in manchen Schriftstellern von einem lettichten Boden oder Acker. Letten ist vorzüglich ein bey den Bergleuten gebräuchliches Wort, und ist nichts anders, als ein gemischter Thon von röthlichter, gelblichter und bläulichter Farbe, welcher sich vorzüglich in den Bergwerken befindet, und aus Thon, eingemischter Kalcherde, und einer metallischen, vorzüglich eisenschüssigen Erde besteht, und also zu den gemeinen bunten Thonarten gehöret, als welche ausser der Thonerde meistentheils aus einer eisenschüssigen und auch bisweilen einer kalchichten Erde bestehen, daher dieselben in mässigerm Feuer sich mehr und weniger hart brennen lassen, und eine röthlichte oder braune Farbe erhalten, im stärkern Feuer aber fast alle in Fluß kommen. Ein lettichter Boden an und vor sich allein ist kein guter Boden zum Fruchtbaue. Er muß daher mit Vermischung andrer Erdarten gebessert werden.

In Ansehung der Farben ist noch zu wissen, daß bey Thonerden weit mehrere vorkommen, als derer zuvor gedacht worden. Sie sind: weiß, lichtgrau, dunkelgrau, lichtbraun, braun vermischt, rothbraun, roth, roth und weiß, roth und bläulicht, bläulicht, grünlicht, lichtgrün, dunkelgrün, Olivenfarbe.

Noch pflegt vorzüglich der Oekonome die Thonerden nach der Zusammensetzung zu bemerken, und sie so zu unterscheiden: sandiger Thon, sandig kalchicher Thon, kalchicher Thon, schiefricher Thon, talchichter Thon, glimmericher Thon.

3) **Kalcherden**: sind solche Erdarten, welche mit allen Säuren aufbrausen, im starken Feuer aber zu einem solchen Körper werden, der sich mit kaltem

Wasser erhitzet, und wenn Sand darunter kömmt, sich mit demselben verbindet. Es gehören hieher

1) die **eigentlichen Kalcherden**, deren Eigenschaften so eben bemerkt sind;

2) die **Gypserden, selenitische Erden**, die nichts anders als Kalcherden sind, aber durch Vereinigung mit den Vitriolsäuren die Eigenschaft mit den Säuren aufzubrausen verlohren haben; werden im Feuer locker, und verhärten, wenn man Wasser daran gießt.

3) Zu den Kalcherden gehöret auch die **Kreide**, und **Mondmilch**, Lac Lunae;

4) zu den Gypserden aber das sogenannte Himmelmehl, Farina fossilis; andre Erdarten, welche bisweilen zu dieser Klasse gezählet werden, sind fast als bloße Spielarten der Natur anzusehen, und sind von dem Himmelmehle oder auch von der Mondmilch wenig oder gar nicht unterschieden.

4) **Metallische Erden.** Zu den reinen metallischen Erden können vielleicht keine andern, als eine gewisse Art von **Eisenocher** und **Kupfergrün** gezählet werden.

5) **Vermischte oder zusammengesetzte Erdarten.** Diese Klasse ist die weitläuftigste, und können in selbiger folgende Unterabtheilungen statt finden.

a) **Vermischte Thonerden.** Hieher gehören viele Erden von Töpferthon, welche in sehr starkem Feuer fliessen, ingleichen alle Bolusarten, Walkererden, Steinmark, Lehm- und Ziegelerde, Bergletten, Trippel und einige **Mergelarten**, welche letztere aus Thon und Kalch bestehen, aber mehr Thon als Kalch enthalten.

b) **Vermischte Kalcherden.** Dergleichen sind einige **Mergelarten**, und zwar diejenigen, welche mehr Kalch als Thon enthalten, ingleichen

einige von Wallerius Mineral. S. 20. u. f. angeführte Kreidearten, als Kalchstaub, welcher einer mit Staube gemischte Kreideerde ist; ferner Braunröthe und grüne Kreide.

Einige Mineralogen wollen den Oekonomen in Ansehung des Mergels, der in unsern Zeiten so sehr gesucht und als eine Verbesserungserde andern Erdarten beygesetzet wird, näher treten, da sie ihn nach den Farben und der Zusammensetzung karakterisiren.

Diese gemischte Erdart besteht aber aus Thon und Kalch, oder aus Sand, Thon und Kalch.

Nach den Farben ist er 1) weißer, 2) weißlicher, 3) grauer, 4) gelblicher, 5) lichtgelber, 6) dunkelgelber, 7) röthlicher, 8) fleischfarbner, 9) lichtrother, 10) rother, 11) dunkelrother, 12) grünlicher, 13) blaulicher, 14) schwärzlicher.

Nach der Zusammensetzung:

1) Eigentlicher Mergel, d. i. halb Kalch, halb Thon.
2) Thonmergel, über $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Thon, der Rest Mergel.
3) Kalchmergel, über $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Kalch, der Rest Thon.
4) Gypsichter Mergel, hiebey $\frac{1}{4}$ Gyps.
5) Gypsichter Thonmergel.
6) Sandmergel, $\frac{1}{2}$ Sand, $\frac{1}{2}$ Mergel.
7) Sandichter Mergel, wo $\frac{1}{4}$ Sand beygemischet.
8) Sandichter Thonmergel.
9) Sandichter Kalchmergel.

c) Vermischte Kiesel- oder Sandarten. Hierzu gehöret der Triebsand, Thonsand, Grussand, oder

oder Mauersand, gefärbter Perlsand, und Glimmersand.

d) **Brennliche oder mit brennenden Substanzen vermischte Erden**, als Schwefel- und Bergpecherden.

e) **Salinische oder mit Salz vermischte Erden.** Zu diesen gehören die Vitriol- Alaun- Salpeter- und Salzerden, und die mit alkalischem Salz vermischten Erden.

f) **Metallische Erden**, die eine oder mehrere Arten von Metall beygemischt haben.

g) **Gemeine Erden, oder Fruchterden.** Dieses sind sehr zusammengesetzte Erden; sie bestehen aus zwo, drey und mehrern der vier ersten Klassen angezeigten Erden, mit welchen zugleich verfaulte thierische und vegetabilische Theile vermischet sind. Je mehr von diesen letztern, nämlich den thierischen und vegetabilischen Theilen sich in einer gemeinen Erde befindet, desto fruchtbarer ist dieselbe, wiewohl auch nicht zu läugnen, daß auf die andern dabey befindlichen Erden auch etwas ankömmt. Sie dienen gleichsam zu einem schicklichen und nöthigen Behältniß, in welchem auf eine bequeme Weise durch die faulenden und verfaulten thierischen und vegetabilischen Materien fruchtmachende Kraft in und an die Wurzeln der vegetabilischen Körper gebracht, und auf diese Weise das Wachsthum derselben verursachet, befördert, erhalten und vermehret werden kann. Daher also auch folget, daß, je schicklicher das Behältniß ist, mit welchem die fruchtbarmachenden thierischen und vegetabilischen Materien vermischet sind, das Wachsthum eines Körpers mehr und weniger befördert werden kann. Es wird also zu einer recht fruchtbar machenden Erde mehr

als

als eine Erde erfordert, wiewohl nach Beschaffenheit der vegetabilischen Körper die Mischung einer fruchtbar machenden Erde gar mancherley seyn kann und auch seyn muß. Denn oft ist eine fruchtbare Erde für einen vegetabilischen Körper sehr fruchtbar, da sie es hingegen für einen andern nicht ist, und derselbe entweder ein sparsames Wachsthum erhält, oder wohl gar verdirbt, wie solches durch die Erfahrung genugsam bestätiget wird. Zu den fruchtbarmachenden Erden, von welchen die gemeine Damm- Garten- oder Ackererde ihre fruchtbare Kraft erhält, sind nun zu rechnen: die **Wurzelerde**, die **Torferde**, die **Sumpf-** oder **Moorerde**, welche einige Mineralogen sämmtlich unter die **Pflanzenerde** überhaupt begreifen; und die **Thiererde**. Sind diese Erden nun mit andern thonichten, lehmichten, sandichten u. dgl. Erden vermischet, so haben wir die **gemeinen Damm- Garten-** oder **Ackererden**.

Nach dieser, aus dem Neuen Schauplatz der Natur meistens entlehnter, Theorie und Klassification der Erden werden manche Leser, die in manchen ökonomischen Schriftstellern vorkommende sogenannte **Jungfernerde**, oder die **elementarische Erde**, vermissen, und daher gern wissen wollen, was sie darunter zu verstehen haben. Hr. **Sprenger** sagt davon in seinen Anfangsgründen des Feldbaues S. 767. also. Man theilt die Erde erstlich in die **reine** und **unreine** oder mit fremden Theilen vermischte ein.

Die **reine, elementarische, ursprüngliche, einfache**, und **Jungfernerde** beschreibt man als weiß, von Natur trocken, unschmackhaft, ohne Geruch, undurchsichtig, einfach, durchaus gleichartig in allen

Thei-

Theilen, so daß diese einerley Art, Größe und Figur haben, an sich leicht, doch schwerer als die übrigen 3 Elemente, Feuer, Luft, Wasser, und durch diese wie auch alle Auflösungsmittel unauflößlich und unzerstörbar. Man trifft sie in allen Körpern aber nirgends allein und unvermischt an. Sehr nahe kömmt ihr die a) unveränderliche nach der vollkommenen Auflösung eines Thieres übrigbleibende Erde; b) der auch dem reinesten Wasser als ein Schleim eingemischter Moder oder subtile Erde, die sich endlich daraus niederschlägt; c) die Erde, so bey der Destillation reiner und von ihrem Salze möglichst befreyter Wasser übrig bleibt, d) eine schwärzliche Erde oben auf den höchsten Schweizergebürgen, wo kein Gras wächßt u. s. w. Noch ist diesen verschiedenen Bedeutungen auch diese beyzufügen, da in manchen Gegenden der gemeine Landwirth auch den Boden des Ackers Jungfererde nennet, der noch nie an der Luft und Sonne gewesen, und also niemals getragen, oder niemals Krume gewesen. Je besser nun diese Erde ist, desto mehr ist sie des Namens und der Bemühung werth, daß sie durch tieferes Pflügen zu Tage geschafft werde, als wohin manche der vorhin beschriebenen Ackersysteme zielen. Endlich nennt man auch **Jungfererde** in einem andern Verstande die 1 Schuh tief unter der Oberfläche der mitternächtigen Seite eines Bergs oder Hügels liegende, wo nie weder Dünger noch Pflug hingekommen. Sie ist aber nicht rein, sondern hält die Pflanzennahrung als fremde Theile in sich.

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß die reine ursprüngliche „Erde einen immer wesentlichen Trieb zur Vereinigung „und Annährung ihrer Theile, also zum Zusammenziehen hat, wie denn alle bekannte Erdarten binden, sobald sie nur durch Wasser oder andere Kräfte bestimmt werden, ihrer innern Kraft ein Genüge zu leisten. —

Die

Die Namen der gemischten Erdarten entstehen dergestalt aus dem Gehalt des Bodens, daß man die darin enthaltene Haupterdart zum Maaßstabe annimmt. Entweder hat eine unsrer gewöhnlichen Erden von einer der Haupterdarten mehr in sich, als von den übrigen, oder von einer oder andern gleich viel. Im ersten Falle, wo eine Haupterdart merklich vorschlägt, oder das meiste beyträgt, entstehen, weil der Gyps selten als im Pflanzenboden gefunden wird, drey Klassen: I. Kalch, wenn merklich über die Hälfte Kalch in einer Erde ist; II. Thon, wenn über die Hälfte Thon; III. Sand, wenn der Sand über die Hälfte ausmacht. Jede dieser drey Klassen hat ihre Ordnungen, die man von derjenigen Haupterdart hernimmt, welche noch jener das meiste beyträgt.

Z. E. I. Kalch ist a) thonichter Kalch, wenn er über $\frac{1}{2}$ Kalch, und $\frac{1}{4}$ oder über $\frac{1}{4}$ Thon hat. b) Er ist sandichter Kalch, wenn er neben $\frac{1}{2}$ oder mehr als $\frac{1}{2}$ Kalch noch $\frac{1}{4}$ oder über $\frac{1}{4}$ Sand hat.

II. Eben so ist der Thon entweder kalchichter Thon, oder sandichter Thon.

III. Und so ists auch mit dem Sande; es giebt kalchichten, thonichten, gypsichten Sand.

Jede dieser Ordnungen hat wieder ihre Gattungen oder vielmehr Spielarten, (Varietäten,) die man von der dritten in einem Erdreiche befindlichen Haupterdart hernimmt, welche das wenigste z. E. nur $\frac{1}{8}$ beträgt, und daher wenig oder gar keinen beträchtlichen Einfluß auf die Brauchbarkeit und Würkung des Erdreichs hat, von dem die Rede ist. Die Klasse Thon hat eine Ordnung, welche thonichter Sand heißt. Von dieser Ordnung ist eine Spielart: kalchicht-thonichter Sand, da in dem mehrern Sand der Thon das meiste, und der Kalch

das

das wenigste beträgt. Wäre in dem mehrern Sand der Kalch und Sand zu gleichen Theilen vorhanden, z. E. $\frac{3}{4}$ Sand, $\frac{1}{8}$ Thon, $\frac{1}{8}$ Kalch, so bekömmt er den Namen: **kalchicht und thonichter Sand.** Und so verhält er sich mit andern Ordnungen der drey Klassen, **Kalch, Thon, Sand.**

Der **andere Fall** ist, wenn in einer vermischten Erde zwey der Haupterdarten in einer beträchtlichen Menge, und zwar so vorhanden sind, daß von einer jeden **gleichviel** darinnen ist. Alsdann bekömmt dieses Erdreich einen von den obigen ganz verschiedenen Namen. So ist der Name **Mergel** für eine Erde, die aus **gleichen**, oder beynahe gleichen **Theilen Kalch** und **Thon** bestehet. Thon und Kalch sind des Mergels wesentlicher Gehalt, oder seine Bestandtheile, die ihn eigentlich zum Mergel machen: aber Sand und Gyps sind nicht sein wesentlicher, sondern sein Nebengehalt, seine fremden Theile. Mergel kann als eine Klasse angesehen werden, die wider ihre **Ordnungen** und **Spielarten** hat, welche man, wie die vorige, bestimmt und benennt, auch zum Theil bereits oben benamet worden. Z. E. $\frac{1}{2}$ Kalch mit $\frac{1}{2}$ Thon ist schlechtweg **Mergel.**

Kalchmergel ist über $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Kalch, und der Rest Thon.

Thonmergel ist die Mischung, wenn über $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Thon und der Rest Kalch vorhanden ist.

Diese Ordnungen haben von ihrem Nebengehalt an Sand oder Gyps folgende **Spielarten.** Ist eben so viel Gyps als eigentlicher Mergel im Erdreiche, so ists **Gypsmergel**; ist bis zu $\frac{1}{4}$ Gyps als ein nicht wesentlicher Nebengehalt zugemischt, so heißts **gypsichter Mergel, gypsichter Kalchmergel** oder **gypsichter Thonmergel.**

Eben

Eben so, wenn statt des Gypses so viel am Sande im Mergel vorhanden ist, heißt es **Sandmergel, sandichter Mergel, sandichter Kalchmergel, sandichter Thonmergel.**

Eben so, wie man den eigentlichen Mergel abtheilt und unterabtheilt, so bestimmt und benennt man auch die Ordnungen und Spielarten des **thonichten Kalchs, kalchichten Thons**, die man auch als Klassen ansehen kann, und die man oft auch Mergel nennt, weil sie wegen ihrer Bestandtheile den Würkungen des Mergels nahe kommen.

2) Erfordernisse einer fruchtbaren Erde.

Man findet in allen ökonomischen Schriftstellern, auch gelehrten Naturforschern von den Erfordernissen einer fruchtbaren Erde bald mehr bald weniger verzeichnet. Dieses hat unter allen diesen Schriftstellern meines Wissens keiner in so fruchtbarer Kürze zusammen gestellet, als der um das ökonomische und gelehrte Publikum gleich stark verdiente Hr. Sprenger in seinen mehrmals belobten Anfangsgründen des Feldbaues S. 813. ff. Wenn ich hiervon das Wesentlichste beybringe, so werde nur was Weniges hinzu zuthun oder zu erklären nöthig haben.

1) Die fruchtbare Erde muß in hinreichender **Menge** vorhanden seyn, d. i. der Boden muß so viel Erde, der Tiefe nach haben, als nöthig ist, so viel Nahrung zu fassen, als die darauf zu erbauenden Pflanzen bedürfen, um darin einzuwurzeln. Getreyde 3 — 4 Zoll tief, Wurzelwerk tiefer.

2) Sie muß eine gemäßigte **Consistenz** haben, nicht zu dicht, hart und zähe, aber auch nicht zu locker seyn. Ein zu dichter und harter Boden hält zwar die Pflanze fest, er verhindert aber das Eindringen der

Luft, Wärme und des Regens, daß sie keine nährende Theile einführen, noch die darin befindliche gehörig zubereiten, und als Dünste in die Wurzeln einführen können. Oft kann der Saamen darin nicht zum Keimen kommen, die Wurzeln können sich nicht ausbreiten und ihre Nahrung aufsuchen. Er ist auch zu feucht, und dünstet nicht genug aus; das in ihm verschlossen bleibende Wasser bringt Wurzeln und Saamen zur Fäulniß; der Saame erstickt leicht wegen der zu großen Erdschollen, daß er nicht hervorgehen kann. Auch ist ein solcher Boden kalt, besonders wenn auch seine weisse Farbe alle auf ihn fallende Sonnenstrahlen zurück wirft. Hat diese Erde, wie man es von den thonichten oder kleyichten Aeckern besonders weiß, eine hohe Lage, als auf Bergen oder hohen Gebürgen, so ist der Boden desto kälter, je höher das Gebürge aufsteiget.

Allzulockere Böden haben den gerade entgegengesetzten Fehler. Wasser und nährende Theile verdünsten zu bald, die Wurzeln stehen nicht fest werden von Regen und Winden entblösset, Saamen und Wurzeln werden von Winden, Hitze und Frost beschädiget.

Eine mittelmässige Dichtigkeit ist das Beste, so, daß der Boden nie so locker sey, daß er nicht noch eine Geneigtheit zum Binden an sich habe. Dieses findet sich z. E. bey dem Boden, der so viel Thon, als Sand, enthält, weßhalb er zur Zeugung des Waizens und der großen Gerste vorzüglich geschickt ist.

Noch muß der gehörige Grad der Dichtigkeit und Lockerheit nach der Natur der auf dem Boden zu bauenden Pflanze beurtheilet werden, besonders wenn von der nöthigen Ausbreitung der Wurzeln im Boden die Rede ist. Einige Pflanzen haben Wurzeln, welche im festesten Boden, sogar durch die Ritzen der Steine sich

erwei-

erweitern oder durcharbeiten. Z. E. die Wurzeln einiger Bäume, des Weinstocks, der Luzerne, Esparcette u dgl. dringen durch harte Erdbänke, ja gar durch Mauern nach und nach hindurch; andere wachsen sehr langsam, und verderben endlich gar, wenn sie auf eine gar harte Erde kommen. Waizen, Dinkel, Gerste, Erbsen, Linsen können auf festern, Roggen, Haber, Wicken und Hirsen auf mehr lockern Feldern gebauet werden, alle zusammen aber auf einem Felde, das die mittlere Consistenz hat, weder sandicht noch hart, sondern bröcklicht ist, mithin weder in Stäublein zerfällt, noch große Schollen giebt, sondern krümelt. Je thonichter ein Boden ist, desto fester und zäher ist er. Man siehet also leicht, wie man den allzufesten, und den allzuleichten verbessern müsse. Die zween Wege sind **Vermischung** mit andern, nämlich mit den entgegengesetzten Erdarten, und die **Bearbeitung**.

I. Man macht einen Boden **locker**,

1) wenn man ihn vor dem Froste umpflüget oder umgräbet, und ungeegget, oder ungeharket, liegen läßt;
2) wenn man ihn nicht zu naß, sondern **halbtrocken**, und desto öfter pflüget, je fester er ist; und, wenn er anfängt mürbe zu werden, egget, als womit man seine Theile trennet, und sie mehr und öfter der auflösenden Kraft der Luft aussetzet;
3) wechselsweise Pflanzen mit faserichten und rübenartigen Wurzeln auf ihm bauet;
4) und ihm durch Einmischung kalchartiger Dinge als Kalch, Mergel u. s. f. seine Zähigkeit benimmt.

II. Zu lockere Erden macht man fester durch Einmischung thonichter Erdarten, Düngen mit Mist, durch Walzen, Braache liegen u. s. w.

3) Eine fruchtbare Erde muß auch gute Säfte, d. i. genug nährende Theile der Pflanzen, die zusammen ein seifenartiges Gemenge aus Wasser, Erde, Salz und Oel ausmachen, in sich halten. Hat sie diese nicht, oder ist erschöpft worden; so muß sie selbige 1) entweder durch die Natur ihr ersetzen lassen, oder sie werden ihr 2) durch Kunst und Fleis zugesetzet, d. i. bedünget.

A. Das erstere geschiehet, wenn die Erde eine Zeitlang ruhet, oder nichts träget, und man sie in der Zeit öfters umarbeitet und zertrennet, so, daß Luft, Thau, Regen und Schnee in alle ihre theile recht eindringen können. Hiebey wird das Feld in erhabene Furchen gelegt, zwischen denen die Luft hindurchstreichen, und sie auf allen Seiten berühren kann. Die Einmischung aller kalchartigen Erden und anderer alkalischer oder absorbirender Dinge befördert den Einfluß der Luft sehr.

B. Durch Kunst dünget man, wenn man den Boden solche Erden, welche viele gute Pflanzennahrung in sich haben, mithin an sich fruchtbar sind, z. E. die reiche schwarze Erde, Jungfernerde, Graben- und Teichschlamm, der aus Erde und verfaulten Pflanzen, auch bisweilen Thieren bestehet, die untere Erde, in welche sich die nährende Theile versenken, mässig und eine Zeit lang der Luft ausgesetzt u. s. f. beymischet, oder Ruß, oder den Mist der Thiere, oder ein fettes Wasser so lange auf dem Boden stehen läßt, bis es seine fruchtbare Theile hat fallen lassen, die es aus Mist, oder einer guten nährenden Erde, ausgelauget oder abgespület hat. Der beygemischte Mist muß im Boden leicht auflösbar seyn,

daß

daß seine Würkung nicht zu bald aufhöre; er muß der Natur des Feldes gemäß seyn, z. E. kühler Mist vom Rindvieh für warme und leichte, hitziger Pferdemist für starke leimichte Felder. Alle dergleichen Zusätze müssen zu rechter Zeit, innigst und vollkommen mit den Theilen des Bodens durch öfteres Durcharbeiten unter einander, und nicht tiefer hinab, als es die Wurzeln der Pflanzen erreichen können, vermischt werden. Die absorbirende Zusätze müssen so nahe an der Oberfläche bleiben, daß sie die nährende Theile aus der Luft leicht und reichlich anziehen können.

C. Der Boden muß ferner nichts schädliches in sich halten, das entweder an sich schädlich ist z. E. Eisenrost mit einer vitriolischen Säure, andre scharfe Salze, welche die Wurzeln anfressen, Fermente zur Fäulniß u. dgl. oder das durch seine Uebermaaße allein schadet, wie z. E. stehendes Wasser die Zwischenräume des Bodens verstopfet, mithin der Sonne und Luft den Eingang verwehret, also den Boden kalt macht, in die Gefässe der Pflanzen eindringt, stockt, Fäulniß verursacht, sauer wird u. s. w. Ableitung des Wassers durch Abzugsgräben, zu gleichem Zweck wohl ausgepflügte Wasserfurchen an Orten, wohin die Ackerstücken einen Hang zum Abfluß des Wassers haben, kalchartige absorbirende Dinge, die das Wasser einschlucken, eine dem Wasser verschaffte starke Verdünstung durch Bäume, die es einsaugen, und durch die Blätter verdünsten lassen; z. E. Weiden u. s. w. sind die Mittel dagegen.

D. Das Maaß der guten Säfte und die Proportion ihrer Bestandtheile muß endlich richtig, und der Natur der Pflanze angemessen seyn. Zu viel Was-

Wasser schadet den meisten Gewächsen, doch nicht allen z. E. Binsen u. dgl. Ist zu viel Oelichtes da, so wird das Kraut des Getreydes groß, die Körner aber taub. Zu viel Salzichtes durchfrißt die Wurzeln. Zu wenig von diesen Bestandtheilen macht, daß die Pflanzen gar nicht wachsen, oder klein und unvollkommen bleiben. Eine Art Pflanzen, z. E. die stark wachsenden und viel ausdünstenden, brauchen mehr Nahrung als andere; einige lieben ein größeres Maaß dieser oder jener Bestandtheile des Nahrungssaftes, z. E. Reiß und Melonen viel Wasser; andere mehr Fettigkeit; andere mehr Salze. Waizen erfordert einen Boden, der mehr Nahrung hat, als Roggen u. s. f.

E. Endlich muß der Boden sich leicht so zubereiten lassen, 1) daß er die Pflanzennahrung in richtigerm Maaße den Wurzeln übergiebt, die kleinsten Würzlein also sich um seine kleinste Stäublein herumschlingen, sie unmittelbar berühren, ihnen anhangen, und sodann ihren Saft einsaugen können; 2) daß er von Zeit zu Zeit aus der Luft neue Nahrungstheile, während des Wachsthums der Pflanze, einsauge.

Dieses alles thut eine fruchtbare Erde, a) welche eine richtige mittlere Festigkeit und Lockerheit hat, und b) dabey aus den Haupterdarten gehörig gemischt, auch c) durch eine taugliche Bearbeitung gebauet wird.

Da keine unvermischte Haupterdart allein eine fruchtbare Erde ist, so muß die fruchtbare Erde eine vermischte seyn.

Sie muß 1) Thon haben, der ihr die Festigkeit giebt, Sand, oder Kalch, welche die Lockerheit zu wege bringen, Kalcherde und Moder

der (Thier- und Pflanzenerde durch Fäulniß erzeugt, desgleichen die als ein Schleim mit dem Wasser vermischte Erde) welche die subtile wässerige, salzige, fette Dünste aus der Luft und Erde in sich saugen, die durch den Mist hineingebrachte Oele und Salze in sich nehmen, schicklich auflösen, mit Wasser vereinigen, ein seifenhaftes Gemenge, die Nahrung der Pflanzen und Quelle der Fruchtbarkeit machen.

2) In ihr müssen alle diese Dinge in ihrer rechten Proportion unter einander stehen. Das findet man auch also bey allen guten **Gewächserden**, oder fruchtbaren Erden. Sie haben aber nicht so viel Thon und Sand, daß sie im Feuer hart und zu Glas brennen sollten, sondern werden mehr zu einer Schlacke; ihr größter Theil ist eine salzige Fettigkeit und alkalinische oder kalchichte Erde. Sie entsteht aus verfaulten Theilen der Pflanzen und Thiere, deren Grundstoff salzicht- ölicht- schleimichte Theile sind, die sich mit allen Haupterdarten, vornämlich aber mit Kalch und Moder, vermischen lassen, und sich durch Flamme und Gestank beym Verbrennen, beym Faulen der Knochen und Auslaugen der Asche zeigen.

Diese **Mischung** der fruchtbaren Erde ahmt die Kunst bey dem Feldbaue nach, wo sie nicht von Natur ist; und eben hierin besteht ein Haupttheil des Feldbaues, nämlich in geschickter **Vermischung** der Haupterdarten und des eigentlichen Düngers, zur Hervorbringung der rechten Consistenz durch die Verbesserungserden, und eines guten zulänglichen Nahrungsvorraths durch einschluckende Erden und den Mist, oder anderer fruchtbarer Erden.

3) Gemeine Eintheilung des Bodens in drey Klassen.

Der Landmann in Deutschland pflegt die Aecker gemeiniglich in drey Klassen überhaupt zu theilen, und bezeichnet sie nach einem **starken, Mittel- und schlechten Boden.**

Einen starken Boden nennet man denjenigen, welcher vorzüglich guten Waizen und gute Gerste bringt; ein Mittelboden wird ein solcher genennt, auf welchem Waizen und große Gerste nicht wohl fortkommen, er trägt dagegen guten Roggen und kleine Gerste. Ein schlechter Boden ist ein solcher, dessen Erdreich nur so mittelmässigen Roggen, Haber oder Buchwaizen hervorbringt.

Man kann diese Eintheilung noch genauer nach der Verschiedenheit der Zusammensetzung der Erdarten bestimmen, als worauf die mehrere oder mindere Fruchtbarkeit ankömmt. Eben diese Vermischung der Erdarten enthält auch den Grund, weßhalb das Erdreich sich mehr oder weniger für diese oder jene Getreydeart schicket.

Ein Erdreich also, welches Thon enthält, und in dessen Mischung mehr Thon als Sand zu finden ist, wird man zur Hervorbringung des Waizens, Dinkels, der großen Gerste, des Rapses oder Rübsens vorzüglich geschickt finden.

Findet man die thon- und sandichten Theile des Erdreichs fast in gleicher Proportion unter einander vermischt, so wird man daraus abnehmen können, daß es sich vorzüglich zum Roggen und zur kleinen Gerste schicke.

Siehet man aber, daß der Boden mehr sandichte als thonichte Theile enthält, so hat man davon das Kennzeichen, daß er nur mittelmässig zum Roggen,

und

und in Ansehung des Sommergetreydes nur zu Haber und Buchwaizen tauge.

Die innere Wärme oder Kälte des Ackers, mehr oder weniger Näsſe, höhere oder tiefere Lage, die Himmelsgegend u. s. f. sind hier Zufälligkeiten, die, ob sie schon das Wesen des Erdreichs selbst nicht ändern, doch dasselbe mehr oder weniger taugsam zur bessern Hervorbringung dieser oder jener Getreydeart machen können.

4) Nähere Kenntniß eines fruchtbaren Bodens.

Da kurz zuvor gedachte Zufälligkeiten des Erdreichs doch die Fruchtbarkeit theils mehren, theils mindern können, so geben uns gelehrte und gemeine Beobachter noch gar verschiedne Kennzeichen an die Hand, die überall anwendbar, und vom Hrn. Prof. Sprenger in zusammengedrängteſter Kürze also beschrieben sind. Unter die genauere Kennzeichen einer fruchtbaren Erde werden gerechnet.

1) Wohlgereiniget und destiliret giebt sie ein fettes gelbliches Wasser, riechend wie der Weinsteingeist; ein dunkles fettiges Wasser, das bey vermehrtem Feuer immer dunkler und schärfer wird, am Geschmack und Geruch dem Weinsteingeiste gleich, meistens noch darzu ein wie Hirschhornöl stinkendes Oel. Der fruchtbare Staubsand giebt wenig dergleichen Geist und Oel, bey der Auslaugung desselben findet man einige Säure, und etwas alkalisches.

2) Nach den äusserlichen Kennzeichen sind

a) die an sich fruchtbarste Erden meistens locker und schwammigt, so, daß wenn man nach Virgils Probe, in solchen Boden ein tiefes Loch machet, die ausgegrabene Erde wieder darein schüt-

tet, und mit den Füssen einstampfet, die Grube nicht ganz ausgefüllt wird. Wenn man sie aus einer Hand in die andere wirft, so zerfällt sie leicht in Krümeln, und klebt nicht an den Fingern wie Pech, wenn sie gedrückt wird, sie ist weich, schmeidig, fett, schlüpfericht anzurühren, schmelzt auf der Zunge, und löst sich auf, bröckelt sich zwar leicht, hält aber doch hinlänglich zusammen, daß sie nicht in Staub zerfällt, daß man wirken und kneten kann, schneidet sich wie Butter, das Grabscheid, dem sie nicht sehr anklebt, dringt leicht in sie ein, beschmutzt die Finger nicht, hat nach dem Pfluge einen Glanz; ganze Heerden von Krähen sind hinter dem Ackermann. Sie ist ist auch tief hinab, noch unter dem tief gehenden Pfluge locker, sie saugt die Feuchtigkeit leicht ein, und läßt sie leicht wieder aufsteigen nie wird sie bey der Dürre hart, spaltet sich nicht auf, trocknet nie ganz aus, sondern zieht, wie ein Magnet das Eisen, so aus der Luft Feuchtigkeit Salze und Oele immer an.

b) Sie hat gute Säfte, wenn sie einen dünnen Nebel und flüchtigen Dampf mit keinem widrigen Geruch ausduftet, sondern lieblich riecht nach Regen auf eine Dürre, die Pflugschaar, oder ein anders in sie hineingestecktes polirtes Eisen, nicht anfrißt noch rostig macht, wenn man von dem Stücke des Bodens, das man für das schlechteste hält, die Erde in einem irdenen Geschirre mit süssem Wasser vermischt, umrührt, und wenn sich die gröbern Theile zu Boden gesetzt, das Wasser abgießt, und dieses weder bitter noch zusammenziehend, sondern süsse und annehmlich schmeckt; auch das über den Boden weglaufende oder durch ihn geseigte Wasser, z. E. Quellen

u. dergl.

u. dergl. zeigen die Natur seiner Säfte an. Die Farbe

c) ist schwarz oder doch schwärzlich, nach dieser die dunkelgraue, alsdann die dunkelbraune, hernach die hellbraune. Die licht- und dunkelaschenfarbichte, die am Gewichte leicht und der Asche gleich, wird zu wenigem gut, und die gelblichrothe für die schlechteste gehalten, werden aber doch durch Verbesserungen fruchtbar gemacht.

d) Auf fruchtbarer Erde wächset häufig und großes Gras mit dunkelgrünen Blättern, die Bäume wachsen munter mit glatter Rinde, schönen grünen Blättern, hoch, und zeigen ein tief hinab gutes Erdreich an; Erdrauch, (Fumaria offic.) Hünerdarm, (alsine) Brennnesseln, die wild da wachsen, und dergleichen, zeigen eine gute Gartenerde an. Sonst hält man dafür, daß Moos, Binsen, Riedgras einen nassen, Taxus, Fichten, Tannen, Wachholder, andere immer grüne Gewächse, als Genst, Stechpalmen und dergleichen einen kalten, Farnkraut, Schaafgarbe, verwelkte, verbrannte, sträuchrichte, kräußlichte, magere, kleine Gewächse einen sehr schlechten Boden anzeigen. Wilder Thymian, den die Erde von selbst hervorbringt, zeigt, daß sie gut zum Viehfutter sey, Betonien und Erdbeeren deuten auf Holz, Kamillen auf einen milden Boden, der sich für Waizen schickt, Pimpinellkraut auf Viehweide. Pappeln zeigen, wo Küchengewächse fortkommen. Gute an sich fruchtbare Erden

e) sind, frischausgegraben weder trocken noch naß, sondern feucht, nehmen das Wasser leicht an, schwellen davon auf, wie ein Schwamm, fallen daher

daher zusammen, sobald sie wieder trocknen, daher sie auch aufschwellen, sobald sie an die Luft kommen, und sich ausbreiten, so, daß wenn man sie nicht fest zusammen stampfet, sie nicht mehr in das Loch gehen, aus dem sie gegraben worden. Sie haben einen seifenartigen und schleimichten Saft, der das Wasser aufhält, nehmen auch die meiste Wärme in sich, besonders da sie wegen der dunkeln Farbe die meisten Sonnenstrahlen in sich schlucken. Die an sich schon gute Erden sind

f) selten auf den Bergen, meistens in Thälern, wohin von den höhern benachbarten Orten die besten Theile herabgespült werden; in Ebenen, an den ebenen Ufern der Flüsse; unter dem Rasen derjenigen Felder, wo lange Zeit Vieh auf der Weide gegangen; welche viel und gut und schon lange gedüngt worden; wo viele Pflanzen und Thiere vermodert sind; in den sogenannten Brüchen, wo dickes Gesträuch, Weiden, Erlen, und anderes Buschwerk stehet, und sie öfters 3 Schuh hoch ganz schwarz und weich wie Sammet liegt; in Hügeln in den Wäldern, wo abgehauene und vermoderte Stämme der Bäume, und verwesete Moose und Laub sind; in den hohlen Bäumen, in Morästen, die braune weiche Erde unter dem Moose u. s w. Dergleichen Erden haben oft scharfe, den Pflanzen schädliche, Salze in sich und müssen daher vor dem Gebrauch eine Zeitlang an der Luft liegen, und öfters umgearbeitet werden. In einigen halten sich Insecten oder derselben Eyer auf, welche vorher davon zu bringen sind, z. E. durch Kalch, Ausfrieren im Winter u. dgl.

Ordent-

Ordentlicher Weise trifft man auf der Oberfläche die gute Garten- (Damm-) Erde nicht höher als $\frac{1}{2}$ Schuh an, ausser man habe sie mit Fleis, wie z. E. in den Gärten, angehäuft. An Orten, wo kein Vieh graset, nimmt sie in 200 Jahren um $\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe zu. Sie ist nicht alle Jahre von einerley Beschaffenheit, und daher der Ertrag und die Eigenschaften der, auf ihr in verschiedenen Jahren wachsenden, Gewächse verschieden. Sie hat das eine Jahr mehr Säure, mehr Schärfe, oder mehr flüchtige alkalische Salze, oder mehr Feuchtigkeit, oder mehr Fettes als das andre. Die vornehmste Ursache ist in der Luft und ihren Veränderungen zu suchen, aus welcher die Erde so viele Theile in sich ziehet. —

5) Behandlung jeder Erdart in ihren besondern Eigenschaften und Würkungen.

Der Hannöv. Hausvater hat 19 Erdarten nach ihren besondern Eigenschaften und Würkungen beschrieben, welche theils in dem nördlichen Deutschlande dem Landmanne, unter den von ihm gebrauchten Namen, bekannt sind, theils nach der Zeit seiner Erscheinung in mehrern Provinzen Deutschlands von lesenden Landwirthen mit gleichen Namen belegt worden. Man wird aber hier nur von jeder Art das Merkwürdigste beybringen, damit jeder Landwirth theils seine Erdart sowohl in der gewöhnlichen Cultur, als in der Verbesserung mittelst zugemischter andrer Erdarten schicklich behandeln möge.

A. Gartenerde, Humus *daedalea* L.

Diese Erdart ist die erste bey dem Herrn von Münchhausen. Ihrer ist bereits am Ende des unmis-

mittelbar vorhergehenden Abschnittes gedacht worden, daher von ihr nichts mehr zu sagen übrig ist.

B. Schwarze Felderde, Humus *ruralis* L.

Wenn diese Erde trocken ist, so fällt die Farbe derselben mehr ins Grüne. Nach dem Regen aber sieht sie mehr schwarz aus. Da sie meistens von der Nässe weder zu viel noch zu wenig in sich hat, oder von selbiger bey vielem Regen nicht zu viel in sich verschliesset, sondern davon tiefer in den Grund hinab ziehen läßt, dagegen aber auch noch so viel Feuchtigkeit zurück behält, als sie zu guter Ernährung der Pflanzen gebrauchet, so wird sie als die beste zum Waizenbau geachtet, wie sie denn auch leichter zu bearbeiten ist, als andre Waizenländer. Die schwarze Farbe vermehret das innerliche Feuer dieser Erde mittelst mehrerer Anziehung der Sonnenwärme, daher ihr Boden unter die warmen der besten Art gehöret.

Man muß nicht glauben, daß dieser Boden ganz unerschöpflich sey. Er kann seine schwärzliche Farbe verliehren, als woran man die Abnahme seiner Kräfte vermerken kann, und sie daher durch hinlängliches Düngen und sehr öfteres Bearbeiten mit dem Pfluge wiederherstellen muß. In hiesigen Gegenden haben wir hiervon immer den Beweis vor Augen. Wenn wir, da wir nur 1—2 Fuß tief schwarze Erde auf dem Acker haben, und aus Gräben daneben Sand zur Erhöhung derselben empor bringen, und auf den Acker umher ausbreiten, so verwandelt sich durch vieles Düngen und Pflügen die weisse Farbe von Jahren zu Jahren mehr in die schwarze.

C. Marsch-

C. Marscherde, Auerde.

Die Marscherde ist eine feine gelbliche Erde, welche von austretenden großen Flüssen abgesetzet wird. An den Mündungen des Meeres sind die zurückgelassene Theile solcher Ströme an feinsten und fruchtbarsten.

Die Marscherde braucht keinen Düngerzusatz, und übertreibt öfters die Gewächse.

Man muß sie bearbeitet haben, ehe sie in der späten Jahreszeit zu viel Nässe eingezogen, und davon zu klebricht, oder zu zähe, geworden.

Im Frühlinge muß man die Zeit zum Pflügen nehmen, bevor sie von der zunehmenden Sonnenhitze zu dürre wird, weil sie alsdann kaum mit dem Pfluge zu gewinnen ist.

Dieser Marscherde ist die Auerde an die Seite zu setzen. Aue nennt man aber ein Stück Land, welches entweder in einem Grunde oder Thale, oder an einem Strohme, Flusse oder Bache gelegen, und mit Höhen umgeben ist.

Die Erde der Auen, die in Gründen oder Thälern und von Flüssen entfernt ist, hat ihre Fettigkeit von den aus den Höhen abfliessenden Wassern, die von Zeit zu Zeit ihre schleimichte Theile in den Niedrigungen zurücklassen, und die Erde ist theils mehr theils weniger gelblicht, auch wohl schwärzlicht. Macht sie schon ein mehr festern Boden aus, so ist er doch warm, und in allen Witterungen zum besten Triebe der Pflanzen geschickt.

Die Erden der Auen längst den Strömen (in Sachsen nennet man längst der Elbe und andern Flüssen dergleichen Felder fürnehmlich so) sind sehr feste und bindend, und nach Beschaffenheit der Witterung in der Tragbarkeit den erstern wohl gar vorzuziehen.

Man

Man muß ihre Bearbeitung auch vornehmen, wenn mäßige Feuchtigkeit in dem Boden ist, damit er nicht zu schmierigt werde. Bleibt der Regen nur ein wenig aus, so wird der leimichte Boden gleich so bindend, daß er mit dem Geschirre nicht gewonnen werden kann: so wie auch die etwa schon gesäete Frucht so wenig darunter aufgehen, als wenig sich bestocken kann. Kömmt im währendem Schossen des Getreydes ein wenig zu viel Nässe, so geht alles zu Lager. Dieser Boden hat das Besondere an sich, daß, wenn er zuerst die gehörige Winterfeuchtigkeit gehabt hat, und die Früchte schon zu solcher Höhe gekommen sind, daß sie selbst Schatten unter sich machen, er nicht nur sehr lange der Hitze widerstehet, sondern auch aus sich selber die Früchte desto mehr zum Wachsthum befördert.

Die Marsch- und Auerden verlieren bey unterbleibenden Ueberschwemmungen von ihrer Kraft so sehr, daß, da sie sonst nur Waizen und große Gerste getragen, nun mit Roggen und Haber bestellet werden können. Sie sind aber mit mäßigem Dünger, auch kurze Ruhe oder Braache leicht wieder herzustellen. Die Braache bringt gar keinen Kornverlust auf diesen Erden; die nächsten Aerndten sind desto reicher, und ersetzen den Verlust gedoppelt, wenn man den Acker hat ruhen lassen, nachdem er zwar langes Stroh, aber desto schlechtere Körner getragen. Man hat sodann hieran das Merkmal, daß der Acker kraftlos geworden. Der Dünger hilft denn weniger, als die Braache, mittelst welcher die Oberfläche aufgelockert, und zur Auflösung fähiger gemacht wird.

Hr. von Münchhausen sagt, er habe mit einer Marscherde einen sandichten Garten verbessern wollen. Die Würkung habe davon, wie von jeder frischen aufgebrachten Gartenerde nur einige Jahre gedau-

gedauret, und die zähe in Klumpen bleibende Marscherde sey so mühsam mit dem Sande zu vermischen, daß Kosten und Mühe nicht belohnet werden. Zudem müsse man sich in Acht nehmen, ob die Marscherde, wenn man davon abnehmen will, auch tief genug stehe. Denn in der Gegend der Weser, wovon er rede, stehe im Grunde lauter Sand, und die Marscherde fülle nur die Oberfläche, sey also edel, und ungern davon zu verlieren; zumal die obere erst neulich aufgesetzte würksamer sey, als die unter ältern Schichten. Man gewinne daher selten, wenn man in derselben aus der Tiefe frische Erde hervorhohlt, in der Hoffnung, daß sie wegen der gehabten Ruhe fruchtbarer seyn solle, als die stets im Bewegung gewesene Oberfläche. Er sagt ferner, in der Elbe bey Hamburg seyn Inseln, welche in einem Sommer zwey- bis dreymal, und dieses mehrere Jahre hinter einander, mit frischen Gartengewächsen bepflanzt werden, und ohne alle Veränderung immer gleich gut, also auch eine ungewöhnliche hohe Pacht tragen. —

Vermuthlich hat dieser berühmte Oekonom von diesen Inseln die Idee entlehnet gehabt, seinen Garten eben so weit zu bringen, daß er ihnen in der Fruchtbarkeit gleich kommen sollte. Wenn er ein Hamburg in g eicher Nähe gehabt, und Gartengewächse in beständig höchstem Preise hätte absetzen können, daß Kosten und Mühe durch die Verbesserung mit Marscherde bezahlt hätten werden können, so durfte er nur mit solcher Erde fortfahren, wie er angefangen hatte. Die Leser werden aus den vorhergehenden Theorien sich erinnern, daß auf einem sandichten Boden sich die fetten und schwerern Theile einer Verbesserungserde in den Grund hinabsenken, die entweder durch tieferes Graben oder Pflügen wieder in die Höhe zur Ober-

fläche gebracht werden müssen, wenn man sie aufs neue nutzen will.

D. Teicherde, Schlammerde.

Die Teich- und Schlammerde läßt man ein oder mehrere Jahre auf einem Haufen liegen, muß auch öfters umgearbeitet werden, bevor sie zur Verbesserung des Ackers gebraucht wird. Wollte man die Mühe sie umzuarbeiten sparen, so müßte sie mit Kalch oder Mist vermischet, und hiemit in Gährung gebracht werden.

Hr. v. Münchhausen sagt, daß die in eine ziemlich frische Teicherde abgelegten jungen Bäume in großer Geschwindigkeit Wurzeln bey ihm geschlagen haben. Auch könne die aus einem Teiche zum Ausbraachen in Haufen gebrachte Erde mit weissem Kohle bepflanzet werden, welcher gut zu gerathen und die angewandte Kosten gut zu bezahlen pflege. Er sagt ferner, daß ein mit dieser Erde überfahrnes Feld recht dicke damit beleget werden müsse, weil sie auf 40 Jahre lang würken solle, und sich besser auf ein kaltes, bindendes, leimichtes und thonichtes Feld schicke, damit es davon geschmeidiger und lockerer, dessen Säure aber zerstöret werde. In einem Sandfelde sey sie weniger vortheilhaft, weil sie durch den Sand zu sehr getrennet werde. —

Ich muß hiebey anmerken, daß sich der vortreffliche Wirthschaftslehrer in Ansehung des mit Teichschlamm zu verbessernden Sandackers im Widerspruch befinde, denn er hatte zuvor S. 831. gesagt: In sandichten Gegenden kann man diese Schlammerde selten haben, sonsten ließe sich der Sand vorzüglich damit verbessern. — Vielleicht hat an einem Orte der Herr, am andern der Sekretaire, als Original,

wie

wie solches nicht unbekannt ist, geschrieben. Dieser Widerspruch hebt sich, wenn man die Haupterdart des Teichschlammes unterscheidet. Ist der Grund des Teiches oder des Grundes oder Thales (denn die in Gründen und Thälern von abfliessendem Wasser geschwängerte Erde nennet man auch Teicherde) Sand, so wird der Teichschlamm mehr Sand- als Schlammtheile enthalten, und daher auf Sandäckern nicht lange, destomehr aber auf lehmichten Aeckern Dienste thun. Sonst habe noch bemerket, daß der auf Sandäckern frisch und dick aufgelegte Teichschlamm in der ersten Tracht den Haber doch sehr gut gedeihen lasse. Ist er aber nur dünne aufgelegt gewesen, so hat dieser frische Teichschlamm auf Sandäckern sehr gute Ertüffelärndten hervorgebracht.

E. Gelber Leimen, Argilla *tumescens* L.

Dieser Leimen oder Lehm soll nach der Beschreibung des Hannöv Hausvaters die Eigenschaft haben, daß er, wenn er lange geklopft und gerührt wird, die Bewegung des Wassers annimmt, aufschwellet, und zu einem Brey wird, als wenn Wasser zugeschüttet wäre. Der frischgegrabene und weit verfahrne, also ohn Unterlaß gerüttelte, Lehm kann, ohne Wasser zuzuschütten, verarbeitet und geknätet werden. Er ist gelb von Farbe, und besteht aus vermischten Theilen von Thon, Kalcherde und feinem Sande. Es wäre aber von vorgedachtem Schriftsteller doch in aller Absicht besser gewessen, wenn er seine Erdarten Systemmässiger, nämlich nach dem Gehalt oder Proportion der Erden in ihrer Zusammensetzung angegeben hätte, wie von uns solches, besonders von den Mergelarten, geschehen ist. Denn wenn er diese Art des Lehms thonichten Kalchsand, oder kalchichten Thon-

sand, je nachdem die eine Erdart mehr als die andre Art die Oberhand hat, genannt hätte, so wäre solches weit bestimmter, als daß er überhaupt saget; der Lehm, wovon er redet, seye eine Mischung aus Thon, Kalcherde und feinem Sande. Denn wir haben sehr vielen gelben Lehm, an welchem die angegebene Eigenschaften nicht zutreffen.

Noch sagt er von diesem Lehm, je mehr er ins Braune fällt, desto eher könne er durch Kunst und Fleis gebessert werden; fällt aber die Farbe ins Braunrothe, so enthalte er Eisentheile, und sey unfruchtbar. Die bläulichte Farbe zeige auf zuviel Thontheile, und sey weniger brauchbar.

Das erste, was bey diesem Boden geschehen muß, ist dieses, daß Gräben gezogen werden, um die überflüssige Feuchtigkeit abzuleiten, besonders aber die irgendswo befindliche Quellen, welche an der bräunern Erde zu erkennen sind, abgegraben werden.

Wenn die Säure in diesem Lehmboden die Oberhand hat, so wird zu deren Dämpfung der fette Mist z. E. von Kühen und Schweinen dienlicher, als die wärmern Dünger, Pferde- und Schaafmist, seyn; es kann aber noch zuträglicher seyn, mit beyderley Arten des Mistes, mit kühlem und hitzigem, abzuwechseln.

Es ist die Hauptsache bey dem Lehmboden, daß beym Pflügen in der Braache die Krume recht locker und fein unter einander gearbeitet werde. Unter der lockern Krume bleibt der Lehm hart, sauer, und so fest, daß keine Getreydewurzeln hineinkommen können. Dieserhalb muß in diesem Boden recht tief gepflüget, auch der Mist mit der Krume gut unter einander gerühret werden. Sollten ganze feste Klösser bleiben, so würden sie die Kräfte der übrigen aufgelöseten Theile schwächen, und die ganze Krume unwürksam machen.

Der

Der gemeine Mann heißt dieses das Landtodt pflügen. Es kann daher auch eine unschickliche Pflugart ein solches Lehmfeld so verderben, daß es kaum nach 6 Jahren wieder hergestellet werden kann.

F. Sandfeld.

Es ist ein großer Unterschied unter dem Sande, je nachdem er mehr oder weniger mit andern Erdarten vermischet ist.

In nassen Jahren können es mittelmässige Sandäcker den schweren und guten Aeckern in der Fruchtbarkeit zuvorthun. In der Dürre aber können sie sehr zurück bleiben, es wäre denn die Lage des Feldes niedrig. Denn man hat dergleichen niedrig belegene Sandfelder, (wie in hiesiger Gegend) welche von der Dürre nicht sonderlich leiden.

Wenn der Hannöv. Hausvater sagt, daß die Schnecken nicht so viel Schaden den Sandfeldern, als andern thun, so hat er Recht, weil sich Sandkörner in dem Schleime unter dem Bauche ansetzen, daß die Schnecken theils nicht fortkriechen können, theils von den angesetzten Sandkörnern sterben müssen. Hierin aber nicht, daß die Mäuse, wie er sagt, darin niemals so leicht Schaden thun, weil ihre Höhlen in dem losen Sande leicht zufallen. Man hat es in den letzten Jahren, die sich wegen des Mäusefraßes, und welches gemeiniglich nasse Jahre sind, auszeichneten, wohl gesehen, daß die Höhlen der Mäuse nicht einfallen, wenn nur wenige Feuchtigkeit im Sande ist. Denn können die Mäuselöcher nicht einfallen, um so mehr, als die Mäuse den Sand aus den Höhlen vor ihren Ausgängen herausarbeiten, hiemit aber ihnen eine Festigkeit durch die Berührung und Bedrückung mit ihrem Körper geben, auch eine so geschickte Wöl-

bung anbringen, daß solche wohl bestehen kann, wie man dergleichen alle Jahre zur Herbstzeit in den sandichten Saatfeldern zu bemerken Gelegenheit hat. Nur der Hamster wird hieselbst seltener angetroffen, weil seine Kornkammern, die er sich jährlich anfüllet, von wegen der eindringenden Nässe weniger Sicherheit, als im Lehmboden, haben.

G. Kleyerde, Humus *damascena* L.

Kleyerde nennet man in einigen Gegenden einen bindenden, mit Sand vermischten, braunen Thon. Wenn das Regenwasser sich darauf sammlet, wird solches von den feinsten Theilen gelb gefärbet. Sie ist meistens sauer, schwer zu beackern, dem Mißwachs unterworfen, trägt auch in den besten Jahren nicht reichlich. Das 4te oder 5te Korn ist eine ausserordentlich reiche Aerndte.

Man muß diese Erde, weil sie ihrer innern Beschaffenheit nach so fehlerhaft ist, nicht zur Verbesserung anderer Erden gebrauchen, oder sehr künsteln, wenn man die rechte Proportion treffen will.

Es wird die größte Geduld und Aufmerksamkeit des Landwirths zur richtigen Bearbeitung eines Kleyackers erfordet. Man kann es um einen halben Tag im Frühlinge versehen, wenn man zu frühe mit dem Pflügen anfängt, wenn das Feld noch schmierich ist, und sich so lange verspätet, bis das Land des andern Tages steif wird.

H. Rothe Kleyerde, Humus *schistosa* L.

Diese Varietät von der vorhergehenden Erde ist noch schlechter, ob sie schon leichter abtrocknet. Die braunrothe Farbe derselben rühret von den darin stark befindlichen Eisentheilchen her.

J. Ge-

J. Gemeiner Thon, Argilla *communis*.

Nach dem Hannöv. Hausvater ist dieser Thon die Erdart, die wir in hiesigen Gegenden Ziegelerde nennen. Wenn er naß ist, hat er eine bläulichte Farbe, ist er aber trocken, so fällt sie ins Weißlichte. Durch Mist und Mergel wird er sehr verbessert.

Hr. v. Münchhausen sagt, er habe Lehmfelder, wo gleich unter der Krume ein solcher weisser todter Thon steht. Man hütet sich sehr, solchen mit dem Pfluge zu fassen und unter die Krume zu bringen, und fürchtet sich das Land alsdenn todt zu pflügen.

Man ist aber doch dazu zu Zeiten genöthiget, wenn bey Regengüssen die mürbe Krume abschwemmet, und der Thon zum Vorschein kömmt; alsdann muß er sorgfältig so verarbeitet werden, daß er das zehe Wesen ablegt.

K. Töpferthon, Argilla *figulina* L.

Selten findet man ein ganzes, mit Töpferthon bedecktes, Feld, wobey man auch für den Ackerbau nichts verlieret, weil er wegen seiner Zähigkeit ohne Zusatz einer andern Erdart sehr unfruchtbar ist.

L. Mergelerde, Argilla *marga* L.

Allein und vor sich selbst macht der Mergel Unfruchtbarkeit, und es muß viel andre Erde dazu kommen, bevor er fruchtbar wird. Aber andre Erdarten damit zu verbessern, kann nicht genug angepriesen werden, wie unten mit mehrern gelehret werden wird. Man nennt übrigens eine jede Erde mergelhaft, wenn sie von einer aufgegossenen Säure, als Essig, besonders aber Vitriolöl, leicht aufbrauset.

M. Kalcherde, Calx *solubilis* L.

Kalcherde, nachdem sie gebrannt worden, dienet, wie der Mergel, andre Erden damit zu verbessern. Eigentliche Kalchfelder werden selten in Deutschland gefunden, und der Kalch wird nur hie und da in einzeln Felsen und Stücken gefunden.

N. Torferde, Humus *Turfa* L.

Diese Erde entsteht, nach dem Hrn. v. Münchhausen, aus vermodertem Torf, so wie dieser aus größtentheils noch zusammenhangenden Theilen von Pflanzen und Wurzeln besteht, welche in einem mit Erdpech vermischten Wasser gebaizt worden, und zugleich von diesem Erdpeche und Erdtheile aus dem Wasser Theilchen an sich genommen haben und damit verbunden worden. Sie giebt nach der Auflösung eine leichte, lockere und todte Erde, die nicht anders, als durch Zusatz andrer Erden, oder durch Länge der Zeit die zur Fruchtbarkeit erforderliche Consistenz erhalten; sich auch besser alsdenn zu Wiesen und Weiden schicket, als zum Saatacker, indem eine Torferde gar zu locker und staubicht wird, wenn man sie öfters rühret.

Es scheinet obbelobter Schriftsteller hier undeutlich zu seyn, und hätte hier wenigstens systematischer sprechen sollen. Er verwechselt ohne Zweifel den **Sumpftorf** mit dem **Pechtorf**; und da wir hiernächst, wie Mineralogen bekannt ist, auch noch **Rasentorf** haben, so hat er auch diesen wohl hauptsächlich gemeinet, als dessen Bestandtheile, **Stauberde** mit Pflanzen und Wurzeln vermengt, sind, und an feuchten Oertern beynahe an der Oberfläche stehet, so wie der Sumpftorf gleichfalls eine mit Wurzeln und

Pflan-

Pflanzen durchwachsene Erde ist, welche in sumpfichten und feuchten, meistens mit Heyde bewachsenen Oertern, aber selten mit harzichtem Wasser vermengt, gefunwird. Der Pechtorf, der auch Bergtorf heisset, ist eine bituminöse, oder mit Bergöl oder Bergpech vermischte, Erde. Von den ersten beyden Torfarten braucht man auch die Asche zur Düngung der Felder.

Torfichte, nasse, schwammichte Wiesen, welche nur saures Schilf- und Riedgras tragen, werden mit aufgefahrnem Sande so nach und nach überfahren, daß es in einem Jahre nur einen Zoll hoch zu liegen komme, damit die Keimen der guten Gräser durchtreiben können, auf welcher Art nach einem oder zwey Jahren fortgefahren wird. Ueberfähret man aber die Wiesen gleich einige Schuhe hoch mit Sand, so entsteht von dem Drucke desselben ein so fester eisenartiger Boden, daß gar kein Gras erwachsen kann.

Mit altem vermodertem Torfe, der recht aufgelöset ist, so daß seine Theile recht aus einander fallen und flüssig werden, kann man ein mageres Sandfeld sehr verbessern. Ist aber der Torf nicht vermodert genug, so macht er den Sand noch loser.

O. Sumpferde, Humus *efferuescens* L.

Von dieser sagt Hr. v. Münchhausen, daß er sie von der vorigen Torferde fast nicht weiter, als das größere und kleinere, zu unterscheiden wisse; werde zum Glück nur in sumpfichten, den ganzen Winter unter Wasser stehenden, Gründen gefunden, die im Sommer bey jedem Regen mit Wasser angefüllt werden, da sie denn aufschwellen, weßhalb die Erde nicht recht ausbraachen kann. Wenn sie recht trocken wird, zerfällt sie in Staub, der locker nnd nicht zusammen-

hängend ist, und daher alle innerliche Bewegung verlieret. Er zweifelt aber deßhalb daran, weil sie zu viel Aehnlichkeit mit der folgenden schwarzen Moorerde habe, die gar leicht vom Winde fortgetrieben wird.

Meinen Erfahrungen zu Folge dienet sie zur Verbesserung des Sandes ungemein, wenn dieser etwas lehm oder Thon bey sich hat, und man muß die subtilen Theilchen dieser Sumpferde als solche ansehen, die sehr geschickt sind, in die Pflanzennahrung herüber zu gehen.

P. Schwarze soore Moorerde, Humus *pauperata* L.

Von dieser Erde sagt der Hannöv. Hausvater, daß sie aus den abgetrockneten Theilen des Erdpechs in den Moorquellen entstehe, sehr leicht sey, durch die Bewegung des Feuers gar leicht in die Höhe gehoben, und vom Winde fortgeführet werde.

Da sie der ersten fruchtbaren Gartenerde an Farbe gleich kömmt, so unterscheidet man sie durchs Gefühl, da sich ihre feine Sandkörner zwischen den Fingern scharf anfühlen lassen, fast keine Auflösung annehmen, und unter sich nicht verbunden werden können.

Auch sagt mehr belobter Oekonom, er erinnere sich nicht, ganze Gegenden von dieser Erde gesehen zu haben, es seyn nur feine, sich von dem Moore leicht absondernde, harzige oder metallartige Theilchen, die sich von dem geringsten Winde fortführen lassen. Man könne daher bey dürrem Wetter und mäßigem Winde im Sommer, wenn man über eine solche Morrgegend fähret, in kurzer Zeit über und über schwarz bedecket werden.

Eckhart sagt jedoch, man finde in der Niederlausitz dergleichen Moorheide etliche Meilen lang, die unbrauchbar liegen, so daß nicht einmal die kleinste Hungerheyde darauf wachse. Dieser, sagt er ferner, würde auch mit der sorgfältigsten Verbesserung nichts abgewonnen werden, und alle dabey aufzuwendende Kosten und Mühe würden dennoch vergeblich seyn. —

Doch trete ich der Anmerkung des Hrn. Suckows bey, welcher sagt, daß es sich doch der Mühe belohne, thonicht-leimichte Erde, falls sie in der Nähe zu finden, mit dieser schwarzen Moorerde zu vermischen, welches desto eher geschehen sollte, wenn nur kleine Plätze davon irgendswo vorhanden sind, und auf solche Weise brauchbar gemacht werden können.

Q. Moorerde, Humus *palustris*.

Diese Erde muß dem Hannöv. Hausvater gänzlich unbekannt gewesen seyn, indem sie von ihm übergangen worden, und hier eingeschaltet wird, weil sie eine der besten Erdarten ist, auch unter solchem Namen bey gelehrten und ungelehrten Wirthen sehr bekannt ist. Unter erstern ist besonders der verdienstvolle Hr. v. **Pfeifer** zu rechnen, welcher dieser Moorerde (S. Lehrbegr. sämmtl. ökon. und Cammeralwissenschaften, Th. I. B. I. S. 18.) also gedenket: Die Möre oder Möser (Moorerden) sind der Gegensatz von den Bergen. Läßt man sie in ihrem natürlichen Zustande, so dienen sie nur, ein saures Gras und schlechte Bäume hervorzubringen. — Zapfet man aber das überflüssige Wasser ab, so können sie zu einer gar **fruchtbaren Erde, die zu allem,** ausser dem Weinwachs, **geschickt** ist, zubereitet werden; wie sie denn auch, mit andern Erdarten vermischet, einen guten

Dün-

Dünger abgeben. — Dieses konnte nur belobter Schriftsteller aus eigener Erfahrung in seinem Vaterterlande schreiben, wo man noch immer bis jetzt aus dieser Moorerde, nachdem sie durch Abzugsgräben von der überflüssigen Nässe befreyet worden, die besten Aecker entstehen sieht, welche so gar Waizen und große Gerste, Flachs, Rüben u. s. f. tragen.

Es ist aber diese gute Moorerde aus vermoderten, und in ein schlammichtes Wesen aufgelößten, Wurzeln und abfallenden Laubblättern entstanden, und ward auch von Eckharten nicht verkannt, der in seiner Exprimentalökonomie Th. I. Kap IV. §. 44. 45. also sagt: Brücher, Moräste, oder mit Rohr, Schilf, Bimsen und Strauchwerck angefüllete Plätze, die in solchen Gegenden liegen, wo nahe herum, oft bis eine ganze und mehr Stunden weit davon, nichts, als kurze hungerichte Heyde wächset, alles wüste und öde vom Anfang gelegen, und der Grund des Bodens weiß, mergelicht, steingriesicht, schiefericht-feste ist, auch obenher mit einem gelben zarten Moose, der immer näßlicht bleibet, überzogen ist, und nur etwas magere Heyde trägt; mit diesen ist nichts anzufangen, besonders wenn noch andre Hindernisse, nämlich gewisse große Anhöhen rings herum dazu kommen, als welche Gegenden in der Niederlausitz, besonders im Churfürstenthum Hannover, und vielen andern Ländern häufig angetroffen werden. (Wenn aber die umher liegenden Berge gute Verbesserungserden enthielten, sollte denn nicht nach und nach zur Besserung Rath geschaffet werden können?)

Wann aber um einen Bruch, oder Moraft, nahe herum am Rande, oder auch eine halbe oder ganze Meile davon, das Erdreich lucker, grau oder etwas leimicht, auch grandicht oder sandicht, doch etwas schwer

schwer und schwärzlicht ist, und noch besser, wenn er Ellern, Eichen, Schwarz- und Weißdornen heget, anbey in der Tiefe fettes und hohes Schilf und Rohr wächset, nächstdem die Lage so beschaffen, daß das Wasser füglich kann abgeleitet werden; so ist Gott dafür zu danken, und kann einer sein Glück machen. —

R. Flugsand, Arena *mobilis* L.

Den Flugsand will der Hannöv. Hausvater als den eigentlichen recht reinen Sand angesehen wissen, der gar keine fremde, flüssig zu machende Theile enthält, und daher unfruchtbar zu nennen ist. In der Vermischung mit andern fruchtbaren Erden, sagt er ferner, wird er schwerlich so bald aufgelöset oder fruchtbar gemacht werden können, da weder durch das Feuer, noch durch die Säure, noch weniger aber durch das Wasser, seine Theile zertrennet werden. Er vergrössert indessen die Masse, zu der er gemischt worden, und hat in der Vermischung seinen Nutzen.

Wenn er aber in der Folge sagt, daß er sich doch aufzulösen scheine, wenn er lange an der Oberfläche liege, sodann die Farbe verändere, schwärzlicht werde, und eines Theils in einen feinen Staub zerfalle, und also um ein weniges mehr zusammenhänge, als der reine Sand, worauf schwerlich etwas mehr als Heyde, schlechte Fuhren, auch zur Noth Birken und Espen zum Wachsthum zu bringen seyn, und in dieser Gestalt von dem Ritter, als eine besondere Art, unter dem Namen Arena *glarea*, aufgeführet werde; so muß man wissen, daß der schwärzlichte Staub von dem Abfalle der Blätter oder verfaulten Graswurzeln herrühre, folglich eine feine Pflanzenerde die Oberfläche des Flugsandes bedecke. So bald aber die Bäume abgetrieben, oder nur ein kleines Loch in der

Ober-

Oberfläche dieses Sandes von der Abendwindseite her entstehet, so geht die ganze Sandfläche, wenn sie von Bäumen entblöset worden, von einander, dergestalt, daß der Wind aus solchem Sandplatze die noch brauchbar gewesene Oberfläche abdecket, und aus der Arena *glarea*, Arena mobilis, lauter Flugsand, wird, wovon die besten benachbarten Aecker und Wiesen von Jahr zu Jahr überzogen, und in unfruchtbare Einöden verwandelt werden.

In hiesiger Nachbarschaft befindet sich eine Gegend, welche Flugsand in einem Umfange von mehr als einer Viertelmeile enthält. Es ist ein kleiner Berg, welcher über die zunächst anstossende Niedrigungen an die 5 — 6 Rheinländische Ruthen erhaben ist. Vor etwa 100 Jahren war der Berg mit Kiefern besetzet, und zwo benachbarte Gemeinden stritten sich über das Holz, so daß die stärkste einst einen unversehenen Ausfall wagte, das Holz Baum für Baum niederschlug, und damit nach Hause fuhr. Nun gieng das Unglück der Nachbarschaft an. Der Wind fand, oder machte Löcher, und die zuvor ein Paar Zoll tief fest gewesene Oberfläche ward um so mehr vom Winde aufgenommen und fortgeführet, als die kleinere der obgedachten Gemeinen im unstreitigen Besitze des Hüthungsrechts auf dem abgeholztem Berge sich befand, und daher mit den Schaafen den Sandberg behüthete, wovon der Sand immer loser getreten, und aller Wiederaufschlag von Gräsern und Kiefern verhindert ward. Der Sandberg gieng nun immer weiter. Benachbarte Aecker, die ehedem Waizen trugen, wurden in kümmerliches elendes Roggenland verwandelt; Wiesen in ein Nichts. Nun hören die Roggenäcker auch auf zu tragen. Sollte die Sache so bleiben, wie sie ist, so muß ein Dorf binnen 30 — 50 Jahren abgebauet werden, indem der Berg, der die

Ge-

Gebäude an Höhe übertrifft, mittelst des Windes schon ganz nahe heran gerückt ist. Auf einer andern Seite drohet dieser Berg einem schönen Ellernbusche den Untergang.

Wie soll man nun dergleichen Flugsand wieder stehend und fruchtbar machen? Einen Fleck von 10—20 Quadratruthen mit Lehm zu überfahren wäre, in Betracht des abzuwendenden Schadens, der dadurch von benachbarten Aeckern und Wiesen abgewendet werden kann, sehr anzurathen. Wenn aber der Sandplatz von einem so großen oder noch größern Umfange, als der obbeschriebene ist, so ist das Unternehmen über die Kräfte einer Gemeinde, wenn zumal gar kein Lehm oder feste Erde in der Nähe befindlich ist.

Es wurden in dem Leipz. Intell. Blatte Nr. 5. 1783 folgende Fragen aufgeworfen: Im Amte Belzig giebt es ganze Marken und große Breiten, welche vor 20 bis 30 Jahren das schönste Getreyde, selbst Waizen trugen, und jetzt so versandet sind, daß kein Gras auf diesen Flächen mehr zu finden ist, geschweige daß selbige mehr mit Getraide gebauet werden könnten. Sollte kein Mittel zu erfinden seyn, a) diesen sich immer noch vermehrenden Sandflächen zu begegnen, b) die bereits vorhandenen wieder in tragbaren Zustand zu versetzen, oder c) diese steril gewordenen Aecker doch in einigen nutzbaren Zustand zu versetzen?

Ich will nun diese so angelegentliche Fgaren, eine nach der andern, beantworten.

a) Wenn man den sich immer noch vermehrenden Sandflächen begegnen will, so muß man ja nicht am unrechten Orte anfangen. Denn alles Entgegenstreben ist da umsonst, wo der Flug zur Zeit sein gegenwärtiges Ende hat. Denn dieses dehnt der Wind immer weiter hinaus, so wie in hiesigen Gegenden an dem obbeschriebenen Berge gesehen

sehen wird, an dessen einem Ende ihm ein entgegenstehender Ellernbusch ein vergebliches Bollwerk ausmacht, da die hohen Bäume vom Sande schon überwältiget, und nur noch die Spitzen solcher Bäume zu sehen sind.

b) Hat der Sandflug bereits eine weite Ausdehnung, so daß man in derselben nichts Grünes, sondern lauter Weisses siehet, so ist kein ander Rath übrig, als ohne Zeitverlust am Ursprunge, d. i. da, wo der Sandflug angefangen, und welches bey uns die Abendseite ist, von welcher die meisten und stärksten, den Sand aufnehmende und forttreibende, Winde herkommen, die Befestigung des Sandes anzufangen. Die leichteste und zuverlässigste Art der Befestigung geschiehet so, daß man Reiser, und worzu die vom Nadelholze, wenn die reifen Saamenzapfen noch daran sind, am besten sind, weil die Nadeln auch im trocknen Zustande nicht alsbald abfallen, und daher desto mehr schützen, auch der Saamen aus den Zapfen ausfällt, und sich auf dem Orte aussäet, mithin bald eine lebendige Wand hervorbringen, in Reihen, queerdurch über die Oberfläche der ganzen Sandlage, anlege. Dergleichen Reihen können nach Beschaffenheit des mehr oder weniger losen Sandes alle 20 bis 30 Schritt auseinander geordnet werden.

Wenn der Flugsand mehr als einer Commune schadet und drohet, und solcher nach obbesagter Art zu befestigen einer einzigen Commune zu schwer und zu weitläuftig wäre, oder über ihre Gränzen in Ansehung des Ursprungs oder Endes hinausginge, so gehöret obrigkeitliche Verfügung dazu, benachbarte Oerter zu dieser Anstalt mit zuzuziehen,

hen, um den ganzen Platz auf einmal zu befestigen, damit das Fortrücken des Sandes je geschwinder je besser auf einmal gänzlich unterdrücket werde.

Da zur Winterszeit in den herrschaftlichen Waldungen das meiste Bau- und Brennholz gefället wird, so können die Dorfschaften angehalten werden, die abgehauenen Reiser unter Aufsicht eines Forstbedienten an Ort und Selle zu solcher Zeit hinzufahren, weil denn selbige am wenigsten durch Feld- und Ackerarbeit von solchen Fuhren abgehalten werden.

Die Zweischenräume, welche sich zwischen jeder Reiswand befinden, können mit Nadelholzsaamen oder Grassaamen von Gräsern besäet werden, welche auf losem Sande fortgehen, und ihn binden. Es kann nützlich seyn, wenn diese Zwischenräume beydes mit Nadelholz- und Grassaamen zugleich bestellet werden, indem, wenn ein trocknes Jahr erfolget, der Nadelholzsaamen vor sich allein gar leicht Noth leidet. Das Gras schlägt früher auf, und giebt dem Holzsaamen Schatten wider die Sonne, daß er besser aufgehen und bestehen kann.

c) Es versteht sich von selbst, daß die, nach nur beschriebener Art, in Befestigung genommene Sandplätze mit keinem Viehe, am wenigsten mit Schaafen betrieben werden müssen. Die Obrigkeiten müssen es nicht nur verordnen, sonden auch ernstlich darauf sehen und halten, daß der mit Holz oder Gräsereyen belegte Platz so lange geschonet werde, bis er ohne Gefahr wieder behühtet werden kann. Noch gedenke, daß man auch kleine Feldsteine, wenn sie in der Nähe

zu finden, zur Wiederbefestigung eines Flugsandes sehr gut gebrauchen könne.

d) Die Gräser, womit der Sand besäet werden kann, sind der **Sandhaber**, Elymus *arenarius* L. **Sandrohr**, Arundo *arenaria* L. u. s. f. Ich wollte das bekannte **Honiggras** doch am liebsten, nach Vorschrift der H. M. anrathen, weil es mit der Zeit die allerbeste Weide abgiebt. Man kann auch die Quecken oder Päthen sehr nützlich zur Befestigung des Sandes gebrauchen, wie solches vor mehrern Jahren ohnweit Berlin geschehen, wo ein unfruchtbarer Flugsand durch Industrie in ein Paradies umgeschaffen worden. Ich kann nicht umhin, dieses nachahmungswerthe Beyspiel hier aus der **Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam** S. 715. zu überschreiben. Der Oberinspektor **Habermaaß** bey der Charité wagte es zuerst 1732, dem alles überziehenden Flugsande, welcher damals alle umliegende Gärten und Gegenden verderbte, einen schmalen Damm entgegen zu setzen, auf welchem Erlen etwas dicht zusammenstanden. Herr Prof. **Gleditsch**, als er 1733 nach Berlin kam, rieth ihm allerhand **wuchernde Grasarten** mit Anzeigung des Ortes, wo sie zu finden, dem dürren Sande einzuverleiben. Besonders empfahl er ihm das sogenannte **Queckengras**, (um Berlin **Päden** genannt,) welche in der Nähe aus dem Acker geegget, und verbrannt wurden, ohne daß man seinen Werth zur Dampfung des Flugsandes kannte. Dieses Gras rieth er zur Herbstzeit, vornehmlich im October, da die Nächte beginnen länger und kühler zu werden, zusammenzubringen, frisch, oder, wenn sie hauptsächlich vorhin zu welk geworden, eingeweicht

weicht auf einer Hechsellade (wegen des anhangenden Sandes) fingerslang zu schneiden, mit etwas Erde, Sägespänen, oder auch kurzem Miste zu vermengen, und Sackweise auf den Sand hinführen zu lassen, wenn dieser vorher gegen die Stoßwinde aus Nordwest einigen Schutz erhalten hätte, und nur leichte mit, oder vor dem einfallenden Regen, wäre gepflüget und eben gemacht worden. In diesen Morgenweise abgetheilten, und ganz frisch gepflügten Acker sollte er sogleich bey einer solchen nassen Herbstzeit diese Graswurzeln aussäen, eineggen und überwalzen lassen; um den Grund derb zu machen, und in einiger Zeit die Schaafe darauf nicht treiben zu lassen, bis sich alles wohl bewurzelt habe. Nach 14 Tagen der Aussaat waren die Wurzeln so ausgeschlagen, daß die Beete ganz mit meergrünen Blättern über und über bedecket waren, als ob man junge Nelkenpflanzen darauf sähe. Herr Habermaaß dachte der Sache nach; Herr Gleditsch gab ihm weiter guten Rath. Er erhielt zu seinen Versuchen die ganze hüglichte Sandwüste vom Könige geschenket, die er theils durch Schutz gegen die Windstöße mit Weidenstöcken, theils durch die vorgeschlagene Bestellungsart, zum großen Vortheil der ganzen Gegend urbar zu machen gesuchet hat, und worauf nach der Zeit die ganze sehr wichtige Wirthschaft des Invalidenhauses angeleget, und durch dieses Beyspiel zu vielen andern Gelegenheit gegeben worden. —

c) Hr. G. R. v. Pfeifer gedenkt in seinen vermischten Verbesserungsvorschlägen B II. St. III. S. 22 ebenfalls dieser Sache, da er sagt: Eine vernünftig angelegte Queckenpflanzung kann

eben so nützlich, als eine Wiese werden. Ich will die zuverlässigste Verfahrungsart mittheilen; dem Ungläubigen aber muthige Versuche angelegentlichst empfehlen. — Man kann Sandhügel, versandete Aecker, Wiesen und dergleichen ausser Cultur seyende Grundstücke ohnbedenklich zu Queckenpflanzungen anwenden. Daß man aber dergleichen traurige und ohngenutzte Gegenstände in Deutschland im Ueberfluß besitze, daran wird derjenige nicht zweifeln, der die Mark Brandenburg, die Gegenden von Frankfurth, Nürnberg, Bamberg, die Lausitz u. s. f. zu kennen die Ehre hat. — Wenn man die ausgeeggeten Quecken, gesetzt auch, daß sie bereits welktrocken wären, mit dem Beile, oder einem andern schneidenden Instrument, in 4, 6, 8 zöllige Stücke zertheilte, diese Stücke einige Stunden im Wasser, besser in Mistlacke, aufquellte, sie sodann auf den Ort ihrer Bestimmung ausstreuete, den also befeuchteten Ort zwey bis drey Zoll hoch mit Erde bedeckte, selbiges endlich fest treten oder walzen möchte; so würde die ganze Beschickung ihre Endschaft erreicht, und so würden zwey Menschen in einem Tage wenigstens 100 gevierte Ruthen Landes fruchtbar gemacht haben. Könnte und wollte man endlich zu Vermehrung der Aerndten die Pflanzung in den folgenden Jahren mit Gassenkoth, oder Modererde, dünne überfahren, so darf an reichlicher Verzinsung dieser kleinen Mühe nicht gezweifelt werden. — Die Erfahrung hat mich belehret, daß die Quecken nur beschriebenermaaßen behandelt, so dichte, so geschwinde, als irgends eine andere Grasart wachsen, daß sie ein vortreffliches, süsses und gedeihliches Futter sowohl grün, als getrocknet, liefern;

(wenn

(wenn das Vieh diese Grasart gern fressen soll, so muß sie geschnitten werden, bevor ihre Saamen reif werden, sonst lassen sie Stängel und Gras auf der Weide unberührt stehen, indem ihm die Grannen zwischen den Zähnen stecken bleiben, und dem Viehe, sogar den Pferden, das fernere Fressen erschweren,) ja daß sie mit der Zeit ganz auszuarten scheinen, indem sie von Jahr zu Jahre breitere Blätter und stärkere Halmen erhalten. Ich habe bereits vor 30 Jahren dem Beyspiele des Oberinspektor Habermaaß zu Berlin gefolget, und mich gut dabey befunden, jedoch eine beträchtliche Verschiedenheit beym Abärndten der Plätze bemerkt, die ich mit Modererde befahren lassen, gegen jene, so dergleichen Erfrischung nicht erhalten hatten. —

Ich merke hiebey nur noch an, daß das Queckengras meistens der den Aeckern so gehässige Windhalm sey, dessen Saamen vom Winde weit und breit umher geführet wird, weßhalb die Aecker in der Nähe eines damit begatteten Platzes in großer Gefahr sind, von dem Saamen verunreiniget zu werden. Eine Ursach also mehr, weßhalb dieses Gras abgemähet werden soll, bevor es seinen Saamen zur Reife kommen läßt, da in einem einzigen Saamenstrauße an 300 -- 500 Körner, die von dem leichtesten Winde weit fortgeführet werden, zu finden sind, wie solches in einer besondern Abhandlung im Wittenbergischen Wochenbl. St. 29. 1775. gezeiget habe.

f) Wenn eben belobter Hr. v. Pfeifer Dorfpolizeyen in Deutschland noch unter die frommen Wünsche zählet, so kann man ihren Mangel auch in Ansehung unzähliger versandeter Aecker sehr bemer-

ken. Wären sie vorhanden, so würden keine von Versandungen entstandene und noch entstehende öde Plätze gesehen. Denn der Polizeyaufsicht eigenes Werk müßte es seyn, darauf zu sehen, daß nirgends das Holz ganz da abgetrieben würde, wo, wie in oben bemeldtem Falle, Flugsand daraus entstehen kann; daß ein entstandenes Loch eines Sandberges oder Hügels eiligst wieder mit Reisern oder kleinen Steinen gedeckt oder befestiget würde; daß auf die Schäfer gesehen würde, damit sie nicht den jungen Aufschlag eines besäeten Landes verdürben; daß, wenn ja zum Bauen Sand von einem Berge genommen werden müßte dieser an der Abendseite nicht dazu angegraben, sondern die Mittagsseite etwa erwählet, und nicht über oder gleich der Oberfläche, sondern aus der Tiefe der Sand hervorgegraben würde.

S. Ochererde, Ochra L.

Diese Erde stehet unter den unfruchtbaren oben an, indem man metallische Theile von verwitterten Metallen darin entdecket, wovon sie merklich gefärbet ist, daher man sie auch wohl **bunte Erde** zu nennen pflegt.

Die Unfruchtbarkeit dieser Erde hat 2 Ursachen. 1) Die darin enthaltenen metallischen Theile und eine daher in den Erdtheilen entstehende, die Auflösung hindernde Verbindung. 2) Die daselbst aufsteigende wäßrichte Dünste, welche theils annoch metallische Theile, theils auch eine Säure enthalten, und allemal hindern, daß so wenig der Mist, als die übrigen zur Beförderung der Fruchtbarkeit angewandten Mittel die von ihnen erwartete Würkung leisten.

Ob eine Erde metallische Theile enthält, erfährt man, wenn sie in starkem Feuer zu einem harten Steine gebrannt wird. Die äussere Oberfläche kann auch Anzeige geben, wo saure oder metallische Erden stehen, wenn gar nichts, oder nur solche Kräuter wachsen, welche eine Säure anzeigen. Auch die braune oder röthlichte Farbe der Kräuter ist eine Anzeige des darunter stehenden Metalles. Auch können die Schnitter es bald an ihren Sensen fühlen, wenn sie auf Gräser kommen, die Metall unter sich haben. Die Sensen schneiden weniger leicht, und werden gleich stumpf.

Unter den metallischen Erden ist keine so gemein, als der **Eisenocher**, d. i. ein mit Eisentheilchen vermischter Sand, welcher davon die Farbe wie Eisenrost hat. Dieser findet sich in sandichten Gegenden unter der Oberfläche oft häufig, und nimmt ganze Gegenden ein. Man bemerket auch deutlich, wie aus den aufsteigenden metallischen Dünsten der Sand nach und nach mehr die Natur einer metallischen Erde annimmt, und endlich gar, vornehmlich wenn er an die freye Luft kömmt, ordentlich zu einem harten, zum Bauen dienlichen, Stein zusammenpacket, da man ihn den **Ortstein** nennt. Wo dieser an der Oberfläche steht, da kommen weder Pflanzen noch Bäume recht zum Wachsthum. Fällt eine Dürre ein, so verbrennet alles, was darüber steht; regnet es aber viel, so kann das Wasser daselbst nicht einziehen, nimmt also von den Dünsten und von der Säure Theile an sich, und wird schädlich.

Was Herr v. Münchhausen in seinem Hausvater von einem über Ortstein entstandenen verderblichen Nebel erzählet, solches wird auch in hiesigen Gegenden mehrmals bemerkt. Er sagt nämlich, daß auf einem Felde von ohngefähr 30 Morgen, wo sich ein vor-

vorhin daselbst nicht bemerkter Ortstein zu bilden angefangen, aus der Erde ein dicker Nebel aufgestiegen, und da es am Winde gefehlet, um ihn zu zerstreuen, über einen großen Theil des Feldes weggezogen. Dieses sey mit Roggen besäet gewesen, der im schönsten Wachsthum gestanden, und eben blühen wollen. Wenig Tage nachher seyn alle Halme, so weit die Nebelwolke das Feld berühret gehabt, weis und trocken geworden; es sey keine Blüthe in den Aehren zum Vorschein gekommen, und noch weniger ein Korn zur Reife; da doch der übrige, von dem Nebel nicht berührte, Roggen zur schönsten Vollkommenheit gekommen. Ich habe in hiesigen Gegenden, ausser dem Getreyde, ganze Striche von Wiesen und Bäumen auf gleiche Weise von dergleichen Nebeln verdorben gesehen, daß Gras und Laub, wie versenget, anzusehen waren.

T. Steinichte Erden.

In thon- oder lehmichten Feldern hat man die Steine nicht gerne, weil sie dem Pfluge in der Erde leicht widerstehen können, daß er entweder ausspringen oder zerbrechen muß. Dieserhalb müssen die Steine von solchen Feldern abgeräumet werden.

In Sandfeldern aber werden die Steine nicht ungern gesehen, weil sie theils das Erdreich im Sommer kühl halten, theils das Aufsteigen des Sandes bey Sturmwinden verhindern, ob sie sonst schon das Eggen beschwerlich machen, auch verhindern, daß das Korn nicht tief genug an der Erde abgehauen werden kann. Hr. v. Münchhausen nennet das Dorf Meerhofen im Paderbornischen, wo man Steine auf sandichte Saatfelder zur Beförderung der Fruchtbarkeit hinfähret.

V. Stein-

V. Steinfelsen.

Wenn Felsen mit einer Schicht guter Erde bedeckt sind, so kann ihre Oberfläche eher, als eine andre unfruchtbare Erde, genutzt werden. Nur wird hiebey vorausgesetzt, daß der Felß, welcher mit guter Erde bedeckt ist, einigen Abhang habe, damit sich das Wasser nicht sammeln, und Säure zuwege bringen könne.

Sechstes Kapitel.

Mischung verschiedener Erdarten zur Beförderung der Fruchtbarkeit.

Nun kommen wir auf ein Kapitel, welches man als eines der interessantesten zur Aufnahme des Ackerbaues ansehen muß.

Es sind nur wenige Oerter und Gegenden, deren Aecker von der Beschaffenheit sind, daß sie keiner Verbesserung durch den Zusatz andrer Erdarten bedürftn. Kann man nun schon es von geringen Landwirthen, dergleichen die Bauern sind, nicht erwarten, daß sie mit einmal starke Fortschritte zu solcher Ackerverbesserung machten; so können sie doch jährlich etwas thun, und der Staat sollte nichts unversucht lassen, um theils den geringen Landmann zu solchem Geschäfte zu ermuntern, theils ihn hinlänglich zu unterstützen, damit es ihm an Kräften zur Ausführung der Sache nicht fehlen, und unfruchtbaren in fruchtbaren Boden verwandeln möge. Dieses ist ja im Grunde wahrer

Gewinnst des Staates, wenn die Fruchtbarkeit des Bodens um einen oder mehr Theile vermehret wird.

In Kupferzell, dem Wohnorte des durch seine Verdienste um das ökonomische Publicum so berühmt gewordenen Pastor Mayers, ernähret der nämliche Boden ietzt 9 Bauern sehr reichlich, der ehedem, blos nach dem Schlendrian gebauet, 4 Familien kaum auf ein halbes Jahr das Brodt brachte. Die heutigen Bauern verkaufen, nach Abzuge dessen, was sie selbst verzehren, noch einmal so viel, als sonst die 4 Bauern auf den nämlichen Feldern geärndtet haben. Diese reiche Aerndten erwerben sich gegenwärtige Besitzer blos durch Mischung verschiedener Erdarten. Schon seit 60 Jahren thun sie dies, und befinden sich dabey überaus wohl.

Schon längst hat uns dieses obbemeldeter Herr Meyer nicht nur bekannt gemacht, sondern auch die Grundsätze zu einer so vortheilhaften Erdmischung gelehret, ohne daß hiervon ein mehr durchgängiger Gebrauch bisher wäre gemacht worden. Noch sind die wenigsten Wirthe des Mittelstandes sogar nicht mit diesen Grundsätzen bekannt, daß ich es immer zur Pflicht anrechne, selbigen in diesem Werke bekannter zu machen, und hiemit mehrere Wirthe zu ermuntern, daß sie nach richtig gefaßter Theorie der Erdmischung ungesäumt Hand ans Werk legen, und sich und ihren Nachkommen eben den vermehrten Korngewinnst verschaffen, den ihnen das belehrende Beyspiel der Bauern zu Kupferzell zusichert.

Bevor ich die Grundsätze des Hrn. Mayers überschreibe, merke nur noch an, wie die mit Verbesserungserden überfahrne Ackerbeete eingerichtet werden können. Wenn man Thonland mit leichten Erdarten

gemischt

gemischt hat, so muß man hohe und schmale Beete anlegen, so dringt das Wasser durch die Erhöhung oder den Damm des Beetes leicht durch; es seigt aber langsam durch den untern Boden, der es, als Thon, nicht leicht annimmt. Alle leichte Aecker aber, die mit schwerer Erde, als Lehm oder Thon überfahren worden, können breite und niedrige Beete vertragen. Das Wasser kann einziehen, und wird nicht stehen bleiben, weil der untere Boden mehr leicht als schwer ist.

A. Die Bestimmung der Erdarten, welche mit einander nützlich können gemischt werden, nach Hrn. Mayers Grundsätzen.

Aus dem, was zuvor gesagt worden, sind die Erdarten gar leicht zu bestimmen, die man mit Nutzen in einander vermischt.

Die schweren Erdarten mit den leichten, diese mit jenen, und künstlichen (d i. die gemischten) Erdarten mit allen beyden; jedoch geschieht dies letzte mit unterschiedenem sich auszeichnendem Vortheile.

Die Natur lehret uns diesen Handgrif der Mischung beym Feldbaue. Man betrachte eine natürliche fruchtbare Erde: ihr Gehalt ist allemal Thon, Sand und andere Art leichterer Erde; sie hält das Mittel zwischen schwerem und leichtem Felde.

Zur schweren Erdart rechnen wir nichts, als Thon und Mergel.

Zur leichten Erdart weisses, lockres, schwarzes, (Erdreich) Moorerde, Sand und Leimen.

Zur künstlichen Erde, gebrannten Leimen, Kalch und Asche.

Thon und Mergel, auf ein leichtes Feld verführet, wird glücklich gemischt; die Ursachen davon sind diese:

1) Die

1) Die aus der Luft leicht eingesogene Bestandtheile der Pflanzen, Wasser, Salz und Oel, werden durch des Thons und des Mergels bindende Kraft besser verschlossen und länger behalten.
2) Diese bindende und schwere Kraft legt das Erdreich den Wurzeln der Pflanzen genauer an, und verschafft, daß sie die Bestandtheile schicklicher einzusaugen im Stande sind.
3) Und eben durch diese mehr bindende Kraft, wodurch das Erdreich mehr schwer wird, und den Wurzeln mehr anliegt, verliehren Frost, Aufthauung, Regen und Winde ihre Gewalt, die Wurzeln zu entblössen, die Erde den Saamen, und den dem Felde, in Frühlingszeiten zu entführen.

Thon also mit Thon, Mergel mit Mergel, oder den mit jenem, und jenen mit dem gemischt, ist allemal eine höchst schädliche, wenigstens eine ganz vergebliche Mischung. (Sand- oder auch Kalchmergel mit Thon vermischt, ist weder vergeblich noch schädlich. Herr Mayer muß hier blos vom Thon oder Steinmergel verstanden werden.)

Ein leichteres Erdreich, auf Thon und Mergelboden verführet, giebt eine sehr fruchtbare Mischung; die Ursachen und Gründe davon sind helle und klar. Denn

1) die Bestandtheile der Pflanzen dringen aus der Luft leicht und tief ein.
2) Sie verfliegen also nicht mehr sobald, als vormals.
3) Das Wasser aus Regen und Schnee fällt durch die lockern und erhöheten Beete eher durch.
4) Die Wurzeln der Gewächse breiten sich mehr um, und saugen mehrere Säfte an.

Leichtes mit leichtem Erdreich befahren, wird fruchtbar, es hält aber nicht an, und bezahlt Kosten und Mühe nur halb, und das auf wenige, etwa 2

oder

oder 3 Jahr: Leimen auf Leimen ist eine ganz vergebliche Arbeit.

Ich komme dahin, daß ich von der Mischung des Sandes zu reden die Pflicht habe; ich habe aber schon gesagt, daß ich den Sand, als Sand, und ihn als einen gepulverten Stein betrachtet, zu keiner Erdart rechnen könne; wollte ich es doch thun, so käme er, der Schwere seiner einzelnen Theile nach, zu der schweren Erdart; wollte ich ihn betrachten, in sofern er gar nicht gebunden oder bindend, noch zähe, vielmehr brechend und locker ist, so müßte ich ihn zu der leichten Erdart allerdings zählen; doch darauf kömmt es nicht an.

Sand von allerley Art, Größe und Farbe wird ungemein vortheilhaft mit allen gebundenen schweren und zähen Erdarten gemischt; die Ursache davon ist diese:

1) Er bricht die Zähigkeit des Erdreichs gewaltig, indem die unzählbare, und fast unsichtbare Kieselsteine die feste Erde trennen, und unmerksamen leeren Raum in großer Menge verursachen, wodurch
2) das Wasser leichte eindringet, dem Erdreich Oel und Salz zuführet, sodann
3) leicht durchseigt und abfliesset, und
4) den Wurzeln Raum machet, sich ausbreiten, und die im Erdreich verborgen liegende Säfte anziehen zu können.

Der Sand ist auch in leichten Feldern nicht ganz ohne Nutzen: wir schreiben dies seiner druckenden Kraft zu; der Nutzen aber reicht bey weitem zu dem Nutzen nicht hin, den er dem gebundenen schweren Erdreiche verschaffet. Es versteht sich von selbst, daß Sandfelder, mit Thon und Mergel, Leimen und auch leichtem Erdreiche befahren, die nämliche Fruchtbar-

keit

keit verschaffen, die der Sand, auf diese Felder gefahren, gebiehret.

Ich habe noch beyzusetzen, daß man, in Ansehung der Farbe des Erdreichs, bey deren Mischung eine Auswahl zu machen nicht unterlasse.

Der Grundsatz aller nützlichen Mischungen ist dieser: Man menge nicht einerley, sondern Erdreiche von verschiedenen Naturen zusammen, daß das eine dem andern das gebe, was es vor sich nicht besitzet.

Erdreiche, sie seyen schwer oder leicht, von einerley Farbe, kommen in Ansehung ihrer Natur und ihres Wesens einander allezeit nahe, und unterscheiden sich nicht anders, als dem Grade nach, von einander.

Wir haben gelben oder röthlichten Thon; der gelbe Leimen hat zu Bestandtheilen, wie jener, die Eisentheilchen. Die schwarze lockere und Moorerde ist von dem schwarzen Thone durch nichts, als die subtilen Fäserchen und Wurzeln, die in ihm sind, unterschieden.

Man mische niemalen beyde zusammen, keine gelbe mit gelber, und keine schwarze mit schwarzer Erde, sie seyen leichte oder schwer; weil sie im Grunde von einerley Gehalt, und nur im Grade des Gehaltes verschieden seyn müssen.

Ich komme nun auf die **künstlichen Erdarten:** Künstliche Erdreiche heisse ich diejenigen, an welche die Kunst der Menschen durch die oder jene Zubereitung das Ihre verwandt hat.

Dahin rechne ich den Kalch, alle gebrannte Erdarten, sie seyen schwere oder leichte Erdreiche, sonderlich gebrannten Leimen, er seye gelb oder graulicht; die Lehmwände in Häusern, Ställen, Scheuren, oder um Höfe und Gärten gezogen, Erde, die man in den Mistlachen eine Zeitlang liegen lassen, schwere und leich-

leichte, oder die mit Mist gemenget, hie und da eine Zeitlang auf Haufen gelegen und gefault ist.

Es geschehen mit allen diesen Arten künstlicher Erdreiche die nutzbarsten Mischungen, man hat sie nur wohl zu verstehen.

Man hat vor allen Dingen eine Wahrheit, die die Erfahrung jedem bestätiget, zu überdenken, und niemalen zu vergessen.

Eine jede Erdart, an der die Kunst gearbeitet, verfällt nach und nach wieder in ihre durch die Kunst turbirte Natur zurücke. Die schwere wird wieder in schwere, die leichte wieder zu leichter Erdart zurückkehren. Man mische also auch künstliche Erdarten nicht mit der, ihr der Natur nach gleichen, Erdart; schwere gebrannte nicht mit natürlich schwerer; leichte gebrannte nicht mit natürlich leichterer. Der Vortheil ergiebt sich zwar, dauert aber nicht lange.

Der Kalch kann mit allen Erdarten gemischt werden, und seine Wirkungen sind in der Fruchtbarkeit allezeit sichtbar; er benimmt die schädliche Säure, löset das Erdreich auf, er zieht die Oele aus Luft und Erdreich an sich, und theilt sie den Gewächsen wieder mit.

Leichte gebrannte Erde, sonderlich Leimen, dienet unter alles Erdreich. Das letztere, der Leimen, scheint uns auf leichterem Boden nutzbarer, als auf gelbem thonichtem zu seyn, und andere leichte Erde wird vortheilhafter mit Thon und Mergelboden gemischt.

Die Lehmwände sind allerhand Erdreich, sonderlich auf denen ihrer Natur nach entgegengesetzten Feldern, der fetteste Dung; der darin sich gesammelte Salpeter thut hier die anhaltendeste und fruchtbareste Wirkung.

Erde

Erde mit Mistlache oder Mist gemenget, und so gleichsam gesalzet, ist überall nützlich; doch leichte Erde, also zubereitet, besser auf schweren, und schwere Erde auf leichtern Boden, verspricht allezeit mehr Vortheile.

Der Mist ist endlich das letzte, dessen ich gedenke: Er ist für sich kein Erdreich; doch wer leugnet, daß er es werde, und daß ihn die Gährung darzu bereite? Er ist die Seele der Mischung, und eben daher kann man keine nützlichere Mischung, ohne diesen gedenken; wenn man auf das anhaltende bey Mischungen achtet!

Ich rechne zum Mist alle Auswürfe lebender Thiere, selbst die Bestandtheile von ihnen, ihren Moder und ihre Asche, ihr Blut, ihre Klauen, Hörner, Haare, wollene Flecke von Kleidern, alte Schuhe, den Abgang bey den Handwerkern der Gerber, Schneider, Schuster, Sattler, Kammacher, und Dreher, die Asche des Ofens, der Ziegler, Seifen- Pottaschen- und Salpetersieder, abgelaugte Asche der Wäscherinnen, das Hollbotzig, so in den Salzkothen aus Aschen, zerriebenen Kohlen, Staub und aufgegossenem Salzwasser, oder Abgang von Salz, bereitet wird; Gerberlohe, Ruß aus den Kaminen, der Schlamm aus Bächen, Seen oder Tränken des Viehes, besonders der Mist, den man unter den Ausguß aus den Küchen anleget ꝛc. Alle diese Gattungen Dungs werden mit ausnehmendem Vortheil gebrauchet.

Den Grundgriff aber bey deren Verbrauch hat Herr Bernhard in kurzen Worten recht vollkommen gelehret. Er sagt: Wenn die nöthige Mischung der Erden vorher geschehen, dann verbraucht man den Mist von allerhand Arten mit Nutzen und Gewinn.

1) Kann er seine Kräfte überall geschwinder verbreiten.

2) Be-

2) Bedarf man eben dadurch nur die Hälfte des Maaßes, und ziehet mehr Vortheil von wenigem Aufwand.

Hier haben nun die Leser die vortreffliche Theorie des Hrn. Mayers, in welcher er dem geringen Landmann zu dienen gar keine weitläuftige Eintheilungen der Erdarten angenommen und nichts, als schweren und leichten, guten und Mittelboden, saures und kaltes Land berühret hat. Schwere Erdart ist bey ihm Thon, leichte aber, was nicht Thon ist. Den Mergel zählet er unter die Thonarten, und hält sich nur an die Mergelart, die in seiner Gegend gefunden und gebraucht wird. Sein Mergel aber ist Thonmergel, weil er nur die Kraft haben soll, leichten Boden zu verbinden. Da er aber berichtet, daß der bey ihm auch befindliche Steinmergel in der Luft zerfalle, so hätte ihm diese Beschaffenheit an die Hand geben können, daß er auch in starkem Boden Dienste thue, weil er durch seine Auflösung oder das Zerfallen thonichten Boden locker machen kann. Er hat also über den Mergel noch nicht alles gesagt, was zu wissen nöthig ist, weßhalb noch die Grundsätze des so berühmten Herrn Andreä nebst dessen Auszügen aus Wallerii chymischen Grundsätzen des Ackerbaues hinzufügen will damit es den Landwirthen nicht an einer recht vollständigen Theorie zur Verbesserung ihrer Aecker, mittelst der Erdmischung, fehlen möge.

B. Hrn. Andreä Grundsätze über die Vermischung der verschiedenen Erdarten.

Der Thon trägt zur Fruchtbarkeit bey, nicht wesentlich, aber werkzeuglich.

a) Die unterirdischen Wasser und Dünste, auch die Luftfettigkeit nicht nur anziehend und sammlend,

lend, sondern auch länger als irgend eine andere Erde, unter der durch die Austrocknung entstehenden Rinde verwahrend, und nur durch die allmählige Ausdünstung von sich lassend. Diese Eigenschaft versichert insonderheit die Pflanzen ihrer selbst im trocknen Sommer vorzufindenden Nahrung: daher man diese Art Land, stark, das starke Land nennet.

b) Die fettigen und andern Theile aus dem Miste — und der Luft aufhaltend, damit sie nicht von dem Regen zu geschwind hindurch gespühlt werden.

c) Durch die Ritzen und Spalten, welche in ihm bey trocknem Wetter entstehen, der Luft einen freyen Zugang zu den Wurzeln verschaffend.

d) Die zugemischte oder erzeugte Pflanzenerde, durch seine bindende Kraft, so viel möglich, zusammendrückend; dadurch es denn geschiehet, daß die Pflanzenerde länger ihre Fettigkeit in sich behält.

e) Den Frost abhaltend — —, und endlich

f) Durch seine Eigenschaft bey überflüssigem Regen so wenig, als bey der Dürre seine Natur und Würkung zu verändern.

Schaden kann der Thon anrichten:

1) Durch seine Dichtigkeit und Zähigkeit, vermöge welcher er gleich ungerne das Fettige und Wasser wieder von sich giebt; die Luft von den keimenden Saamen und den Wurzeln abhalten kann, und mit seiner Feuchtigkeit der Sonnenwärme und deren Würkungen widerstehet: daher auch ein thonigter Boden vom Landmanne kalt, kaltgründig genannt wird.

2) Durch

2) Durch seine Erhärtung bey warmer Witterung. Hiedurch wird der Zugang der Luft zu den Wurzeln gehemmet, die Wurzeln können sich nicht ausdähnen, nicht wachsen, und sie werden ihrer Nahrung, welche die Erde nicht von sich geben will, beraubt.

3) Durch seine Risse und Spalten, wodurch zwar der Luft der Zugang eröffnet, zugleich aber im Sommer die Austrocknung veranlasset wird, und die Wurzeln zerrissen werden können; so wie durch sie, wenn sie im Winter entstehen, und nicht vorher im Herbst vom Wasser angefüllt worden, der Frost desto freyer und ungleicher zu den Wurzeln dringet.

4) Ist er sehr beschwerlich zu bearbeiten, da er bey vielem Regen weich wird, und gleich einem Teige sich an den Pflug hänget, hernach aber, bey der Dürre, in große Klumpen zusammen gehet und erhärtet, so, daß er endlich so hart wird, daß man ihn kaum mehr zertheilen, und mit dem Pfluge nur in kleine Klumpen aufbrechen kann.

Kalch und Kreidarten tragen zur Fruchtbarkeit bey, nicht wesentlich, sondern werkzeuglich; Denn

a) sie ziehen die säuerliche fettige Feuchtigkeit aus der Luft an sich;

b) durch sie entstehet im Lande und dessen Feuchtigkeit ein größerer Grad der Wärme, und was brennbar ist, an sich zu ziehen, ist ihnen eigen;

c) mit Hülfe der Wärme lösen sie das Wasser und die Fettigkeiten zu Dünsten auf;

d) — —

e) sie zerstören im Acker Säure;

f) schliessen die Fettigkeit des Ackers auf, machen sie dünner, und mit dem Wasser sich zu mischen, geschickter;

g) die Cultur solcher Ländereyen gehet leichte von statten.

Schaden können der Kalch und die Kreide stiften, indem sie,

1) gar zu sehr die Wärme einschlucken, und die Saamen und Wurzeln des Getreydes verbrennen, daher auch die kalchichte Erde, von einigen die brennende genennet wird. Zu verwundern ist es also nicht wenn ein mageres Land durch Zumischung von Kalch schlechter wird.

2) Indem sie die Ausdünstungen beschleunigen und geschwind austrocknen, wodurch die Pflanzen ihrer Nahrung beraubt werden.

3) Indem sie denen Saamen anhangen, so verstopfen sie oft deren feine Löcher, verhärten ihre äussere Haut, und verschliessen also dem Nahrungssafte alle Wege.

4) Sie schliessen die Fettigkeit im Acker geschwind auf, und verzehren sie.

Hieraus erhellet, daß die Kalcherde nicht für einen den Pflanzen angemessenen Boden zu halten sey, daß sie aber auf dem Acker von größtem Nutzen seyn könne, wenn sie gehörig angewandt, vornehmlich, wenn sie mit düngenden Materien vermischt wird.

Mergel besteht aus Thon und Kalch — — —, zergehet im Wasser früher oder später, er sey anfänglich auch noch so hart gewesen, enthält nichts Salziges, nichts Fettiges, und trägt nicht wesentlich als ein Werkzeug Fruchtbarkeit bey, indem er,

a) die Feuchtigkeit der Luft, und was sie an saurem und fettigem Wesen in sich hat, an sich ziehet, wodurch der Acker fruchtbar gemacht wird, daher mit Recht die Engländer des gebrannten, als welcher obige Würkung noch stärker leistet, sich für ihre Aecker zuweilen bedienen. —

b) Indem er dem Acker die, von stillstehendem Wasser entspringende, Säure nimmt. —

c) Das Fettige im Acker auflösend, woraus denn eine seifenartige Mischung entstehet, die im Wasser sehr auflößbar in die Poros der Pflanzen desto leichter eindringet.

d) Indem er die Zähigkeit im Acker hebt — und

e) dem zu lockern und sandigten Lande mehr Haltung und Festigkeit beybringet. —

Schaden richtet der Mergel an, wenn er zu lange und zu häufig gebraucht wird: denn

1) er trocknet von Seiten seiner kalchichten Natur zu sehr aus,

2) erschöpfet er wegen eben derselben, den Acker zu geschwind, und kann

3) endlich selbst einen Thonboden so locker machen, daß er die Feuchtigkeit nicht mehr halten kann.

Aus welchen allen man ersiehet, daß der Mergel nicht gleichgültiger Weise zu gebrauchen sey, sondern wie die Natur des Ackers ihn erfodert, da er bald mehr, bald weniger Kalch und Thon enthält, und also gar sehr verschieden ist.

(Der hier erwähnte dreyfache Schaden des Mergels, wenn er zu lange und zu häufig gebraucht worden ist, kann offenbar nur von solchen Mergelarten entstehen, die ein ziemlich starkes Uebergewicht am Kalch haben. Da aber mancher Mergel einen ungleich

gleich stärkern Ausschlag an Thon giebt, so siehet man leicht ein, daß desselben übermässiger Gebrauch nothwendig einen Schaden hervorbringen müsse, der dem Schaden von jenem gerade entgegengesetzt sey. Wird denn aber nicht von demjenigen Mergel, der aus gleichen Theilen Kalch und Thon bestehet, bey desselben noch so lange fortgesetztem — ich sage nicht: zu häufigem — Gebrauche gar kein, oder, doch kaum einiger Schaden, zu befürchten seyn? Denn der zu häufige Gebrauch, wodurch ein Stück Landes etwa zu sehr endlich erhöhet, oder die fruchtbarmachende Pflanzenerde und der Dung gleichsam übertäubt und unterdrückt würde, wird freylich auch diesen Mergel schädlich machen können.)

Grieß und Sand tragen zur Fruchtbarkeit nicht das geringste wesentlich, und werkzeuglich, nur zufälliger Weise etwas bey, wenn nämlich Grieß oder Sand mit andern Erden vermischet wird. (Nicht blos zufälliger Weise, und wenn vermischet: denk ich; sondern durch sich selbst). Denn Grieß und Sand machen

a) die zähe Erde lockerer, löchrichter;
b) der schwammichte torfichte Boden wird dadurch fester;
c) der Zufluß der Luft zu den Wurzeln erleichtert; und
d) ist ein solcher Boden leicht zu bearbeiten.

Einige halten dafür, Kiesel und anderes Gestein wären wegen eines eingeschlossenen salzichten Wesens fruchtbar machend; allein sie irren. Ihr etwaniger Nutzen kömmt daher, daß, wenn sie groß sind, und in die Höhe ragen, durch ihren Schatten der Acker gegen die gar zu große Hitze geschützt wird; oder daß sie wegen ihrer Festigkeit und Härte das Regenwasser unverringert von sich ablaufen lassen, und so

den

den Pflanzen zuführen. Und daher wächst zwischen Steinen das Gras so fröhlich, wenn es ihm sonst nur nicht an fruchtbarem Boden fehlet.

(Da es, wie mich dünkt, ziemlich offenbar ist, daß einige Vertheidigung gegen die Sonne dem Sandlande sehr zu statten kommt; so sollten wir billig dem Beyspiele der Schweizer folgen, die ihre Sandäcker mit Obstbäumen bepflanzen, woraus sie denn den Vortheil ziehen, daß ihr Land mässig beschattet, und nicht so, wie das nackende unsrige, von der Sonne ausgedörret wird; welchen Vortheil denn der von den Früchten der Bäume und von dem Holze noch vergrößert. Auf thonichte Aecker hingegen pflanzen sie wenige oder gar keine Bäume; denn diesen könnte der Schatten nur bey ausserordentlicher Dürre Nutzen schaffen, welcher sich bey nasser Witterung in den größten Schaden verwandeln würde. Und dieses alles gilt denn auch, obgleich in geringerm Maaße von den Steinen.)

Schädlich können Grieß und Sand werden, wenn sie

1) das Land zu sehr erhitzen; denn je härter sie sind, je länger erhält sich in ihnen die Wärme, und je langsamer werden sie wieder abgekühlt.
2) Wegen ihres Nichtzusammenhanges, daher sie das empfangene Wasser und die düngende Fettigkeit bald verliehren, und zwischen sich hindurch seigern, oder aber ausdünsten lassen, folglich die Wurzeln der Pflanzen der Kälte blos stellen.
3) Wegen der Härte ihrer Theilchen, vermöge welcher sie wenig oder nichts von dem Wasser und der Fettigkeit aus der Luft an sich ziehen, und also weder mittel- noch unmittelbar zu der Ernährung der Pflanzen etwas beytragen können. —

Daß in einem wässerichten und kalten Boden der Sand seinen Nutzen habe, beweiset das Gesagte, wie die Erfahrung. So ist es gegentheils klar, daß auf Sandhügeln der Torf große Dienste leisten müsse. (Ja! aber ich glaube, mehr durch seine düngende Kraft, als durch die Verdichtung des Sandes, welche von ihm gewiß nicht zu erwarten ist.)

Zur gründlichen Erkenntniß eines Ackers wird noch erfordert, daß man auf die untere Erdschicht mit Acht habe. Zuweilen ist die obere Schicht schlechter, die untere besser. — Was wir nur kürzlich von der Nutzbarkeit und Schädlichkeit der Erden gesagt haben, das gilt allein von der obern Schicht für sich betrachtet; wohl wissend, daß die obern Schichten von denen untern entweder kräftiger oder kraftloser werden können, nachdem die Art derselben verschieden ist. —

Von der Vermischung der Erden, auf welche der glückliche Erfolg bey dem Land- und Gartenbau allein ankömmt, ist aus dem Wallerius noch folgendes Auszugsweise zu bemerken.

I. Zum fröhlichen Wachsthum des Getreydes ist nöthig, daß das Erdreich gehörig aufgelöset, nicht zuviel, nicht zu sehr locker sey:

a) Damit die Wurzeln desto leichter und ohne Widerstand sich ausstrecken können;
b) daß der Zugang der Luft zu den Wurzeln genug offen stehe;
c) daß das nährende Wesen, welches in der Erde befindlich, von allen Seiten die Wurzel berühre.

II. Die zu lockere Erde leidet leicht von der Rauhigkeit der Luft, daher ist sie schwach, und dem Ackersmann weniger nützlich, welcher die mehr bindende mit

Recht

Recht vorziehet; da indeß der Gärtner jene liebet, ihr aber durch Begießen und andere Mittel zu Hülfe kommen kann.

III. Allein auch die bindende Erde ist, eben wie die zu lockere, so blos dem Ackersmanne nicht nützlich. Daher mache er

1) die bindende Erde lockerer, doch so, daß sie eine Geneigtheit zu binden behalte. Je zäher und kälter sie also ist, mit desto mehr Sand und Sumpferde vermenge er sie; je saurer, je mehr Mergel (zu verstehen: Kalchmergel) oder Kalch; oder Asche u. s. f. mische er hinzu; und je feuchter sie ist, je mehr Kohlengestübe (ich setze noch: Sand,) wird sie erfordern.

2) Die zu leichte lockere Erde muß dichter gemacht werden, durch Thon, Leimen, oder auch Mergel, (Thonmergel;)

3) der zu feuchte Boden ist auszutrocknen, mehr oder weniger, je nachdem die darauf zu bauenden Pflanzen es lieben;

3) nur dem zu trocknen ist Feuchtigkeit beyzubringen, durch Thon (und Thonmergel).

Was Hr. Andreä nun diesen Wallerischen Regeln noch beyzufügen gut gefunden, kömmt kürzlich auf Folgendes an:

Es ist allerdings gewiß, daß ein Sandland durch Thon, und ein thonichtes Land durch Sand verbessert werden könne. Allein, die Vereinigung dieser Erdarten, wenn sie blos zu einander kommen, ist meistens sehr schwer. Ein Sand aber, der Kalch bey sich führet, wenn gleich etwas Thon darunter ist, folglich sandichter Kalchmergel, wird, da der Kalch eine Art von Gährung in der Erde anhebt, und sich auseinander schiebt, viel leichter, als bloßer Sand, mit dem thonichten Boden eine Mischung eingehen. Dero-

wegen ist ein kalchichter Sand, oder ein sandichter, oder auch bloßer Kalchmergel, zur Auflockerung eines thonichten Bodens dem Sande weit vorzuziehen.

Ferner: bloßer Thon vertheilet sich eben so ungerne unter sandichtes Land. Man nehme also, wenn man die Gelegenheit dazu hat, hiezu einen kalchichten Thon oder einen Thonmergel; und der Erfolg wird nicht fehl schlagen. Er wird aber um so viel vollständiger und geschwinder seyn, wenn man die Ueberfahrung des Landes mit den vorgeschlagenen Erdarten vor Winter bewerkstelliget. Denn, da noch vor dem Frost diese Erdarten sich voll Wasser gesogen haben werden; so wird, wie jedem Wasser eigen ist, dieses durch das Gefrieren sich aus einander dehnen, und die aufgefahrene Erdart, wäre sie auch noch so steinicht, davon auseinander getrieben, und zu der Vereinigung mit dem Lande geschickt werden. —

Hier wird der Ort für mich seyn, den von einigen angenommenen zweydeutigen Satz: daß der Mergel dünge, genauer zu bestimmen. Der Mist äussert eine zweyfache Würkung. Erstlich erwärmet er das Land, und füllet es mit Theilchen an, die den Pflanzen zur Nahrung dienen. Zweytens lockert er das Land auf. Nun hat der Mergel keine nährende Theilchen in sich, und in sofern dünget er das Land nicht; oder im eigentlichen Verstande dünget er es gar nicht. Aber, auflockern kann mancher Mergel das schwere Land, und nur diese Eigenschaft hat er also mit derselben Nebeneigenschaft des Düngers gemein. Sagt man daher vom Mergel: er dünge, so redet man falsch, weil er nicht beyde Eigenschaften des Düngers, nur eine besitzet. Diejenigen aber drücken sich richtig aus, die da sagen: der Mergel düngt nicht, nur daß sie ihm darum doch nicht alle Aehnlichkeit mit dem Miste, in Ansehung der einen Hälfte seiner

Wür-

Würkung, absprechen können, als die auch dem Kalchmergel zukömmt.

Die in einigen Gegenden bemerkte Ersparung am Mist, welche daselbst bey dem Gebrauche des Mergels statt findet, wird uns nun leicht zu erklären seyn. Hier ist vom Kalch und Kalchmergel die Rede, dessen das schwere Land auflockernde und auch das kalte Land durch Einschluckung der zu vielen Feuchtigkeiten u. s. f. erwärmende Kraft, allerdings die Ersparung eines Theils Mistes möglich machet: ohne daß man deswegen von ihm sagen könne; er dünge. Behauptet dagegen ein andrer Haushaltungsverständiger, daß ein bemergelter Acker mehr Dünger, als ein nicht bemergelter erfordere, so brauchen wir auch diesem unsern Glauben nicht zu versagen; denn hier ist die Rede vom Thonmergel. Nun lockert zwar dieser, wie uns die Erfahrung lehret, nie aber die Theorie gelehrt haben würde, auch den dortigen schweren Boden auf; aber gewiß nicht in dem Maaße, als solches ein Kalch oder Kalchmergel thun könnte; ja der Acker würde selbst vielleicht bald ärger wieder zusammengehen, als er vorher vor dem Bemergeln war, wenn man ihm nicht mit desto mehrerm Miste zu Hülfe käme. Es läßet sich also klar einsehen, wie dieser jenem Satze von der Ersparlichkeit des Mistes beym Mergeln, dem Anschein nach, widersprechende Satz dennoch mit ihm bestehen, und der eine wie der andre wahr seyn könne.

Daß übrigens kalte und morastige Stellen auf gewissen Ländereyen und Wiesen durch dortigen, obgleich ziemlich thonreichen, Mergel gebessert werden, das rühret ohne Zweifel zum Theil von dem Kalche her, der in ihnen doch nicht gänzlich mangelt; und zum Theil wird die allmählich entstehende Erhöhung des Erdreichs, und die Vermehrung der Quantität

des

des Erdreichs gegen die Quantität des Wassers im Moraste, dessen Verhältniß nun kleiner wird, allerdings auch das Ihrige zu der Verbesserung, das ist, Austrocknung und Erwärmung dieser Stellen, beytragen. —

Man kann nun aus dem bisher Gesagtem abnehmen; es sey nöthig, daß man sowohl die Beschaffenheit des Bodens, als auch die Art des Mergels, den man zu jenem zusetzen will, untersuche, weil ein eigentlich sogenannter Mergel (dieser ist halb Kalch, halb Thon) anders als ein Kalchmergel, und dieser anders, als ein Thonmergel, und dieser wiederum anders, als eine andere Mergelart, würket. In einen recht lehmichten und thonichten Boden, der nicht viel Sand hat, schickt sich ein Kalchmergel oder sandichter Kalchmergel am besten, so wie in einem sandichten Boden der eigentliche Mergel und Thonmergel der beste ist. Der eigentliche Mergel schickt sich fast zu jedem Boden, es wäre denn, daß er, wie an manchen Orten, bereits ein zu gutes und starkes, oder sogenanntes fettes Erdreich, hätte, oder in einem andern Falle allzu lehmicht und thonicht wäre. In jenem würde die Düngung mit Mergel vergebens, und wohl noch dazu schädlich bey letzterm aber nicht zureichend seyn, indem ein schwarzer fetter Boden keine Verbesserung vom Mergel bedarf, und ein sehr lehmichter Boden durch Sandmergel, oder sandichten Kalchmergel, zu verbessern ist, indem ein solcher Boden allzuhart ist, und die Feuchtigkeit allzulange an sich behält, und daher erst aufgelockert werden muß, welches am besten durch eine sandichte Mergelart erhalten wird; so wie ein sandichter Boden durch eigentlichen Mergel, oder Thonmergel eine mehrere Festigkeit, und folglich eine solche Verbesserung erhält, daß hernach die eigentliche Düngung mit Mist mit Nutzen vorgenommen werden kann.

Daß

Daß der Mergel arme Kinder und reiche Väter, nach dem gemeinen Sprichworte, machen solle, will Hr. Andreä nicht zugestehen, weil man solches nicht an Orten finde, wo seit undenklichen Jahren gemergelt wird. —

Wahr ist es, daß die gute Würkung des Mergels nachläßt, wenn Regen und Pflügen macht, daß er, wie aller anderer aufgefahrner Boden, von den Theilchen des natürlichen Bodens, die er umzogen und getrennt hatte, sich losreißt, und zu tief hinab gespühlt wird, nämlich dort unten sich setzet, wohin der Pflug nicht gedrungen, die Erde also fest geblieben, und dort eine dünne Rinde macht, auch durch tieferes Pflügen oder Doppeltpflügen wieder kann herauf gebracht werden. Wenn sich der Mergel nun so gesenket, so ist der Boden freylich nicht mehr so gut, als vor dem Senken, aber doch so gut, oder noch etwas besser, als er vor dem ersten Bemergeln war.

Nur in dem Fall nutzt der Mergel dem Boden nichts, oder wenig, oder nicht dauerhaft, wenn man den Boden mit einer seiner Natur nicht dienlichen Mergelart bessern will, z. E. für thonichtes Land den Thon oder Thonmergel braucht, der zwar, indem er allmählich zwischen die Erde des Ackers einrücket, den Boden erstlich locker macht, aber diese Lockerheit durch seine wenige Kalcherde nicht unterhält, und, wenn er öfters auf einen nassen kalten thonichten Boden geführt wird, zu sehr den Acker erhöhet. Kalch, Kalchmergel zu viel auf einmal, oder zu oft hintereinander auf den Acker geführt, macht auch den allerschwersten Thonacker zu locker, und man muß wieder Thon oder dergleichen etwas auf ihn führen. Wenn ein Acker durch Ueberfahren mit Mergel den mittlern zur Fruchtbarkeit besten Grad der Haltung oder Festigkeit bekommen,

men, so ist alle fernere Zugabe unnütz und schädlich. Dies geschieht aber vielleicht auf den meisten Aeckern erst nach Jahrhunderten. Man vermeide also den Fehler, oder lerne ihn, und das Mittel, ihn zu heben, kennen, welches nicht schwer ist. Man macht ihn nämlich wieder gut, wenn eine Erdart auf den Acker gefahren wird, welche der vorigen entgegen gesetzet ist. Entgienge daher z. E. einem ehemals mit Thon oder Mergel gebesserten leichten Felde die Fruchtbarkeit, so darf man es nur 1) mit leichter Erde, oder dergleichen ausgestochenem Rasen befahren; findet man aber unter dem Pfluge noch leichtes Erdreich, so pflüge man es um 1 Zoll tiefer hervor; 2) wenn es nun wieder 3, höchstens 6 Jahre also gebauet worden, alsdenn kann es wieder mit Thon oder Mergel gemengt werden.

Zuletzt ist noch die Frage zu berühren, ob und wie weit man mit Sicherheit eine eisenschüssige Erdart gebrauchen könne?

Hr. Andreä antwortet darauf, daß das blos metallische, auf keine Weise noch veränderte, Eisen dem Wachsthum der Erde nicht schade, als wobey er sich auf gewisse Versuche beziehet.

Wenn Eisen, sagt er ferner, schaden soll, so muß es erst dann seyn, wenn es im Rost zerfressen worden, welches durch eine vorhandene Säure geschehen kann; alsdann wird es scharf und zusammenziehend, verengert die Röhrchen der Pflanzenwurzeln, und setzt sie ausser Stand, den nöthigen Nahrungssaft einzusaugen. Nun stirbt die Pflanze vor Hunger

Da aber der Eisenrost oft ohne Schärfe ist, wie denn unsre Erdarten nicht ganz frey davon sind; so ist diese schädliche Würkung nicht zu befürchten, so lange man sie nur auf Anhöhen, oder in solchen Gegenden, gebrauchet, die trocken, oder doch ohne Säure

sind,

sind, und also keine Auflösung oder Anfressung des Eisenrostes in den Erden veranlassen können.

Allein, gesetzt man sähe sich genöthiget, dergleichen Erden selbst für sumpfichte, offenbar saure Boden anzumenden; so fragt sich doch noch: was ausser dem Rost die vorhabende Erdart enthalte? Wäre es blos Sand, oder blos Thon, so ist von dem Gebrauche derselben schlechterdings abzurathen. Wäre es aber Kalch, oder ziemlich etwas vom Kalch, so bediene man sich ihrer. Der Kalch wird die vorhandene Säure verschlucken, und der Eisenrost wird süß und unschädlich bleiben. Dies ist Theorie, werden vielleicht einige sagen, die von nichts als sinnlichen Beweisen hören wollen. Ich antworte: Ja! Aber es ist eine auf verwandte Erfahrungen gebauete Theorie, die jeder, der sie weiß, auch zu der gegenwärtigen Materie für brauchbar muß gelten lassen. Daneben kann ich Ihnen auch einen kleinen Versuch vorlegen, der diese Theorie, wenn sie noch so zweifelhaft wäre, befestigen kann. Hier ist er:

Ich nahm die Erde eines kleinen Blumentopfes mit 2 Quentlein Goslarischem Vitriol vermengt, der vorher in Wasser aufgelößt war, und alsdann habe ich 2 Loth Kreide zugethan. Hierauf streuete ich einige Körner Gerste und Kressensaamen auf meinen Topf; die erstern wurden mir von Mäusen weggehohlt, wie solches zugleich aus andern Töpfen, die andere Erdmengsel ohne Vitriol enthielten, geschah. Kressensaamen aber wuchs, wie in diesen empor; nur fielen, weil die Erde Risse bekam und aufschwoll, hie und da einige Pflänzchen, die keinen festen Fuß behalten konnten, um. Hier war nun aber doch Eisen, ja durch Vitriolsäure zerfressenes, scharf und zusammenziehend gewordenes Eisen. Wie gieng es zu, daß

gleich-

gleichwohl die Kresse aufwuchs? Die Kreide, als eine die Säure dämpfende kalchichte Erde, machte dieses möglich. Sollte diese Erfahrung wohl nicht zum Erweise meines Satzes, und zu der Bestätigung meiner Theorie hinlänglich seyn? —

C. Ausfindung der in den Verbesserungserden befindlichen Bestandtheile.

Man schränket sich hierbey blos darauf ein, wie man den Gehalt der Mergel- und Thonarten erforschen, und bestimmen könne, wie viel in jeder vorkommenden Erdart Kalch, Thon, Sand und Gyps vorhanden sey.

Hr. Andreä schlägt folgendes Verfahren vor. Erstlich sagt er, die Härte und Schwere sey bey Erdarten vornehmlich in Betracht zu ziehen. Je härter und schwerer der Mergel ist, je kleiner wird das von demselben auf das Land zuführende Maaß seyn dürfen, im Vergleich nämlich mit einem lockern und leichten von gleichen Bestandtheilen, um eine gleich daurende Würkung zu erhalten. Man darf daher nur die zur Untersuchung bestimmte Erde auf dem Ofen dörren, und wenn sie in Stücken ist, sie aufs kleinste zerreiben, damit ein blechernes Gefäß, welches 4 Cubiczoll hält, ganz voll anfüllen, und die Erde, soviel nur möglich ist, zusammen drücken; sodann das Gefäß mit der Erde auf einer Wage, die sehr schnell ist, wiegen, und hiervon die Schwere des Gefässes abziehen. Man kann dies mit der Erdart thun, die gebessert werden soll, und auch mit der, durch welche man bessern will. Und so findet man den Unterschied.

Es ist nothwendig zu wissen: ob die zu Verbesserung bestimmte Erdart bald, oder spät, oder gar nicht

nicht im Wasser zerfalle. Dies äussert sich gar bald, wenn man die Erde in ein gläsernes Gefäß thut, und Wasser darüber hergiesset. Das baldige Zerfallen im Wasser zeiget an, daß es nicht nöthig sey, die Erdart lange vorher, ehe man sie unterpflügen will, auf den Acker zu fahren; Erdarten aber, welche nicht leicht zerfallen, haben nöthig, länger der Luft ausgesetzt zu seyn, damit sie von der Sonne geröstet, vom öftern Regen durchwässert, und durch den Frost aus einander getrieben, und so zu ihrer allmäligen Auflösung in Staub verbreitet werden.

Um zu erfahren, ob eine Erde kalchicht sey, hat man nur nöthig, sie mit Säuren zu untersuchen. Der Kalch hat die Eigenschaft, daß er von allem, was sauer ist, angegriffen, und dadurch zum Aufbrausen gebracht werde. Er wird dadurch flüssig und aufgelöset; nur muß man keine Vitriolsäure dazu nehmen, denn diese macht mit dem Kalche einen harten Körper, daraus Gyps hervorgebracht wird. Man nehme die Säure aus dem Kochsalze, Spiritum salis acidum. (Guter starker Essig ist auch gut dazu; man gießt ihn bloß auf die Erdart, die man untersuchen will.) Wenn man den Kalch wieder von der Säure befreyen will, so lasse man nur einige Tropfen Laugensalz in den aufgelößten Kalch fallen, so verbindet sich dieses mit der Säure, und läßt den Kalch auf den Boden des Gefässes fallen.

Wenn man sich mit dergleichen Auflösungen abgiebt, so findet man mehrentheils, daß nicht alle Theile der Erdart von dergleichen Säure aufgelöset werden. Dies der Säure Unauflößbare ist

1) Quarz, oder der aus solchem entstandene Sand;
2) reiner Thon, und was aus demselben seinen Ursprung hat, als Glimmer, und dergleichen;
3) Gyps und dessen Produkte werden auch nicht, nur höchst selten, von dergleichen Säure angegriffen.

Um das gypsichte Wesen zu entdecken, welches in einer Erdart sich befinden kann, soll man, nach dem Hrn. Andreä, also verfahren:

Gyps bestehet aus Kalch und Vitriolsäure. Findet sich bey der Untersuchung etwas, das der Spiritus salis acidus oder die Kochsalzsäure nicht angegriffen hat, so wäge man diese Masse; man nehme dazu eben so viel Laugensaltz, verstehe dem Gewichte nach, und koche beydes. Ist wirklich Gyps vorhanden, so wird über den sich nieder gesetzten Erdtheilen eine gewisse Flüssigkeit schwimmen, die durch gelindes Verdunsten in der Wärme ganz, oder doch zum Theil, zu einem bittern Salze wird, welches aus dem Laugensalze und der Vitriolsäure bestehet, die dem Gypse ist geraubet worden. Die sich auf den Boden niedergesetzte erdichte Theile übergiesse man mit Salzsäure. Ist nun zuvor darin Gyps vorhanden gewesen, so werden die erdichten Theile nun aufbrausen, und der von Vitriolsäure befreyte Kalch wird sich nun in diese Säure auflösen lassen. Das Ueberbleibsel von dem, so vorher der Salzsäure widerstand, muß erst getrocknet, dann gewogen werden, und nachmals wird man durchs Gewichte gewahr, wie viel Gyps gegenwärtig gewesen sey; so viel nämlich die Masse nun weniger wiegt, als sie gewogen, ehe man solche mit Laugensalze kochte.

Um sich zu überzeugen, ob auch in dem Ueberbleibsel Thon oder Sand sey, so übergiesse man es mit Wasser, rühre es um, und wenn sich das Wasser getrübet hat, so giesse man es, nach einem Augenblick Ruhe, in ein ander Gefäße; man wiederhole dieß so lange, bis alle leichtere von dem schweren getrennet ist, nach Art des gewöhnlichen Schlämmens, so hat man in dem ersten den vorhanden gewesenen Thon, und in

den

den letzten den damit vermischt gewesenen Sand. Nachdem beydes getrocknet worden, muß man das Verhältniß durch die Wage bestimmen.

Nun ist noch übrig, des Brennens zu erwähnen, das man, zu mehrerer Bestätigung der schon gefundenen Bestandtheile in den Erdarten, mit denselben vorzunehmen hat. Sind die Erdarten ganz oder größtentheils Kalch oder Gyps, so thue man sie in kleine Tiegel; von den mehr oder gänzlich thonichten aber mache man mit Wasser Kugeln oder Kuchen, und lasse sie denn so blos in einem Töpferofen brennen. Aus einigen wird, wenn anders die Gluth gehörig gewürkt hat, nun lebendiger Kalch werden, der sich mehr oder weniger mit Wasser erhitzet, je nachdem ihm weniger oder mehr Thon ꝛc. beygemischt ist. Einige werden sich nun bezeugen, wie ein gebrannter Gyps sich zu bezeugen pfleget; einige wiederum werden ganz hart geworden seyn, die denn offenbar thonigt sind. Die mehr kalchichten werden das Wasser, worin man sie abgelöscht hat, mit etwas anschwängern, daß das Queckſilber aus dem im Wasser vorher aufgelößten bekannten corrosivischen Sublimat mit einer Pomeranzenröthe niederwirft. Diese Kalchichten werden im Feuer mürbe geworden seyn im Gegensatz mit den Thonichten; und auch diese werden minder hart erscheinen, je mehr und mehr Sand sie enthalten. Endlich wird die entstandene höhere oder blässere Röthe in dem Gebrannten den stärkern oder schwächern Gehalt am Eisen noch verrathen.

Ich muthe nicht jedermann das Maaß von Geduld zu, das dazu erfordert wird, wenn man alle diese erwähnten Versuche ohne Ausnahme mit Genauigkeit anstellen will. Ich habe sie so gemacht und wenigere waren mir nicht genug. Für einen Landwirth

wird zu seinem Zwecke hinlänglich seyn, wenn er durch Salzsäure das Quantum des vorhandenen Kalches, durch Laugensalz die Menge des Gypses, und durch das Abschlämmen das Verhältniß des gegenwärtigen Thones und Sandes ausfindig zu machen sich die Mühe giebt. Um das Eisen, als welches in einigen wenigen Erdarten sich gar nicht, in den meisten aber nur in geringer und fast allezeit unschädlicher Menge findet, erlaube ich ihm, falls er nur nicht die vorhabende Erdart für ein nasses saures Land bestimmet, sich gar nicht einmal zu bekümmern. Allein von jenen Stücken muß er Gewißheit haben, sonst lauft er Gefahr, von seiner zur Verbesserung des Ackers bestimmten Erdart einen verkehrten schädlichen Gebrauch zu machen. Die Ungewißheit aber, oder vielmehr Unwissenheit in dieser Materie, hat schon unzählliche Irrungen hervorgebracht; daher denn einige klagen, daß durchs Mergeln ihr Land verdorben werde, obgleich andere rühmen, daß dasselbe das ihrige verbessere. Aber ist denn mergeln und mergeln einerley? Und, wie die Aecker selbst sehr verschieden sind, ist es nicht so auch die Erdart, mit welcher man sie bemergelt? Ja, ist nicht selbst der Gehalt mancher einzelnen Grube, je nachdem man sie höher oder tiefer bricht, oft von ganz entgegengesetzter Natur, und derowegen unumgänglich nöthig, so bald man in den äusserlichen Kennzeichen der bisher daraus genommenen Erdart eine beträchtliche Abänderung bemerkt, sie nicht mehr für die vorige zu gebrauchen. Es ist durchaus nöthig, sie zuvor zu untersuchen, und wenn die Grube mehrere Schichte enthält, und zwar von der Lage, daß sich die eine von der andern bequemlich trennen lässet, so untersuche man, zur Auswahl der besten, jede besonders. Siehet man sich aber gezwungen, sie alle ohne Unterschied zu gebrauchen, so rathe

ich,

ich, daß man durch die sämmtlichen Schichte senkrecht in gleicher Breite und Dicke durchbreche, das Herausgebrochene zu Staub zermalmen lasse, wohl durch einander menge, und denn aus dem ganzen Haufen einige Lothe zu den wenigen Proben herausnehme, die ich vorgeschlagen habe. Sodann wird es sich mit Gewißheit zeigen, in welcher Art von Boden die Erdart mit Nutzen zu gebrauchen stehe, und alle widersinnige Urtheile werden aufhören.

D. Die beste Zeit zum Anfahren der Verbesserungserden.

Wenn der geringe Landmann Unterricht, Muth und Kräfte genung hat, sich mittelst der Verbesserungserden reichere Aerndten zu verschaffen, so wird er jede Zeit, in welcher er nicht von andern, nicht aufzuschieben möglichen, Geschäften abgehalten wird, für die beste nehmen, und sich an gar keine Jahreszeit binden müssen. Die Herbstzeit ist jedennoch die vortheilhafteste, weil das aufgeführte Erdreich den ganzen Winter hindurch die Einflüsse der Luft desto reichlicher annehmen kann. Hierauf hat der Ackersmann den folgenden Sommer bis zur Saatzeit hin desto mehr Bequemlichkeit und Zeit, die aufgeführte Erde mittelst des Pflügens und Eggens wohl zu vermischen und durchzuarbeiten, nachdem zuvor die aufgeführte Erdart auf den Acker mit Schaufeln überall wohl ausgebreitet worden. Denn ohne diese Mischung würden die Erdarten ihre ursprüngliche Beschaffenheit so wenig verändern, als wenig den Nutzen verschaffen, der durch ihre gute Vermischung erhalten wird. Dieserhalb muß der zu verbessernde Acker, so oft und so genau gepflüget und geegget werden, bis

man siehet, daß die Erdarten in der gewünschten Vermischung sich befinden.

Wird die Verbesserungserde im Herbste angefahren, so wird, wie es mit dem Miste geschiehet, ein Häuflein nach einander, doch enger wie jener, auf dem Acker abgeschlagen. Es versteht sich aber von selbst, daß mit dem, zur Verbesserung eines schweren Erdreichs aufgefahrnen, Sande es nicht gleicher Behandlung bedürfe. Der Wind wurde ihn fortführen wenn er nicht alsbald verbreitet und eingepflüget würde.

Wenn leichtes Sandfeld durch aufzuführenden Lehm oder Leimen gebessert werden sollte, so wäre es sehr rathsam, daß man letztern, in Form etwas hoher Wände, auflegte, und ihn so ein Paar Jahr stehen liesse, um desto mehr die Luftsäure an sich zu ziehen, und hiemit Dünger und Verbesserungserde zugleich ausmachen, hiemit aber die Engländer auf gewisse Weise nachzuahmen. Man lieset nämlich in Home'ns Grundsätzen des Ackerbaues nach der Uebersetzung des Hrn. K. R Wöllners, Berlin 1763, S. 41. folgendes: In England werden die Plätze, wo die Schaafe übernachten, mit Dämmen oder Wällen, welche man von der Oberfläche wegnimmt, eingefasset, und dienen den Schaafen an statt der, in unsern Gegenden vom Holz gemachten, Hürden. Dieses Erdreich von solchen Dämmen binnen 3 bis 4 Jahren aus einander geworfen, soll 3 bis 4 Jahr länger, als der Hürdenschlag selbst, fruchtbar bleiben. —

E. Vor-

E. Vorschläge, die Anwendung der Verbesserungserden zu erleichtern.

Wer die Aecker in Deutschlands verschiedenen Provinzen theils aus eigenem Anschauen, theils und auch meistens nur aus Beschreibung kennet, der wird, wenn man sie ihrer Güte nach in vier Klassen mittheilen wollte, es gern eingestehen, daß wenigstens unter solchen nur und kaum ganz eine sey, welche keiner Verbesserung durch Vermischung der Erdarten fähig wäre. Nähme man nun nur an, daß hiedurch ein Drittheil Korn mehr gewonnen werden könnte, da es doch leicht über die Hälfte noch zu bringen wäre, so siehet man daraus, was ein Staat noch im Ackerbaue vor sich habe, und daß es ihm sehr darum zu thun seyn müsse, aus und in sich selbst, mittelst Erdverbesserungen neue Quellen der Stärke und des Reichthums hervorzusuchen. Eine Provinz z. E. die bisher ihre Ackerprodukte etwa ein Paar Millionen schätzen kann, könnte sie über kurz oder lang auf drey Millionen und darüber bringen; sollte dies nicht zum Hauptbojeck der ländlichen Industrie ausgestellet und hierzu alle Kräfte angespannet werden?

Eigennutz ist der mächtige Hebel menschlicher Industrie. Dieserhalb muß der geringe Landmann, (denn auf diesen sehe jetzt vornehmlich, und setze voraus, daß jeder Grundherr, dem die vorausgesetzte Theorie der Erdvermischung bekannt worden, sein und seiner Nachkommen Wohl nicht mißkennen, und seinen Guthsertrag zu erhöhen bereit seyn werde;) nachdem er hinlänglich unterrichtet worden, Sicherheit haben, daß seine Erdverbesserungen niemals von seinen Obern zur Erhöhung herrschaftlicher Abgaben gemißbraucht werden sollen, als welche Besorgniß das Grab des menschlichen Fleisses ist.

Hagemann erzählt in seinem landwirthschaftlichen Haushalter, S. 411. ff. folgende Geschichte: Ein gutherziger Edelmann schrieb mir vor einigen Jahren diesen Brief;

Mein Cossäthe, Christian Schmid, beschwerte sich vor neun Jahren bey mir, daß er schlechten Acker, und schwere Hofedienste hätte. Es mangelte ihm bald am Brod, bald am Saatkorn, und bath anbey, daß ich ihm zu seinem bessern Unterhalte noch ein Stück Land anweisen sollte, welches ihm abschlug. Er bettelte weiter, und schlug mir endlich vor, daß ich ihm das Stück Land vor hiesigem Dorfe geben sollte, welches weder ich, noch die Gemeinde nutzen könnte, weil es in todtem Sande bestünde. Er wollte sich bemühen, daraus einen guten tragbaren Acker zu machen. Ich suchte ihm von seiner Unternehmung abzubringen, und stellte ihm die Unmöglichkeit und Schwierigkeit vor. Er blieb aber bey seiner Meynung; gab vor, daß er den in meinem Elerbusche verfallenen alten Graben wieder eröffnen, und mit Hülfe seines Schwiegervaters die auszuwerfende Erde nach und nach aufs Sandland fahren wollte. Sein anhaltendes Betteln verleitete mich dahin, ihm das Stück Land sowohl zu schenken, als die Räumung des Grabens zu verstatten, und habe ihm hierüber eine schriftliche Versicherung ertheilen müssen.

Dieser Cossäthe nun unternahm mit seinem Schwiegervater die Räumung des Grabens, und überfuhr im andern Jahre von der schönsten schwazen Moorerde soviel, daß er hiernächst einen Scheffel Roggen darauf ausgesäet, und davon sechs Scheffel eingeärndtet hat. Von Jahren zu

Jah-

Jahren hat er diese Fuhren nebst seinem Schwiegervater fortgestellet, und das Stück Sandland nunmehr mit der aus dem alten Graben gebrachten Erde zwey Fuß hoch erhöhet, so, daß es jetzo beynahe das beste und zuträglichste Stück auf meinem ganzen Felde ist, und ausser dem obgedachten Roggen schon zweymal Waizen und zweymal Hirse getragen. Nun wollte ich diesem Manne, weil er viel Mühe gehabt, dieses Land gern überlassen; (der arme Cossäthe hatte nicht Uebersicht genug gehabt, daß er sich in der Verschreibung des Stück Ackers nicht die Entsagung des Edelmannes aller künftiger etwaniger Erhöhung seiner Dienste und Pächte einrücken lassen;) er ist aber so unbescheiden, daß er mir davon keine Pacht entrichten, auch nicht mehr Hofedienste leisten will, als er vorher geleistet hat, da er doch das Stück Land sehr hoch genützet, indem er bereits vor zwey Jahren mit seiner Arbeit fertig geworden. (Der gnädige Herr hatte ja aber in dem schriftlichen Instrumente gesagt, das Stück Land sey dem Cossäthen geschenkt, und kein titulus onerosus beygesetzet worden, als welcher des Unternehmers Industrie gleich vergraben gehabt haben würde.) Er geniesset nunmehr von diesem Stück Landes fast mehr, als von allen seinen andern Aeckern, (recht so; man lasse ihm seine Neider nacheifern!) daher auch meine übrige Cossäthen darüber sehr schwierig sind, und bereits allerhand Verdruß erreget. Ich bitte also sehr, mir doch zu rathen, ob ich dem Cossäthen Schmidt das Land wieder abnehmen, oder doch mindestens von ihm Kornpacht, oder mehr Hofedienste fordern kann. Unnütze Processe wollte ich nicht gerne haben, doch deucht mir, daß der

Cossäthe nicht alles umsonst verlangen könnte. Ich erwarte ihren guten Rath, und berichte, daß ich mich wegen meiner am N. N. gehabten Anforderung verglichen habe, der ich verharre. —

Mein auf ziemlich unächten Finanzprincipien sich gründender Guthsherr dürfte nur an einen gleichgesinnten Consulenten gerathen seyn, so würde dieser ihm beygestimmet, und gesagt haben, daß es billig sey, die herrschaftlichen Abgaben oder Prästationen nach dem reinen Ertrage der liegenden Gründe zu reguliren. So aber schreibt der besser denkende Herr Hofrath Hagemann also:

Auf mein erfolgtes Anrathen hat der Cossäthe Schmid ohne fernere Beschwerung sein von ihm zubereitetes Stück Land behalten, und besitzet es bis diese Stunde, so, daß er nunmehr reichliche Früchte seines angewandten Fleisses geniessen kann. Wenn doch mehrere Ackersleute diesem fleissigen Cossäthen nachahmen, und ihre Aecker auf gleiche Art verbessern wollten! Findet man gleich nicht auf allen Feldmarken alte verfallene Wassergräben, so ist doch wohl selten eine Feldmark anzutreffen, wo nicht ein fetter Grund, oder sonst eine Gelegenheit zu guter Erde sich finden sollte. —

Wer wollte nicht diesen Wünschen des Herrn Hagemanns beytreten! Aber es kömmt auf die Grundherren an, daß sie ihre Unterthanen von der Furcht befreyen, welche Frankreichs Bauer in der Unterthänigkeit erhält. Als einige derselben einst von einem Reisenden befragt wurden, wie sie bey ihrem Elende und Armuth noch so frölich seyn könnten, so gaben sie zur Antwort: Es könnte uns nichts helfen, wenn wir mehr erarbeiteten. Wir würden darum gar nicht in bessern Umständen seyn, weil wie, je mehr wir zu wege

brächt-

brächten, desto mehr auch würden abgeben müssen. Ganz richtig. Derjenige kennet den Menschen gar noch nicht, der von ihm Fleis und Industrie verlanget, ihn aber die Früchte seines Fleisses nicht will geniessen lassen.

Sicherheit ist also das Fundament, welche die Industrie erhebet. Furcht und Mißtrauen untergräbt sie. Ein Guthsherr, der also will, daß seine Unterthanen todten Sand gleich Hagemanns Cossäthen in Waizenacker verwandeln sollen, der ertheile ihnen die feyerlichst verbriefte Sicherheit, daß der Erdverbesserer und seine Nachkommen auf ewige Zeiten von aller Erhöhung herrschaftlicher Gefälle und Dienste befreyet seyn sollen. Ist der Guthsherr kein Menschenfreund, der an Vermehrung des menschlichen Wohls nicht Gefallen hat, so muß er entweder durch die höchste Landesobrigkeit angehalten werden, zum besten des Staats, in welchem er lebt, und von dem er Schutz und Vortheile geniesset, seinen Unterthanen die Hand zu bieten, oder lieber durch Ertheilung gewisser Ehrenzeichen, zur Nacheiferung erwecket werden, wenn diejenigen, die sich als Förderer der Ackerverbesserung in Ansehung ihrer Unterthanen hervorthun, auf Erlangung gewisser Ehrenzeichen Rechnung machen dürfen.

Da es heutiges Tages gar kein Problem mehr ist, daß der Ackerbau die Grundsäule des Staats sey, so weiß ich nicht, warum man in Deutschland nur allein den Kriegern, und nicht auch eben sogern Förderern des Ackerbaues Ordensbänder umhängen wollte. Ländereroberungen können vielmals Weniger einbringen, als die Totalität von Ackerverbesserungen eines Landes. Jeder Dorfedelmann, der den Kornertrag seiner Ländereyen bey sich und seinen Unterthanen auf eine oder die andre Weise vermehret, arbeitet an der

Ver-

Vertheidigung des Staats gegen andere. Denn durch den vermehrten Korngewinnst hilft er an seinem Theile ja doch zur Verstärkung des Staats; er vermehret seine natürlichen, und von keinem auswärtigen Staate abhängende, Reichthümer, wodurch zugleich die Volksmenge vermehret wird. Sollte für diesen Biedermann der Staat keine Ehrenzeichen, nur allein für den Krieger, der mehr zerstören, als bauen, mehr die Volkszahl mindern, als vermehren muß, haben wollen?

Der Staat lasse jährliche so zu nennende Ackerannalen drucken, und beschreibe darinnen die rühmwürdigen Operationen der Guthsbesitzer, um die Nacheiferung aufs höchste zu erwecken. In diesen Annalen, wovon auch ein kurzer Auszug den politischen Zeitungen einverleibet werden könnte, müsse besonders derjenigen mit voller Ruhmserhebung gedacht werden, welche sich durch vorzügliche Ackerverbesserungen zum Ordensbande qualificiret und ihn auch erhalten hätten.

Unter den Creiseingesessenen des —— Creises, so würden etwa die Ackerannalen berichten, hat sich im verwichenen Jahre N. N. am meisten hervorgethan. Er hat 1) acht Morgen Flugsand durch Begattung mit Gras- und Holzsaamen wieder befestiget und nutzbar gemacht; 2) einen Moraft, oder Bruch, von 200 Morgen, worin bisher nichts als schilfichtes, saures und kraftloses Gras wuchs, abgezapfet oder abgetrocknet, so, daß hieraus die schönsten, süsses feines Gras tragenden, Wiesen werden müssen, wodurch sein und seiner Unterthanen Viehstand gar sehr verbessert wird. 3) Auf den entferntesten Aeckern des Guthes, die theils wegen der meisten Entlegenheit vom Guthe, theils wegen des schlechten Bodens am wenigsten einbrachten, hat er abgebauet, und 12 Colonisten darauf ange-

angesetzet. Jeder Anbauender hat 4 Morgen nicht nur zum Eigenthum sondern auch die Wohngebäude fertig und umsonst, auch 10 Freyjahre bekommen, worauf ein mässiger Erbzinß an den Guthsherrn jährlich erleget wird. Hiernächst hat eben derselbe jedem Colonisten einen Ochsen und sogenannten Kippkarren, welche sie binnen 4 Jahren erst bezahlen dürfen, angeschafft, damit sie aus der Nähe ihrer Aecker Lehm anfahren, und damit ihren Sandacker verbessern mögen. Und damit es nicht am Futter zu Unterhaltung eines Ochsens und einer Kuh in der Stallfütterung vom Anfange an fehlen möge, so hat der Guthsherr jedem Colonisten 2 Morgen Acker mit Klee bestellen lassen. 4) Endlich hat eben dieser Guthsherr dreyen seiner Bauern, welche unter allen den schlechtesten Acker haben, auf sechs Jahr lang des gewöhnlichen Hofedienstes entlassen; damit sie theils aus dem urbar gemachten Bruche die Moorerde auf ihre nächste Aecker fahren, theils andre ihnen zugehörige Aecker, die thonichten mit Sand, die sandichten aber mit Lehm befahren mögen. Er hat zugleich diesen drey Bauern eine solenne, und zu Recht beständige, Versicherung, welche er zugleich ins Landbuch eintragen lassen, gegeben, daß sie in Betreff ihrer zu unternehmenden Ackerverbesserung so wenig in Geld- oder Naturalabgaben, als Diensten niemals erhöhet werden sollen. Wie denn belobter Guthsherr zu gleicher Zeit ein gleiches Instrument drey andern Bauern gegeben, daß sie, so bald die Freyjahre der erstern vorbey seyn werden, in ihre Stelle treten, und mittelst vierjähriger Entlassung ihrer Hofedienste auch an ihre Ackerverbesserung Hand anlegen sollen. Diesemnach ist N. N. dem Landesherrn, als ein sich zum Orden des Patriotismus (wäre dies nicht der schicklichste Name?) qualificirt gemachter Creiseingesessener vom Landra-

the und Creisdeputirten angezeiget worden, welcher ihm gedachten Orden ertheilet, und befohlen, daß der Landrath das Ordensband bey der nächsten Creisversammlung in Gegenwart der Landstände mehrbelobten N. N. Namens des Landesherrn, umhängen, und ihm nebst Uberreichung des Ordensdiploms den nun zukommenden Rang unter seinen Mitständen anweisen sollen. —

Können Leser seyen, welche mich zu übertriebener Forderungen beschuldigen wollen, so muß ich sie als solche ansehen, welche mit den Mitteln, die Industrie aufzumuntern und anzufrischen, theils niemals bekannt geworden, theils sich in den Schriften klassischer Schriftsteller, welche die Grundsätze der politischen Wissenschaften vortragen, nicht umgesehen haben. Es sey mir daher erlaubt, aus mehrern solcher Schriftsteller den berühmten Hrn. Abt Genovesi anzuführen, welcher in seinen Grudsätzen der bürgerlichen Oekonomie also spricht:

Ehre und Belohnung, diese beyde große Triebfedern, welche alle Künste und Wissenschaften hervorbringen und vollkommen machen und die großen Ursachen der Thätigkeit sind, machen eine der ernstlichsten Pflichten aus. Denn wenn diejenigen, welche — — sich in irgend einer nützlichen Profession vor andern hervorthun, oder diejenigen, welche mit ihrem Privatvermögen den öffentlichen Nutzen und die öffentliche Glückseligkeit zu befördern sich befleissigen, anständige Ehrenbezeugungen und Belohnungen erhalten, so kann es nicht fehlen, daß der Verstand und der Geist der Nation nicht erweckt wenden sollte, und daß nicht große Vortheile für sie, als für den Regenten daraus entstünden, da zumal der Mensch ein gewisses Thier ist, das niemals seine Kräfte alle kennen

nen lernt, als wenn es auf gewisse Proben gesetzt wird. Die Geschichte der menschlichen Dinge beweiset den Nutzen der empfohlenen Hülfsmittel, und lehret zugleich, daß sich der menschliche Geist niemals in Bewegung setze, ohne große Männer hervorzubringen. —

Nachdem eben dieser Lehrer seine Behauptungen durch das Beyspiel der Engländer erläutert hat, so setzt er zur Bestätigung derselben von seinem Vaterlande dieses hinzu:

Es ist nicht blos die bürgerliche Freyheit, die gegenwärtig in Aegypten, in Persien, in Griechenland fehlt, daß diese Nationen das nicht mehr sind, was sie ehemals gewesen: das bewegende Principium des Verstandes und des Geistes fehlt ihnen, d. i. die Belohnung und die Ehre, und der Grad der Freyheit, der Bürgern als eine Belohnung zukömmt, und den die Gesetze in jedem Lande unangetastet lassen müssen. — Der Boden Italiens ist heut zu Tage eben derselbige, der er zu den Zeiten Augusts war: das Klima ist eben dasselbe. Hieraus folget, daß das Physikalische derer, die daselbst gebohren werden, auch noch dasselbe sey. — — Bey alledem fehlt gar viel, daß Italien in Ansehung des Moralischen noch dasselbe sey. Hiervon ist die wahre Ursach, daß sich die häusliche und bürgerliche Erziehung geändert hat, und daß andre Studien, andre Lebensarten und eine andre Denkungsart aufgekommen sind. Dadurch ist das bewegende Principium großer Genies und des Muths ausgelöscht worden; und die Leute haben sich bemühet, durch Pracht in der Lebensart, durch List, Betrug, kleine Ränke, und andere dergleichen Kunstgriffe dasjenige zu erlangen, was sie durch Tugend, die entweder unbekannt, oder gefürchtet ist, nicht erlangen können. —

Aber

Aber die Bauern, die ihre Einkünfte durch Erdverbesserungen vermehren, wider vermehrte Auflagen oder Dienste zu sichern, sollte dies nicht von Vielen unbillig gehalten werden? Ist es nicht völlig gerecht, werden sie sagen, die Abgaben der Unterthanen nach dem wahren Ertrag ihren Aecker zu proportioniren? Hier ist aber Industrie, welche nach den Grunsätzen einer gesunden Ackerpolicey gar nicht beschweret werden muß. Soll man, wird mancher weiter fragen, den Bauer gar reich werden lassen? Ja! antworte ich, er sey lieber reich als arm, von reichen Bauern hat der Staat mehr Nutzen, als von armen. Ich werde mit dieser Meynung manchen Edelmann, manchen unrechten Financier oder Cameralisten ärgern; ich will daher hier abermals hinter eine Schutzwehr treten, und den Verfasser der Briefe über den gegenwärtigen Zustand von England mir das Wort also reden lassen: Der Reichthum ist eine Quelle der Bevölkerung; — — wenn die Erde Einkünfte bringen soll, so wird erfordert, daß die Arbeit des Landmannes ein reiches Produkt gebe, welches die andern Klassen von Menschen, die in einem Staate nothwendig sind, erhalten kann. Nun kann dieses von armen Bauern nicht erwartet werden, welche die Erde auf eine unzulängliche Art bauen. Sie haben genug zu thun, wenn sie blos für sich selbst einen elenden Unterhalt hervorbringen können. — — Blos von reichen Leuten muß die Einrichtung einer Kultur und eines Handels mit den ländlichen Produkten abhangen, der im Stande ist, den Privatmann einzeln, und den Staat im Ganzen zu bereichern und eine niemals versiegende Quelle von Reichthümern zu eröffnen, vermittelst welcher eine Regierung ihren Unterthanen einen vollkommnen Genuß aller Arbeiten, sowohl der Künste, als der Handwerker versichern, ihre Gränzen befesti-

festigen, und allezeit starke Kriegesheere zu ihrem Dienste haben kann, und wodurch sie öffentliche Werke, die zum Nutzen und zur Zierde nothwendig sind, auf eine große Art zu unternehmen, und solche Belohnungen und Vortheile, die geschickte Fremdlinge bewegen können, sich in dem Reiche niederzulassen, zu geben im Stande sind.

Auf solche Art hängt von der Polizey des Ackerbaues, und von der Handlung mit dessen Produkten, die Einrichtung der Finanzen und aller andrer Zweige der Regierung in einem Staate, der ein ansehnliches Gebiete hat, ab. —

1 Vorschlag einer so zu nennenden Ackerindustrietabelle.

Da, wie vorhin schon gesagt worden, in den wenigsten Gegenden und Oertern Aecker vorhanden sind, welche nicht durch Verbesserungserden zu einem höhern Kornertrag nach und nach erhöhet werden können, so würde es sehr zweckmässig seyn, wenn Landesregierungen, oder sogenannte Kammercollegia, mittelst jährlich an die Ackerstädte und Dörfer zu erlassender Tabellen, deren Fragen in den Städten von Magistraten und Städteältesten oder Verordneten, in den Dörfern von den Gerichtsobrigkeiten, oder falls die nicht am Orte gegenwärtig sind von den Dorfpfarren, wenn sie Ackerbau treiben, Schulzen oder Richtern und Schöppen zu beantworten, auch wohl von Bevollmächtigten, die in der Provinz dazu ausgeschickt werden, nachzusehen und zu berichtigen wären, die ländliche Industrie erforschen und aufmuntern wollte. Mittelst dieser Tabellen müßte nun eine Landesregierung die Ackerindustrie so einleiten und ermuntern, daß die Hindernisse derselben je mehr und mehr aus dem

dem Wege geräumet würden. Ich will eine Tabelle entwerfen, die nach Beschaffenheit jeder Provinz Zusätze erfordern kann.

I. Fragen über den Flugsand.

1) Ist Flugsand am Orte vorhanden, und wie viel Morgen ohngefähr enthält derselbe?

2) Sind zur Urbarmachung und Befestigung desselben noch niemals sichre Anstalten getroffen worden, und wenn solches bisher unterblieben, was ist daran Schuld?

3) Wenn bisher schon Barrieren gegen die Nordwestwinde angelegt worden, worin haben dieselben bestanden, in Gräben, deren Wälle mit Graswurzeln besäet, oder mit Espenaufschlag, auch kreuzweise mit Bruchweiden besetzt worden; oder welches geschwinder wirkt; sind Barrieren von hingeworfenen oder mit Pfählen befestigten Reisern von Kiefernholz angelegt, und die ersten Zwischenräume mit Kiefernsaamen und Graswurzeln zugleich begattet worden?

4) Hat man es in den folgenden Abtheilungen versucht, allerley nützliche Futtergräser, als Quecken, Sichelklee, (Medicago falcata) Esparcette, (Hedysarum Onobrychis) Kälberkropf, (Chaerophyllum sylvestre) Pappel, (Malva sylvestris) Stockrose, (Alcea rosea) Spergel, (Spergula arvensis) Honiggras, (Halius lanatus) u. s. f. anzubauen?

5) Wenn nur gedachte Futtergräser nicht fortgekommen sind, was war hiervon die Ursach, etwa diese, daß sie nicht im Herbste, bey nasser Witterung, oder mit einer Vermischung von fettem Dünger,

ger, Schlamm, Moos, u. dgl. sondern im Frühjahre angesäet; oder daß sie nicht ein Jahrlang mit dem Abschneiden verschonet worden?

6) Ist auch wohl nicht das Mißlingen solcher Gräser daher gekommen, daß man den allzuleichten Sand nicht mit recht schweren Walzen nach der Aussaat im Herbste, auch theils noch später, nach dem Aufgehen der Gräser, übergefahren und ihm hiermit eine mehrere Dichtigkeit gegeben, um der jungen Saat wider Wind und Sonne Bestand zu verschaffen?

7) Wenn unter dem Flugsande ein oder mehrere Fuß tief noch gute fruchtbare Erde gefunden wird, (diese muß aber da seyn, wo der Flugsand gute Aecker und Wiesen versandet, oder überzogen;) sollte es nicht daselbst dienlich seyn, zumal in den Gehägen große Birken, Rüster, Weiden, Pappeln u. s. f. zu pflanzen, welche im Sandboden gut bestehen, und in dürftigen Gegenden das Laub zum Viehfutter für kleine Wirthschaften abgeben können, anzupflanzen?

8) Sollte es nicht rathsam seyn, falls die Ackerwirthe des Orts Acker genug in Cultur haben, den bisher wüste und unbrauchbar gelegenen Fleck Neuanbauenden zur Urbarmachung zu überlassen?

9) Wäre die Commune hiervon nicht abgeneigt, wären sodann nicht ein oder mehrere Ackerwirthe des Orts, die erwachsene Söhne und Töchter haben, dazu zu überreden, daß sie solche Söhne und Töchter untereinander verheyratheten, und auf dem wüsten Platze aufbauen ließen, damit Väter und Schwiegerväter den Neuaufbauenden zu Hülfe kämen, um das Sandland allmählig in

gutes tragbares Kornland mittelst Bedeckung mit Lehm oder Moorerde zu verwandeln?

10) Sind am Orte oder in der Nachbarschaft Nadelhölzer vorhanden, deren Abtreiben ganz oder zum Theil, wenn sie auf dürren Sandboden stehen, einen Flugsand mittelst des Windes veranlassen könnte?

11) Wenn diese Wälder nach gewissen Schlägen oder Abtheilungen von Jahr zu Jahr abgeholzet werden, in welcher Richtung gehen solche Abtheilungen?

12) Da die von Nordwest gerade nach Morgen zu ausgehende Abtheilungen vom Winde angerissen, und den geraden Strich lang hindurch Flugsand werden, und Versandungen der Nachbarschaft anrichten können; vermeidet man auch solche, und läßt sie lieber in die Queere, von Mittag gegen Mitternacht zu, laufen?

13) Ist die Waldung auf dem Sande bisher noch nie in Schläge vertheilt gewesen, und soll nun allererst nach solchen angehauen werden; ist dazu Sicherheits halber der erste Schlag von der Mitternachtsseite bestimmet worden?

14) Wenn ein Sandberg, der bisher als Weide genutzet wird, vorhanden, und von selbigem Sand zum Bauen oder Streuen in den Häusern gebraucht wird; sind die Sandgruben auch nicht an der Abendseite des Berges angelegt, und hiemit dem Winde Gelegenheit gegeben worden, weiter in den Berg hineinzureissen?

II. Fragen über die in Cultur befindliche Aecker.

1) Was für Erden enthält das Feld, schwarze oder graue fette Erde? was für Arten von Lehm- Letten- oder Thonerde? welche Arten von Sand, kalter oder hitziger Art?

2) Sind verschiedene Erdarten auf dem Felde; wie viel beträgt jede derselben nach Morgen oder Scheffelzahl gerechnet, wie viel nämlich derselben ausgesäet werden können?

3) Wenn der Verbesserung fähige Erdarten durch entgegenstehende da sind, findet man auch diese letzteren auf der Feldmark, oder in der Nähe?

4) Wären keine Verbesserungserden des Orts bekannt oder ungewiß, ob dergleichen in der Tiefe des Bodens befindlich: hat man diese schon überall mit einem Erdbohrer ausgeforschet, und ist ein solcher am Orte bereits vorhanden?

5) Sind Verbesserungserden bisher gebraucht worden; auf welche Art ist solches geschehen?

6) Ist jemand des Orts mit Anwendung der Verbesserungserden schon so weit gekommen, daß er schlechtes Land, welches bisher kaum das dritte oder vierte Korn getragen, oder drey, sechs und mehrere Jahre der Ruhe bedurfte, um sich wieder zu erhohlen, in solches verwandelt, welches nun das sechste, siebente ꝛc. Korn trägt, und wie alt ist solche Besserung?

7) Ist noch keiner mit Erdverbesserungen so weit gekommen, daß er Roggenland in Waizenland, Haberland in Gersteland u. s. f. verwandelt hätte?

8) Ist dergleichen noch gar nicht geschehen, welches sind die Hindernisse, und wie sind diese zu heben?

9) Wenn die Gemeinheit bisher im Wege gewesen, weßhalb scheuet man sie, und warum ist sie nicht längst aufgehoben, da solche von der Landesherrschaft begünstiget wird?

10 Hat etwa dieserhalb noch kein Ackerwirth zur Erdverbesserung Hand anlegen wollen, weil er heute oder morgen eine Aufhebung der Gemeinheit befürchtet, bey welcher er um seinen Acker kommen, und die Frucht seiner Industrie in andern Händen sehen müßte?

11) Wenn die Ackerwirthe jeder mehr als zwey Hufen, oder sechszig Morgen Ackers besitzen, sollten sie nicht geneigt seyn, ihren Kindern das Uebrige davon, den schlechtesten, aber einer Verbesserung fähigen, Theil mittelst Erdmischung, zum An- und Aufbau abzutreten?

12) Wären Väter hiezu geneigt, was wünschten sie für Unterstützung abseiten der Landesherrschaft, freyes Bauholz, Freyjahre, Vorschuß am Gelde u. s. w.?

13) Könnten und wollten aber die Ackerwirthe nichts von ihren Aeckern abtreten, sollte ihnen nicht gerathen seyn, wenn sie ihre bisher geringste gewesene Aecker durch schickliche Erdmischungen in den Stand setzten, daß sie mit allerley Futtergräsern bestellet würden, und mittelst der Stallfütterung bey bisheriger geringer Weide die Viehzucht zu verbessern, und mehr Dünger davon zu gewinnen?

III. Fragen über den Wiesewachs.

1) Hat jeder Ackerwirth so viel Wiesewachs, daß selbiger wenigstens den dritten Theil seiner Grundstücken, gegen den Acker zu rechnen, ausmacht?

2) Wenn

2) Wenn des Orts zu niedrig gelegene, und die meiste Zeit unter Wasser stehende, Wiesen gefunden werden, welche dieserhalb nur saures, schilfichtes, und also schlecht nährendes Heu geben; warum sind keine Abzugsgräben zur Abtrocknung bisher angeleget worden?

3) Haben die Wiesen eine solche Einrichtung, daß sie zu Zeiten gewässert werden können, oder leidet es die Lage, daß dergleichen ohne Weitläuftigkeit annoch veranstaltet werde?

4) Ist es noch nie versucht worden, ob die Wechselcultur, da Wiesen von Zeit zu Zeit als Ackerland zum Getraydetragen, und darauf wieder zu Gras, gebraucht werden, einträglicher sey?

5) Hat es bisher die Hüthungsgemeinschaft nicht verstattet, an solcher Wechselcultur zu gedenken; hat man wenigstens noch nie Wiesen so mit dem Pfluge bearbeitet, daß nur eine, oder wenige zusammenpassende Grasarten damit begattet worden, um desto kräftigeres Heu, welches vom Grase gleichen Wuchses und gleicher Blüthzeit entstehet, zu gewinnen gewesen?

6) Wenn die Wiesen einen der Verbesserung fähigen Boden haben, hat man bereits von Erdmischungen, und von welchen, Gebrauch gemacht?

7) Hat man die Wiesen aber in ihrem ersten natürlichen Zustande gelassen, womit sind sie gedünget worden?

8) Ist bisher gebrannter Kalch gebraucht worden, wie hat man ihn überstreuet, allein, oder in Vermischung mit Erde?

9) Zu welcher Jahreszeit ist solches geschehen?

10) Hat man nicht, wie sonst immer, die Frühlingszeit zur Kalchdüngung am vortheilhaftesten gefunden?

11) Da man mit Gypse die Erde so leicht verderben, als verbessern kann, welche Verfahrungsart hat man am besten befunden?

12) Da diejenige Gypsart, welche mit der Säure aufbrauset oder diejenige, die sich bald in ein zartes Pulver auflöset, für die vorzüglichste gehalten wird; hat man solche gehabt und gebrauchet?

13) Wann auch ferner einige gebrannte Gypsarten, es den ungebrannten in der Düngung zuvorthun, von welcher hat man Gebrauch gemacht, und darin am vorzüglichsten befunden?

14) Der Mergel kann sowohl beym Getreyde- als Grasbaue angewendet werden; hat man bisher Wiesen, und mit welchem Vortheil, bemergelt?

15) Wenn solches bisher geschehen, die verschiedenen Mergelarten aber den verschiedenen Erdarten, die damit gebessert werden sollen, gemäß seyn müssen; welche Mergelart hat man bisher gebrauchet, oder gewählet?

Anmerk. Hier müßte vorausgesetzet werden, daß die Benennungen des Mergels nach dem Verhältniß seiner Bestandtheile nicht unbekannt wären, oder bekannt gemacht würden, damit man sagen und wissen könnte, was z. E. Thon-Kalch-Gyps-Sandmergel u. s. f. (s. S. 539.) sey.

16) Wenn das Aeschern der Wiesen des Orts gebräuchlich, und rohe Asche einen andern Nutzen eigentlich hat, als das Moos zu vertilgen; welche Asche zeigt den meisten Nutzen, schlechtweg abge-

abgelaugte und im Schatten wieder getrocknete, oder Seifensiederasche, welche mit Kalch gemischt ist?

17) Wie sehr ist der Heugewinnst vom Kalch- Gyps- Mergel- und Aschaufstreuen vermehret worden, um den zweyten, dritten und vierten Theil u. s. f?

Siebentes Kapitel.

Gewöhnliche und ungewöhnliche Düngungsarten.

Die Nahrungstheile der Pflanzen müssen, damit sie unterhalten oder vermehret, und nicht erschöpfet werden, der Erde durch verschiedene Düngungsmittel einverleibet werden.

Die gewöhnlichen Düngungsarten bestehen aus den Auswürfen der verschiedenen Hausthiere, welche salzige, ölichte und irdische Theile enthalten, die nebst der wässerichten Feuchtigkeit den Grund aller Fruchtbarkeit ausmachen.

Die ungewöhnlichen Düngungsarten, die auch bey einigen Schriftstellern künstliche, im Gegensatz der natürlichen oder gewöhnlichen, heissen, sind zum Theil schon im vorigen Kapitel berühret worden, theils soll ihrer in der Folge gedacht werden. G. S. §. 126. 127.

1) Die zum Düngermachen dienlichste Strohart.

Es sind Oerter und Gegenden, die, nach der besondern Beschaffenheit ihrer Aecker, von einer Strohart bald mehr bald weniger gewinnen. Es ist aber

nicht einerley, das Streustroh von der am meisten vorräthigsten Sorte nehmen zu wollen. Es sey der Fall z. B. daß man an diesem oder jenem Orte mehr Waizen, als Roggen, bauete, und daher mehr Waizenstroh zum Einstreuen in den Ställen, als Roggenstroh erübrigen könnte, ersteres auch in wohlfeilerm Preise als dieses wäre; so würde man dennoch dem Roggenstrohe zum Mistmachen den Vorzug einräumen, und dieses lieber als Waizen- und Sommerstroh, d. i. vom Sommergetreyde wählen müssen.

Der Grund hiervon besteht darin, daß das Roggenstroh wegen seiner festern Beschaffenheit die salzichte und öliche Theile der Thierauswürfe enger einschliesset, und solche nicht bald wieder fahren läßt.

Zwar werden alle übrige Stroharten nur gedachte Salze und Oele leichter einziehen, weil sie poröser sind. Allein sie verfliegen auch dagegen desto geschwinder. Daher kömmt es denn auch, daß Mist aus Waizen- Gersten- und Haberstroh, wenn er auf dem Hofe ausserhalb des Stalles zu liegen kömmt, sich vermindert, und gleichsam schwindet. Diese Stroharten werden freylich weit geschwinder die Säfte der thierischen Auswürfe, als das Roggenstroh einsaugen, und im Acker in der ersten Tracht ziemliche Dienste thun. Allein dieses ist gar nicht von Dauer, die salzichte und öliche Theile verfliegen zu frühe. Dagegen beharren sie länger in dem Roggenstroh, vertheilen sich nach und nach im Acker, so, daß man die Würkungen dieses Strohes im Miste einige Jahre hintereinander noch verspüren kann.

2) Es muß gesorget werden, daß es auch in Mißwachsjahren nicht am Streustrohe mangeln möge.

In der H. M. B. IV. S. 729. wird es zur Regel gemacht, daß auf ein Strohmagazin in Ansehung des Futters Bedacht genommen werden solle. Hier nun verlangt man, daß auch ein solches Strohmagazin in Ansehung des Roggenstrohes zum Einstreuen gehalten werden solle, damit man, um der in vorhergehendem Abschnitte beygebrachten Ursach willen, in Mißwachsjahren immer zugreifen, und nicht nöthig haben könne, eine andre Strohsorte zum Einstreuen in den Viehställen zu gebrauchen.

Ist daher der Roggenstrohgewinnst irgendswo immer nur mässig, so muß man lieber in wohlfeilen Jahren dergleichen einkaufen, als jemals daran Mangel haben.

Die Aufbewahrung dieses Streustrohes, als in einem Magazine, bedarf weniger Genauigkeit, als die des Futterstrohes, und es kann das Alter desselben so wenig, als dies nachtheilig seyn, wenn es von Mäusen zerschrotet werden sollte, wenn nur der meiste Theil noch zusammenhaltend ist.

Altes aufbewahrtes Roggenstroh ist aber deshalb am meisten dem Mäusefraße unterworfen, weil in den Aehren noch Körner zu finden sind. Dieserhalb thut man wohl, wenn die Aehren dieses aufzubewahrenden Strohes in der Hexellade abgeschnitten, und zum Viehfutter angewendet werden.

Auch muß man dahin sehen, daß kein Krumm- oder futterichtes Stroh, sondern solches, welches beym Aufnehmen von den Dreschern, von ersterm, genau abgesondert worden, zum Aufbewahren erwähle, damit die Mäuse desto weniger darin Aufenthalt zu nehmen angelocket werden.

3) Ueberflüssiges Einstreuen ist zu widerrathen.

Man will durchs Einstreuen zweyerley Absichten erreichen. Die eine ist, daß das Vieh ein reinliches Lager haben möge, als wovon ein großer Theil seines Gedeihens abhänget; die andre aber besteht darin, daß Mist gemacht werde, welcher die Auswürfe des Viehes und Stroh zu Bestandtheilen hat.

Die erste Absicht wird hinlänglich erreichet, wenn nur eben so viel Stroh eingestreuet wird, als nöthig ist, daß die Thiere nicht naß, oder unreinlich, liegen mögen.

Es wird aber jedennoch das Einstreuen zum Reinlichhalten der Thiere nach Beschaffenheit des Futters bald mehr, bald weniger Stroh, erfordern.

Im Winter, wenn das Hornvieh allein mit Heu oder Stroh unterhalten wird, so bedarf es weniger Streustroh, als im Sommer, wenn es von grünem Futter leben muß. Hievon wird der Auswurf feuchter und dünner, und erfordert daher, wenn zumal die Stallfütterung eingeführet ist, leicht noch einmal so viel Stroh, als wenn es von trockenem Rauchfutter leben muß.

Die zwote Absicht des Einstreuens ist das Mistmachen. Hier muß man nicht denken, daß je mehr Stroh eingestreuet wird, desto mehr wird auch Mist gemacht. Nach dieser Idee dürfte nur das bloße Stroh auf den Hof hingestreuet, und zu seiner Zeit zum Düngen des Ackers fortgefahren werden. In Ansehung des Mistmachens soll das Stroh dazu dienen, wie eben zuvor gesagt worden, daß es das Vehiculum des thierischen Auswurfs seyn solle. Wenn daher soviel Stroh eingestreuet wird, daß es zu dieser jetzt bemeldeter Absicht hinreichend ist, so entsteht daraus

aus die rechte Güte des Mistes, welche vermindert wird, je mehr Stroh in dem Miste ist.

Hiernächst soll auch der Mist in Gährung kommen, bevor er auf den Acker hingefahren wird. Allzuvieles Stroh im Miste würde machen, daß solche Gährung zu spät oder zu schwach erfolgen könnte.

Eine Ausnahme machen die Schaafe, welchen man reichlicher, als den übrigen Thieren, einzustreuen pfleget. Da sie im Stalle nicht angebunden sind, und frey umherlaufen, auch gemeiniglich in den Ställen dicht beysammen sind, so treten sie mit ihren spitzigen Füssen das Stroh und ihre Auswürfe fest zusammen, daß das Stroh in Vermischung mit denselben geschwinder in Gährung kommen kann.

Wo große Schäfereyen sind, und die Hämmel in besondern Ställen ohne die Schaafe allein gehalten und gefüttert werden, da wirft man ihnen, weil sie gute Zähne haben, und nicht so gut als tragende und säugende Schaafe gefüttert werden dürfen, Roggenstroh reichlich in die Raufen, damit sie das Beste sich heraussuchen, besonders aber die Aehren abbeissen mögen. Was sie übrig lassen, wird von den Schäfern im Stalle täglich umher gestreuet.

Wenn die Schaafe des Sommers geweidet, oder mit Futterkräutern in Horden zu Hause gefüttert werden, so macht das grüne Futter, daß sie theils mehr Urin lassen, theils ihr Auswurf dünner ist. Dieserhalb muß ihnen in solcher Jahreszeit mehr Stroh untergestreuet werden, als wovon man auch mehr und bessern Mist, als im Winter erlanget.

Da der Schaafmist gemeiniglich für den besten gehalten wird, so sind viele Oekonomen auf dessen Vermehrung auf alle Weise bedacht. Wenn es ihnen daher am Streustrohe nicht mangelt, so lassen sie, wo nicht täglich, doch um den andern Tag, Mistjauche

über

über allen Mist des Schaafstalles aussprengen, worauf so fort trockenes Stroh ziemlich dicke überhergestreuet wird. Ein sehr gutes Mittel den Dünger zu vermehren! Es werden hölzerne kleine Tröge, oder Rinnen, dergleichen bey Brauhäusern üblich sind, um von aussenher das Wasser hinein zu leiten, von der Mistpfütze an, bis in den Schaafstall, gelegt, am Ende derselben aber ein großer Trog vom Stein oder Holz gestellet, aus welchem das einfliessende Mistwasser geschöpfet, und im Stalle ausgegossen wird, als welches das ganze Geschäfte so erleichtert, daß allenfalls nur eine einzige Person zur Vollendung desselben erfordert wird.

Von solcher Anlage der Viehställe, daß der Urin in der Mitte zusammenfliessen, und sich zum besondern fernern Gebrauch sammlen muß, dergleichen besonders von den Schweizern geschiehet, will nichts gedenken. Ich glaube, wir erreichen eben so gut die Absicht, die Auswürfe der Thiere zum Düngen zu nützen, als jene, wenn wir das Flüssige derselben durch ordentliches Einstreuen dem Strohe einverleiben, und auf solche Weise nichts davon verlohren gehen lassen. Nur darin sind wir größten Theils in hiesigen Ländern noch sehr zurück, daß wir den aus den Ställen ausgetragenen Mist auf dem Hofe seinem Schicksal, der Luft, Sonne und Regen zu seiner offenbarsten Entkräftung überlassen, als wovon bald mehr zu sagen seyn wird.

4) Subsidiarische Materialien zum Einstreuen und Mistmachen.

Nicht nur in geringen, sondern auch wohl in großen Landwirthschaften pflegt man den Mangel des Streustrohes mit verschiedenen andern Materialien, bald

bald mit mehrerm, bald mit wenigerm Nutzen, zu ersetzen, wovor die gewöhnlichsten hier angeführet und beurtheilt werden.

a) **Schilf** und **Riedgras.** Man findet beydes in sumpfichten Oertern oder stillstehenden Wässern, und trocknet es auf zum Einstreuen in den Viehställen. Das Riedgras ist hart, und daher eben so dauerhaft zum Miste, als von dem Roggenstrohe zuvor gerühmet worden. Die größte Art des Riedgrases wird in einigen niedersächsischen Gegenden Lürsch genannt, und ist vorzüglich gut zum Einstreuen zu gebrauchen. Das eigentlich so genannte Schilf ist zwar weicher, weil es aber sehr breit, und nach dem Trocknen sehr zähe ist, so behält es die eingesogenen Säfte des Thierauswurfs desto länger in sich, weßhalb es eine daurende Besserung in den Aeckern ausmacht.

b) **Kien-** oder **Kiefernnadeln.** Diese sollten in magern sehr sandichten Nadelhölzern nicht zusammengeharkt und zur Streu nach Hause nicht weggefahren werden. Denn sie sind die einzige Düngung und allmählige Besserung eines von Natur dürftigen Bodens.

Diese Nadeln werden nach Bedürfniß aus den Wäldern in allen Jahreszeiten, wenn kein Schnee liegt, zusammen gebracht, und dem Viehe entweder untergestreuet, oder auf dem Hofe mit dem übrigen Miste vermischet, und machen einen guten dauerhaften Dünger aus; sollten aber lieber in einem festen Boden als Dünger gebraucht werden, indem sie ihn sehr auflockern. In einem leichten Boden thun sie Schaden, besonders wenn Dürre einfällt.

c) **Baumlaub**, oder **Blätter** von Bäumen, die im späten Herbste abfallen, gesammlet, unter Obdach verwahret, und zum Einstreuen in den Ställen gebraucht werden. Man begreift die verschiedenen

Baum-

Baumblätter unter dem allgemeinen Namen: Streulaub.

Eichenblätter sind in Eichenwäldern häufigst zu finden und zusammenzubringen. Wenn sie recht nützlich seyn sollen, so müssen sie sehr lange im Mist seyn, bevor sie, weil sie sehr hart sind, Säfte einziehen. Auch liegen sie lange Zeit, ehe sie zur Gährung kommen. In einem sauren Boden taugen sie nicht, weil sie dessen Säure vermehren. Will man daher mit diesem Streulaube sicher gehen, so muß es ein Jahr in der Luft gelegen und hiemit seine Säure abgelegt haben, ehe es eingestreuet wird.

Blätter von Lindenbäumen, Haselnuß und Rüstern sind zu sehr porös, daher sie einen Mist von nicht allzulanger Würkung abgeben.

Die Blätter vom welschen Nußbaum sind, wo sie in Menge zu haben sind, allen übrigen vorzuziehen, und enthalten viele Salztheile. Man kann sie daher mit andern mehr kraftlosen Blättern vermischen.

Das Laub von Kastanienbäumen, hauptsächlich der sogenannten Roßkastanien kömmt den vorhergehenden am nächsten.

Hierauf folgen die Blätter von Weiden, Birken und Obstbäumen, die sehr gut zum Einstreuen sind. Die von Ellern sind im frischen Zustande an und vor sich selbst schon ein guter Dünger, weil sie Oel und Salz enthalten. Getrocknet, oder im Herbste vom Froste zum Abfallen gebracht, enthalten sie weniger, und sind in trockenem Zustande nicht zähe genug, um beym Einstreuen die eine Absicht des Streustrohes, das Reinlichhalten der Thiere damit zu erhalten. Sie sind zu zerreiblich dazu. In einem Düngermagazine, wovon bald geredet werden soll, sind sie besser zu gebrauchen.

Moos

Moos von Wiesen und aus Nadelhölzern kann in vielen Gegenden sehr häufig, und von erstern zu Verbesserung der Wiesen nützlich zusammengebracht werden, macht auch in den kalten Wintertagen eine Streu aus, welche sehr zum Warmhalten der Thiere tauget. Es ist sehr gut, mit dem Moose, so wie auch mit dem Streulaube und dem gewöhnlichen Strohe abzuwechseln, daß man z. B. heut oder in dieser Woche mit jenen Materialien, morgen oder in der andern Woche aber mit dem gewöhnlichen Stroh die Streu dem Viehe mache, damit kurze und lange Materialien wohl untereinander vermischet, besser zur Fäulniß gebracht, und zuletzt auch bequemer zum Verfahren auf den Acker aufgeladen werden können; welches letztere mit geringerer Mühe und wenigem Zeitverluste geschiehet, indem man mit der Mistgabel geschwinder aufladen kann, als mit Schaufeln oder Schüppen, welche nothwendig sind, wenn der Mist zu kurz ist, und kein Stroh enthält.

Die **Queckenwurzeln** oder **Pärhen**, welche an manchen Oertern von einzelnen Bauren Fuhrweise in trocknen Jahren aus den Aeckern herausgebracht werden, müssen vieler Orten auch, nachdem sie getrocknet worden, ein Streumaterial abgeben. Wenn sie nicht auf dem Felde scharf getrocknet, und zu dem Ende dünne auseinander geworfen, auch einigemal gewendet werden, schlagen sie gern wieder aus, sobald sie beym Einstreuen Feuchtigkeit gewinnen. Sicherer sind sie in den Schaafställen zu gebrauchen, worin sie von der Hitze des Schaafmistes bald getödtet werden. Man könnte sie aber doch weit nützlicher gebrauchen. Nicht zu gedenken, daß man, wie im vorigen Kapitel gelehret worden, Sandplätze damit begatten, und in Wiesen verwandeln kann; so hat man davon das kräftigste Viehfutter, welches, nachdem sie wohl ge-

trocknet, in der Scheune abgedroschen, ausgeschüttelt, und damit von der anhängenden Erde befreyet worden, entweder als Heckerling auf der Hexellade kurz geschnitten, und mit Strohhexel vermenget, oder gebrühet den Kühen gegeben werden, daß sie den Trank davon saufen, und die Wurzeln hernach allein, oder mit Hexel, fressen mögen. Sie übertreffen den Klee zur Vermehrung der Milch. Hauptsächlich befinden sich die Absetzkälber sehr wohl bey dem Tranke von Quecken, wenn sie die Milch damit verwechseln, indem er eben so süßschmeckend als nährend ist.

Farnkraut, (Filix) wächset bey uns überall und häufigst in den Waldungen, und kann sowohl frisch, als getrocknet, dem Vieh untergestreuet werden. Schon in grünem Zustande statt des Mistes auf den Acker gefahren, thut es sehr gute Dienste, und ich weiß nicht, woher es kömmt, daß in manchen armen Sandgegenden, wo Stroh und Dünger sehr knapp sind, dieses in ihren Waldungen allerhäufigste Kraut, wovon ein einziger Mensch binen wenigerer Zeit, als in einer Viertelstunde, ein großes Fuder abmähen und zusammenbringen kann, so sehr verkannt und nicht genutzet wird. Da dieses Kraut auf dem dürresten Sande wächset, so könnte es auf dem Flugsande zu dessen Befestigung auch angesäet werden, und in der Folge zu einem Streumaterial, ja in Mißwachsjahren wohl gar dem geringen Landmanne zur Fütterung des Viehes diener. Denn der Bischoff **Gunner** meldet, daß die Bauern in Norwegen und Finnland von verschiedeten Farnkräutern, sonderlich auch von dem sogenannten Männlein, zur Herbstzeit die Wurzeln, welche einige Fuß tief gehen, einsammleten, und mit solchen, zumal wenn das Heu mangelt, Kühe, Schaafe und Ziegen fütterten, auch der getrockneten Blätter statt des Heues sich bedieneten. Daß aber das Farnkraut

ei-

eines der besten Düngungsmittel sey, kann man schon daraus schliessen, daß es, wenn es verbrannt wird, doppelt so viel Salz, als viele andre Kräuter giebt, und daher vorzüglich zum Glasmachen gesuchet wird. Wo es daher zu finden ist, da sollte es entweder unter den Kühen zur Verbesserung und Vermehrung des Kuhmistes gestreuet, oder einen großen Theil der Materialien eines Düngermagazins ausmachen.

Heide, Heidekraut, (Erica vulgaris L.) welches auf magern Fluren sehr häufig gefunden wird, kann gleich, nachdem es abgehauen worden, eingestreuet werden. Ist es aber sehr lang, so muß es nicht an der Erde zum erstenmal, sondern, von oben nach unten zu, in zwey bis drey Theilen abgeschnitten werden, als worzu man sich alter Grassensen bedienet. Es dauret länger als ein Jahr, ehe es in der Erde versaulet, wenn es im ersten Jahre gleich als Mist auf den Acker gebracht wird. Ist dieser daher leichter Art, so wird er davon zu locker gemacht, und kann in trocknen Jahren leicht schaden. In einem Düngermagazine, wo der Mist Zeit zu faulen hat, ist das Heidekraut sehr gut zu gebrauchen.

Besenartiges Pfriemenkraut, Rehkraut, Rehheide, Hasenheide, Genist, (Genista scoparia, Spartium scoparium L.) wird bey uns sowohl in den Heiden, als sandichten Feldern an unbebaueten Oertern häufig gefunden, und enthält viel salzichte und harzichte Theile, weßhalb es sehr gut ist zum Einstreuen und Düngermachen. Es werden die Gipfel der Stängel mit einer Sichel sehr bequem abgeschnitten und gesammlet, und am vortheilhaftesten grün eingestreuet. Noch besser wird dieser nach nur beschriebener Art abgekürzte Strauch in einem Düngermagazine gebrauchet.

5) Die Miststäte auf dem Hofe.

Die Ställe werden, nach Beschaffenheit der Fütterungsart und der Anhäufung des Düngers, in kürzern oder längern Fristen, ausgemistet. Bey den Pferden geschiehet es täglich; bey den Vieharten nicht, ausser was in eigentlich so genannten Holländereyen in den Kuhställen, oder bey solchen Kühen und Ochsen zu geschehen pflegt, welche vom Brandtweinstranke oder gebrühetem Futter viel uriniren.

Wo man den Kühen oder Ochsen nur trockenes Futter giebt, oder wo es auf der Weide geht, und nur zur Nachtzeit eingestallet wird, da darf der Mist nur wöchentlich, oder gar nur monathlich, einmal ausgetragen werden, und es ist schon oben gesagt worden, daß der Urin sich in das Streustroh einziehen müsse. Nur muß hiebey mit dem täglichen Einstreuen ein Unterschied nach dem Geschlechte der Thiere gemacht werden. Den Thieren weiblichen Geschlechts wird höher hinterwärts, denen, die männlichen Geschlechts sind, unter dem Bauche höher gestreuet, weil diesen der Urin hieselbst, und recht auf die Streue, geht.

Es sind Landwirthe, die ihre Rindviehställe so eingerichtet haben, daß die Krippen an beyden Enden in Stielen eingepfalzet sind, und mittelst eingebohrter Löcher in diesen, wodurch starke Pflöcke gesteckt werden, wie man etwa dergleichen an den sogenannten Holzwuchten, womit das Bauholz auf- und abgeladen wird, hat, nach Bedürfniß erhöhet und erniedriget werden, um den Mist möglichst lange liegen zu lassen. Die Raufen sind ebenfalls von der Einrichtung, daß sie höher und niedriger gestellet werden können. Wird der Stall ganz ausgemistet, so hat die Krippe nebst der Raufe den niedrigsten Stand; je mehr aber der Mist anwächset, je mehr werden beyde von Zeit zu Zeit erhöhet.

Die-

Diese Einrichtung hat ihre Vortheile vor der gemeinen Weise, da der ausgetragene Mist auf dem Hofe hingetragen und so gelegt wird, daß Luft, Sonne und von den Dächern abschiessendes Regenwasser die besten Kräfte fortführen und ihn auslaugen muß. Hierzu kömmt noch, daß, wenn dergleicher Ställe Thorwege, statt der Thüren, haben, und der Mist mit Wagen auf der Stelle geladen und abgefahren wird, Zeit und Menschen gesparet werden. Wollte man hierbey sagen, daß die Anhäufung des Mistes im Stalle durch Vermehrung übler Gerüche dem Viehe undienlich seyn müsse, so ist solches aller Erfahrung zuwider. Ein tägliches Ausmisten erreget weit mehr Gestank, indem der an- und aufgerührte Mist übler, als der stillliegende, riechet, und hiermit täglich, oder öfters, die Luft verunreiniget wird. Tägliches und genugsames Einstreuen, da Morgens und Abends Koth und Urin verdeckt werden, lassen den verdeckten Mist, der immer fester wird, je länger er liegt, wenig oder gar nicht stinken. Zudem muß der Stall täglich, wenn es nicht frieret, geöffnet, und ein Luftwechsel angebracht werden, wie ohnehin die Stallthüren offen bleiben, so lange das Vieh auf dem Hofe täglich, wie es seyn muß, eine Zeitlang herumgehen, und sich verlüften muß.

Die Miststäte sollte so angelegt seyn, daß der Mist darauf den Anfang zur Fäulniß zwar machen, aber nichts von seinen fruchtbar machenden Theilen verlieren könnte. Sie muß daher weder zu hoch, noch zu tief, zwar feucht, aber nicht naß seyn. Wäre der Platz zu hoch, so müßte er etwas abgetragen, und mit Dielen oder Mauren eingefaßt werden, damit die Mistlake nicht abfliessen könne. Um dieser letztern Ursach willen müßte auch der Boden, wenn unten loser Sand ist, mit Lehm oder Letten ausgelegt werden, um das

Einziehen der Lake zu verhindern, es wäre denn, daß immer im Grunde Rasen oder andre gute Erde gelegt würde, um selbige von der Lake durchziehen, und sodann auf den Acker ausfahren zu lassen. So wäre es ferner dienlich, die Miststäte wider die Sonne zu sichern, welches durch ein leichtes Obdach geschehen könnte, falls nicht ein genugsam hohes Gebäude, oder mit Vorsatz dazu angesetzte hohe Bäume, die Mittagshitze abhalten. Der geringe Landmann kann sich ein sehr leichtes und wenig kostendes Schirmdach von 4 Haupt- oder Eckpfählen, deren die beyden, gegen die Mittagsseite gerichteten, kürzer, als die hintern seyn müssen, mit eigener Hand anfertigen, und die Latten oder Stangen darüber mit frischen, nicht dick gelegten Quecken, die, wenn sie recht feste zusammengepresset worden, ein grünes Dach darstellen, belegen. Schöfen oder Ageln von Flachs, Schilf, zusammengeflochtene Reiser von Weiden u. dergl. sind auch gut.

Ist der Hof mit Gebäuden eingeschlossen, so werden sie zur Regenzeit Ueberschwemmung machen. Dieserhalb muß man eigene Vertiefungen anlegen, worin sich dieses Wasser sammlet, falls sich nicht bequemer eine Ableitung anbringen läßt, um das Regenwasser fortzuschaffen. Hat man besondere Wassersammlungen auf dem Hofe, so kann damit der Mist, zumal wenn jene höher lägen, nach Nothdurft angefeuchtet werden. Leidet dieses aber die Gelegenheit nicht, so muß man von der Wassersammlung bis zur Miststäte hin auf hölzernen Pfählen Rinnen, wie bey Brauhäusern, legen, um das Wasser hineinzuschöpfen, und es auf die Miststäte hinzuleiten.

Wenn der Mist auf die Miststäte gebracht wird, so muß er überall gleich gemacht, und nirgends Lücken gelassen werden, als woraus nur Schimmel, der dem Acker nichts nützet, entstehet. Trocknes, dazwischen

gestreue-

gestreuetes Stroh, taugt auch nichts, und macht ebenfalls leicht Schimmel.

Kein Misthaufen, welcher über der Erde ohne Einfassung liegt, muß über acht Schuhe hoch angelegt werden, weil er durch seine eigene Schwere den Saft allzusehr auspressen würde. Und da zu große Misthaufen bey einem starken Viehstande zuweilen in der Mitte vermodern, so muß man lieber mehrere anlegen.

Ist die Lage des Hofes an und vor sich selbst zu niedrig, so müssen die Misthaufen über der Erde angelegt, und entweder mit Brettern oder Bohlen eingefaßt, oder mit einem Geländer von Stangen umgeben werden, damit das Hornvieh und Schweine sie nicht auseinander werfe. Diese Einfassung kann bey dem geringen Landmanne ganz simpel also seyn. Er schlägt nach der dem Misthaufen zu gebenden Figur rings herum Zaunpfähle ein. Innerhalb desselben legt er eine Schicht Bohlen nach der andern, nachdem die Schichten von Mist innerhalb sich erhöhen. Wenn innerhalb der Bohlen Lehm oder andre gute Erde etwa einen Fuß breit nach und nach, wie der Mist immer höher kömmt, gelegt wird, so wird die Kraft des Düngers desto besser zusammengehalten und zugleich dies bewürket, daß er desto eher faulen muß. Im Sommer kann auch ein so eingefriedeter oberwärts offner Misthaufen von oben mit Erde belegt, hin und wieder aber Rinnen gelassen werden, um, wenn's Noth thut, Mistwasser darauf zu giessen oder zu leiten, daß sich solcher hierdurch in den Mist hineinziehe, welches um so nöthiger ist, wenn es Pferdemist, oder anderer Mist, der mit Pferdemist Schichtweise vermenget worden, ist.

Man unterscheidet in der Landwirthschaft noch den **Hofdünger** von dem **Stalldünger**. Jener ist ein solcher, welcher niemals im Stalle gewesen, son-

dern aus dem auf dem Viehhofe umher zerstreueten Strohe entstanden, von dem unhergehenden Viehe betreten, und zum Theil bemistet worden. Auf großen Güthern bleibt er vom Herbste bis gegen oder in den zukünftigen Sommer liegen, da er denn zusammengebracht und auf den Acker verfahren wird. Dieser Hofmist ist der allerschlechteste. Er sollte zu Anfange des Frühlings, wenn er nach einem Regen zusammengebracht, und entweder vor sich allein, oder mit andern Miste vermischt, so in Haufen aufgelegt werden, als kurz zuvor für den geringen Landmann angerathen worden, damit der Acker nicht mit einem zu magern Dünger betrogen werden dürfe.

6) Ein Düngermagazin.

Unter einem Düngermagazin versteht man eine Grube, in welcher allerley faulende Materialien zusammengeworfen werden, um davon recht würksamen Dünger zu erhalten. Man macht Gruben die unten mit Lehm oder Letten ausgeschlagen sind, damit die Feuchtigkeiten nicht durchseigen. In Ermangelung des Lehms können Flachsdörfer, d. i. solche, welche einen starken Flachsbau treiben, die Flachsschäfen im Grunde legen, als welche wenig oder gar keine Feuchtigkeit durchlassen, nach einigen Jahren aber sich in Dünger verwandeln. In diese Grube können nun allerley Materialien hineingeworfen werden. Hat man keinen Mangel am Stroh, so macht man davon die unterste Schichte, hierauf allerley grüne Kräuter, ehe sie Saamen tragen. Je bitterer und fetter sie sind, desto besser sind sie. Ich habe schon mancher derselben zuvor bey den Einstreumaterialen gedacht, z. E. des Fahrnkrauts u. s. w.

Es sind in manchen armen Gegenden verhaßte Unkräuter auf dem Felde, welche in einem Düngermagazine vortrefflich sind. Hierunter ist vornehmlich die **Eselsmilchseuphorbie, Bullen- oder Eselsmilch, Wolfsmilch**, Euphorbia Esula Linn. zu rechnen; sie hat einen scharfen milchichten Saft, und ist auf manchen Sandfeldern ein allerhäufigstes Unkraut. Ich wüßte keine bessere Pflanze zum Düngermagazin, als diese, anzupreisen. Ihren Saamen läßt sie schon gegen Johannis ausfallen, weßhalb sie zu Anfange des Brachmonaths abgemähet, und ins Magazin gebracht werden muß.

Alle andre gemeine Unkräuter, die nur zu finden sind, als Wermuth, Pfennigkraut, Wucherblume, wilder Mohn, Schierling, Bilsenkraut, Hederich, Schilf, Riedgras, grüne kleingehackte Ellernzweige, Kiennadeln, Streulaub u. dgl. können Schichtweise, mit Stroh abgewechselt, ins Magazin kommen.

Ferner bringt man hinein alles, aus Gärten und Feldern ausgejätete, Unkraut, welches nicht zum Viehfuttern tauget. Je grüner, saftiger und frischer Kräuter und Baumblätter sind, desto lieber sind sie zu nehmen.

Das Auskehricht aus den Häusern, Blut und Abgänge von geschlachteten Thieren, Menschenkoth und Urin aus den Kloaken, Aescher oder gebrauchte Asche, Ofenruß, Strassenmoder, Seifenlauge von der Wäsche u. s. w. alles dieses muß man als einen Schatz ansehen, womit das Magazin bereichert werden kann. Für die Gärten läßt man den Dünger in solchem Magazine sehr kurz faulen; für den Acker aber darf er nicht so stark verrottet seyn. Von Zeit zu Zeit kann das angefüllte Magazin, welches an die 8 Fuß tief seyn muß, mit Mistjauche begossen werden, wenn es an Lauge von Waschen, Seifekochen, Garn- und

Leinwandbüchen fehlen sollte. Man kann es oben, wenn es voll ist, mit Erde oder langem Strohmiste bedecken, und muß, wenn es auf dem Viehhofe ist, selbiges einfrieden, oder Dielen darüber legen.

Auf einer andern Art kann man auch auf dem Felde ein Magazin anlegen. Es wäre der Fall, daß, wo ein Bruch mit Moorerde, oder irgendswo Abzugsgräben angelegt wären, so würde man, um an der Fuhre was zu sparen, in der Nähe derselben, wenn der zu bedüngende Acker nicht weit davon ist, Moorerde mit Mist, oder Kalch, Unkrautspflanzen u. s. f. vermengen, und wenn alles zusammen verrottet ist, davon Gebrauch machen.

Auf dem zu düngenden Acker selbst kann man auch eine Art von Magazinen errichten, welche man Mieten zu nennen pflegt, und hin und wieder in Oberberdeutschland sehr gebräuchlich sind. Das Verfahren hieben ist dieses:

Man führt vorher auf den Platz, den man düngen will, ein halbes Jahr oder länger vorher, den Mist, und setzt ihn in einen viereckichten Haufen so auf, wie man es mit einem solchen auf dem Hofe zu thun pflegt. Man nimmt wechselsweise eine Schicht Mist, eine Schicht von der Erde oder Rasen des Platzes selbst, oder aus der Nähe, wenn man kann, für Sandboden Lehm, für schweren Boden aber, Kalch, Mergel, Schutt von alten Gebäuden u. s. f. streut schichtweise dazwischen Unkräuter, Laub, Heidekraut u. s. f. und bedeckt endlich oben den Haufen hinreichend mit Erde, daß ihn die Sonne nicht ausziehen kann. Ehe man dergleichen Mieten auf dem Platze aus einander bringet, und ihn würklich damit düngt, arbeitet man alles nochmals um, damit alle Materialien besser unter einander kommen und faulen. Sollte man bey dieser Arbeit die Miete inwendig zu

trock-

trocken finden, so müßte man Mistjauche, oder, wenn es die Zeit nicht leidet, gemeines Wasser, welches am nächsten zu haben ist, anfahren, und damit anfeuchten. Da, wo die Miete gelegen, nimmt man die Erde tief weg, weil sich viel Fettigkeit in die Tiefe hin abgezogen hat, und der Platz zu geil werden würde. Man kann zu dieser Verfahrungsart auf zu weit entlegenen Aeckern seine Zuflucht nehmen, um an der Weite der Mistfuhren was zu sparen. Auch bergichte Plätze, wohin die ganze Quantität des erforderten Mistes zur Zeit schwer hinauf zu bringen ist, können nach dieser Art gedünget werden, daß man also davon eine Mistvermehrung und Fuhrenverringerung haben kann.

Düngerwände werden nach Art der bekannten Salpeterwände aus mancherley Materialien errichtet, müssen aber einige Jahre stehen, wenn sie einen recht fruchtbaren Dünger abgeben sollen. Man kann damit zugleich einen Platz einschliessen, und wenn nach einigen Jahren eine Düngerwand abgebrochen, und auf den Acker gefahren worden, so wird an ihrer Stelle zur Wiedereinschliessung des Platzes eine neue aufgeführet, die nach Verfliessung einiger Jahre wieder als Dünger verbraucht wird. Hr. Sprenger hat in seinen beliebten ökonomischen Beyträgen und Bemerkungen zur Landwirthschaft hiezu eine sehr gute Anweisung folgenden Inhalts bekannt gemacht: Man nimmt 5 Theile von einer guten Erde, z. E. schwarze, die unter dem Rasen liegt, oder Moorerde, oder Erde aus Kellern, Scheunen, Viehställen, die nicht steinicht oder sandicht seyn müssen; oder Erde unter Miststäten, Kloaken u. s. f. oder den Grund und Schutt von alten verfallenen Gebäuden: Man nimmt ferner 1 Theil Asche, und ein mittelmässig großes Bund weiches Stroh, z. E. Gerstenstroh, welches man allenfalles zerschneiden kann. Hieraus macht

man

man einen Teig oder Mörtel, so wie der Maurer die Mauerspeise macht, mit Urin, Mistlake, oder Regenwasser. Hiervon richtet man Wände auf, unten 3, oben 2 Schuh dick. Von Absatz zu Absatz in einer Weite von ungefähr 1 Schuh legt man 2 Zoll dicke Stecken über den Koth hinüber, und zieht sie heraus, wenn die Wand fertig, und ein wenig getrocknet ist. Die Luft streicht durch diese runde Löcher, und in selbigen legt sich bald viel Salpeter an. Oben spitzt man die Mauer schräge, wie ein Dach, zu, und es wird, wenn man will, mit Stroh bedeckt; welches Strohdach ein wenig auf beyden Seiten, auf der Wetterseite am längsten, herabgeht, und Regen und Schnee abhält. Tauben- und Hühnermist, unten an die Wände herumgelegt, macht, daß sie dungreicher werden. Macht man diese Wände im Herbste, so kann man sie nach einem Jahre schon brauchen. Mischt man Mist, besonders Schaafmist, allerhand bittere, scharfriechende und schmeckende Kräuter, die einen milchichten Saft haben, unter jene Erde, macht sie mit Blut, Seifenwasser, Salz- oder Pöckelbrühen an; so ist es ebenfalls gut. Sonnenschein, Regen und Schnee können aber das Kräftige dieser Wände sehr ausziehen. Ist es daher dem Landmanne um eine recht kräftige Düngererde zu thun, so kann er an einem erhabenen Orte, wohin sich kein Wasser zieht, etliche Pfosten eingraben, oben ein Stroh- oder Bretterdach darauf setzen, und die Seitenwände aus schlechten schmalen Brettern machen, die man so, wie an Jalousiegittern, über einander hinmacht, daß Sonne und Regen abgehalten werden, und doch die Luft frey durchstreichen kann. Man legt so viele dergleichen Wände, oder Haufen, oder Beete an, als der Platz fassen kann, und läßt schmale Wege dazwischen. (Es ist nicht einmal nöthig, wenn man Platz

genug

genug dazu finden kann, zur Abhaltung der Sonne und des Regens sich nach Jalousiegittern von Brettern umzusehen. Man darf nur die Wände nicht höher, als etwa 2 Schuh hoch anlegen, und sie oben mit langem Strohe oder Rohr, welches auf beyden Seiten so weit übersteht, daß Sonne und Regen die Wände nicht berühren können, bedecken. Und damit der Wind das Schirmdach nicht wegführe, so befestiget man das Dach mit Stangen, unter und oben. Zwischen diesen Stangen, wovon die untern gleichsam die Latten vorstellen, wird das Stroh eingeklemmet, und zu mehrerer Festhaltung mit zerbrochenen halben Dachsteinen, oder Rasenstücken, weitläuftig belegt. Verstattet es aber der enge Platz nicht, zur Gnüge dergleichen niedrige Düngerwände aufzuführen, daß man höhere haben muß; so kann man die Wände 4 Fuß hoch, und ein gleiches Stangengerüste, welches noch einmal so breit, als das vorige seyn muß, anbringen, und das Stroh in gedoppelter Länge mit Weidenruthen fest aufbinden, und hiemit machen, daß die Erdwand wider Sonne und Regen sattsamen Schirm hat. In manchen Gegenden, wo die Bienen zur Herbstzeit auf das Heydekraut verfahren werden, und die Bretter zur Anlegung eines Dachs rare, oder nicht so weit mitzunehmen sind, pflegt man solche leichte Strohdächer zu machen, und die Bienenkörbe darunter wider den Regen zu sichern.) Diese Wände, Haufen, oder Beete, macht man, wie obige, nachdem die Materien gut gemischt worden, begießt sie, so oft sie auswendig wollen trocken werden, mit Urin, Mistlake u. dgl. wirft sie auch östers um, denn locker müssen sie immer erhalten werden. Man kann auch etwas weniges vom ungelöschten Kalch und Gyps unter jene Erden thun, desgleichen kleingemachtes Tannen- Kiefern- oder Fichtenreisicht. Wenn al-

les recht verfault, und weis beschlagen ist, so hat man davon einen recht fetten Dünger, den man überall, besonders für Weinberge, gebrauchen kann. —

7) Flüssiger Dünger, Schweizergülle.

Unter diesem Namen versteht man gesammelte Feuchtigkeiten, theils vom Urin, theils vom Wasser, welches mit Düngerkräften sehr geschwängert, und in der Schweiz schonlängst im Gebrauch gewesen ist.

Das Verfahren des Zürchischen klugen Bauer Kleinjoggens und anderer dorten beschreibt uns Hr. Sprenger also: Sie graben an einem schattichten Ort ein Faß, (alte Bütte, Kufe) ein, in welche sie den Ablauf aus dem Stalle, oder Kloak u. s. f. nach Gefallen richten können. In dieses Faß thun sie gleichviel Menschenkoth, oder kurzen Dung und Asche, schütten siedendes Wasser daran, rührens um, füllen es vollends mit kaltem Wasser auf, decken es zu mit Brettern, und rühren es 14 bis 21 Tage täglich einmal um, bis alles recht verjohren hat. Mit diesem Wasser beschütten sie ihre Wiesen und Grasgärten im Frühling, und so oft sie das Gras abgemäht haben, und ihre Fruchtäcker zu der Zeit, da der erste Schnee fällt; begiessen auch die Gartengewächse damit. Es treibt erstaunlich; (man rühmt, daß die Wiesen, die nach jedesmaligem Abmähen damit begossen werden, drey- bis viermal mehr Heu, als sonst, davon geben;) die Aecker um Zürch bekommen keinen andern Dünger, und tragen doch alle Jahre reichlich; denn den eigentlichen Mist bringen sie in die Weinberge. Sie bezahlen daher in Zürch einem Eigenthümer eines Hauses gegen 20 fl. jährlich, daß sie den Menschenkoth aus dessen Kloak nehmen dürfen. —

Auf einer andern Art bereitet man so die Schweizergülle: Man macht Rinnen in den Ställen, und leitet den Urin in ein aussenstehendes Faß, das einen Deckel wider den Regen hat. Den Deckel erhebt man ein wenig bey Sonnenschein, daß warme Luft eindringt, und die Fäulniß befördert wird. Im Hofe, nahe bey der Miststäte, macht man eine Grube 6 Schuh tief, und leitet alle Mistlake hinein, legt unten in diese Grube 1 Schuh hoch Mist, gießt darauf alle Salzlaken, Brühen von Sauerkraut, Seifenwasser, Spühlwasser, wirft auch Kochsalz dazu, wenn es nicht zu theuer ist; den Urin von Menschen, Aeser von todten Thieren u. s. w. und läßt alles verfaulen. Man sorgt, daß dieses Wasser sich nicht in die Erde hinab verliehret, deckt die Grube beym Regen zu, läßt sie beym Sonnenschein offen, giebt aber derselben Schatten. Sind diese Wasser genug gefault, so nimmt man in ein Gefäß eine Hälfte Urin, und eine Hälfte des Wassers aus der Grube, mischt es unter einander, und begießt damit den Platz, den man düngen will.

Noch giebt uns ein Schweizer von seiner Einrichtung die Gülle zu bekommen, und dem Gebrauche derselben, nach seinen Erfahrungen diesen Unterricht: Man lege statt der gewöhnlichen schlechten Rinnen hinter den Viehständen einen dauerhaften von Holz oder Steinen, 1 Schuh breit, und 9 Zoll tief verfertigten, Canal an, welcher in der ganzen Stalllänge gegen den Auslauf hin mehr nicht, als höchstens 1 Zoll Abfall haben soll. Der Boden, wo das Vieh steht, darf da, wo er an den Canal schliesset, nicht niedriger, sondern eher etwas höher seyn. Diesen Canal, der am niedrigern Ende offen ist, aber mit einem Stück Bret und vor dasselbe gelegten Mist verschlossen wird, füllt man gleich Anfangs zur Hälfte

mit

mit Wasser. Der Urin des Viehes fließt von selbst dahin; was aber an Mist nicht hineinfällt, wird Morgens und Abends sammt der herumliegenden Streue hinter jedem Thiere mit der Mistgabel sorgfältig weggenommen, und eine gute Weile im Wasser herumgeschleppt. Was man denn vom einem Ende des Canals zum andern wieder vom Stroh auffangen kann, das legt man hinten neben die Thüre, bedeckt dies nasse Stroh mit trocknem, das man unter den Vorderfüssen des Viehes hervorzieht, und ersetzt letzteres sogleich wieder mit frischem Stroh, damit sich das Vieh gern lagere, und daher trocken und weich liege, und hiemit seine Wärme und Ausdünstung verbessere. Ist dies mit gehörigem Fleiße geschehen, so wird nach 30-36 Stunden das Wasser im Canal wirklich so dicht seyn, daß man die Mistgabel darin nicht ohne merklichen Widerstand hin und her bewegt. Alsdenn füllt man den Canal bis auf 2 Zoll vom Rande mit Wasser, und wiederhohlt an diesem zweyten Tage das übrige obige Verfahren. Am dritten Tage fängt es an, merklich zu gähren, und alsdenn leert man den Canal aus, daß das Flüssige aus demselben aus dem Stalle hinaus in einen zu nächst daran stossenden Kasten kommt, welcher aber so fest seyn muß, daß nichts verlohren gehen kann. Er kann beliebig weit, aber nur 4 Schuh hoch seyn, und immer mit 2 Zoll dicken Brettern bedeckt bleiben. Der Quark darin wird gut durchgerühret, daß alles klein wird, und so füllt man ihn nach und nach an, in welcher Zeit alles in volle Gährung kommt. Aus diesem Kasten bringt man die Jauche in einen andern mit der Hälfte gemeinen Wassers gemischt, und läßt es 3 Wochen in Ruhe, mit Brettern beständig zugedeckt, da denn dieser Dünger zum Gebrauch fertig ist.

Der

Der Gebrauch ist folgender: Dieser Dünger wirkt nie weniger, als wenn der Boden hart gefroren, und ohne Schnee ist. Man bringt ihn auf besäete magere Aecker, so bald Schnee vorhanden, und die Erde gefroren; ist aber der Boden weich, so führt man ihn zu allen Zeiten auf die Wiesen, nur nicht wenn das Gras schon etwas hoch ist, weil es sonst, dürr oder grün, dem Vieh eckelhaft würde. 20000 ℔ dieses Wassers (also etwa 10 Viertel Berliner Maaßes) sind hinlänglich, 1 Morgen Kornfeld auf 1 Jahr lang stark zu düngen; ein Morgen Wiesewachs (weil nämlich nach der ersten und folgenden Heuärndten das Düngen mit der Gülle wiederhohlet wird) das gedoppelte. Eine beständig auf dem Stalle gehaltene Kuh soll so viel Gülle geben, daß man damit gegen 6 Mogen Ackerfeld, oder 3 Morgen Wiesewachs bedüngen kann.

Zum Verfahren und zur Austheilung dieser Gülle dienen Fässer, die auf dazu verfertigten Karren fest gemacht sind. Oben ist ein großes, mit einem Deckel verwahrtes viereckigtes, Loch zum Eingiessen. (Man kann bey uns von den Materialisten die gemeine Trahnfässer nehmen, ihnen allenfalls die bereits darin befindliche Spundlöcher lassen, und einen hölzernen Trichter zum Einfüllen aufsetzen. So braucht man auch nur einen gemeinen Bauerwagen, der unten ein Paar starke Stangen oder Bäume hat, worauf das runde Gefäß ruhet, oberhalb aber mit 2 schwächern Stangen eingeklemmet ist, so wie unsre Bierwägen in den Städten aus den Brauhäusern die Biertonnen oder Viertel umherfahren.) Hinten im Boden ist ein großer Hahn, und unter demselben ein hölzerner, einen Schuh breiter, im Boden mit vielen Löchern durchbohrter offener Kasten, dessen Länge just so groß ist, als die Entfernung der hintern Räder,

so daß das äusserste Wagengeleiß richtig anweiset, wie weit das Begiessen gegangen ist. (Der Hahn darf nur aus Holz seyn, wie ihn die Bauern an ihren Getränkegefässen im Keller zu haben pflegen. Der vor einigen Jahren in Trachenau verstorbene Kammerrath von Schönfeld ließ von seinem Misthofe die Jauche auch immer aufs Feld zum Düngen fahren, und statt des durchlöcherten Kastens ward bey ihm ein Brett gegen das Zapfloch gestellet, bey dessen Oeffnung die Mistjauche dagegen anspielen, und sich so vertheilen mußte. Der durchlöcherte Kasten bey den Schweizern ist aber, weil er die Gülle genauer vertheilet, vorzuziehen, und wenn nach nur vorgeschlagener Art unserer Bierwägen mehr Gefässe auf einmal fortgefahren werden, so macht macht man mit dem hintersten dem Anfang. Ist dieses leer, so wird es bis nahe an der Hälfte, daß es nicht herabfallen kann, fort geschoben, und der Kasten dem zweyten untergehänget, welches sehr gut angeht, weil kein Wagenbrett, sondern nur dicke Stangen oder Bäume die Gefässe tragen. Wäre es ein sehr langer Wagen, daß mehr als zwey Tonnen, oder Gefässe, darauf Platz hätten, so wird in der angefangenen Ordnung fortgefahren.) Kommt man an diesen Fleck, so wird das Zugvieh sachte angetrieben, und der Hahn zugleich eröffnet, da denn das Land, wie mit der Gießkanne des Gärtners, begossen wird. Auf dem gefrornen Acker, oder einer ebenen nicht sumpfichten Wiese zieht ein mittelmässiges Pferd, oder ein Ochse, einen solchen beladenen Karren ohne Mühe. Ein Zürchischer Landmann hat vor 50 Jahren diese bisher beschriebene Düngervermehrung eingeführet, welche als eine der besten Erfindungen nicht genug zu empfehlen ist. Man erhält eine erstaunliche Menge der Gülle, und dem Strohdünger, oder gewöhnlichen Mist, geht an Güte

und

und Menge nichts ab; der ganze Misthaufen erhält einen gleichförmigen Grad der Fäulniß. Es ist wahr, es erfordert mehrere Mühe; allein diese muß ein Landwirth nicht scheuen. Die Gülle düngt nur auf 1 Jahr; allein sie kömmt auch ohne Nachtheil des Strohdüngers alle Jahre wieder bey gleichem Viehstande, und ist wegen ihrer Menge dem Producte des Strohdüngers fast gleich zu schätzen. Man bekommt nach dem gemeinen Verfahren selbst bey der Stallfütterung von 1 Stück Rindvieh mehr nicht als 12 Fuder Mist zu 40 Cubikschuhen und kann damit nur 1 Morgen zu 36000 rheinländischen Quadratschuhen düngen; nach dieser Weise erhält man eben diesen Mist, und noch so viel Gülle, daß man 6 Morgen Acker oder 3 Morgen Wiesen damit düngen kann, und dies alle Jahre. Es wird zwar mehr Stroh bey diesem Verfahren gebraucht, nämlich $\frac{1}{3}$ mehr; aber man gewinnet auch das Gedoppelte am Dünger. Wer das Stroh nicht hat, kann sich mit Tannen- und Fichtenreiß, Fahrnkraut und allerley Laub, nur das von Buchen ausgenommen, behelfen, welches guten Dünger, nur langsamer, giebt. Der mehrere Dünger kann aber bald reichere Aerndten und mehr Stroh verschaffen. Mist und Harn, wie sie vom Vieh abgehen, düngen sehr schlecht, ja verbrennen sogar Saamen, Gewächse, auch junge Bäume. Gehen sie aber durch Gährung in Fäulniß über, so verfliegt ihre Säure (Schärfe) zum Theil, u. s. w. und geben den Pflanzen eine gesunde stärkende Nahrung.

8) Beurtheilung dieses Unterrichts.

Ausser dem, was in obstehendem Unterrichte eines Schweizers bereits schon von mir eingeschaltet worden, verdienet derselbe noch einige Prüfungen.

Es ist zu viel gesagt, daß bey Bereitung der Gülle dem Strohdünger oder gewöhnlichen Miste, nichts an der Güte und Menge abgehe. In Ansehung der Menge nun ist nichts einzuwenden, wohl aber in Ansehung der Güte. Woher kämen die Kräfte der Gülle, wenn sie nicht dem Strohdünger entgiengen? Eins von beyden. Ohne Gülle mehr kräftiger, oder mit derselben weniger kräftiger, Strohmist. Was einem zugeht, geht dem andern ab.

Wenn bey Brauereyen und Brandtweinbrennereyen Rindvieh zur Milch oder Mastung gehalten, der Auswurf der Thiere hievon aber in Ansehung seines gedoppelt mehrern Flüssigen und darüber Abfluß verlanget; so ist die Einrichtung des Stalles nach vorbeschriebener Art sowohl, als die Pflege der Gülle sehr anzurathen. Bey der grünen Stallfütterung im Sommer entstehen auch mehr Flüssigkeiten, als bey der Heufütterung. Man kann aber bey der erstern durch tägliches, mehr als einmaliges, Einstreuen die Flüssigkeiten mit Stroh so vermischen, daß sie sich in selbiges einziehen. Nur muß sodann desto öfter ausgemistet werden.

Nun muß man noch hauptsächlich die Anwendung beyderley Arten, des flüssigen und nicht flüssigen Düngers, auf den Acker in Betracht ziehen, und hiebey die innere Beschaffenheit des Ackers den Ausschlag geben lassen.

Ist es ein schwerer und zugleich kalter Acker, so ist ihm mehr mit nichtflüssigen Dünger geholfen. Denn dieser trennet mehr die festen Theile desselben sowohl deshalb, daß er eine stärkere mehr anhaltende, zu diesem Zweck sehr dienliche, Gährung hervorbringet, so wie die noch nicht ganz vermoderte für sich allein noch bestehende Theile des Strohmistes durch

mehr-

mehrmaliges Pflügen mit der Krume des Ackers vermischet werden, und also auch hiedurch zur Auflockerung desselben beytragen.

Ist der Acker kalt, dergleichen nicht blos allein die lehmichten und thonichten sind, sondern auch manche sandichte, so kömmt ihnen der Strohmist, besonders von Pferden, sehr zu statten, indem er durch seine mehr anhaltende Gährung solchen Acker ungleich mehr und länger wärmet, wie solches die Erfahrung sattsam an die Hand giebet.

Ist endlich der Boden leicht, so kann auch in dieser Absicht der flüssige Dünger nicht von so langer Würkung seyn, als die des nichtflüssigen. Doch wenn der flüssige Dünger zweymal auf leichtem Boden gebraucht, und die ihm gehörige oder zugedachte Gülle in zwey Portionen, die erste beym Pflügen zur Saat, die andre im Frühjahre, wenn das Getreyde sich heben soll, im April, vertheilet wird, so wird sie mehrern Nutzen beweisen, zumal wenn man eben zuvor erst die Walze darüber gehen lassen, und den Acker damit fester gedrückt hat, damit die Gülle nicht zu schnell durchseige. Das Befahren eines leichten Ackers, um nach vorbeschriebener Art die Gülle auszusprengen, schadet ihm oder seinen Kornpflanzen nichts, wenn der Wagen nur keine beschlagene Räder hat, als welche, da sie ohnehin nicht so breite Felgen, wie die sogenannten Blockräder haben, allzutief einschneiden. Dieses Verfahren wäre besonders Neuanbauenden, oder Colonisten, anzurathen, welchen gemeiniglich nur die leichten Felder theils zu Theile werden, da die bessern schon ihre alten Besitzer haben, theils dies Geschäffte am ersten deshalb ausführen können, weil sie gemeiniglich weniger Aecker, meistens nur einige Morgen, überkommen können, und also mehr Zeit zu dieser Art von Industrie übrig haben.

Zur Wiesendüngung hingegen ist der flüssige Dünger dem nichtflüssigen auf alle Weise vorzuziehen. Nicht nur die Erfahrungen der Schweizer sind dafür, sondern auch die unsrigen. Wenn schon der Boden der Wiesen mehr unter die leichten, als schweren, zu rechnen ist, so darf man doch mehr Würkung hieselbst, als auf leichten Aeckern erwarten, weil der Rasen eines leichten Bodens von den Graswurzeln mehr verflochten und verbunden ist, daß daher die Gülle nicht so bald versiegen, sondern ihren Aufenthalt oberhalb oder um und neben den Wurzeln nehmen muß.

Mittelst dieser Gülle vermehrt man nicht nur den Graswuchs, sondern verwandelt auch einschürichte Wiesen in mehrschürichte, so, daß ein Grasplatz, der ohne diese Bedüngung nur einmal können abgemähet werden, zwey- bis viermal gemähet werden kann, wenn nämlich nach obiger Vorschrift im Frühjahre, hernach nach jedesmaligem Abmähen oder Abärndten der Wiese gleich wieder Gülle aufgesprenget wird. Das Auflegen des kurz und fein vermoderten Strohmistes kann niemals so große Würkungen hervorbringen, zumal wenn der Regen ausbleibet.

Die gemeine Mistjauche, welche auf den Misthöfen vielmals unnütze stehen bleibt, oder in Gräben abgeleitet wird, sollte von unsern Bauern eben so angewendet werden. Es möchte von manchen schon eher und mehr geschehen seyn, wenn ihnen mit der Theorie an die Hand gegangen würde. Denn ich habe manche dazu ermuntern wollen, die mir dazu mehr als andre aufgelegt schienen; bekam aber zur Antwort, daß sie die Mistjauche unnütze halten müßten, weil sie sähen, daß theils das Vieh das damit begossene Gras nicht fressen wollte, theils aber das Gras, wenn sie die Jauche aus ihren Misthöfen in die Grasgärten gelei-

geleitet hätten, davon verbrenne. Der geringe Landmann muß also unterrichtet werden, diese Jauche sowohl erst in Gährung kommen zu lassen, als auch selbige nicht aufs lange Gras zu bringen, sondern davon nur vor dem Anwuchse des Grases Gebrauch zu machen. Noch andre zur Industrie aufgelegte Bauern, die ich zu nur belobter Düngerwirthschaft habe bereden wollen, haben mir geantwortet, sie würden nur, als die ersten Anfänger einer neuen Sache, von den übrigen nicht nur verlacht, sondern auf immer verspottet werden, wenn der erste Versuch mißlingen sollte, welche letztere Besorgniß denn abermals ihren Grund in der Unbekanntschaft mit der Theorie hatte, oder wenigstens darin, daß sie keine Erfahrungen andrer als Muster zur Nachfolge vor sich hatten. Ich kann nicht sagen, ob das Beyspiel des Hrn. von Schönfeld zu Trachenau nun in der Nachbarschaft den geringen Landmann werde auf die Beine gebracht haben; so viel aber weiß ich, daß er nicht zurück bleibt, sobald er mehrere um und neben sich hat, die mit ihm in der Industrie wetteifern. Wen sollte es nicht erfreuen, den geringen Landmann auf einem so guten Wege zu sehen! Und wer wollte nicht wünschen, daß es überall schon so weit wäre, als Hr. Mayer von den Bauern des Amts Kupferzell, im Hohenlohischen, rühmen kann, da er in der Beschreibung des aus der ländlichen Industrie entstehenden Wohlstandes der dortigen Unterthanen in Ansehung des Düngers also sagt: In dem Amte Kupferzell ist der Mist die gewöhnlichste Dungsorte, aber auch noch viele andere sind da üblich. Das Vieh bleibt immer im Stall, man streut im Stalle Stroh, Laub, Flachsageln, und bringts mit dem Auswurf gemischt auf die Miststäte, welche gleich vor dem Stalle, in einer Vertiefung, worin sich die Feuchtigkeiten sammlen, wo mög-

lich gegen Mitternacht, von Gebäuden vor der Sonne gedeckt, angebracht ist. Ehe man nach abgeführtem Miste diese Vertiefungen wieder anfüllt, führt man vom Felde allenthalben her schlechte Erde darein, welche das Jahr über da gebessert, und endlich mit dem Mist auf die Aecker geführt wird. Einige Bauren benutzen auch würklich die Schweizerische Gülle auf Wiesen u. s. f. Man erleichtert sich die Ausführung des Güllenwassers, indem man für beständig auf einem Karren ein Faß hält, das statt des Spundes ein 1 Schuh breites Loch hat, worin man die Gülle schüttet. Statt des Zapfens hat es einen großen Hahn von Holz, und unter diesem ein länglichtes Kästlein von Brettern so lang als der Karren breit ist, welches unten sehr oft durchbohret ist. Dreht man den Hahn auf, so rinnt das Wasser ausgebreitet aus dem Kästlein aus, und befeuchtet leicht und schnell auf einmal eine breite Strecke Feldes. — Gyps streut man auf trockne Wiesen, Erbsen, Linsen, Wicken, Flachs, Gerste, Haber, Korn, Bohnen, Kraut u. s. f. Wintergetreyde versehen sie mit Gyps gleich bey der Saat, mit der sie ihn eineggen, ohne weitern Dung; die schlechtesten Aecker geben die herrlichste Aerndte. Auf Gerste, Haber, Flachs, Erbsen, Linsen, Wicken, Bohnen, Kraut streuen sie Gyps, wenn sie schon aufkeimen oder gepflanzt sind. In allen Dörfern findet man Vertiefungen, wo sich bey Regengüssen Koth und Schlamm sammelt. Man leert sie von Jahr zu Jahr aus, schlägt den Schlamm auf Haufen, läßt ihn ein Viertel- bis ein halbes Jahr liegen, und führt ihn nützlich auf Hanf und Hirsefelder, Wiesen, Krautgärten, und an die Bäume. Vorzüglich gut ist dieser Schlamm, wenn er auch für den Spargel gebraucht, und auf Gossen oder an den Viehtränken nach und nach gesammelt und zusammengeschlagen,

und

und ½ Jahr ruhet. Gyps ist immer dem Hollbözig vorzuziehen. Jener vermehrt und verbessert den Boden zugleich. Man wechselt auch mit den Düngerarten auf dem nämlichen Felde ab. Was in diesem Jahre Schaafmist oder Pferch bekömmt, solches bekömmt diesen Dünger in etlichen Jahren nicht wieder, sondern Rindsmist, und hierauf Pferdemist. In Ansehung der Wiesen schlägt Hr. Pfarrer Mayer vor, daß man die Düngerarten so abwechseln solle, und z. E. heuer mit Gyps, nach zwey bis drey Jahren mit Güllenwasser, und dann wieder ein Jahr mit Mist düngen solle. —

Ich habe schon zuvor des Hrn. von Schönfeld bey Gelegenheit der von ihm zum Düngen angewandten Gülle gedacht. Hier ist seine aller Nachahmung werthe vierfache Düngungsart, womit er seine Aerndten so sehr vermehrte: 1) Der Mist der Thiere; er mengte den Mist der Pferde, Kühe und Schweine, sobald dieser aus dem Stall kam, so unter einander, daß eine Schicht über der andern lag, machte den Haufen fast Manns hoch, ließ ihn 2 Jahr liegen, daß er recht verfaulte, und kein Unkraut mehr auf dem Felde zeugen konnte. Die abfliessende Mistlake wurde in einer Vertiefung neben der Miststäte gesammlet. Mit dieser düngte er die Felder, besonders Kleeäcker, im Frühling und Herbst, die Wiesen besonders im Winter. Die gefrorne Mistlake streute er als kleine Stücklein Eis auf die Wiesen; die flüssige brachte er aufs Feld in einem Faß, das unten, wie gewöhnlich, ein Zapfenloch, und demselben gegenüber ein Brett in einiger Entfernung hat, an welches die Mistlake aus dem Zapfenloch hinspritzt, und so besser zertheilt wird, als wenn sie durch eine Art von Sieb oder hölzerne Gießkanne läuft. Dieses Faß liegt auf einem Karren von 2 Rädern.

Der 2te Dünger ist eine 2 — 3 Jahr lang liegende, aus Erde, Schlamm, Kalch, Asche, Unkraut, Leimen von alten Wänden u. dgl. zusammengesetzte Erde, die bisweilen mit Mistlake begossen wird.

Der 3te Dünger ist der Schaafpferch. Die Schaafe bleiben in Hürden 3 — 4 Nächte auf einem Platze stehen. Hierauf schaufelte man den Pferch zusammen, warf 1 Schuh hoch Erde darauf, alsdann wieder so Pferch und Erde, bis der Haufen beliebig hoch war. Der Haufen blieb 1 — 2 Jahr liegen, bis der Pferch gut verfault war, alsdann streute man diese Erde auf das Feld aus.

4) Er dünget endlich auch mit ganz klein gestossenem Kalch, von dem er 2 Dresdner Scheffel auf einen Acker ausstreuet. Die Wiesen düngete er wechselsweise mit Asche und Mistlake.

9) Anweisung den Lehm, Kalch und Gyps zum Dünger selbst zu brennen und anzuwenden.

Es ist schon einigemal des Lehms von Wänden und alten Gebäuden zur Vermischung mit andern Düngungsmitteln, gedacht worden. Man kann ihn aber für sich besonders ganz allein zum Dünger gebrauchen, wenn er gebrannt ist. Hiemit kann also verfahren werden:

Man setzt auf freyem Felde, bey windigem Wetter, wie die Gänge in den Ziegelöfen, Wände von Lehm (Leimen) 9 Zoll hoch, und eben so dick, daß sie ein Viereck von 6 Schuh ausmachen. Dieses füllt man mit Reisern, Genster u. s. f. und zündets an, an der Seite, wo der Wind her kömmt. Oben deckt man's mit Lehm 3 Zoll dick zu, und läßt die Enden von den Gängen offen. Ist die Decke fast ganz durchgebrannt,

gebrannt, so legt man eben so dick eine andere darauf, und fährt so weiter fort. Auf gleiche Weise brennt man auch Gyps und Kalch, nur daß man an den Gängen allein ein Ende, nämlich gegen der Windseite offen läßt. Wenn der Haufen des Lehms kalt ist, bringt man so fort etwa 10 starke Karrenfuhren auf einen Morgen. Dieser so gebrannte Lehm ist ein sehr guter Dünger für Wiesen und Kornfeld. Dieses kann dadurch auf 3 Jahre gebessert werden. Für Wiesen ist die Besserung noch von längerer Dauer.

In Irrland, sagt Hr. Scopoli in seiner Preißschrift vom Dünger, bereitet man den Thon zum Düngen vorher also: man bedeckt ein Stück Landes mit Holz, Reisern, Wurzeln oder Riedgras 1 Schuh hoch, legt darauf eine Schicht von wohl ausgetrocknetem Thon, und so fährt man wechselsweise fort, bis der ganze Haufen 5—6 Schuh hoch ist, läßt es alles ganz zu Asche brennen, vermischt sie mit der gebrannten Thonerde, und düngt damit leichte und sandichte Felder.

Mit dem Kalche zum Düngen verfährt man auf verschiedene Art Hier ist eine der leichtesten Verfahrungsarten. Man legt frischen ungelöschten Kalch auf einen Haufen, und nahe dabey, oder ringsum den Kalchhaufen herum einen großen Haufen guter Erde. Es kann auch die von der Oberfläche des zu bedüngenden Platzes abgeschaufelte Erde seyn. Nun gießt man etwas Wasser auf den Kalchhaufen, und wirft schnell die Erde darüber, damit der Kalch über und über völlig mit Erde bedeckt sey, und sie durch und durch von den Dünsten, welche von dem unter ihr liegenden sich erhitzenden und löschenden Kalche fortgehen, angefüllt und befeuchtet werde. Diese Erde wird hernach vom Kalche wieder weggeräumet, und ist ungemein treibend und fruchtbar sowohl zu Feld-

als Gartenfrüchten wie auch zu Blumen, wie es die Erfahrung bestätiget. Man kann diese Erde allein als einen Dünger gebrauchen, man kann sie aber auch mit dem abgelöschten und zerfallenen Kalche wohl vermischen, und alsdann gebrauchen.

Hr. von **Schönfeld** vermischte den **Kalch mit Schaafpferch** mit großem Nutzen. Er erwählte einen Acker, der tief hinab guten Boden hatte. Diesen ließ er gleich nach der Abärndtung der Sommerfrucht, vor dem Pferchen etwa 2—3 Zoll tief in die Queere, so weit als er auf einmal pferchen wollte, ackern, sodann die Schaafe aufs gepflügte Stück in den Pferch stellen, aber noch einmal so viel Schaafe, als sonst auf einen solchen Platz gewöhnlich gestellet werden. Die Schaafe mußten auf einer Stelle, ehe die Hürden fortgerückt wurden, 3 kurze Sommernächte, und 2 Herbstnächte, besonders wenn die Schaafe überflüssige Weide hatten, im Sommer aber auch Mittags stehen bleiben. Nach dem Pferchen ließ er die gepflügte Erde 2 Zoll hoch alsbald abschaufeln und auf Haufen schlagen, da die darunter liegende Erde des Ackers denn noch vom Harn u. s. f. der Schaafe auch zugleich bedünget ward. Die auf Haufen zusammengebrachte Erde vermischte er mit Kalch, den er vorher auf dem zu düngenden Felde bedeckt, und in Staub hatte zerfallen lassen, und streute die vermischte, und vor der Nässe wohl verwahrte, Masse bey windstillem Wetter vor dem Säen auf den Acker umher. In nassen Jahren und nassen tiefen Feldern wollte er diesen Dünger, besonders wenn viel Kalch dabey war, nicht rathsam finden. (Sein Feld hatte einen sehr festen Lehmboden, und ein Theil desselben lag auch niedrig.) Er fand diesen Kalchpferch sehr zuträglich, und sagt besonders von dem Rübsen, daß selbiger, wenn er ihn auf einen mit Pferch und Kalch

gedüng-

gedüngten Acker ganz dünne gesäet, vor Winter lange schöne Blätter, im folgenden Frühling rechte Stauden voll Zweige, und eine sehr reiche Aerndte gegeben, zugleich auch solche Wurzeln gehabt, die großen Rüben gleich gewesen, nach der Aerndte im Acker gefaulet, und ihn so gedünget haben, daß ohne weiteres Düngen darin zwey Jahre die besten Früchte gewachsen seyn.

Eine dritte Art guten **Kalchdünger mit Vermischung mehrerer Materialien**, als in beyden vorhergehenden, zu machen ist diese: Nahe am oder auf dem künftigen Braachacker, den man düngen will, erwählt man einen Platz ohngefähr 40 Schritt ins Gevierte, (Quadrat) und führt vorher dahin eine an Fudern nicht so genau zu bestimmende Quantität Schlammerde und Streue, z. E. gehackte Reiser, Schilf, Riedgras, Heidekraut, Heidelbeerkraut, Moos, u. s. f. Der Schlamm ist das Beste, doch kann man auch dafür alte verwachsene Maulwurfshügel, und abgestochenen Rasen nehmen. Man fährt ebenfalls dahin ½ Ruthe, Rheinl. Maasses, gebrannte Kalchsteine; je wärmer man ihn dahin bringet, desto besser ist es. In der Luft muß er wenigstens noch nicht verwittert oder zerfallen seyn. Nun macht man unverzüglich den Haufen. Man bringt nämlich auf den oben bestimmten Platz zuerst unten Schlamm, (Teichschlamm, Moorerde) alsdann 1 Schuh hoch Streue daüber, dann wieder 1 Schuh hoch Schlammerde, und endlich oben darauf die gebrannten Kalchsteine, wenn sie auch 3 — 6 Pfund schwer sind, ganz, und zwar einen an den andern über die ganze Schlammerde hin; alsdenn legt man auf diese Steine wieder Schlammerde, auf diese Erde Streue; sodann wieder Schlammerde, und hernach eben so die Kalchsteine. So macht man fort, bis keine Kalchsteine mehr vorhanden sind, und deckt als-

alsdenn den Haufen oben mit Schlammerde, Streue, Schlammerde zu, eben so Schichtweise gelegt wie vorhin. So bleibt der Haufen ruhig ein ganzes Jahr stehen. Zwölf Personen machen den Haufen in einem Tage. Dies geschieht zwischen Pfingsten und der Heuärndte. Sind viele Nadeln von Kiefern u. s. w. unter der Streue; so kann sich der Haufen in den ersten 24 Stunden von der Kalchhitze entzünden. Man hat darauf Acht, hat Erde bey der Hand, und erstickt das Feuer, indem man mit einer Schaufel Erde, den Ort, wo die Flamme hervorbricht, zudeckt. Nach diesem läßt man bey trocknem Wetter den ganzen Haufen mit breiten Hacken zerschlagen, und mit Schaufeln zurückwerfen, damit sich alles wohl untereinander vermenge. Wenn nun der Braachacker zur Saat zubereitet ist, führt man diese Düngererde des Haufens bey trocknem Wetter auf den Acker, schlägt sie, wie andern Dünger in mittelmässige Haufen, breitet sie mit Schaufeln und Harken wohl aus einander, und arbeitet sie zur Saat unter. Die Materie ist sehr fett, und klebt an; es muß dies alles also nothwendig bey trocknem Wetter geschehen. Mit dieser Quantität kann man etwas über ein Paar Morgen Acker bedüngen, und erstlich drey Jahr Wintergetreyde und zweymal Sommergetreyde darein säen. Es thut aber dieser Dünger auf hohen und niedrigen Aeckern, auch auf den schlechtesten sehr gut, wenn sie nur etwas lehmicht sind. Läßt man den Acker nach seinen drey Fruchtärndten braach liegen, und düngt ihn mit ordinairen Rindsmist, so zeigt sich der Nutzen jener Kalchdüngung erst recht. Fährt man hiemit so fort, so wirkt sie 12 bis 16 Jahre.

Der Gyps, der zum Brennen nur ein Feuer erfordert, dessen Hitze nicht größer als siedendes Wasser ist, kann auf leichten und schweren, hohen und niedrigen

drigen Aeckern gebraucht werden. Wo er zu haben ist, da richtet man große Dinge mit ihm aus, besonders ist er dem Klee ungemein dienlich.

Wiesen, welche niedrig und naß sind, und nur saures Gras geben, werden sehr verbessert, wenn sie zuerst mit Mergel oder Kalch getrocknet, und hernach mit Gyps bestreuet werden.

Es ist schon im vorhergehenden Kapitel gesagt worden, daß mancher gebrannter Gyps vor dem ungebrannten den Vorzug gar sehr behaupte, weßhalb man zuerst durch Versuche im Kleinen herausbringen muß, ob man seines Orts lieber gebrannten, als ungebrannten zu wählen habe.

Erwählet man den ungebrannten Gyps, so wird er mit eisernen Hämmern oder Schlägeln in einem Troge zu Stücken, in der Größe etwa eines Hühnereyes, oder etwas kleiner zuerst, zerschlagen, und sodann gänzlich zermalmet; doch schadet es nicht, wenn noch kleine Stücken wie Erbsen oder Bohnen bleiben. Hin und wieder hat man auch eigene Gypsmühlen angelegt, um den Gyps zu mahlen.

Das Ausstreuen des Gypses muß mäßig, lieber zu wenig als zu viel auf einmal gesehen, und er kann entweder allein, oder in Vermischung mit Asche, guter Erde, kurzen oder verrotteten Dünger, Taubenmist u. s. w. gestreuet werden, so daß z. E. Asche die eine Hälfte und Gyps die andre Hälfte ausmacht. Das Ausstreuen muß aber in allen Fällen geschehen, 1) vor einem Regen; 2) beym Kornbau, sobald das Korn gesäet ist; 3) auf Wiesen, ehe das Gras zu wachsen anfängt; also im Frühling, so bald es warm wird, und die Thaue sich einfinden, im Sommer aber, sobald das erste Gras abgemähet ist.

So

So gut es ist, ein Jahr ums andre wechselsweise mit Mergel und Mist zu düngen, so gut ist es ebenfalls, mit Gyps und Mist auf gleiche Weise abzuwechseln. Statt dessen aber kann man den Gyps mit gut verrottetem Miste, oder guter Erde vermengen, und die Mischung ausstreuen. Hr. Pfarrer **Mayer** zu Kupferzell verfähret mit dem Gypse also. Er bringt den zerstossenen Gyps den Winter hindurch ins Trockne unters Dach, mengt etwas Asche darunter, befeuchtet die Mischung öfters mit Mistlake, rühret alles durch einander, und streuet es zu seiner Zeit aus. Der Klee wächset darnach an magern und steinichten Oertern an die 3 Schuh hoch, und vertreibet auch in Sümpfen, wenn man 2 bis 3 Jahr hinter einander so dünget, alles saure Gras, wie solches unläugbare Proben an die Hand gegeben haben.

Des **Mergels** und des Verfahrens damit zum Düngen ist nicht weiter zu gedenken, da solches im vorhergehenden Kapitel zur Gnüge geschehen.

Der **Torferde** aber, die in manchen Gegenden häufig gefunden wird, ist hier noch besonders zu gedenken. Hr. **Scopoli** sagt, daß die schwarze und sumpfichte Torferde wegen ihrer bey sich führenden allzuvielen harzigen Materie mehr schade als nütze, wofern sie nicht mit Thon und Sand gehörig verbessert wird. Er sagt weiter: **Torf** ist an sich ein guter Dünger und gehöret ins Pflanzenreich; nur brennt er wegen seines Harzes und riecht übel. Man steche ihn in nicht gar großen viereckichten Stücken, wie es gebräuchlich ist, werfe ihn noch feucht auf einen Haufen und führe ihn nach Hause. Hier lege man auf einen gepflasterten, und wo möglich mit einer Mauer umgebenen Platz zuerst den Mist einen halben Schuh hoch, sodann breite man den Torf darüber, lege hernach wie-

der

der Mist, und fahre so mit diesen Schichten fort, bis die Mistgrube voll ist. Je weiter die Schichten über der Erde sind, desto weniger dürfen sie dicke seyn, weil der obere Mist mehr ausdünstet als der untere, und nicht so kräftig als der untere auf den Torf würket. Man beugt dieser Ausdünstung zum Theil vor, wenn man oben die Mistgrube mit grünem Grase, oder einer Schichte fruchtbarer Erde, zudecket. Diesen Mist lässe man aber nie trocken werden, sondern feuchte ihn oft mit warmer Lauge oder Urin an, so wird man einen sehr guten Dünger vom Mist und Torf zur Fruchtbarmachung des Feldes bereiten. Sonst lehret auch Hr. v. Pfeifer, daß man Torf und Sand Schichtenweise in Haufen bringen solle; so werde er in Jahresfrist aufgelöset und zur Düngung tüchtig seyn.

Endlich ist noch der Steinkohlen- und Torfasche zu gedenken, welche Hr. v. Pfeifer nicht nur der Holzasche vorziehet, sondern so gar von der Torfasche behauptet, daß sie unter allen die beste sey, als wovon man sich in den Herzogthümern Jülich und Bergen sichtbarlich überzeugen können, allwo man ganze Torfwerke lediglich dem Aschenbrennen widmet, von da sie zehen, zwanzig ja mehrere Stunden Weges abgeholet, und recht theuer bezahlet wird.

10) Pflanzendünger, grüner Dünger.

Es war schon bey den alten Römern nichts ungewöhnliches, sich grüner Pflanzen, besonders der Lupinen zum Düngen zu bedienen, so wie solches noch heutiges Tages bey den Piemontesern sehr im Gebrauch ist. Diese Pflanzendüngung kann, wenn sie in rechter Art unternommen wird, sehr vortheilhaft seyn.

Erbsen, Wicken, Lupinen, (Wolfsbohnen) Sau- oder Pferdebohnen u. dgl. werden am

besten, wenn man damit einen Acker misten will, zu solcher Zeit gesäet, daß sie, nachdem sie etwa die Hälfte ihres Wachsthums erreichet, frisch untergepflüget, das Korn aber sodann gleich auf der Stelle oben aufgesäet und eingeegget werde. Man muß also den Acker schon vor der Einsaat gedachter Schotengewächse nach seiner Bedürfniß ein- oder mehrmal geackert haben, daß diese Gewächse bey dem letzten Umackern etwa im August gesäet, und im September als Dünger untergepflüget werden.

Alle grüne Pflanzen ohne Unterschied, wenn sie einen Dünger auf dem Acker abgeben sollen, müssen zum Unterpflügen im grünen und frischen Zustande allein angewendet werden, wenn ihre Würkung die beste seyn soll. Getrocknet thun sie wenig oder gar nichts. Allzufrühe aber, und nicht unmittelbar vor der Einsaat des Getreydes untergepflüget, kaum die Hälfte.

Auch der Unterschied des Ackers würket bey dieser Art zu düngen. Im warmen und nicht festen Boden schlägt der Pflanzendünger besser an, als in kalten und schweren Feldern. Am allerbesten im Sande.

Kann man nicht auf der Stelle die Pflanzen, wo sie düngen sollen, erbauen, so muß man sie, wenn sie anderswo stehen, abgeschnitten, und zum Dünger auf den Acker gefahren werden, ungesäumt unterpflügen, daß sie so wenig als möglich von ihren Säften durchs Welken oder Antrocknen hiebey verliehren. Ich habe bereits in dem Wittenb. Wochenbl. 1772. St. 25. angewiesen, wie mit dem Hederich, der unter den weissen Rüben wächset, verfahren werden müsse, wenn er gleich nach dem Ausziehen als Dünger in den Sandfeldern aufgeleget, und frisch untergepflüget wird, auch zugleich dabey bemerket, daß eben dieser Hederich, wenn er nur ein Paar Tage ununtergepflügt gelegen,

seine

seine meiste Kraft zum Düngen verliehre, ihm aber gar nichts in der Kraft zu düngen auf Sandfeldern, gleich komme, wenn er im Herbste recht frisch untergepflüget wird; da er sodann alle mögliche Düngungsarten auf solchen Feldern nach den allerösterstten Erfahrungen gar weit übertrifft.

Die öltragenden Pflanzen, als Hederich, Rübsen, Mohn, Senf u. s. w. thun es überhaupt in Sandfeldern allen übrigen im Düngen zuvor, und man kann sich in Ansehung ihrer gleicher Verfahrungsart, wie eben beym Hederich gesagt worden, bedienen, wenn sie nicht auf eben dem Acker, der damit bedünget werden soll, haben können erbauet werden. Perennirende Grasarten aber wird keiner gleich obigen Pflanzen auf dem Platze, der grün gedünget werden soll, aussäen, der da bedenket, daß er durch deren Bestand sich den Kornbau vermindern würde. Von andern Plätzen aber auf den zu bedüngenden Platz hingebrachtes Gras wird nicht ohne Nutzen seyn, und dem gemeinen Grase schadet es ungleich weniger, als den öltragenden Pflanzen, wenn es nicht gleich frisch auf den Acker kommen kann. Es ist immer noch eben so gut, wenn es sich im ersten Anfange seiner Fäulniß befindet, wie man denn vielmals in nassen Jahren, wenn das Gras beym Heumachen von der Nässe zu sehr verdorben worden, einen solchen Gebrauch zum Düngen der Aecker damit zu machen pflegt.

Die Turnipse, oder große weisse Rüben, machen auch eine sehr gute Düngung aus, wenn recht damit verfahren wird. Man ahmet damit den Engländern nach, wenn diese Rüben von Schaafen und anderm Vieh, so weit sie über die Erde herausstehen, abgeweidet, die übrigen Theile aber zur Düngung angewendet

wendet werden. Falsch ist aber das Verfahren, wenn die nicht abgeweideten, oder nicht angefressenen, Rüben untergepflüget werden. Denn wenn sie ganz geblieben sind, so können sie nicht faulen, oder sie thun es nur nach einem sehr harten Winter, da sie erfrieren, aber sodann ihre beste Kraft zum Düngen verlohren haben. Säet man diese Rüben auf zu magern Aeckern, auf welchen sie zu klein bleiben, so überstehen sie auch harte Winter ohne zu verfrieren, weil sie, da sie noch zu klein sind, noch nicht wässericht genug sind, um vom Froste zersprenget zu werden. Sie würden in diesem Falle sehr tief müssen untergepflügt werden, um sie zur Fäulniß zu bringen, wovon aber die darauf gesäete Kornpflanze, wenigstens im Anfange, wenig oder gar keine Nahrung haben würde. Im vorgedachten Stücke des Wittenb. Wochenbl. ist zugleich von mir gelehret worden, daß das abgeschnittene frische Kraut von den in die Winterung zu bringenden Turnipsen auf Sandäckern ebenfalls eine sehr gute Düngung abgebe.

Noch sind dem grünen Dünger die im Herbste abgeblatteten grünen **Tabacksstengel** beyzufügen, die an sehr vielen Orten verkannt, und als unnütze weggeworfen werden. Sie düngen vortrefflich, wenn sie, so bald die Blätter abgenommen sind, ausgezogen, in Bündel gebunden, fortgefahren, und auf den zu düngenden Saatacker in den Furchen ordentlich hingelegt werden. Man nimmt nämlich ein Bündel nach dem andern unter den Arm, legt ganz gerade in jede offene Furche die Tabacksstängel, daß sie von der darneben heraufzuziehenden Furche mit Erde bedeckt werden. Sollten sie nach Gutdünken auf den umzupflügenden Acker hingestreuet werden, so würden sie das Pflügen theils hindern, theils sehr unordentlich oder gar nicht eingepflüget werden. In grünem Zustande, und über-

überall mit Erde bedeckt, gehen sie bald in Fäulniß über, und düngen. Getrocknet untergepflügt haben sie schon die Hälfte ihrer Kräfte verlohren.

11) Anwendung des gewöhnlichen Düngers auf den Acker.

Bey den ungewöhnlichen oder künstlichen Düngungsarten ist zugleich die Unterweisung angefüget worden, wie sie zu gebrauchen oder anzuwenden sind. In Ansehung des gewöhnlichen Mistes soll nun noch das Nämliche geschehen.

a) Die Reife des Mistes ist derjenige Zustand, darin er seine beste Würksamkeit beweisen kann. Man kann ihn aber nicht eher für reif erkennen, als wenn er bereits hinlänglich verfaulet, welches daran offenbar wird, wenn er beym Aufnehmen von der Miststäte oder aus der Mistgrube einen recht durchdringenden Geruch, und starken Rauch von sich giebt.

Die Reife des Mistes hat aber verschiedene Grade. Der höchste Grad ist, wenn er ganz kurz verrottet ist, nnd nicht mit der Mistgabel, sondern mit der Schaufel aufgeladen werden muß. Die ökonomischen Schriftsteller sind untereinander uneins, in welchem Grade der Reife der Mist aufzulegen sey, da ihn einige ganz kurz und verrottet, andre ihn noch lang und im ersten Ansatze zur Gährung verlangen. Sie lassen sich untereinander vereinigen, wenn man die Beschaffenheit des düngenden Ackers dabey in Betrachtung ziehet.

Ein sehr ausgemergelter oder entkräfteter Acker wird am geschwindesten wieder gestärket, wenn

ganz kurzer verrotteter Dünger aufgeleget wird. Ist er aber warm, und mehr feucht als trocken, so wird er die Besserung von solchem kurzen Dünger nicht lange behalten. Man muß daher in der zweyten, höchstens dritten, Tracht mit kurzem Dünger solchen Aeckern immer zu Hülfe kommen können, wenn man ihre Fruchtbarkeit aufs höchste treiben will.

Langer, und noch im ersten Grade seiner Reife befindlicher, Mist hat eine mehr dauerhafte Würkung; und wenn man kalte Aecker hat, die vor andern der Erwärmung bedürfen, so muß man ihnen den Pferdemist noch lang und unverrottet geben, welches mit dem Schaafmiste gleichfalls geschehen kann. Ueberhaupt muß man den längsten Mist auf feuchten, schweren und festen Feldern gebrauchen. Damit aber der lange Mist wohl untergeackert und nicht der freyen Luft zum Verwittern ausgesetzet werde, muß jemand hinter dem Pflug mit einer Harke oder Rechen hergehen, der den Mist in die Furche lege, damit in der Folge die Egge das Stroh nicht herausziehe, zu welchem Ende sie ohnehin fleissig aufgehoben werden muß, daß sie keine Wellen von Stroh zusammen schleppe.

b) Leichten und wärmen Aeckern eignet man gern den Rindsmist zu, weil er fett und kühlend ist, so wie Pferde- und Schaafmist kalten und nassen Boden wohl bekömmt. Der Schweinemist ist sehr kühlend, weßhalb er einem warmen trocknen Sandboden sehr gut ist.

c) Hat man Aecker von einerley Boden, so thut man am besten, wenn man entweder auf dem Hofe die verschiedenen Arten des Mistes gleich vermischet,

mischet, oder mit dem Miste abwechselt, daß z. E. einmal hitziger Dünger, und darauf kühlender Mist aufgelegt werde. Hat man daher z. B. lauter trocknes warmes Feld, so kann man Pferde- oder Schaafmist ohne Scheu darauf bringen, wenn selbiger mit den kühlenden Düngern, mit Rinds- und Schweinemist abgewechselt wird.

d) Ist man nicht im Stande, alle seine Aecker zu bedüngen, so muß man sich hüten, eine solche Einrichtung zu machen, daß allen und jeden Aeckern nur etwas weniges zugetheilet werde. Solches würde im Grunde mehr Zeit- und Arbeitverlust als Vortheil seyn. Man treffe dagegen eine schickliche Wahl, und suche die besten einträglichsten Aecker heraus, um sie mit dem meisten und besten Dünger zu unterstützen, und lasse dagegen die schlechtesten Aecker, die mit wenigem Miste gar nicht gebessert werden können, ungemistet. In Ansehung dieser ist die Wechselcultur schlechterdings anzurathen.

e) Die Art, Weise und Zeit, den Mist der Erde einzuverleiben, machen ein großes Hauptstück beym Ackerbaue aus. Der auf den Acker hingefahrne Mist muß alsbald überall recht genau und gleich verbreitet und so untergepflüget werden, daß er weder zu sehr in die Tiefe hinab komme, noch zu sehr oben bleibe; vielmehr eine solche Lage erhalte, die der Länge und Richtung der Wurzeln gemäß ist, die davon genähret werden sollen. Hr. von Schönfeld gab die Regel, daß man den Mist zu der Zeit durch Unterpflügen in den Boden bringe, daß er beym Ackern zur Saat wieder an die Oberfläche des Bodens heraufgebracht wird, und der gesäeten Frucht zu gut kommt. Wenn man z. E. ein Feld vor dem Säen vier-

viermal pflüget, so muß der Mist beym ersten oder dritten Pflügen in den Boden hinabkommen. Solle der Mist nicht nur der jetzt zu säenden sondern auch der nachfolgenden Frucht im zweyten Jahre zu statten kommen; so bringe man ihn bey dem dritten Pflügen im Braachsommer in die Erde. Ist der Boden sehr kalt und feucht, oder beforglichen Ueberschwemmungen unterworfen, so ist bey der Herbstsaat wohl am rathsamsten, den Dünger erst beym Pflügen zur Saat in den Acker zu bringen. Die kalten Aecker werden desto mehr im Winter davon warm gehalten, so wie die nassen locker erhalten werden, daß das Wasser besser einziehen kann. Mehr als einmal habe auf diese Weise ein Stück Acker, welches in dem einen der hiesigen Felder den Ueberschwemmungen vom zergehenden Schnee des nahen Flämminggebürges ausgesetzt ist, gerettet. Das einemal stand dieses mit Waizen besäete Stück an die vier Wochen nicht nur unter Wasser, sondern es ward den ganzen Winter hindurch von öfterem Thauwasser bedeckt, und ward daher nie recht trocken. Allein es brachte dennoch den besten Waizen im ganzen Felde, worunter kein Windhalm zu sehen war, der sich sonst hiesiger Orten gar bald in nassen Wintern einfindet. Ich hatte aber ganz frischen Pferdemist, und ein Drittheil mehr, als gewöhnlich, erst beym Säen, auffahren, ihn unterpflügen, den Waizen oben aufsäen, und sodann eineggen lassen, und es mit allem Fleisse darauf angelegt, dem Wasser gleichsam zu trotzen, da dieses Ackerstück in manchen Jahren bey früherer Bemistung, in nassen Jahren, oder bey Ueberschwemmungen, öfters kaum die Saat wiedergebracht hatte.

g) Es

g) Es ist kein geringer Fehler, den Mist in der wärmern Jahreszeit auf dem Acker lange liegen zu lassen, ehe er untergepflüget wird. Ich habe oben von manchen Gegenden gesagt, wie man daselbst nach vielfältigen Erfahrungen herausgebracht, daß der ausgebreitete, und zur Sömmerung zu gebrauchende, Mist in dem sogenannten Erbsschlage (ein Fleck Land, der mit Hülsenfrüchten besät wird) ungleich mehr thue, wenn er einige Wochen hindurch nicht untergepflügt liegen bleibt, als derjenige, so erst beym Säen solcher Sommerfrüchte aufgelegt, und sofort untergepflügt wird. Da ersteres im Februar und März geschiehet, so muß sich in solcher Jahreszeit, da ohnehin der Schnee sodann mehr Salztheile bey sich führet, der Dünger als ein stärkeres Anziehungsmitel aus der Luft beweisen, welches er sonst immer, nur in geringerm Grade, ist. Aber es ergeben auch richtige Erfahrungen, daß der in den Sommermonathen verbreitete Mist in wenig Tagen ganz vertrockne, und hiemit den größten Theil seiner Kräfte verliehre. Wenn man daher solchen Mist in den Sommermonathen, wenn er auch noch so dick liegt, umkehret, so wird man ihn auf der untern Seite gleichfalls trocken finden. Anders verhält es sich aber mit dem im Hornung und März auf dem Acker ausgebreiteten Miste. Hat es gleich in solchen Monathen einige Wochen hindurch nicht geregnet oder geschneyet, so findet man doch die untere Seite des Mistes, die eben so lange, oder noch länger, schon ausgebreitet gelegen, feucht, und die davon bedeckte Erde eben so, und lockerer, als anderswo, wo kein Mist lieget. Ist der Mist in solchen Monathen angefroren, und durch den Frost

oberwärts getrocknet, so findet man gleich nach dem Aufthauen die untere Seite des Mistes gleichfalls noch feucht, als woraus sich die Einwürkung des Mistes auf den Acker in solcher Jahreszeit, da jener noch seine völlige Winterfeuchtigkeit bey sich hat, veroffenbaret; dagegen es den Aeckern im Sommer gänzlich an Feuchtigkeit mangelt, nnd dieserhalb kein wechselseitiger Einfluß des Ackers und des Mistes in einander statt finden kann.

Ist es nun ein Hauptvortheil, den Dünger nicht vor dem Unterpflügen des Sommers trocken und entkräftet werden zu lassen, so findet man doch nach den genauesten Beobachtungen, daß es wohlgethan sey, den Mist, so naß und frisch als er aus der Miststäte kommt, nicht gleich unterzupflügen, sondern ihn ein klein wenig auf der Oberfläche abdünsten zu lassen. Die Schweizer halten sehr auf diesen Umstand, und nehmen gern die Mittelstrasse zwischen der Näsſe und Trockenheit des Mistes zum Unterpflügen desselben, wie sie denn sogar, wenn ihnen andre Wirthschaftsgeschäfte in den Weg kommen, die abgesetzte Misthaufen auf dem Acker mit Erde überwerfen, um das Austrocknen desselben zu verhindern.

h) Man sparet an der Zeit, wenn auf einmal so viel Mist aufgelegt wird, als dem Acker zur Besserung auf mehrere Jahre gebühret. Allein es sind dieses meistens nur die schweren Aecker, wo solches statt finden kann. Den leichten sowohl, als nassen und kaltgründigen Aeckern bekommt es besser, wenn die Portion des Mistes vertheilet, und die eine Hälfte desselben, oder drey Theile für die Winterfrucht, die andre Hälfte aber, oder

der

der vierte Theil, für die darauf folgende Sommerfrucht aufgelegt wird. Zuweilen ist solche Vertheilung des Mistes schon deshalb nöthig, daß man damit dem Umfallen oder Lagern des Korns auf Aeckern zuvorkomme, welche dazu geneigt sind. Denn ob man es zwar in manchen Gegenden nicht ungern siehet, wenn man den Waizen ein- bis zweymal schröpfen, und aus der sogenannten Schröpfe ein gutes Viehfutter erhalten kann, so ist doch dieses nur ein Scheinvortheil, da man aus den genauesten Versuchen soviel herausgebracht hat, daß ungeschröpfter Waizen weit mehr, als der geschröpfte, schütte, oder Körner gebe.

i) Bey der gewöhnlichen Art zu pferchen muß man sich so einrichten, daß der Pferch nicht von Sonne, Luft und Winde verzehret werde. Dieserhalb muß er bald möglichst untergepflüget werden. Hat man zu wenig Schaafe, so muß man solche gar nicht in Horden schlagen, weil es damit zu lange währen würde, bevor man ein Stück Acker damit bepferchen könnte. Zu gleicher Absicht muß man bey genugsamer Menge von Schaafen lieber mit schmalen und langen, als breiten und kurzen, Pferchställen düngen, weil man sonst zu viel Zeit nöthig hat, ehe man mit in die Länge herab gehenden Ackerstücken zum Unterpflügen fertig wird. Man würde aber noch einmal soviel mit dem Hordenschlage ausrichten, wenn die zu behordende Plätze zuvor mit Stroh bestreuet würden, indem dieser Strohdünger sodann im Acker längere Dienste thun würde. Der gewöhnliche Pferch muß nur ganz flach untergeackert, und beym folgenden Pflügen immer in solcher Lage gehalten werden, damit die Saatwurzeln ihn erreichen,

reichen, und ihn um und neben sich haben mögen. Wenn nach vorgeschlagener Art kein Stroh dem Pferchschaafen untergestreuet worden, so versenken ihn die Regen ohnehin in leichtern und lockern Boden sehr bald in die Tiefe hinab, daß er den Saatwurzeln theils nicht genug in der Nähe bleibt, theils zu wenig die Luftsalze anzuziehen vermag.

12) Das zu haltende Düngungsregister.

In kleinen Landwirthschaften, besonders der Bauern, kann man's wohl zur Noth aufs Gedächtniß ankommen lassen, welche Ackerstücken und wie sie in jedem Jahre bedünget worden. Bey großen Güthern aber muß ordentlich ein eigenes Register gehalten werden, welches am besten auf Tabellenart eingerichtet wird. Hierzu werden aber hauptsächlich erfordert:

1) eine nach der Reihe gehende Specification der das Jahr über sowohl zur Winter- als Sommerfrucht gedüngten Felder;

2) Der Inhalt sämmtlicher gedüngter Felder nach Morgenzahl oder nach der Aussaat zu Scheffeln gerechnet; und bey jedem Schlage oder Feldabtheilung die Anzahl der Ackerstücken oder Beete.

3) Bey jedem Schlage wird bemerket, wozu er gedünget worden, ob zu Rübsen, Waizen, Roggen, Gerste u. s. f.

4) Wie viel zwey- oder drey- oder vierspännige Fuder Mist auf jedes Stück gekommen.

5) Was es für Mist, ob Pferde- Schaaf- Rinds- Schweinemist, oder was es sonst vor Dünger? ob es alte Lehmwände, Mergel, Kalch, Asche, und dergleichen gewesen.

6) End-

6) Endlich muß auch der Pferch- oder Pferchdüngung, und wie viel Nächte damit auf 1 Stücke zugebracht worden, mit bemerkt werden.

Man kann leicht denken, daß ein solches Düngungsregister dem Guthsbesitzer sowohl zum Vergnügen als Nutzen gereichen müsse.

Es muß ihm vergnügend seyn, wenn er aus der Tabelle ersieht, was und wie viel Feld im Jahre gedünget worden, und was er nach einer mittelmässigen Berechnung davon zu hoffen habe.

Wächset die Saat heran, so bemerket der Herr des Feldes die mehr oder weniger sich hervorthuenden Ackerstücke, und sieht in der Tabelle nach, welche Art des Düngers oder Proportion desselben das mehrere oder mindere Gedeihen der Früchte veranlasset habe. Die Tabelle muß ihn nun gleich unterrichten, in welchem Schlage, oder auf welchen Stücken eine Aenderung der Düngerart, eine Vermehrung oder Minderung des aufzulegenden Mistes u. s. f. vorzunehmen sey, welches dann sofort in dem Düngungsregister angeschrieben und zu eigner oder der Wirthschaftsbedienten Ausführung im nächsten Jahre festgestellet wird.

13) Düngungstabellen, nach welchen berechnet werden soll, wie viel Land nach Roggenaussaat mit dem Dünger von 1 Stück Rindvieh, oder 100 Schaafen, wirthschaftlich bemistet werden kann.

Wenn bey allen Güthern nach so eben vorhergegangener Vorschrift Düngungsregister, und diese genau und zuverlässig gehalten würden, so wäre darnach die

die Berechnung eines jeden Orts, wie viel Land mit dem Dünger von einem Stück Rindvieh bemistet werden könne, leicht zu machen.

Diese Berechnung ist aber von äusserster Wichtigkeit nicht nur für angehende junge Wirthe, Käufer und Pächter eines Guths, sondern auch für alle und jede Wirthe, weil sie ihren Ueberschlag darnach machen können, wie viel sie an Körnern in einem Mitteljahre erbauen, und wie sie ihren Viehstand theils in Ansehung mehr reichlicher Fütterung verbessern, theils nach der Zahl der Häupter vermehren müssen, wenn sie ihren bisherigen Kornertrag erhöhen wollen, wie solches das Bestreben eines jeden Oekonomen billig seyn muß.

Es fehlt nicht bey manchen ökonomischen Schriftstellern an Ausrechnungen, wie viel Mist dem Gewicht nach so wohl, als dem Maasse nach, von einer Kuh, oder Stück Vieh, zu erhalten, und wie viel Morgen damit zu bemisten, wovon auch schon manches beyläufig gesagt worden; allein dieses ist theils doch zu allgemein und nicht treffend genug fürs Lokal, theils zu schwankend, da unmöglich alle Fuder Mist dem Gewichte oder Maasse nach ausgeglichen werden können. Es ist daher weit passender für alle Gegenden, wenn die Mistberechnung nach gewissen Klassen des Stroh- und Heuvorraths sowohl als der Weide und Stallfütterung abgestufet, hierauf aber der so verschiedene Mistgewinnst der Aussaat nach Scheffelzahl proportioniret wird, als welches letztere gleichfalls für alle Oerter bequemer ist, weil die Ackermaasse in jedem Lande so sehr von einander abgehen, und zu wenig dem Landmann bekannt sind; da gegentheils die Getreydemaasse theils überall schon mehr bekannt, theils leichter gegen einander auszugleichen sind.

Eine

Eine sehr musterhafte Düngungstabelle dieser Art ist diejenige, welche in den General-Tax-Principien zur Abschätzung der Güther in der Chur- und Neumark Brandenburg zum Fundamente angenommen wird, die ich hier den Lesern mittheile, weil sie auch ausserhalb Landes als anwendbar angesehen werden kann.

Da diese Tabelle nächst den übrigen bey einer jeden besondern Tabelle oben an stehenden Klassification des Viehtriebs und der Stallfütterung annoch fünf Abtheilungen in Ansehung des Streustrohes enthält, so will diese zuerst so nach den Buchstaben A—E überschreiben, daß hierauf bey einer jeden besondern Tabelle nur gedachte Buchstaben allein hingesetzet, und die Leser hiemit zurückgewiesen werden, was jeder dieser Buchstaben besagen soll. Hier ist also ihre Bedeutung.

A) In Gegenden, wo gewöhnlich Stroh im Ueberfluß gewonnen wird, dergestalt, daß von der ganzen Aussaat im Durchschnitt per Winspel 100 bis 120 Mandeln und darüber gerechnet werden.

B) In Gegenden, wo im Durchschnitt von der ganzen Aussaat 90 bis 100 Mandel Einschnitt per Winspel gerechnet werden.

C) In Gegenden, wo im Durchschnitt weniger als 90 Mandeln per Winspel von der ganzen Aussaat berechnet werden, und es also am Stroh zum Einstreuen fehlet.

D) In Gegenden, wo dieser Strohmangel durch Kiennadeln, Segge, Luchgras und Streuling ersetzet werden kann.

E) In

E) In Gegenden, wo der Strohmangel durch wohlfeilen Strohankauf ersetzet werden kann, und nach Anweisung der Rechnungen auch würklich ersetzet wird, als in welchem Fall das gekaufte Stroh bey Taxirung der Güther zur Ausgabe gestellet wird.

Noch ist zu bemerken, daß die unmittelbar über die Ziffern stehende Buchstaben S. und M. Scheffel und Mätzen (Berliner Maasses) bedeuten. Wenn daher z. B. in der ersten Colonne der ersten Tabelle steht: in kaltgründigem Boden 1 S. 2 M. so heißt dieses so viel; von einem Stück Vieh erhält man so viel Mist, daß man damit 1 Scheffel und 2 Mätzen Aussaatland, oder Land, auf welches 1 Scheffel und 2 Mätzen ausgesäet werden, bedünget.

Noch sind auch in den Tabellen einige Fälle zu bemerken, die gar nicht wahrscheinlich oder höchst selten sind, aber, zum Ueberfluß gleichsam, doch berechnet worden. Diese sind Tab. II. A. und B. die beyden ersten Rubriquen, nämlich bey zureichendem Heugewinnste und Ueberfluß vom Heugewinnst. Ferner Tab. III. C. und D. die erste und dritte Rubrique. Und endlich Tab. IV. C. und D. gleichfalls die erste und dritte Rubrique.

Tab. I.

Von jedem Stück Pferd, Rindvieh, als Ochsen, Zuchtrindern (Bullen, Rentochsen,) Kühen promiscue, zwey Stück jung Vieh gegen ein altes, und das junge Vieh gegen das melkende Vieh in der Proportion gerechnet, wie $\frac{1}{3}$tel zu $\frac{2}{3}$tel kann Dünger erhalten werden.

Wenn das Vieh gewöhnlich nur Medio Maii zu Felde geht, und Medio Novembris eingestallet wird.

	Bey zureichen dem Heugewinnst, dergestalt, daß jede Kuh wenigstens 8 Centner Heu bekömmt.				Bey Ueberfluß vom Heugewinnst.				Bey Mangel am Heugewinnst.			
	in kaltgründigem Boden		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Boden.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Boden.		in warmem Bodē.	
	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.
A.	1	2	1	4	1	$5\frac{3}{5}$	1	8	—	$14\frac{2}{5}$	1	—
B.	—	$14\frac{2}{5}$	1	—	1	2	1	4	—	$13\frac{3}{5}$	—	15
C.	—	$10\frac{4}{5}$	—	12	—	$12\frac{3}{5}$	—	14	—	10	—	11
D.	—	$11\frac{7}{10}$	—	13	—	$14\frac{3}{5}$	1	—	—	12	—	14
E.	—	$14\frac{2}{5}$	1	—	1	2	1	4	—	13	—	15

Tab. II.

Von jedem Stück Pferd, Rindvieh, als Ochsen, Zuchtrindern (Bullen, Reitochsen,) Kühen promiscue, zwey Stück jung Vieh gegen ein altes, und das junge Vieh gegen das melkende Vieh in der Proportion gerechnet, wie $\frac{1}{3}$tel zu $\frac{2}{3}$tel kann Dünger erhalten werden.

Wenn das Vieh gewöhnlich zu Ende Martii zu Felde geht, und Medio Decembris eingestellet wird.

	Bey zureichendem Heugewinnst, dergestalt, daß jede Kuh wenigstens 8 Centner Heu bekommt.		Bey Ueberfluß vom Heugewinnst.		Bey Mangel am Heugewinnst.	
	in kaltgründigem Boden.	in warmem Bodē.	in kaltgründigem Boden.	in warmem Bodē.	in kaltgründigem Bodē.	in warmem Bodē.
	S. M.	S. M.	S. M.	S. M.	S. M.	S. M.
A.	— $14\frac{2}{5}$	1 —	1 —	1 2	— 14	— 15
B.	— $10\frac{4}{5}$	— 12	— 12	— 14	— $9\frac{1}{2}$	— 11
C.	— 8	— 10	— 9	— 11	— 7	— 9
D.	— $11\frac{7}{10}$	— 13	— $14\frac{2}{5}$	1 —	— 12	— 14
E.	— $14\frac{2}{5}$	1 —	1 2	1 4	— 13	— 15

Tab. III.

Tab. III.

Von jedem Stück Pferd, Rindvieh, als Ochsen, Zuchtrindern, (Bullen, Reitochsen,) Kühen promiscue, zwey Stück jung Vieh gegen ein altes, und das junge Vieh gegen das melkende Vieh in der Proportion gerechnet, wie $\frac{1}{3}$tel zu $\frac{2}{3}$tel kann Dünger erhalten werden.

Wo die Stallfütterung eingeführet ist.

	Bey zureichendem Heugewinnst, dergestalt, daß jede Kuh wenigstens 8 Centner Heu bekömmt.				Bey Uberfluß am Heugewinnst.				Bey Mangel am Heugewinnst.			
	in kaltgründigem Boden.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Bodē.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Bodē.		in warmem Bodē.	
	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.
A.	1	$5\frac{3}{5}$	1	8	1	8	1	12	1	4	1	6
B.	1	3	1	5	1	4	1	6	1	2	1	3
C.	$2\frac{3}{5}$	—	14	—	14	1	—	—	—	10	—	12
D.	$14\frac{2}{5}$	1	—	1	—	1	1	2	—	12	—	14
E.	1	2	1	4	1	4	1	6	1	2	1	3

Tab. IV.

Von hundert Schaafen, als wobey inclusive des Schäfers Antheil und des Knechts Vieh gerechnet wird.

Wenn gar nicht gehordet wird.

	Bey zureichendem Heugewinnst, wenigstens à 30 Centner Heu per 100 Schaafe.				Bey Ueberfluß vom Heugewinnst.				Bey Mangel am Heugewinnst.			
	in kaltgründigem Boden.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Bodē.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Bodē.		in warmem Bodē.	
	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.
A.	5	15	7	8	7	3	8	12	4	12	6	4
B.	4	12	6	—	5	15	7	—	4	7	5	—
C.	3	9	4	8	4	2	5	4	3	4	3	12
D.	3	13¾	4	14	4	12	5	11	3	8	4	1
E.	4	12	6	—	5	15	7	—	4	7	5	—

Tab. V.

Tab. V.

Von hundert Saasen, als wobey inclusive des Schäfers und Knechts Vieh gerechnet wird.

Wenn mit dem Güsten- und Hammelhausen gehordet wird.

Verhältniß

$\frac{26}{36}$ im Stall $\frac{10}{36}$ Horden.

	Bey zureichender Heuwerbung wenigstens à 30 Centner Heu per 100 Schaafe.				Bey überflüssiger Heuwerbung.				Bey Mangel an Heuwerbung.			
	in kaltgründigem Boden.		in warmem Bodē.		in kaltgründigem Bodē-		in warmem Boden.		in kaltgründigem Bodē.		in warmem Boden.	
	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.
A	4	$4\frac{11}{18}$	5	$6\frac{2}{3}$	5	4	6	$5\frac{1}{9}$	3	6	4	$8\frac{2}{9}$
B.	3	$6\frac{8}{9}$	4	$5\frac{1}{3}$	4	4	5	$\frac{8}{9}$	3	3	3	$9\frac{7}{9}$
C.	2	$9\frac{1}{6}$	3	4	3	—	3	$12\frac{2}{3}$	2	5	2	$11\frac{1}{3}$
D.	2	$12\frac{7}{12}$	3	$8\frac{1}{3}$	3	6	4	$1\frac{1}{18}$	2	8	2	$14\frac{7}{18}$
E.	3	$6\frac{8}{9}$	4	$5\frac{1}{3}$	4	4	5	$\frac{8}{9}$	3	2	3	$9\frac{7}{9}$

Tab. VI.

Von hundert Schaafen, als wobey inclusive des Schäfers Antheil und Knechts Vieh gerechnet wird.

Wenn mit der ganzen Schäferey gehordet wird:

Verhältniß

$\frac{2}{3}\frac{1}{6}$ oder $\frac{7}{12}$ gegen $\frac{1}{3}\frac{5}{6}$ oder $\frac{5}{12}$.

	Bey zureichender Heuwerbung wenigstens à 30 Centner Heu per 100 Schaafe.				Bey überflüssiger Heuwerbung.				Bey Mangel an Heuwerbung.			
	in kaltgründigem Boden.		in warmem Boden.		in kaltgründigem Boden.		in warmem Boden.		in kaltgründigem Boden.		in warmem Boden.	
	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.	S.	M.
A.	3	$7\frac{3}{4}$	4	6	4	$3\frac{1}{12}$	5	$1\frac{2}{3}$	2	$12\frac{1}{3}$	3	$10\frac{1}{3}$
B.	2	$12\frac{1}{3}$	3	8	3	$7\frac{5}{12}$	4	$1\frac{1}{3}$	2	$9\frac{5}{12}$	2	$14\frac{2}{3}$
C.	2	$1\frac{1}{4}$	2	10	2	$6\frac{1}{2}$	3	1	1	$14\frac{1}{3}$	2	3
D.	2	$4\frac{1}{48}$	2	$13\frac{1}{2}$	2	$12\frac{1}{3}$	3	$5\frac{1}{12}$	2	$\frac{2}{3}$	2	$5\frac{1}{12}$
E.	2	$12\frac{1}{3}$	3	8	3	$7\frac{5}{12}$	4	$1\frac{1}{3}$	2	$9\frac{5}{12}$	2	$14\frac{2}{3}$

Tab. VII.

Tab. VII.

Hordenschlag für das 100, so würcklich in der Horde liegt.

Man nimmt hieführ durch die Bank fünf Scheffel an; wobey anzumerken, daß bey sechsjähriger Düngung der Hordenschlag nur halb so hoch, bey neunjähriger Düngung nur $\frac{1}{3}$, und bey zwölfjähriger Düngung zu $\frac{1}{4}$, und nur allein bey dreyjähriger Düngung für voll zu rechnen sey.

Achtes Kapitel.

Das Graben und Pflügen.

Zur Gewinnung der Feldfrüchte muß der Boden so bearbeitet werden, daß die Pflanzen ihre Nahrung darin finden mögen, welches nicht erhalten werden kann, wenn die Bestandtheile des Bodens nicht zertheilet, und ihre inwendigen Zwischenräume vervielfältiget, zugleich auch Gras und Unkräuter, als Hindernisse der Fruchtbarkeit eines Ackers, vertilget, oder wenigstens gemindert werden. Zu solcher Bearbeitung des Bodens bedienet man sich gewöhnlicher Weise der Pflüge, Spaden, (Grabscheide) und Hacken (Karste) G. §. 125

A. Das Graben.

Die Bearbeitung des Bodens mit Spaden ist nach durchgängiger Erfahrung die allervollkommenste, und der Acker kann nicht höher zum Ertrag gebracht wer-

werden, als wenn er gegraben wird. Viele leichte Sandfelder tragen so gar mehr und bessers Korn nach dem Umgraben als Pflügen, so wie es in hiesigen Gegenden alle Tage gesehen wird. Man bauet hierher, um auf dem Sande viel Hirse. Der Bauer aber, wenn er an die 2 — 4 Mätzen und darüber aussäet, grabet alles Hirseland, so mühsam es auch ist, dennoch herum. Begegnet es einem oder dem andern, daß er in der Saatzeit Mangel am Gesinde oder Taglöhnern hätte, und er muß sein Hirseland pflügen, so hat er, wenn er noch so genau und zweckmässig den Acker zur Hirsesaat pflüget, gegen seine Nachbaren folgende, sofort in die Augen fallende, Nachtheile. Die Hirse bestaudet sich um die Hälfte weniger; bekömmt kürzere Hälme; und um die Hälfte kleinere Raspen; so kann auch der gepflügte Hirseacker kaum vom Unkraute gerettet werden; da hingegen der gegrabene nicht halb so viel Unkraut hervorbringet, und also das Wieten oder Jäten ungleich weniger beschwerlich macht. Beym Graben des Ackers wird Unkraut- und Grassaamen und Wurzeln genauer und mehr in die Tiefe gebracht, daß es darin seinen Untergang findet. Das Erdreich wird durchgängig durch das Graben mehr getrennet, so, daß ein gegrabener Acker, ohngeachtet er nach dem Umgraben ein Jahr ruhet, und zur Feldhüthung braache liegt, nach ein Paar sehr gute Aerndten ohne Mist bringet, und es den frisch gedüngten Aeckern sehr zuvorthut. Vortheile genug, welche den Bauern hiesiger Gegend die so schwere Arbeit des Grabens bezahlt machen müssen.

Die Naturforschende Gesellschaft in Zürch preiset in einer 1772 den Landleuten mitgetheilten Schrift das Umgraben eines Ackers also an: Ein Acker, der gleich gut ist, gleich gut gedünget wird, trägt

trägt $\frac{1}{5}$, wenigstens $\frac{1}{6}$ mehr, (in hiesigen Gegenden, wie zuvor gesagt, bey der Hirse $\frac{1}{2}$ sogar mehr, bey andern Getreydearten aber wenigstens $\frac{1}{4}$ mehr;) wenn er mit Schaufel (Spaden) und Karst oder Hacke, da man Berge, die man nicht bepflügen kann, herum zu hacken pflegt, wiewohl solches auch auf der Ebene in manchen Gegenden z. B. auf dem Schwarzwalde gewöhnlich ist,) gebauet wird, als wenn man ihn mit dem Pfluge bauet. Er wird mit kleinerer Mühe vom Unkraut rein gehalten und leichter geegget. (Bey uns folget nicht die Egge sondern die Harke (Rechen) dem Umgraben, weil das Land vom Graben weit lockerer, als vom Pflügen wird. Die Pferde treten daher zu tief mit ihren Füssen ein, daß die ihnen folgende Egge ihre Fußstapfen nicht wieder ausfüllen und ebnen kann. Der von den Pferden in die Tiefe hinabgetretene Saame geht nicht wohl, oder, wenn das Land leimicht ist, gar nicht auf, und der aufgegangene Saame muß ersaufen oder auf immer kränklich werden, wenn das Regenwasser in den Pferdefußstapfen stehen bleiben muß. Wenn dagegen das gegrabene Land geharket wird; (mit dem Rechen eben gemacht, oder der Saame damit der Erde einverleibet wird;) so bleiben von den Harkenden keine Fußstapfen sichtbar, weil sie theils nicht so tief als das Vieh eintreten, theils auch bey dem Einharken des Ackers rückwärts gehen, folglich ihre Fußstapfen mit der Harke sowohl auflockern, als gerade harken.) Man hat nur nöthig zur Winterfrucht den Acker einmal umzugraben, und das thut auf einer Zürchischen Juchart ein geübter und fleissiger Mann in 10 Tagen. Zum übrigen Getreyde und andern wird das Land nur einmal mit dem Karst umgehackt, welches bey jener Juchart ein solcher Mann in 6 — 8 Tagen verrichtet. Sollte das nicht diejenigen, die nur wenig Feld und kein eigen Vieh haben,

ermuntern, ihr weniges Land lieber mit der Schaufel (Spade) und Karst (Hacke) zu bearbeiten, als es um Lohn pflügen zu lassen, welches gemeiniglich noch dazu schlecht und zur Unzeit geschieht? Die, so es im Zürchischen schon lange geübet, würden ihr Land immer pflügen lassen, wenn man es ihnen auch umsonst thun wollte. —

In hiesigen Gegenden, wo ausser dem Hirselande auch das Leinland gegraben wird, weil der Flachs im gepflügten Lande, gleich der Hirse, ungleich schlechter geräth, erleichtert man sich das Graben damit, daß der Acker zuvor ein Paarmal gepflüget und zuletzt einmal geegget wird. Das nun mürber gemachte Land verstattet der Spade einen leichtern Durchgang, und macht, daß eine Person, die fleissig ist, in einem Tage so viel herumgraben kann, als zur Besäung mit $\frac{1}{4}$ Schfl. Lein hinlänglich ist.

Die Regeln des Umgrabens eines Landes hat der um die Oekonomien sich so sehr verdient machende Hr. Sprenger in seinem Landwirthschaftskalender sehr gut vorgetragen. Ich will sie mit einigen Zusätzen überschreiben.

1) Die Spade (Grabscheid, Schaufel u. s. f.) soll ganz vom Eisen, recht stark, verstählt, wenigstens 8 Zoll breit, 9 Zoll lang, unten nicht spitzrund, sondern stumpfrund seyn; das Oehr nicht zu eng, damit der Stiel nicht zu dünn dort seyn muß. Nach dem Gebrauch muß man sie sogleich reinigen, daß sie blank bleibe.

(Wenn man auf die Dauerhaftigkeit siehet, so sind die ganz eisernen Spaden allerdings denen vorzuziehen, welche dem meisten Theile nach Holz, und nur ringsherum eine breite Einfassung vom Eisen haben, welches am Rande sehr

dünne

dünne und scharf ist. Wo vieles Land und ohne Aufhören hinter einander weg gegraben werden soll, da sind die Spaden letzterer Art doch vorzuziehen, weil sie das Auftreten mit den einem Fuße erleichtern. Denn wenn die Gräber auf dünnes Eisen treten und es in die Erde damit hineinstossen sollen, so schmerzet es mit der Zeit dem Fuße, daß es die Leute in die Länge nicht aushalten können. Wenn sie Schuhe von dicken neuen und steifen Sohlen anhaben, so werden sie ein Paar Tage das Auftreten aushalten. Hierauf aber werden die Sohlen dünner, weil sie von dem Eisen zu sehr angegriffen, abgenutzet und zerschnitten werden. Wenn aber die hölzernen Spaden oben beym Auftritte bey nahe einen Zoll dick sind, so halten die Sohlen nicht nur den Auftritt aus, sondern es können auch die Gräber barfuß auf ein solches Holz mit Treten aushalten. Ganz eiserne Spaden können zwar ohne Auftritt des Fußes mit blossen Händen noch einmal so leicht, als die hölzernen, ins Land gestossen werden; allein dies kann nur ein Paar Tage höchstens so ausgehalten werden, und ermattet Hände und Arme zu sehr. Dagegen der Auftritt des Fußes ganz allein und sehr leicht die Spade in den Grund hineintreibet, daß den Händen weiter nichts, als das Ansetzen der Spade, das Aufheben und Umkehren derselben mit der aufgenommenen Erde, übrig bleibt.

Wenn die Spade 8 Zoll breit, und 9 Zoll lang ist, so ist sie dazu eingerichtet, daß vieles Land in einem Tage kann umgegraben werden. Für Küchengärten, auch für Aecker, die nicht Thon oder Lehm sind, und in welche die Fettigkeiten des Düngers sich herabgesenket, und wieder aus dem

Grun-

Grunde hervor und zu Tage gebracht werden sollen, muß die Spade noch länger seyn. Weil sie aber sodann bey obangegebener Breite zu viel Erde aufnehmen, und die Gräber zu bald ermüden würde, so muß sie dafür desto schmäler seyn. Man hat sie so in manchen Märkischen Provinzen, und ich will sie empfehlen, weil sie ihrer besondern Bauart nach leichter in die Erde, als die von mir vorhin beschriebene mit Eisen beschlagene hölzerne Spaden hineingehen, ohngeachtet sie oben beym Auftritte dichte am Stiele 1 Zoll dickes Holz haben, welches allmählig sich nach und nach so verschmälert, daß es am Ende des Auftrittes sich mit einer Rundung von ½ Zoll endiget, wogegen die obbeschriebene hölzerne Spaden den Auftritt fast überall gleiche Dicke haben, der nicht in einer Rundung, sondern in einer Ecke aufhöret.

Das Eisen ist unten 6, höchstens 6½ Zoll breit, läuft in dieser Breite 2 Zoll fort; worauf es einen halben Zoll schmäler wird, und in dieser Breite bis ans oberste Ende fort geht. Dieses unterste Ende ist weder gerade noch spitz, sondern stellet einen mässigen Bogen vor. Die Länge des Eisens beträgt bis zum hölzernen Antritt, der kaum ½ Zoll übers Eisen hervorragt, 11 Zoll. Wenn dieses Eisen von unten auf 3 Zoll mit zunehmender Dicke fortgegangen, so theilt es sich in zwey Hälften, in welche das Holz der Spade hineinpasset, so, daß an den Seiten das Holz von dem Eisen bedeckt und ihm überall gleich sey. Jede dieser Hälften des Eisens reichet noch oben in der Mitte mit einem Zapfen über den Antritt 2½ Zoll an den Stiel, der von solchem Antritt an bis auf 3½ Zoll viereckicht ist, sodann aber

rund

rund wird, hinauf. Jeder dieser Zapfen wird an dem Stiele mit einem Nagel befestiget. Hiernächst ist jede Hälfte des Spadeeisens mit 6 Nägeln an das dazwischen befindliche Spadenholz, welches vom Antritt in immer zunehmender Dünne sich endiget, befestiget. An jeder Seite innerhalb des Spadeneisens sind 3, in der Mitte aber 2 Nägel, also 8 Nägel: in gleicher Ordnung sind ausserhalb, oder auf dem Rücken des Spadens, eben so viel; in Summa also 16 Nägel. Die Köpfe dieser Nägel müssen glatt und der Oberfläche des Eisens ganz gleich seyn, damit sich keine Erde ansetzen könne. Endlich ist in dem ganzen Spadeneisen von oben herab eine mässige Beugung, welche macht, daß die aufgenommene Erde nicht eher abfällt, als bis die Spade in der Hand umgekehret wird. Die Spaden, welche ganz gerade sind, machen mehr müde, weil sich der Gräber damit mehr bücken muß, um zu verhindern, daß ihm die Erde nicht wieder vor der Zeit von der so geraden Spade herabrutsche. Diese ietzt beschriebene Art von Spaden hat nun einen großen Vorzug von den ganz eisernen sowohl, als hölzernen. 1) Sie sind eben so dauerhaft; 2) sie sind auf beyden Seiten Eisen, sind also recht glatt und gehen leicht in die Erde hinein; 3) sie haben einen hölzernen Antritt, welcher den Füssen keine Beschwerlichkeit oder Schmerzen macht; 4) die hölzernen Spaden, da sie nur einen Rand oder Beschlag vom Eisen haben, bersten leicht auf, und sind zerbrechlich, gehen auch um des Holzes willen nicht so leicht in den Grund hinein; 5) ohngeachtet die nur belobte Art von Spaden schmäler ist, als die hölzernen, so kann man doch eben so viel in einem Tage damit bereiten,

reiten, als mit jenen, weil sie leichter in die Erde gehen, und eben deßhalb, weil sie schmäler sind, eine geringere Bewegung der Hand erfordern, um die Erde abfallen zu lassen. Sie ermüden also weniger, und ersetzen hiermit dies, daß sie, weil sie schmäler sind, mehrere Grabstiche erfordern, um in einem Tage eben so viel auszurichten, als mit den breitern Spaden geschehen kann. Noch ist zu gedenken, daß diese Spaden, wenn sie unten abgenutzt sind, wieder verstählet werden können. Auch muß man sie unten immer scharf halten, damit sie desto leichter in die Erde hineingehen. Das Holz zu diesen Spaden ist gemeiniglich von Buchen. Das ellerne Holz ist zwar leichter, es bricht aber gern, und wird bald mürbe.

Die spitzrunden Spaden können in mancher Absicht den stumpfrunden noch vorzuziehen seyn. Wenn Wiesen oder Hüthungsplätze umzugraben sind, die man mittelst des Grabens, wie oben gelehret worden, so fort ohne aller andrer Vorbereitung mit Getreyde oder künstlichen Gräsern begatten kann, so verdienen die spitzrunden Spaden schlechterdings den Vorzug, weil die Spitze der Spade den Rasen weit leichter trennet. In einem von Quecken oder Graswurzeln sehr verwilderten Acker, auch in sehr festen Lehmboden, kömmt man mit einer spitzen Spade ebenfalls leichter fort. In manchen Gegenden wird der Strohmist in den Leinländern im späten Herbste untergepflüget, und im folgenden Frühjahre werden diese Länder umgegraben. Wo nun dieses Verfahren üblich und nützlich ist, da wird auch eine spitze Spade erfordert, um durch den noch

nicht

nicht verrotteten Strohmist desto leichter durchstechen zu können.)

2) Der Arbeiter stosse die Spade immer beynahe gerade nieder, und steche jedesmal höchstens 3 Finger breit Erde ab. Er steche tiefer hinein, als das Eisen seiner Spade hoch ist. Wie er nun die aufgenommene Erde heraufbringet, muß die obere Erde, die über dem Eisen hervorsteht, auf beyden Seiten des Stiels rückwärts nieder und in die Tiefe fallen; die Erde aber, die auf dem Eisen platt liegt, schlägt er alsdann über die Furche an das vorher gegrabene, wo selbst er die vom Umschlagen nicht in Stücken zergangene Erde vollends zerstößt. So kommt die bisherige obere Erde allezeit in die Tiefe, und die untere oben auf. (Wenn ein Landwirth des Mittelstandes seinen Leuten nicht gegenwärtig ist, oder sie ohne Aufsicht läßt, so verfallen sie leicht dahin, daß sie die Spade sehr schief ansetzen, um desto mehr faulenzen zu können. Auch geschiehet dieses von betrüglichen Taglöhnern, daß sie, wenn sie einen Fleck Acker- oder Gartenland um Verding umgraben sollen, sehr schief mit der Spade einstechen, hin und wieder aber gar unumgrabene Plätze liegen lassee, und sie mit der auf den Seiten hervorgebrachten Erde bedecken. Kann man sich auf die Treue seiner Leute nun nicht verlassen, so muß man entweder selbst oder durch Nachgeordnete Aufseher seyn, oder mit einem Stocke hin und wieder das Maas der gegrabenen Tiefe zu erforschen suchen.

Wenn das umzugrabende Land mit langem Mist beleget ist, so muß davon mit der Spade nur so viel in die Tiefe zuvor herabgestossen werden, als eben auf dem Flecke lag, der so eben umgegra-

gegraben werden soll. Betrügliche Arbeiter pflegen, um sich die öftere Bemühung zu ersparen, auf einmal von einem weiten Raume umher den Mist in die Tiefe zusammen zu stossen, da denn eine so ungleiche Vertheilung des Mistes, da so viele Flecke nichts bekommen, dem Endzweck des Düngens sehr zuwider ist.)

3) Ist hier und da im Umgegrabenen eine Vertiefung, so zerstößt er entweder mit der Spade die Erde so, daß das Beet ganz eben wird, oder er wirft dann und wann eine Spade voll Erde dahin. Denn das Beet muß überall eben und gleich seyn.

4) Sobald soviel umgegraben ist, daß es die Gräber mit der Harke (Rechen) noch bequem erreichen können, muß es sogleich geharket werden, ehe es von Sonne und Luft hart gemacht wird. Was sich nicht klein machen läßt, wird in die Furche zurück in die Tiefe hineingezogen. (Die Gärtner beobachten diese Regel genau. Wo aber in Feldern viel gegraben wird, da versäumet man sich nicht mit solcher Unterbrechung des Grabens, sondern gräbt nach Beschaffenheit der Jahreszeit oder des Ackers so viel Land auf einmal herum, als zu einer Thausaat in trocknen Zeiten genug ist, oder, wenn die Winterfeuchtigkeit noch im Lande ist, am Abend eines jeden Tages, oder noch länger hinaus, erst besäet werden soll.)

5) Wer einen ganz egalen Boden liebt, der nicht im geringsten abhängig ist; läßt das einemal von Osten nach Westen, das folgende mal von Westen, und eben so graben, wenn das Stück seine Richtung von Süden nach Norden hat. Ueberhaupt gräbt man das einemal hinauf, das andremal hinunter. In Ansehung der Richtung des

Lan-

Landes von Ostern nach Westen thue man dieses, aber nicht, wenn es von Norden nach Süden abhängig ist. Nichts befördert das frühe Wachsthum der Pflanzen mehr, als wenn das Land etwas schräge gegen Süden liegt. Ist es daher irgend zu erzwingen, so fange man von der Nordseite an zu graben, damit das Land gegen Norden gleichsam den Rücken, gegen Süden aber das Gesicht habe. Wer frühen Sallat haben will, erhöhe die Hälfte eines kleinen Beetes so, daß es oben gegen Mitternacht nur 3 Zoll höher, als unten gegen Mittag sey, und besäe es mit Sallatsaamen; er wird die Pflänzlein von oben weit eher versetzen können, als die, so auf dem ebnen Theile erwachsen.

B. Das Pflügen.

So sehr sich vorbesagter massen das gegrabene Land vor dem gepflügten hervorthut, so wenig ist es doch möglich, mit dem Graben ins Große zu gehen, da ein einziger Pflug mehr Land, als 10—20 Menschen umarbeiten kann. Es ist dieserhalb der Pflug als ein unentbehrliches Ackerinstrument und als ein solches anzusehen, auf welches das Wesentliche des Ackerbaues ankömmt, so unbedeutend und schlecht es auch Nichtkennern der Feldwirthschaft bedünket. Ein französischer Dichter hat nichts übertrieben, wenn er vom Pfluge sagt:

Instrument vil à voir, sans lequel toute fois
Les Sceptres tomberoient hors des mains de nos Rois.

Ein Werkzeug, das nur schlecht Unwissenden gefällt,
Macht, daß der Fürsten Hand der Scepter nicht entfällt.

Es

Es ist dem Landwirthe des Mittelstandes unverzeihlich, wenn er sich um dieses erste und nützlichste Ackerinstrument so wenig bekümmert, daß er so wenig die Theile desselben, als ihre wichtige Zusammenfügung kennen lernet oder lernen will, um seine Pflüger gehörig zu meistern; weil ein ungeschickter oder falsch gestellter Pflug den Acker, wenn er noch so gut gedünget worden, mehr verdirbt als bessert. Nicht zu gedenken, daß ungeschickte oder nicht recht gestellte Pflüge das Zugvieh ohne Noth angreifen und abmatten. Ein der besondern Beschaffenheit unsers Bodens recht anpassender und richtig gestellter Pflug, welcher leicht geht, macht, daß man das Ackern desto geschwinder verrichten oder vollenden kann. Ein Hauptumstand beym Ackerbau! da es so sehr einträglich ist, sich mit dem Pflügen in die Zeit zu schicken, d. i. nach Beschaffenheit der Witterung entweder pflügen, oder das Pflügen unterlassen. Man findet alte Wirthe des Mittelstandes, welche kaum die Hauptheile eines Pfluges zu nennen, geschweige ihre Richtung oder Zusammenpassung zu ordnen oder anzugeben wissen. Manchem Dorfedelmanne wäre doch wahrlich mehr gerathen, wenn er gar keine Passagen aus Romanen, und lieber das erste Kapitel aus dem ersten Theile des Hannöverschen Hausvaters auswendig gelernet hätte. Und die Candidaten des Predigtamts, welche zu Landpfarren, deren Einkünfte auf dem Ackerbaue beruhen, befördert werden wollen, müßten zur Ehre und Besten des Staats gar nicht von den Consistorien angenommen werden, wenn sie nicht zuvor ein examen rigorosum über nur gedachtes Kapitel hauptsächlich ausgestanden, und das Zeugniß des Bestehens darin beygebracht hätten. Es ist nicht genug zu loben, daß schon in Deutschland der Anfang gemacht wird, die Candidaten des Landpredigeramts eben so

sehr

sehr aus der Bibel, als aus der Landwirthschaftswissenschaft zu befragen, letztere ist dem Hauptzweck des Predigtamts mehr förderlich, als schädlich. Der Geistliche und zugleich Nichtökonome ist ganz ausser Achtung bey seinen Zuhörern, welche gemeiniglich, und ich will nicht sagen, mit wie vielem Rechte oder Unrechte, das Vorurtheil haben: Wer seinem eignen Hause, seiner eignen Ackerwirthschaft, und wovon der Pflug das Wesentliche mit ausmacht, nicht vorstehet, wie sollte der die Gemeine Gottes versorgen?

1) Haupteigenschaften aller Pflüge.

So sehr auch die Pflüge in mässigen Entfernungen von einander abgehen, so müssen sie doch in ihren Haupteigenschaften übereinkommen. Hr. v. Münchhausen macht ihrer an die zehen namhaft. Ich will seiner Ordnung, doch mit einigen Zusätzen, nachgehen.

1) Ein Pflug muß nicht sehr zusammengesetzt seyn. Kein Ackerinstrument wird so viel als dieses gebraucht. Dieserhalb kann es nicht einfach genug seyn, um desto länger zu bestehen. Je mehr Zusammensetzung an einem Pfluge wäre, desto wandelbarer würde er nothwendig seyn müssen. Hiemit wäre aber einem Bauer gar wenig geholfen, wenn er an seinem Pfluge so viel zu flicken und zu bessern haben sollte. Je künstlicher der Pflug ist, destoweniger verdienet er Beyfall.

2) Der Pflug muß wohlfeil seyn. Diese Eigenschaft folgt aus der vorhergehenden. Das Einfache kostet weniger als das Künstliche. Der gemeine Mann muß für sein allerunentbehrlichstes Ackerinstrument je weniger je lieber ausgeben. Von dieser Beschaffenheit ist der in den meisten Kreysen der Mittelmark gebräuchliche Pflug, mit

welchem der des benachbarten sächsischen Churkreyses ziemlich einerley ist. Zwischen Treuenbriezen und Wittenberg nimmt der Stellmacher für einen ganzen Pflug nicht mehr als 18 Gr. In Holzarmen Gegenden kostet er einen Thaler und noch wohl hin und wieder 8 bis 12 Gr. darüber. Es sind aber auch viel Bauern in jedem Dorfe, die sich darauf verstehen, einen guten Pflug selbst zu machen, und also das Macherlohn selbst verdienen. Auf großen Gütern muß der Meyer oder Hofmeister alle Ackerinstrumente nebst den Wagens und ihrem Zubehör, die einzigen Wagenräder ausgenommen, anfertigen. Die Pflugräder gehören gleichfalls zum Bezirk des Hofmeyers, und kosten hieherum, wenn sie der Stellmacher mit Felgen und Speichen verkauft, das Paar 5—6 Gr. Wenn es aber Räder für leichten Sandboden sind, die statt der Felgen einen Bogen, vom biegsamen, jungen, zähen Holze haben, das Paar 3—4 Gr. Das Eisenwerk zu einem Pfluge, wenn es nur angeschafft werden soll, will nach dem Gewichte eines jeden Stückes angeben, weil die Schmiedearbeit wegen der verschiedenen Kohlenpreise so sehr verschieden sind.

Ein Pflugschaar.	5	Pfund.
Ein Kolter (Sech)	7	—
Eine Anlage (Schiene)	1	—
Eine Kramme und Scharbeutel.	$\frac{1}{4}$	—
Vier Ringe an dem Pflugbalken.	2	—
Ein Saalband (Zugkette)	4	—
Ein Tempelstich und ein Vordernagel.	$\frac{1}{4}$	—
Eine Pflugwelle (Laufspille)	4	—
Vier Buchsenbänder (Pflugladenbänder)	5	—
Der Vorhängenagel.	$\frac{1}{4}$	—
Summa:	$28\frac{3}{4}$	Pfund.

Viele

Viele dieser Stücke, die wenig oder gar keiner Abnutzung unterworfen sind, z. B. das Saalband, die Pflugwelle u. s. f. dauren Jahrhunderte bey den Bauern, und können, so wie sie im Anfange waren, immer bey neuen Pflügen bleiben, da einige andere z. E. die Ringe an dem Pflugbalken, die Buchsenbänder nur einer geringen Veränderung bedürfen, falls sie zu dem neuen Holze nicht passen sollten, daß also ein gemeiner Pflug nicht sonderlich theuer ist.

3) Der Pflug muß dauerhaft seyn. Ohngeachtet der Wohlfeilheit des Pfluges könnte doch der Bauer sich nicht oft neue Pflüge anschaffen; wenn oft was an dem Pfluge schadhaft werden sollte, so würde die Feldarbeit gar sehr aufgehalten werden. Es kömmt daher die Dauerhaftigkeit des Pfluges auf 1) gutes Holz, 2) gutes Eisen an.

Das schwedische Eisen ist allem übrigen vorzuziehen, weil es zähe, und nicht brüchigt, wie das Landeisen ist.

Das Holz muß sowohl trocken als zähe seyn. Grünes Holz springt und reißt auf, kömmt bald aus seiner Verbindung, und wenn es nicht zähe ist, so ist es nicht von Dauer. Zu Pflugbalken nimmt man gern junges Eichen- oder Eschenholz; zum Haupte aber, Griessäule, (Griesscheide) und Stürzen (Stärzen) Weisbüchen- Birken- Rüstern und anderes dergleichen festes Holz. Kann man Holz von Birn- und Apfelbäumen, besonders wilden haben, so hat man, weil es sehr glatt und feste ist, davon das beste Holz zu Pflughäuptern. Die Naturforschende Gesellschaft in Zürch schrieb den Landleuten 1772 die Erhaltung des dauerhaftesten Holzes so vor. Einen guten

Grindel (Pflugbalken) pflegt man aus Eichenholz zu machen, das weder Mark noch weisses Holz bey sich hat: folglich braucht man zu 4 Pflugbalken eine Eiche von 100 Jahren, deren Stamm gerade und spaltig ist. Der Pflugbaum aber läßt sich sehr gut aus einem ganzen 25 jährigen Eichbaume machen, der noch Mark und weisses Holz hat; nur muß man ihn vor dem Aufreissen und Beschädigung des Wurms auf folgende Weise sicher stellen, die man auch bey allem andern Holze, das zum Pflug gehöret, nachahmen kann. Man wähle zum Pflugbalken also ein gerades, gesundes, hierzu geschicktes Eichstämmlein aus; man arbeite es ganz frisch vollkommer zu einem Pflugbalken (Grindel) aus, und mache das Sechloch (Kolterloch) und alle andere nöthige Löcher darein, die man alsdann mit Lehm ausstopft. Nach diesem lege man ihn auf 3 zwey Schuh hohe Steine, deren einer in die Mitte, die andern aber unter die beyden Enden zu liegen kommen. Es versteht sich von selbst, daß das Holz auf allen 3 Steinen gleich aufliegen muß, und daß die Steine (oder das Holz auf ihnen) müssen verrückt werden, damit das Holz auch da, wo es auf den Steinen auflag, gedörrt werde. Hierauf macht man ein mässiges Feuer von Spänen darunter, dreht den Balken immer herum, und dörrt ihn auf diese Art wohl aus. Hiervon entstehen zwar viele kleine Risse, sie schliessen sich aber wieder zu, wenn man ihn hernach in frisch Wasser legt, und darin abwäscht. Hat man den Grindel so zum Theil gedörrt, so hänge man ihn noch etliche Monathe in Schornstein (Feuermauer) in den Rauch. Die Erfahrung bezeugt es auch, wie dauerhaft geräuchertes

Holz

Holz sey, z. E. Flegelkeulen, die man in den Rauch hängt. Ein verständiger Bauer im Zürchischen hat nach dieser Vorschrift gemachte Pflugbalken schon 12 Jahr lang gebrauchet, ohne daß sie ein Merkmal von Rissen oder vom Holzwurm hätten, und behauptet, daß das weisse Holz im Rauche eben so dauerhaft werde, als sonst das rothe ist. Man erreicht den Endzweck des Dörrens noch leichter, wenn man die jungen, zu Pflugbalken taugliche, Eichen im Frühling, wenn sie noch auf dem Stamme stehen, schälet, d. i. die Rinde abziehet, und sie noch ein Jahr stehen läßt. Nun müssen sie so stehen, daß sie von der Sonne können getroffen werden. Sie werden sodann eben so hart als im Rauche; dafür sind aber die Löcher schwerer darein, als in grünem oder noch frischem Holze, auszumachen. Beyläufig gedenke noch, daß vorgedachte Gesellschaft in Ansehung des Pflughauptes und daruf anzupassenden Pflugscharrs verlanget, es solle das Haupt mit einer eisernen Sohle (Schiene) beschlagen seyn. Das Haupt liege nur hinten bey der eisernen Sohle, und vorne bey der Spitze der Pflugschaar auf dem flachen Boden auf, in der Mitte aber sey es unten etwas, z. E. ohngefähr $\frac{1}{2}$ Zoll hohl. Man sieht diese Einrichtung des Hauptes vieler Orten hier auch so.

4) Der Pflug muß leicht zu regieren seyn. Hierunter versteht man, daß er die von ihm zu ziehende Linie selber mache, ohne daß er sonderlich regieret wird. Er ist fehlerhaft, wenn er, sobald der Führer die Hand abziehet, ausweicht. Der Führer hat fast nur allein den Pflug zu richten, und ihn zu Anfang des Stücks in die Erde zu leiten, auch Achtung zu geben, wenn etwa ein Stein oder anderer Widerstand den Pflug aus seiner

ner Richtung bringen sollte. Eine Ausnahme aber kann statt finden in sehr bindendem Thone oder Lehm, bey der Dürre, da der Führer alle Kräfte anwenden muß, bey großen ausbrechenden Stücken Erde den Pflug zu regieren, weßhalb in solchem Boden auch Pflüge mit 2 Stürzen gehalten werden.

5) Eine Haupteigenschaft des Pfluges ist auch diese, daß er leicht zu ziehen sey. Denn das Zugvieh kann sodann theils mehr Land bearbeiten, theils kann es auch wohl der Zahl, Größe oder Stärke nach gesparet oder erübriget werden. Es ist daher viel Verdienst um den Ackerbau, wenn sich hie und da die Mechanik bemühet, leichtergehende Pflüge zu erfinden und einzuführen. So hat sich vor einigen Jahren ein sächsischer Landmann, Friedrich Wolf, ohnweit Delitsch, in Ansehung dieses Artikels sehr verdient gemacht. Seitdem er sich einer neuen Pflugkarre, (Vordergestells, Vorderpflugs) mit hohen Rädern und andern Verbesserungen bedienet, bauet er seinen Acker mit einem Pferde, da er und seine Vorfahren sonst zween nöthig gehabt. Der Pflug ist seiner hohen Räder halber leicht, der Zug geht in gleichen Linien mit der Brust des Pferdes fort, die Kosten sind mässig. Mit 3 alten Pflügen, ist bey mehrerer Anstrengung der Pferde nicht leicht so viel auszurichten, was dergleichen 2 Pflüge thun. Schmiere mit Oel ist bey diesen Pflugrädern vorzüglicher, als die Wagenschmiede, worunter man meistens zu viel Theer mischt. Das Kettlein vorne an der Zunge muß hangen bleiben, und darf weder zu kurz, noch zu lang, seyn. Beym Umwenden darf man diesen Pflug nicht herum reissen, sondern den Pferden in die

Fuhre

Fuhre nachschieben, welches dem Pflüger sehr bequem ist. Das Intelligenzcomtoir in Leipzig zeigt diesen Pflug im Großen und im Modell. Es wird aber besser seyn, diesen Pflug sich im Großen, der aus Delitsch von dem Wagner Andrae nach Leipzig für 9½ Thaler geliefert wird, kommen zu lassen, weil in der Ausarbeitung nach einem Modell leicht gefehlet werden kann. Man hat schon hin und wieder diesen Pflug eingeführet, und ihn sehr bewährt gefunden.

6) Ein guter Pflug muß die Erde **leicht durchschneiden**, ohne gleich in die Höhe zu springen oder sich gar aufhalten zu lassen, wenn ihm Steine oder Unkrautswurzeln entgegen sind, welche er entweder aus dem Wege räumen oder durchschneiden muß.

8) Eine der hauptsächlichsten Eigenschaften des Pfluges ist auch diese, daß er die Furche **völlig umkehre**, so daß die Oberfläche nebst allen darauf befindlichen Stoppeln ganz unten zu liegen komme.

9) Der Pflug muß eine **reine Furche** machen. Diese soll so rein seyn, als wenn sie mit einem Besen ausgekehret wäre. Denn wenn der Pflug krümelt, so kömmt dies daher, daß er die Furche nicht gehörig umwirft, oder daß das Streichbrett zu kurz oder zu breit ist, oder daß Kolter und Schaar nicht recht gerichtet sind, oder der rechte Sterz (Sturz) zu weit hinausstehet und schabet.

10) Endlich muß sich der Pflug auch **leicht wenden** lassen lassen. Denn an jedem Ende des Ackerstücks muß damit umgekehret werden. Denn wenn die Wendnng schwer ist, so ist es dem Pflüger und Zugvieh zu mühsam, oder der Pflug

wirft gar um. Dieserhalb muß des Wendens halber der Pflugbalke oder Grindel nicht unbeweglich am Vordergestelle, sondern nur mit einer Kette verbunden seyn, damit man den Körper des Pfluges (den Hinterpflug) wenden, werfen, und zur Seite legen könne, wie man will. In manchen Gegenden hat man unter dem Kloben vor der Zucht ein Knie an den Pflügen, damit der Kloben nicht bey der Wendung senke, und in die Erde fasse. An dem Wolfischen Pfluge Nr. 5. wird dieses besonders gerühmet, daß er beym Umwenden nicht herumgerissen werden darf, sondern zur Bequemlichkeit des Pflügers den Pferden in der Furche nachgeschoben wird. Denn je stärker oder schwerer der Pflug für schweren Boden seyn muß, destomehr macht seine Last dem Führer doch zu thun, wenn er den Pflug herumwerfen soll.

2) Einrichtung und Stellung der Theile eines Pfluges.

Die gemeinen Pflüge haben zwey Haupttheile. Diese sind der Vorderpflug (Vordergestelle, Pflugkarre,) und der Hinterpflug. Jener ist der Haupttheil, welcher dem Zugviehe am nächsten, und auf Rädern gehet; dieser ist dem Pflüger am nächsten. An diesem hat man wieder folgende Haupttheile zu bemerken.

1) Der **Pflugbalke**; (Grindel, Grengel, Pflughaum;) ist das allerlängste und kenntlichste Stück des ganzen Pfluges, wodurch er zusammengehalten und regieret wird.

2) Das **Kolter**; (Sech, Säge;) ist das lange Messer, welches auch wohl in manchen Provinzen das Vordereisen, oder Pflugeisen genannt wird. Es gehet von dem

dem Pflugbalken unterwärts herab, um das Land einer neuen Furche in gewisser Breite und Tiefe einzuschneiden und abzutrennen.

3) Das **Pflugschaar**, welches dem Kolter zunächst stehet, muß die Erde vom Boden horizontal abschneiden und aufheben.

a) An dem Pflugschaar bemerket man noch die **Molderseite**; diejenige Seite, die an der Kante der neu abgeschnittenen Furche gehet; die **Schneide**; die gegenüberstehende Seite; und die **Griffseite**, welche an dem Haupte des Pfluges befestiget wird.

b) Das **Pflughaupt**; (Höft, Höftbret, Heut, Pflugholz.) Dieses ist ein plattes ausgeschnittenes Bret von recht festem Holze, in welches die Griessäule (Griesscheide) und der linke Sterz gezapfet wird, auch das Schaar festhalten muß.

4) Das **Streichbret** (Muhl- oder Resterbret, Ohr,) muß die von dem Pflugschaar aufgenommene neue Furche noch weiter in die Höhe heben, und von der linken Seite zur rechten hin ganz umlegen. Die untere Seite am hintern Ende wird etwas ausgeschnitten, und so über der Erde erhaben, daß die Krume darunter wegspiele, ohne daß das Streichbret schleppet.

5) Die **Griessäule**; (Griesscheide) ist ein länglichtes viereckichtes Holz, welches unten in dem Pflughaupte, oben aber durch den Pflugbalken gezapfet worden. Sie wird nur unten verkeilet, in den Pflugbalken aber ohne Verbohrung nur stark hineingetrieben, weil man zu Zeiten dadurch den Pflug so stellet, daß die Säule durch ein Paar Schläge zurückgetrieben wird.

6) Der

6) Der **Sterz**; (Sturz, Stürze) ist ein krummgewachsenes oder gearbeitetes Holz, welches oben so hoch hinaus stehet, daß es der Pflüger in der Hand führen, und hiemit den Pflug regieren könne. In gleichem Boden ist nur ein Sterz, nämlich auf der linken Seite nöthig; in schwerem Boden aber befindet sich auch einer zur rechten Hand, welcher der **rechte**, so wie jener der **linke** Sterz genannt wird.

An dem **Vorderpfluge**, oder **Vordergestelle** will diejenigen Theile nur beschreiben, welche zur richtigen Stellung des Pfluges dienen.

1) Die **Pflugräder**; wovon in vielen Gegenden das rechte ein Paar Zoll höher ist, als das linke.

2) Die **Laufspille**; welche an beyden Seiten, so weit die Räder stecken, vierkantig ist. Wo starker Boden ist, da ist sie vom Eisen, in leichtem Sande aber nur vom Holz.

3) Der **Rumpf**; oder die eigentliche Axe. Sie geht durch die ganze Laufspille hindurch, und läuft mit den daran befestigten Rädern zugleich um. In einigen Kreysen des benachbarten sächsischen Churkreyses heißt dieser Theil die **Pfluglade**; (das Pflugstöckchen) in der Mittelmark aber die **Büchse**, und ist aus einem Stücke, worunter die Laufspille frey liegt, welche durch einen eisernen **Laufband** an jeder Seite gehalten wird.

4) Das **Zungen**- oder **Deichselloch** ist etwas rechter Seits im Rumpfe. Es wird in Sachsen das Walterchen genannt.

5) Das **Zuchtloch**; wodurch die an der äussern Seite mit einer Krampe befestigte Zucht- oder Pflugbalkenkette geht. Zucht und Zunge zusammen wird in manchen Gegenden das **Gezünge** genennet.

6) Die

6) Die **Vorlegewage**; (Geschirr) woran das Zugvieh zum Ziehen angespannet wird.

7) Zwey in den Rumpf gezapfete, oben etwas aus einanderstehende, **Ständer**, welche durch einen überhergehenden Queerbalken gehen, und beyde zusammen der **Pfluggalgen** genannt werden.

8) Die **Lichte**; ist ein auf dem Rumpfe liegendes Bret, dessen beyde Einschnitte an jeder Seite an die Ständer passen; sie kann dazwischen erhöhet, und gar weggenommen werden. Aus der Buchse des sächsischen Pfluges gehen auf beyden Seiten oberhalb zwey Arme herfür, die man **Rungen** nennet, zwischen welchen die Lichte sich befindet, die man hieselbst das **Querholz** (Pflugsattel) nennet. In einigen Gegenden ist in dem Querholze eine Hohlkehle, worin der Pflugbalken ruhet. Das Ausspringen desselben wird durch zwey eiserne sogenannte Sattelnägel verhindert, womit zugleich Sattel und Pfluglade zusammen gehalten werden. Die Stelle der eisernen Nägel wird auch nur durch zwey hölzerne vertreten.

3) Die Verbindung des Vorder- und Hinterpfluges.

Wer noch gar nichts von vorbeschriebenen Theilen des Pfluges weiß, dem ist nicht besser zu rathen, als daß er sich solche von einem Ackermanne oder Stellmacher, der Pflüge macht, zeigen lasse, um die übrigen nicht beschriebenen Theile sowohl, als fürnehmlich ihre sämmtliche Verbindung untereinander anzusehen.

Nun will ich das Hauptsächlichste aus der Theorie des Pfluges, so wie sie von dem Hannöv. Hausvater aufs gründlichste vorgetragen worden, mit Hinzufügung einiger Erläuterungen und Zusätze beschreiben.

Man

Man siehet aber bey der Verbindung des Vorder- und Hinterpfluges zuerst, daß der Pflugbalke oder Grindel mit seinem vordern Ende nicht gerade oder in der Mitte, sondern nach der rechten Seite herüber liege. Hiervon nun, und daß der Hauptdruck des Hinterpfluges an der linken Seite ist, erhält der Pflug seinen geraden Zug.

Liegt der Pflugbalke schief, die ganze linke Molderseite des Pflughaupts aber geht gerade an der Kante der neuen Furche hin, und folgt in eben der Linie, die von dem Kolter oder Sech gezeichnet worden; so sieht man daraus, daß die Verbindung des Pflughaupts an seinem Pflugbalken oder Grindel nach einem schiefen Winkel geschehen müsse, und folglich eine sehr genaue Abmessung erfordert werde, wenn der Pflug leicht und accurat gehen soll. So darf auch nicht einmal die Schneide des Kolters oder Sechs nach der Linie des Grindels gerichtet werden. Sie wird etwas zur Seite nach der Schärfe der Molderseite hingerichtet. Durch diese Einrichtung nun erlangt man, daß der Pflug gerade ausgehen, und immer in der nämlichen Linie bleiben muß. Ohne solchen schnurgeraden Gang würde der Pflug schwer gehen, auch nicht alle Erde überall gebrochen werden. Wo der Pflug in einem Zickzack gehet, da ist das Kolter nicht recht eingerichtet, oder es ist sonst bey der Stellung was versehen.

Hält der Pflug eine gerade Linie, so wirft er auch ferner einen Riemen um, welcher vierseitig ist. Dieses geschiehet, wenn Pflugschaar und Pflughaupt mit der Oberfläche der Erde parallel (gerade) gehen, und einfassen, folglich auf der ganzen Unterfläche alle Erde losbrechen, und in die Höhe bringen. Der entgegengesetzte Fehler, wenn in die Unterfläche ein Theil der Erde gleich einem Keile ungepflügt stehen bleibt,

ent-

entstehet aber daraus, wenn die inwendige Seite der Molderseite nur flach, die äussere aber bis auf den Grund eingreift; oder die inwendige Seite der Molderseite geht auf den Grund, aber die äussere Seite derselben steht in die Höhe. Eine so ungleiche Bestellung des Ackers muß natürlicher Weise seiner Fruchtbarkeit sehr schaden.

4) Die Führung des Pflugs mittelst des Pflugsterzes.

Der Pflüger muß den Sterz nach der rechten Seite herüber halten, damit der Pflug im Grunde keinen Keil von Erde mache, welches unausbleiblich erfolget, wenn er den linken Pflugsterz links von sich wegdrückt. Denn auf solche Weise wird die inwendige Seite des Pflugschaars erhaben, daß er nicht durchgängig gleich fassen kann. Sollte aber der Pflug auf der andern Seite nicht tief genug fassen, so muß der Pflüger den Sterz nur tiefer unter sich drücken, und ihn zugleich mehr links von sich wenden. Soll aber ein rund in die Höhe gehendes Ackerbeet gepflügt werden, so muß man den Pflug nicht horizontal, sondern mit der Oberfläche parallel halten.

5) Das Fortgehen des Pflugs in gleicher Tiefe.

Wenn das Pflughaupt und Kolter, oder Sech, in der Tiefe, die gehoben werden soll, horizontal aufliegen, so wird ersteres in gleicher Tiefe fortgehen.

Hiebey sagt der Hannöv. Hausvater, daß es vergebens sey, wenn in dieser Stellung die Spitze des Kolters tiefer eingreift, als das Pflugschaar nachher die Furche umwirft, wiewohl er in der Folge das Gegentheil behauptet.

Wir

Wir Landwirthe hiesiger Gegend finden, daß der Pflug leichter und doch in gleicher Tiefe fortgehe, wenn das Kolter um ein Weniges tiefer als das Pflugschaar einschneidet. Hiermit stimmt auch der Verfasser der Berl. Beyträge zur Landwirthschaft St. 61. S. 364. überein, welcher also sagt: Das Schaar muß in eben den Schnitt eingreifen, den das Kolter oder Sech in der Erde macht; **das Kolter aber muß ein wenig tiefer einschneiden, als das Pflugschaar eingreift.**

Wenn die Spitze des Pflugschaars zu tief gehet, so sagt man; **der Pflug geht auf der Nase.** Der Pflug muß sodann, wenn er zu tief geht, immer in die Höhe gezogen werden. Er fährt auf einmal in die Höhe, und muß hierauf aufs neue niedergedrückt werden, wodurch denn in der Tiefe nothwendig eine ungerade Linie, ein Zickzack, entstehen muß. Richtet dagegen der Pflug die Nase in die Höhe; so daß der Pflugbalke vorne auf der Axe, und das Ende des Pflughaupts auf der Oberfläche der Erde lieget, ohne daß der Pflugschaar horizontal mit aufliegt, so sagt man, der Pflug geht auf dem Hacken, da er ohne gewaltsames Eindrücken keine Erde fassen kann.

6) Der Pflug wird bald tiefer bald höher gestellet.

Der Pflug geht so tief in die Erde hinein, bis dessen Haupt mit den Rädern eine Horizontallinie beschreibet, wenn die Spitze des Pflugbalkens auf der Axe fest liegt. Hieraus folget, daß der Pflug desto tiefer fasse, je niedriger der Pflugbalke vorne lieget; je mehr er aber mit der Spitze höher gelegt wird, destomehr auch von dem Pflugschaar die Höhe gesucht werde. Es muß also die Spitze des Pflugbalkens,

tens, wenn das Haupt horizontal aufliegt, nicht zu hoch, noch zu niedrig seye, weil im ersten Falle der Pflug zu tief, im andern zu wenig, oder nicht ohne starkes Aufdrücken in die Erde gehen würde.

7) Verschiedene Mittel den Pflug flächer oder tiefer zu stellen.

a) Wenn die auf dem Vordergestelle befindliche **Lichte** (Gierholz) höher gestellet, hiemit aber der Pflugbalken erhoben wird, so muß hierdurch der Pflugbalken weniger Erde fassen. Würde aber diese Lichte ganz weggenommen, so daß der Pflugbalken auf dem blossen Gestelle ruhen müßte, so würde der Pflug am allertiefsten gehen.

b) Die **Verkürzung** oder **Verlängerung des Pflugbalkens** ist das zweyte Mittel, den Pflug flächer oder tiefer zu stellen. Dieses geschiehet nun mittelst der im Pflugbalken befindlichen Löcher, welche man **Vorsteclöcher** zu nennen pflegt. Diese werden in manchen Gegenden in drey Klassen eingetheilet. Die nächsten an dem Pfluggestelle oder Vorderpfluge nennet man **Herrenlöcher**, weil sie der Herr des Pfluges, um ihn am tiefsten gehen zu lassen, gebrauchet. Die mittelsten heissen **Lohnlöcher**, welcher sich die um Lohn Pflügende zu bedienen pflegen. Die untersten nennet man **Frohnlöcher**, in welchen die Frohn- oder Hofediener ihre Pflüge, wenn sie ihren eigenen Willen haben können, stellen, um ihres Zugviehes zu schonen.

Noch ist hiebey zu bemerken, daß das Pflugschaar desto breitere Erde fasse, je länger der Pflugbalken gestellet wird, so wie die Furchen desto

schmäler werden, je kürzer der Pflugbalken gerichtet wird.

c) Die **Verkeilung des Pflugbalkens** am Sterze (Sturz) ist ein drittes Mittel, den Pflug tiefer gehend zu machen. In hiesigen Gegenden ist der Zapfen des Pflugbalkens nur lose in den Sterz gefuget. Wird der Keil unten zurück, der obere aber weiter hineingetrieben, so kömmt der Pflugbalken hinten niedriger zu stehen, vorne aber höher; wenn man aber den Keil oben zurückziehet, und den untern weiter hineintreibet, so erniedriget sich vorne der Pflugbalken, und erhebet sich hinten.

Ist anderswo der Pflugbalken am Sterze unbeweglich, auf der Griessäule aber unbeweglich, so giebt man ihr auf dem Kopfe ein oder zwey Schläge, und macht damit, daß der Pflug tiefer fassen kann.

8) Das Schmal- und Breitstellen des Pfluges, wenn er vor- und unterwärts gerade geht.

Nach Beschaffenheit des Erdbodens muß man bald breite, bald schmale Furchen machen. So wird z. B. beym Strecken des Sommerfeldes zum erstenmal nur sehr flach gepflüget, wobey man auch breite Furchen zu machen pflegt, so wie solches gleichfalls in leichten Feldern geschiehet. Das Stellen des Pfluges zu schmalen oder breiten Furchen kann nun auf folgende Weise geschehen.

a) Es ist vorhin §. 7. Litt. b. bemerket worden, daß die Verlängerung des Pflugbalkens das Pflugschaar tiefer, die Verkürzung des erstern aber das Pflugschaar flächer gehend mache. Da man

man aber bey dem Tieferpflügen nicht immer auch breitere Furchen verlanget, so ist dieses Mittel nicht hinreichend.

b) In denen Gegenden, wo die Pflüge eine Lichte und Balken haben, welche mit verschiedenen auf einander passenden Löchern durchbohret sind, steckt man entweder an der rechten Seite nur einen Stock durch, woran der Grindel oder Pflugbalken sich nunmehr lehnet; oder man stecket gar neben über noch einen zweyten Stock, so daß der Grindel zwischen beyden eingeklemmet und gehalten wird. So weit nun der Grindel auf diese Weise zur Seite gebracht wird, so viel schneidet der Pflug tiefer ins Feld ein. Doch geht ein solcher Pflug schwer, wenn der Grindel nicht frey spielen kann.

c) Vermittelst des **Gezünges** werden die Pflüge gleichfalls gestellet. Richtet man die Zucht nach der linken Seite herüber, so greift der Pflug stärker ins Land, und macht breitere Furchen. Wird dagegen die Zucht nach der rechten Seite hinüber gewendet, so macht der Pflug schmälere Furchen.

In einigen Sandgegenden hat man eine besondere Art von Gezünge. Die Zunge ist vorne breit wie ein Löffel mit drey durchgebohrten Löchern. Zwischen dem oben aufliegenden Kloben und der Zucht ist der Schwengel befestiget. Nachdem man nun den Kloben schiebet, und den Nagel durch eine oder das andere von den drey Löchern sticht, geht der Pflug rechts oder links.

d) An einigen Orten hat der Pflug eine sogenannte **Lever**, die man vermittelst eines Nagels kürzer stellet; so wird die durch den Nagel gehaltene,

anbey aber an beyden Seiten bewegliche Zunge nach der linken Seite gezogen; und so wieder rechts, wenn die Leyer verlängert wird, daß also diese Leyer eben das ausrichtet, was von dem Gezünge zuvorgesagt worden.

e) Es kann der Pflug auf zweyerley Art zugleich gestellet werden. Wenn man den Pflugbalken verlängert hat, und der Pflug fasset zu weit ein, so stellet man die Zucht rechts, oder die Leyer länger, um den Pflug auswärts zu leiten.

Falls ein eingespannetes junges Pferd zu weit zur Seite dränget, und daß also der sonst recht gestellete Pflug noch nachgerichtet werden muß, so hält man hiezu in der Wage noch wohl zwey Nebenlöcher.

Wird ein junges Pferd linker Hand angespannet, welches man schonen will; so wird der Nagel durch das rechter Seits in der Vorlegewage befindliche Loch gestecket. Auf gleiche Weise kann man auch das mittlere Pferd durch Veränderung des Nagels erleichtern, oder stärker angreifen.

9) Die Probe des Pflugs auf ebener Erde.

Man kann auf der ebenen Erde eine Probe machen, ob der Pflug recht gestellet, oder noch gestellet werden solle, wiewohl die Probe nicht immer so zuverlässig ist, daß der Pflug, wenn er würklich in die Erde kommt, nicht noch etwas nachgestellet werden müßte.

Man mache nämlich einen geraden Strich auf der Erde, welcher eine schon gezogene Furche vorstellen soll; hierneben einen zweyten parallelen Strich, so breit man die Furche verlanget; setze sodann den Pflug so, daß das rechte Rad ausserhalb des ersten

Strichs

Strichs stehet, erhöhe das linke so viel Zoll, als die neue Furche tief werden soll; schiebe sodann den Pflugbalken so weit rückwärts oder vorwärts, oder erhebe die Lichte, bis der Pflugbalken beynahe darauf lieget, wenn das Haupt nebst dem Pflugschaar platt auf der Erde ruhet. Nun ziehe man den Pflug vorwärts, und gebe Acht, ob das Kolter oder Sech und die Molderseite des Schaars gerade auf dem zweiten Striche fortgehen, oder wie weit der Pflug noch gerichtet werden müsse, oder ob er gar in seiner Zusammenfügung einen Fehler zeige?

10) Das Kolter, Sech, das lange Messer.

Der Hannöv. Hausvater beurtheilet die Gestalt der Kolter also, daß er denen, die Vorne nicht krumm, sondern eine gerade Linie haben, den Vorzug aus dem Grunde zuerkennet, daß ihre Linie kürzer ist, und weniger Widerstand findet, als wenn man ihr einen Bauch giebet, oder wenn die Schneide gar gleich einem Gartenmesser ausgehöhlet wird, wie er an dem bey ihm gezeichneten sächsischen Pfluge sich befindet.

In einem starken Lehmboden, welcher von Gras- oder Unkrautswurzeln nicht sonderlich gefüllet ist, muß man freylich wohl nur belobtem Hausvater in Ansehung der Form des Kolters Recht geben. Wir ziehen aber in unsern Gegenden, wo die Aecker eben nicht schwer, aber sehr grasartig sind, diejenigen Kolter vor, welche gleich einem Gartenmesser etwas ausgehöhlet sind. Denn die Graswurzeln werden von diesem eher zerschnitten, als von jenem, vor welchen sie sich setzen, und etweder machen, daß der Pflug theils schwerer geht, theils gar ausspringet, oder sogenannte Rennebalken macht. Ein Sichelartiges oder etwas gekrümmtes Kolter thut dieses alles weni-

ger im Lande dieser Art. So wie ein Gartenmesser leichter seinen Gegenstand durchschneidet, so thut es auch das hiesige Kolter oder Sech. Schneidet es aber nicht durch, wenn der Wurzeln viel sind, und selbige sich in einem niedrigen, mehr feuchten als nassen Boden, in Klumpen sammlen und zusammenziehen lassen, so macht es die Krümme des Kolters, daß sich die Sammlung nach und nach in die Höhe schiebet und über das Erdreich zu Tage kömmt, da sie denn von dem Pflüger mittelst seines so genannten Stöckers (Pflugreutels oder Reute) abgestossen, und bey Seite geschafft wird.

Die Schmiede müssen die Schneide des Kolters, weil sie die meiste Verrichtung zur Trennung der Erde vor sich hat, und daher leicht abgenutzet wird, mit dem besten Stahle verstählen. Die Schneide sowohl als den Griff (der obere Theil des Kolters) macht man länger, als sie im Anfange nöthig sind, damit die Schneide, so wie sie sich unten abschleifet, weiter herunter gelassen werden könne. Damit aber der Griff des Kolters desto fester gekeilet werden könne, so wird er vierkantig gemacht, und die Ecken etwas eingeschärfet. Daß man aber das Kolter mit Keilen befestiget, hat diesen Grund, daß man durch das Herausnehmen und Veränderung der Keile das Kolter, so oft es Noth ist, richten, oder es weiter herunter lassen könne. Es muß daher das Kolter- oder Sechloch im Pflugbalken um einen ganzen oder halben Zoll weiter, als der Griff des Kolters, seyn, um die Keile zwischen einzutreiben, auch solche bald nach dieser bald nach jener Seite hin zu bringen. Dieserhalb muß bey jedem Pfluge ein hölzerner Hammer seyn, um hiemit die Keile los und feste zu schlagen. Mit einem eisernen Hammer oder Beile thut man dieses nicht gern, weil das Eisen den Keilen zu viel

Ge-

Gewalt anthut, und sie entweder in Spalten auftreibet, oder den Kopf der Keile breit und fusselicht schlägt, daß sie bald unbrauchbar werden. Und da nach Beschaffenheit des Ackers die Stellung des Kolters sehr oft zu ändern, so muß der Pflüger immer neue Keile in der Tasche bey sich, oder am Vorderpfluge, mittelst eines angenagelten ledernen Riemens, stecken haben, damit er nach Erfordern zur Stelle gleich zugreifen, und nicht im Felde umherlaufen müsse, sich von andern Pflügen oder Pflügern welche zu hohlen. Auch das Schnitzeln oder Zurichten der Keile mit dem Messer und Beile im Felde ist Zeitversplitterung. Der Hausvater, oder der Pflugmayer, der die Aufsicht über die Pflüge hat, muß allemal nachsehen, daß diese immer einen Vorrath von hölzernen Keilen bey sich haben, die sie sich zu Hause in ihren Feyerstunden müssen angefertigt haben.

Man muß darauf sehen, daß die Pflugeisen, Kolter und Schaar, sobald sie weggeschliffen, oder an den Schneiden zu kurz geworden, von neuen vorgestählet werden, damit tüchtig gepflüget, und der Pflug nicht am Leichtgehen verhindert werde.

Wenn den Schmieden das jedesmalige Verstählen oder Aufschärfen der Pflugeisen mit Gelde bezahlet wird, so leidet der Ackersmann, wenn der Schmied kein ehrlicher Mann ist. Er wird schlechtes Eisen und wenig oder gar keinen Stahl zu den Schneiden der Eisen gebrauchen, um desto mehr Arbeit und Gewinnst zu haben. Mir gefällt daher jene Einrichtung besser, da die Schmiede um einen gewissen beständigen Verding die Pflugeisen verstählen müssen. Bey mir bekömmt der Schmid für zwey gangbare Pflüge jährlich einen Scheffel Roggen. Wo man aber die Schmiede nicht zu einem billigen Accord bewegen kann,

da müssen sie durch die Obrigkeiten angehalten werden, mit den Dorfgemeinden einen durch erfahrne Taxatores ermässigten Verding einzugehen.

Die Schneide des Kolters, oder Sechs, muß nicht zu dichte an das Pflugschaar stehen, damit die Unkrautswurzeln sich nicht dazwischen stopfen, und den Pflug schwergehend und schleppend machen. Dieserhalb muß zwischen Kolter und Schaar ein Raum von einigen Zollen gelassen werden.

In Ansehung des mit dem Pflugschaar zusammen zu richtenden Kolters ist die Theorie des Hannöv. Hausvaters richtiger, als die des Hrn. Hagedorns, welcher in seinem Landwirthschaftlichen Haushalter S. 415. so lehret. Man soll sich befleissigen, da in manchem Dorfe nicht ein einziger Ackersmann zu finden, welcher einen Pflug recht stellen kann, zum wenigsten einen guten Meyer zu bekommen, welcher vollkommene Wissenschaft hat, einen Pflug ordentlich zu stellen, und in seinen rechten Gang zu bringen. Die Kunst besteht insonderheit darin, daß der starke eiserne Kolter und das Pflugeisen (Pflugschaar) wohl vereiniget, und sie beyde unten mit ihren Spitzen dermassen gerade gestellt und eingerichtet werden, damit sie beyde einen schnurgeraden Gang erhalten, und einer nicht zur Rechten, der andere aber zur Linken sich wenden könne. Ist dieses geschehen, so muß das Kolter mit hölzernen oder eisernen kleinen Keilen nebst dem Pflugschaar wohl befestiget, und der Pflugbalkem nebst seinem Zubehör darnach gerichtet, hierauf in dem Lande mit dem Pfluge eine Probe angestellet werden, ob er gerade oder ungerade, krumm oder schief gehe. —

Nach dieser Vorschrift würde man lange probiren müssen, ehe das Schaar in gerader Linie ohne

Frik-

Friktion und Streuung der Erde in der Furche folgte. Soll dieses geschehen, und auch zugleich der Pflug leichter gehen, so müssen die Spitzen beyder Eisen nicht völlig gerade gegen einander stehen. Die Schneide des Kolters muß ein wenig linker Hand in paralleler Linie weiter inwärts ins Land gerichtet werden. Die Theorie des Hannöv. Hausvaters ist daher weit vollständiger und zugleich richtiger, wenn sie hierüber also vorschreibet:

Was die Stellung des Sechs (Kolters) anlanget, so darf dessen Schneide nicht nach dem Grindel (Pflugbalken) gerichtet werden, sondern sie muß genau in der Linie stehen, welche die Molderseite von dem Pflughaupte nebst der Schaar beschreibet. Insonderheit muß die Spitze von der Schneide des Kolters recht parallel in dieser Linie stehen. Ist sie zu weit linker Hand ins Feld gerichtet, so fasset das Kolter oder Sech zu tief und breit ins Land, der Pflug geht schwer, fähret aus, und man ist nicht im Stande, eine gleiche Furche damit zu ziehen. Stehet hingegen die Spitze zu weit auswärts nach der rechten Seite, so fähret der Pflug heraus, und man kann ihn mit aller Mühe nicht im Lande erhalten. **Um ein ganz weniges muß die Schneide in paralleler Linie weiter inwärts ins Land gerichtet seyn, als die Molderseite des Schaars**, damit dieses desto besser in solcher Linie folge, ohne weitere Friktion zu veranlassen und zu streuen. Daß aber das Kolter um ein weniges tiefer als das Pflugschaar fassen müsse, solches ist bereits oben gesagt worden.

11) Das Pflugschaar.

Die äussere Seite des Pflugschaars, die **Schneide**, ist 10 bis 13 Zoll lang, und stehet von der Molderseite (ist die gegenüberstehende Seite, welche der

Länge nach in der neuen Furche herab geht) nach einem Winkel von 32 bis 45 Graden herab. Das Schaar ist wie das Kolter vorgestählet, und die Schneide muß vorne eine gerade Linie haben, damit sie als ein Keil desto besser eindringe. Hat sie einen Bauch, so wird die Linie, worauf das Erdreich Widerstand thut, um so viel länger, das Schaar dringet beschwerlicher ein, und der Pflug geht schwerer. Zu scharf muß die Schneide nicht seyn, weil der Pflug nicht gewiß gehet, wenn sie auf einmal allzustark einschneidet.

Das meiste beruhet in dem Winkel, den die Schneide gegen die Molderseite am Griffe, (ist der hinterste Theil des Schaars, wo es mit dem Pflughaupte zusammen gepasset wird) macht, wo das Schaar seine meiste Distanz hat. Ist der Winkel zu stark und über 45 Grad, so lieget die ganze Fläche von der Schneide auf einmal, und zu stark, und mit der ganzen Macht von der Erde, kann nicht, gleich einem Keile allgemählig eindringen, und der Pflug geht schwer.

Ist der Winkel sehr spitz auf 32 Grade oder darunter, so muß die Schneide zu lang und schwer gemacht werden, oder die Breite hinten am Griffe bleibet zu schmal. Der Pflug kann nichts als schmale Furchen losbrechen, und gehet doch schwerer, indem er zu sehr linker Hand gegen das Land eindringet.

Das beste Verhältniß ohngefähr ist also, wenn die Schneide aus einem Winkel von 44 bis 45 Graden, 11 bis 12 Zoll lang gemachet wird, so, daß alsdenn die Spitze der Schneide von der Molderseite 8 bis 9 Zoll abstehet. Breiter wird selten eine Furche genommen; oder wenn auch der Pflug auf 10 bis 11 Zoll breit gestellet wird, so wird doch das äussere Ende der Schworte dadurch, daß das Schaar die Erde in die Höhe hebet, losgerissen, und von dem Streichbrete vollends umgeworfen. Das Schaar muß daher

vorn

vorn erhaben seyn, damit es die losgeschnittene Erde auch in die Höhe hebet, und das Streichbret leicht unterfassen kann. Dabey ist das Schaar inwendig hohl; eines Theils, weil es sonst zu schwer vom Eisen werden würde, und andern Theils, damit sie desto bequemer an das Pflughaupt geschoben und befestiget werden kann.

Es geschiehet aber die **Stellung** des Pflugschaars so, daß dessen Molderseite in paralleler Seite mit der Molderseite des Pflughaupts zu stehen komme; um ein ganz Geringes aber muß die Molderseite des Schaars vor dem Pflughaupte vorstehen, und gleichsam ins Land weisen; so veranlasset das Haupt weniger Friktion, und die loskrümelnde Erde kann freyer spielen. Auf gleiche Weise muß die Schärfe von der Schneide gegen der Horizontallinie von dem Haupte um ein unmerkliches, gleich einem Keile, in die Höhe stehen, oder sie schleifet sich vielmehr bald gleich einem Keile stumpf zu.

Die **Befestigung** des nun recht gestellten Schaars geschieht entweder durch Annageln oder Anschieben. Das erste ist da gebräuchlich, wo ein bequemer und von Steinen freyer Boden ist. Die Nägel aber müssen breite platte Köpfe haben und tief eingelassen werden, damit sie keine Friktion veranlassen.

Hat man aber einen steinichten, oder sonst unartigen Boden, daß das Schaar leicht schartricht, stumpf, und unbrauchbar wird, also öfters vom Pfluge abgenommen werden muß, da schiebt und befestiget man es nur an das Haupt, welches genau in die Höhlung passet.

Es sey nun eine oder die andre Art der Befestigung des Schaars am Pflughaupte üblich, welche es seyn kann, so muß es so unbeweglich seyn, daß sich das Schaar im geringsten nicht verschieben könne, damit der Pflug keinen ungewissen Gang haben könne.

12) Das

12) Das Pflughaupt.

Das Pflughaupt wird aus recht trocknem und festem Holze gemacht, damit es nicht so leicht wie das weichere Holz entzwey gehen oder abgenutzet werden könne. Vorne muß es breit seyn, damit das Schaar daran befestiget werden könne.

Das Haupt muß zur Verhinderung der Friktion so leicht als möglich auch hinten dieserhalb ausgerundet seyn. Es muß aber auch seine völlige Stärke haben, weil die ganze Last des Pfluges darauf beruhet, so wie in einigen Gegenden zu Zeiten gar Steine in den Pflugkasten gelegt werden, um den Pflug recht in die Tiefe hinein zu treiben. Vorne, wo das Schaar angeschoben wird, muß es nach dem nämlichen Winkel so zugerundet werden, daß es eben in die Höhlung des Schaars passet.

13) Das Streichbret.

Ueber die Enrichtung und Stellung des Streichbrets, woran so viel gelegen, ist die Theorie des Hrn. v. Münchhausens ganz unverbesserlich also abgefaßt:

Ist es zu kurz, und nicht weit genug ausgebreitet, so wirft es die Erde nicht genug um.

Ist es zu lang, so schleifet es, und macht den Zug schwer.

Ist es zu sehr nach einem stumpfen Winkel ausgebreitet, so klemmet es sich zwischen der Erde, und hält den Pflug auf.

Ist es kurz und breit, so wirft es die Erde zu schnell und unordentlich herum.

Ist es zu niedrig, so fällt die Erde oben über weg in die Furche und in den Pflugkasten.

Ist es zu hoch, so beschweret es den Pflug ohne Nutzen.

Greift es unten an die Erde, so schleppet es.

Das Streichbret wird nur von dünnem Holz gemacht, um den Pflug nicht ohne Noth zu beschweren. Schleift es sich in der Mitte sonderlich im steifen Erdreiche endlich durch, so wird daselbst ein Eisenblech vorgenagelt.

Die Oberfläche muß glatt seyn; die geringste Anhöhe macht Widerstand.

Die Höhe des Streichbrets richtet sich nach der Breite des Schaars, und die Länge darf nicht über 32 bis 33 Zoll seyn. Vorne muß es genug hervortreten, und über die Griesscheide (Griessäule) herausstehen, damit es die gesammte losgebrochene Erde auffange und umwerfe: die äussere Spitze steht deswegen etwas unten voraus.

Vornehmlich ist nöthig, daß das Streichbret vorne über der Griessäule weit genug hervorstehe, so, daß es genau in die Linie, welche das Kolter schneidet, passet, und die gesammte vom Pfluge losgeschnittene Erde fasset und zur Seite ausspielet; sonst krümelt ein Theil davon in die Furche zurück, und machet, daß solche nicht rein wird, und daß der Pflug schwer gehet.

Wenn das Streichbret entweder nicht weit genug, oder auch zu weit überfasset, so wird etwas von der losgebrochenen Krume der Schwarte auf die Kante der stehen bleibenden Erde geworfen.

Nach dem hintern Ende muß die untere Seite in die Höhe stehen, damit die abkrümelnde Erde unten wegspiele. Manche Ackersleute machen deswegen wohl gar ein größern Einschnitt darein.

Die Stellung des Brets muß ferner so geschehen, daß die untere Kante etwas voraussteht, die obere aber überlieget. Dabey darf es nicht nach einem so stumpfen Winkel gerichtet werden wie das Schaar,

weil

weil es sonst die Erde zu stark aufhält und nicht ordentlich umwirft; wenn also das Schaar aus einem Winkel von 45 Graden wäre, so würde es genug seyn, wenn das Streichbret nach einem Winkel von 30 bis 34 Graden gestellet wird.

Das äussere Ende des Streichbrets darf von der, nach der Molderseite von dem Pflughaupte gezogenen, Linie nicht unter 11 bis 12, und nicht über 18 Zoll abstehen.

Zwischen dem Schaar und dem Anfange des Streichbrets pfleget das Pflughaupt etwas ausgekehlet zu seyn, oder das Eisen von dem Schaar stehet wenigstens hervor. Man glaubt, daß der Pflug leichter gehe, wenn die losgebrochene Erde in diesem Zwischenraume spielen kann, die Erfahrung zeiget jedennoch, daß der Zwischenraum sich bald voll frischer Erde setzet. Es scheinet daher besser zu seyn, daß die Erde, wie sie von dem zugerundeten Schaar in die Höhe gehoben wird, gleich vom Streichbret aufgenommen werde, ohne ihr Raum zum Zerstreuen zu lassen.

Von Bergs Rathe im 21ten Theile der schwedischen Abhandlungen, daß man das Streichbret gebogen machen solle, hat mir ein vornehmer Landwirth versichert, daß davon die Erde leichter und besser umgeworfen werde, und um dem Abschaben des Streichbrets an denen durch die Biegung mehr erhobenen Theilen zuvorzukommen, habe er Eisenblech so genau einfugen lassen, daß es überall am Rande mit dem Brete gleich stehet.

14) Die Griessäule.

Die Griessäule (Griesscheide) welche das Pflughaupt mit dem Grindel (Pflugbalken) verbindet, muß die gehörige Länge haben. Denn wenn sie gegen der Höhe

Höhe des Sterzes zu kurz ist, so liegt die Spitze des Pflugbalkens zu niedrig, und der Pflug kann nicht in die Erde kommen. Ist die Griesscheide nur um einen Zoll länger, als nöthig wäre, so fasset der Pflug zu tief, und muß mit Gewalt in die Höhe gebracht werden; das Zugvieh hat demnach merklich schwerer zu ziehen.

Es muß die Richtung der Griessäule so seyn, daß sie nicht nach einem geraden Winkel in das Pflughaupt eingezapfet werde, sondern daß sie unten nach einem Winkel von ohngefähr 85 Graden etwas vorausstehe. Denn der Führer muß vermittelst dieser Säule den Pflug in die Erde bringen, oder nach Beschaffenheit heraushohlen. Beydes fällt durch solche Stellung leichter, als wenn sie vertical gerichtet wäre, oder vorne gar überhinge.

An einigen Orten wird an der Molderseite herunter gegen das Abschleifen eine eiserne Schiene eingelassen, welche aber überflüssig zu seyn scheinet. Denn die Griessäule muß etwas zurückstehen, und eigentlich die inwendige Seite der Furche gar nicht berühren. An der rechten Seite der Griessäule wird das Streichbret mit zwey hölzernen Nägeln befestiget. Sie muß also nach dem, dem Streichbrete zu gebenden, Winkel etwas zugeschärfet werden.

15) Der Sterz, Sturz.

Die Richtung des Sterzes muß so seyn, daß er von der Seite anzusehen, unten, gleich der Griessäule ohngefähr nach einem Winkel von 85 Graden etwas vorausstehe. Indem sodann der Sterz niedergedrückt wird, so giebt er vorne bey der Griessäule einen Druck, und man kann Kolter und Schaar dadurch aus der Erde in die Höhe heben; zugleich aber auch, nach-

nachdem es nöthig ist, wieder hinein drücken, oder darin erhalten. Er muß hinten so hoch seyn, oder oben so weit überstehen, daß das rückwärts ausstehende Ende eben in die ausgestreckte linke Hand des hintergehenden Pfluges passet, und seine Füsse nahe am Pflugkasten haben, um sie, wenn's nöthig, gleich auszusetzen, auch den Stöcker (Reitel) gemächlich zu gebrauchen.

Stünde also der Sterz zu lang hinten heraus, so würde der Pflüger nicht bequem hinter dem Pfluge hergehen können; wäre er zu sehr übergebogen, so würde ein geringer Druck darauf die Spitze des Pflugschaars schon in die Höhe heben. Er muß zwar oben ein wenig zur linken Seite überhängen, damit er dem Führer desto weniger im Wege sey; unten aber soll er nicht über die Linie vom Molder überhängen, weil er sonst an der inwendigen Seite schadet und die Erde krümelt.

Man muß nicht glauben, daß der Pflug mit zwey Sterzen besser, als mit einem, geführet werden könne. So gut der Pflug von dem rechten Sterz eine Richtung bekommen kann, so leicht kann man ihm solche mit dem linken Sterz allein geben. Wo kein schwerer Boden ist, da ist der gedoppelte Sterz überflüssig nicht nur, sondern auch schädlich, weil die Führer ihre Gemächlichkeit mittelst des Auflehnens darauf suchen, den Pflug beschweren, und dem Zugvieh, da sie sich mit fortschleppen lassen, die Last vermehren.

Will man ja dem Pflug einmal einen stärkern Druck an der rechten Seite geben, so kann dies völlig mit dem Stöcker (Reitel) geschehen, wenn man ihn in dem, zu solchem Ende am Streichbrete angebrachten, Einschnitte setzet, oder aber zwischen dem Pflugbalken und dem, in gleicher Absicht in dem linken Sterz, eingebohrten hölzernen, Nagel klemmet.

Wenn's

Wenn's die Noth erfordert, wegen des harten und steifen Erdreichs, den Pflug mit Gewalt in die Erde zu treiben; so hilft dazu ein Druck auf dem Sterz nichts, als welcher vielmehr die Spitze des Schaars noch mehr in die Höhe hebet. Ein zweyter Sterz ist dabey von noch wenigerm Nutzen; sondern der Führer tritt sodann entweder auf die Sterzsprosse, oder auf das an einigen Pflügen dieserhalb hinten verlängerte Pflughaupt. Oder aber er leget sich gar mit dem ganzen Leibe über den Pflugkasten her. In recht steifem Erdreiche füllet man auch wohl den Kasten mit schweren Steinen aus.

Es wird aber auch der Pflüger bey einem gedoppelten Sterze faul werden, den Stöker, oder Reitel, nach Bedürfniß zu gebrauchen, um die oben an dem Kolter sich vorsetzende Sammlung von Wurzeln sowohl, als die Erde vom Streichbrete damit loszumachen. Denn wenn er einmal den rechten Sterz in der Hand hat, so läßt er seine Bequemlichkeit nicht gern fahren; es wird ihm sogar jener Sterz zum Gebrauch des Stökers eher im Wege seyn. Wenn man Reisender zur Pflügenszeit ist, und durch Gegenden, wo nur ein Sterz, andre aber, wo zwey üblich sind, reiset, so wird man an den Pflügern diesen Unterscheid gleich gewahr werden. Die Pflüger mit einem Sterz findet man in steter Bewegung des rechten Arms zur Abänderung und Erleichterung des Pflugs mit dem Sterze. Dagegen sieht man die Pflüger mit doppelten Sterzen wenig oder gar nicht den rechten Arm rühren; sie versäumen den Gebrauch des Stökers oder Reitels gar sehr. Sie faulenzen gern, wenn sie Knechte oder Hofedierer sind.

Bey doppelsterzigen Pflügen ist es ein großer Fehler, wenn oben der rechte Sterz zu niedrig oder niedriger als der linke ist. Soll nun das Pflughaupt, wie

es seyn muß, horizontal aufliegen, so muß sich der Pflüger nach der rechten Seite herüber lehnen, welches ihm höchst beschwerlich ist. Er beiget daher den linken Sterz so weit auswärts, bis der rechte mit jenem in einer Linie erhaben wird. Alsdenn erhält die äussere Seite eine noch stärkere Friktion. Und da die rechte Seite des Pflughaupts mit dem Schaar zugleich übergebogen wird, so bricht der Pflug in der Tiefe der Furche nur einen Keil um, dessen Theile unberührt bleiben, woraus denn aber eine unvollkommene Pflugarbeit entstehen muß.

16) Hinterpflug, Pflugkasten.

Da des Hinterpflugs Theile, Pflughaupt, Griessäule, Streichbret, Molderbret und Sterz, sind, so müssen sie unter einander so fest verbunden seyn, daß kein Stück lose oder wackelnd sey, als welches den ganzen Pflug unbrauchbar machen würde.

Das Molderbret, welches ein dünnes, unten am Pflughaupte schliessendes, vorne in die Griessäule und hinten in den Sterz eingelassenes, Bret 5 bis 6 Zoll hoch ist, wird nicht in allen Gegenden gefunden, da es nur dazu dienen soll, daß kein Sand im losen leicht krümelnden Boden in den Pflugkasten fallen möge.

Diejenige Einrichtung und Zusammensetzung aller Theile des Hinterpflugs ist die beste, nach welcher er die wenigste Friktion in der Erde veranlasset.

17) Der Pflugbalken, Grindel.

Bey dem Pflugbalken kömmt es hauptsächlich darauf an, daß er seine rechte Länge habe, um ihn wohl führen, regieren, auch kürzer stellen zu können.

Wäre

Wäre er zu kurz, so würde das Eisen nicht Erde fassen; und ein Widerstand, welcher die Pflugräder in die Höhe hebet, würde zugleich Pflugbalken und Eisen aus der Erde heraus schnellen. Je kürzer der Pflugbalken ist, desto leichter geht der Pflug, und eine überflüssige Länge scheint so gar schädlich zu seyn. Der Hr. v. Münchhausen giebt daher sehr richtig die Länge seines Pflugbalkens, den durch den Sterz gehenden Zapfen mit eingeschlossen, 6 Schuh 10 Zoll, an, da er an andern Pflügen wohl zu 8, ja gar bis 12 Schuh gefunden wird.

In der Mitte, wo der Bauch viereckicht ist, haben drey Seiten 3 Zoll Breite, und an der vierten zur linken Hand stehet der Bauch um einen Zoll weiter heraus; an der Spitze behält der Balke ohngefähr zwey Zoll im Durchschnitt.

Die Eintheilung des Pflugbalkens richtet sich nach dem Pflugkasten, und wie die Griessäule darin angebracht ist. Wo das Kolter oder Sech zu stehen kommt, wird der vorbeschriebene Bauch ausgearbeitet, und mitten in demselbigen ein vierkantiges Loch für das Eisen angebracht. Damit von dem Verkeilen des Eisens der Balken nicht aufberste, so werden an jeder Seite des Lochs zwey eiserne Ziehbänder, in manchen Gegenden, wo der Boden leicht ist, nur eines umgelegt.

Da, wo die Griessäule zu stehen kommt, wird gleichfalls eine vierseitige Oeffnung zum Griessäulenloch angebracht. Man darf sich aber bey Durchschlagung des Kolter- und Griesscheidenlochs nicht nach den vier Kanten des Pflugbalkens richten, sondern nach der Stellung, die das Kolter, oder Sech, beym Pflügen haben muß.

Die Zahl der, durch den Pflugbalken durchgebohrten, Vorsteckl öcher ist nicht aller Orten gleich.

Vier Löcher sind die wenigsten, und dreyzehen die mehresten. Wo der Pflugbalken hinten gekeilet wird, also auf dem Griessäulenkopfe beweglich ist, pfleget man neben demselben noch ein drittes Ziehband umzulegen.

Da die Anbringung der Winkel bey den Theilen eines Pflugs und deren Verhältniß untereinander eines der wichtigsten Stücke in der Pflugtheorie ist, so ist es nicht anders mit der sogenannten **Richtung des Pfluges ins Feld**, d. i. die Fügung des Pflugkastens an den Pflugbalken nach dem gehörigen Winkel. Ist dieser zu groß, so greift der Pflug zu weit ins Land und macht breite Furchen. Ist der Winkel zu klein, so kann man die Eisen nicht ins Land bringen.

Um nun den gehörigen Winkel zur Richtung des Pfluges ins Feld auszufinden, kann einem gemeinen Ackersmanne kein besserer Rath gegeben werden, als daß er eine Schnur an einem Pflock, der am Kopfe, wo die Schnur angebunden, eingekärbet ist, befestige, und diesen so weit da, bis an den Kerb, in die Erde hineintreibe, wo die Spitze des Pflugschaars nebst der Molderseite eine Linie beschreiben. Von hieran wird die Schnur auf gerader Erde bis zum Vordergestelle oder Vorderpflug hin, worüber der Pflugbalken in einer schrägen Linie liegen muß, hingeführet. Hier schlage er einen andern eben auch eingekerbten Pflock ein, worum die Schnur ein Paarmal geschlungen wird, und nun messe er mit dem übrigen Theile der Schnur so lange, bis er den rechten Winkel ausgefunden hat, welches Maaß er sich dann ein für allemal zu bemerken, um darnach den Pflug ins Feld richten zu können.

18) Haken-

18) Hakenpflug, Pflughake, Rührhake, Hake.

Ausser vorbeschriebenem gemeinem Pfluge hat man noch in einigen Ländern Deutschlands ein Ackerwerkzeug, welches man den **Hakenpflug, Pflughaken, Rührhaken, Haken** zu nennen pfleget; ein Werkzeug, welches in mehrern Gegenden eingeführet zu werden verdienet. Es ist dieses Werkzeug auch in der Mittelmark Brandenburg, und zwar in der Grafschaft Ruppin hauptsächlich gebräuchlich, und zwar mit und ohne Vordergestell und Rädern, da man dann besonders dieses Ackerinstrument, wenn es gleich unsern gemeinen Pflügen Vordergestell und Räder hat, den Hakenpflug, wenn es aber ohne Vordergestell und Rädern ist, den Haken schlechthin zu nennen pflegt.

Der Hauptunterschied dieses Ackerinstruments beruhet auf das an einem Haupte verriegelte, oder verkeilte breite zweyschneidige, und vorne in einer stumpfen Spitze zulaufende eiserne Schaar, dessen Form und Stellung so ziemlich einer eisernen Spade gleichet. Zuweilen ist auch noch wohl in dem Balken oder Grindel (Grengel) ein Kolter noch vor dem Schaar, um diesem in sehr zähen, beraseten, oder verwilderten Aeckern den Weg zu bahnen.

In Schlesien nennet man dieses Ackerwerkzeug besonders den Rührhaken, und wechselt damit so, daß erstlich mit dem gemeinen Pfluge in die Länge geackert, sodann mit dem Rührhaken queer über, drittens wieder mit dem Pflug der Länge nach geackert wird.

Da dieses Instrument noch einfacher und daher weit dauerhafter und wohlfeiler, als unser gewöhnlicher Pflug ist, so sollte sein Gebrauch doch billig unter den geringen Ackersleuten mehr gemein gemacht werden, je nachdem es der Boden mit sich bringet.

Der berühmte Herr Verfasser des Lehrbegriffs sämmtlicher ökonomischer und Kammeralwissenschaften sagt von dem Haken also: Seine Beschaffenheit, da er statt der gewöhnlichen Pflugeisen mit einem breiten, spitzig zulaufenden, und einem kleinen Spaden nicht unähnlichen Eisen versehen ist, macht ihn geschickt, die starken Aecker zu zerbrechen, denen Steinen Trotz zu bieten, folglich einen zähen, filzigen, grasichten, queckichten und steinichten Acker, besser, als der Pflug, **und zwar mit wenigem Zugviehe** zu zerreissen, mürbe und zum Eggen geschickt zu machen. Das Fehlerhafte an ihm ist die Ungeschicklichkeit, die Furchen umzulegen, und die Erde aus der Tiefe heraus, und oben aufbringen zu können. Denn ein mit dem Rührhaken zubereiteter Acker hat das Ansehen, als wenn er von den Schweinen umgewühlet wäre. Er gehöret also für die unreinen Aecker; in guten und milden, von Unkraut und Steinen, der Gebühr nach, gesäuberten Aeckern kann man ihn füglich entbehren. —

Ich wäre aber doch sehr geneigt, sogar in leichten sandichten Feldern den Haken anzurathen, wo man eben Ursach hat, keine untere Erde herauf zu hohlen, ob man schon in schweren Aeckern mit dem Haken auch sehr in die Tiefe gehen kann. **Eckhart** ist mit mir gleicher Meynung, wenn er in seiner Experimentalökonomie S. 21. nach der Suckowschen Edition so saget: Die Haken habe ich in Schlesien, besonders in der Niederlausitz, auch in der Lüneburger Heyde, besonders aber sehr viel in Litthauen angetroffen. Diese haben keine Räder, und keine Balken, sondern werden nur mit der Hand geführet, und vorne von Ochsen, oder Pferden, gezogen. In leichten, lockern, mülbigen und sandichten Feldern sind diese Art Pflüge vor-

vortrefflich; besonders, wo neue Radungen (Ausrodungen) gemacht worden, indem man sich damit hurtig drehen und wenden, und um alle Steine und Stämme herumackern kann. Dieserwegen würden sich viele tausend Menschen dieser Art der Pflüge oder der Haken in leichten und lockern Boden gerne bedienen, wenn sie nur eine Bestellzeit dessen Gebrauch mit angesehen hätten, indem für eben so vieles Geld, als ein deutscher großer Pflug kostet, sechs solche Haken angeschafft, oder selbst gemacht werden können. Ich meines Orts habe selbst die Probe gemacht, und mit meinen Händen und zweyen kleinen Litthauer Pferden an der pohlnischen Gränze in einem Tage 540 Quadratruthen herumgepflüget, dabey aber meinen Haken so gerade geführet, daß die Furchen erschienen, als wenn sie mit einer Schnur abgemessen worden. Da mir aber auch aus vieler Erfahrung bekannt ist, daß ein Knecht in andern Provinzen mit zwey recht guten 50 ja 60 Thalerpferden und einem großen deutschen Pfluge mehr nicht, als 360 Quadratruthen täglich herumpflügen können, so würde es den Haushaltern in lockern und mürben Boden vortrefflich zu statten kommen, wenn selbige diese Pflugart einführen würden. —

Ich habe seit 8 Jahren bey einer großen Stadt einen vorstädtischen Ackerbürger beobachtet, welcher einen sandichten Acker, der zugleich grusicht war, anfing mit einem Haken und 2 Ochsen zu bearbeiten, da vorhin nie in der Gegend dergleichen Ackerinstrument war gesehen worden. Er bauete seit der Zeit eben so gutes Korn als jemals, und konnte nicht nur geschwinder mit der Arbeit nun fertig werden, sondern erleichterte solche auch ungleich mehr seinen Ochsen, daß er sie bey dem Zuge nunmehr fett machen konnte, als

zuvor, weil sie sich in dem Haken weit weniger, als im Pfluge angreifen durften. Er brauchte den Pflug bey seiner Ackerarbeit gar nicht mehr. Inzwischen ist in starkem Boden die Verbindung des Pfluges mit dem Haken nach vorgedachter Verfahrungsart der Schlesier manchen Gegenden zur Nachahmung mehr zu empfehlen.

19) Wiederhohlungen des Pflügens und Namen derselben.

Nach gewöhnlicher Art werden die Aecker in gewissen Wiederhohlungen gepflüget, welche man verschiedentlich zu benennen pfleget.

Braachen nennet man die erste Pflugarbeit, da man den Acker, der den Winter hindurch ruhig gelegen, zum erstenmal pflüget, so, daß die bisher oben gewesene Erde herunter, und die unten gewesene herauf gebracht wird. Dieses erste Pflügen nennet man auch **Braache pflügen**, in der Mark, in Pommern und Mecklenburg aber, die **Braachfahre**. Hier spricht man: ich habe meine Braachfahre angefangen, herum d. i. vollendet.

Wenden ist das zweyte Pflügen des zuvor gebraachten Ackers, welches nach einiger Zeit unternommen wird, da die im Winter oben gelegene Erde, die durch das Braachen umgekehret worden war, nun wieder zu Tage kommt. In vorgedachten Ländern heißt dieses Pflügen die **Wendfahre**. Man sagt hiervon ferner, in der Wendfahre misten, d. i. den Mist auffahren, der durch das Wenden untergeackert werden soll; die Wendfahre behüthen, d. i. das Gras, welches auf dem gewendeten Acker erwachsen, vom Viehe,

als,

als Schaafen, Schweinen, Gänsen u. s. f. abweiden lassen; die Wendfahre eggen, d. i. das umgewendete Land beeggen, mit der Egge überfahren, klar machen, und die Gras- und Unkrautwurzeln herausziehen u. s. f.

Rühren ist die dritte Bearbeitung des Ackers mit dem Pfluge, wenn nämlich der Acker viermal gepflüget werden soll. In einigen Gegenden wird diese Pflugarbeit auch das **Aufreissen** genennet. Bey dieser Arbeit wird das Land schon mehr locker, die Erde wird unter einander mehr vermenget, und die Krumen fallen unter einander.

Pflügen zur Saat ist die vierte Bearbeitung des Ackers, welche man auch die **Saatfahre, Saatfurche, Zupflügen** nennet, und hat den Namen, weil unmittelbar vor oder nach derselben gesäet wird. Im ersten Fall wird die Saat untergepflüget, oder untergeackert, wobey der Pflug nur flach gehen muß, damit der Saame nicht zu tief unter die Erde komme, und am Aufgehen verhindert werde. Im andern Falle, wenn der Saame nach dem letzten Pflügen gesäet worden, wird derselbe mit der Egge überzogen und mit Erde bedecket. Man gebraucht sich auch wohl im festern Boden nur der Walzen, welche nach dem Säen über den Acker läuft, und mittelst Zerdrückung der Klößer den Saamen bedecket. Diese letzte Art des Säens wird gemeiniglich des **Obenaufsäen** genennet.

In Ansehung des Sommerfeldes hat man auch Wiederhohlungen des Pflügens, und für jede einen besondern Namen.

Stürzen oder **Stoppeln** ist das erste Pflügen des Feldes, auf welchem Winterkorn gewesen, dessen Stoppeln, die noch aufwärts stehend zu sehen waren,

gestürzet, d. i. unterpflüget werden, daß sie nun nicht mehr zu sehen sind. Man nennet aber auch diese Pflugarbeit Stoppeln, weil selbige herumgepflügt werden. Man sagt auch den Stürzacker, das Stoppelfeld pflügen, und wenn der Ackersmann damit fertig ist, so sagt er: ich habe meinen Stürz-, Stoppelacker herum.

Rühren nennet man das zweyte Umpflügen des Sommerfeldes, welches für die große Gerste, wozu bereits einige Wochen vor Michaelis gestürzt worden, schon vor Anfang des Winters beendiget seyn muß, für die kleine Gerste und andere Sommerfrüchte gemeiniglich erst im Frühlinge geschiehet.

Ackern, zur Sommersaat pflügen, ist das dritte und letzte Pflügen, wobey das Sommergetreyde entweder untergepflüget, oder oben aufgesäet wird.

Krume nennet man das Erdreich, so weit es durch den Pflug getrennet, und locker gemacht ist, und worin die Saatpflanzen sich einwurzeln und nähren sollen. Die Verschiedenheit des Bodens macht es, daß man nicht ein überall gleiches Maaß der Tiefe solcher Krume annehmen oder bestimmen kann. Jeder Ackersmann muß selbiges durch eigene Versuche ausfinden, und wenn er von der Gewohnheit seines Orts abgehen will, zuerst kleine Versuche machen, um nicht zu großem Verlust, im Fall eines Mißlingens, erleiden zu dürfen.

20) Wenn muß das Braachen, Wenden, Rühren und Pflügen zur Saat unternommen werden?

Auf diese Frage wollte ich nicht so gerade zu antworten, indem den Maaßstab meines Vaterlandes andern Ländern anpreisen könnte, den sie doch als unrich-

richtig und für sich unpassend erklären würden. Ich will hier zwey klassische Schriftsteller contrastiren, und hierauf meine Meynung sagen. Diese sind nun die Verfasser des Hannöv. Hausvaters, und der Verfasser der Berliner Beyträge zur Landwirthschaft.

Erstere lehren also: Auf das Braachen, oder erste Stürzen des Feldes kommt alles an. Ein Haushalter wendet also dabey alle Vorsicht an. Ist das Land noch zu naß und steif, so bleibt es in der Folge zähe, steif und unartig, und man kann es in den folgenden Arbeiten nie recht zwingen. Wartet man damit zu lange, so bindet ein zäher fester Boden bey einfallender Dürre oft so stark, daß er gar nicht gehörig umgebrochen werden kann. In beyden Fällen empfindet man alle folgende Jahre den Schaden, bis das Feld wieder ordentlich gebraachet wird. Ein Haushalter kennet die Natur seiner Felder; er weiß, wessen Boden am trockensten und locker ist, und welches er am ersten, da die andern Felder noch naß sind, ackern darf; oder aber welches Feld am zähesten ist, und am ehesten bey zu befürchtender Dürre umgebrochen werden muß; welches er hingegen bis zuletzt versparen kann, ohne Gefahr dabey zu laufen. Bey losem Sandboden darf er z. E. nicht fürchten, daß er zu steif werden möchte. —

Bis hieher ist überall geltende Theorie. Nun aber folgt eine solche, die Abfall leidet, und nur aufs Lokale passet.

Die Braache vor dem Winter zu pflügen ist wegen des Abfliessens gefährlich. —

Hier hätten die Verfasser aufhören sollen allgemein zu reden, und die Regel so abfassen sollen:

Den

Den auf Anhöhen oder Bergen gelegenen Acker vor dem Winter zu pflügen ist gefährlich. Wenn die Aecker auf der Ebene liegen, so ist kein Abfliessen der Krume zu besorgen, und die Leser werden sich erinnern, daß Hr. Lüders in seinem Ackersystem dieses zum besondern Princip mit annehme, daß der Acker vor dem Winter zum erstenmal gepflüget, oder gebraachet werden solle, welches auch nach Beschaffenheit des Bodens gar wohl anzurathen.

Das Wenden, heißt es in dem Hannöv. Hausvater, ferner geschiehet im Junius vor der Heuärndte. Die dritte Arbeit, das Rühren, geschiehet zwischen der Winter- und Sommerärndte. Die vierte Arbeit, das Pflügen zur Saat, richtet sich darnach, nachdem man säen will oder muß, etwa vierzehn Tage vorher. —

Nun die Vorschrift des Verfassers der Berliner Beträge zur Landwirthschaft:

Wenn ein Acker gepflügt ist, so pflüge man ihn nicht eher wieder, als bis man durch den Augenschein überzeugt ist, daß er durch Luft und Sonne gehörig aufgelöset, und es also Zeit sey, der Luft und Sonne einen neuen Theil des Bodens zur Befruchtung vorzulegen. Hat man gebraachet, so ist auch für die schwerste und kälteste Böden genug Zwischenraum, wenn man in 6 Wochen, und hernach wieder in 4 Wochen ackert; im leichten und warmen Boden ackere man nach dem Braachen in 4 Wochen, und sodann in 14 — 21 Tagen wieder. Man gebe auch aufs Wetter dabey Acht. Wechseln warme Tage mit fruchtbaren Regen öfters ab, so löset sich der Boder eher auf, als beym kühlen oder anhaltend trocknem Wetter. Zu frühe braachen, und hernach spät das zweytemal ackern, bringt Unkaut.

kraut. Nach Johannis, wenn die Sommersaat bestellet ist, braache man, und wiederhohle das Ackern nach obiger Regel, so wird man 14 Tage nach Michaelis mit der Saat fertig, welches die beste Zeit zum Säen ist. Dem Sommerfeld kann man nicht so viel Zeit lassen, es ist auch nicht so nöthig, weil Luft und Sonne stärker würken. Man ackere 4 Wochen nach dem ersten Pflügen, und 14 Tage nach dem zweyten zur Saat. Hält der Winter lang an, so ist auch dies nicht möglich, wenn man nicht vor Winter den Acker stürzet. —

Fielen nun einem Lehrlinge in einer ähnlichen Gegend, wo der Hr. v. Münchhausen gelebt hat, die Beyträge zur Landwirthschaft in die Hand, und wollte seine Wiederhohlungen des Pflügens nach ihm einrichten, so könnte er große Fehltritte begehen, und umgekehrt eben so. Denn es sind mir sehr viele Gegenden bekannt, wo man ohne Schaden von den Regeln des Hannöv. Hausvaters nicht abweichen könnte. Bey mir, in meiner Gegend treffen die vom Verfasser der Berliner Beyträge vorbeschriebene Zeiten ziemlich zu, leiden aber auch in geringen Entfernungen von hier schon starken Abfall, daß ich also jedem Wirthe eben den Rath geben muß, den ich am Ende des vorhergehenden Paragraphs in Ansehung der den Aeckern zu verschaffenden Krume gab; nämlich Versuche im Kleinen erst zu machen, und damit auszufinden, ob man beym Gewöhnlichen seines Orts bleiben, oder davon abgehen könne.

21) Bey welcher Art des Pflügens muß dem Acker die erforderte Tiefe der Krume gegeben werden?

Auch bey Beantwortung dieser Frage enthalte ich mich, allen Ländern ein und eben dasselbe Maaß anzuweisen, so wie nur belobte Schriftsteller es gerade zu gethan ,und eben daher sich im Widerspruch untereinander befinden.

Der Hannöv. Hausvater lehret Th. I. S. 101. also: Es ist nicht genug, die Braache viermal umzupflügen, sondern es ist jedesmal eine Vorsicht nöthig, daß es gehörig geschehe. Die größte Vorsicht aber wird erfordert bey Aufreissen (dem ersten Pflügen) derselben. Denn so wie die Braache zum erstenmal umgebrochen wird, kann sie allezeit umgearbeitet werden; **nie aber kann man den Pflug in der Folge tiefer eintreiben, als die erste Furche gegangen ist.** Die Regel einiger faulen Haushalter; zum erstenmale möchte es leicht genug seyn, wenn das Land nur herumkomme, ist sehr gefährlich. —

Nun die Berliner Beyträge: Der Acker muß **nicht gleich beym ersten Pflügen**, sondern **nach und nach** seine gehörige Tiefe bekommen, also der Pflug bey jedem Pflügen frisches Erdreich fassen und heraufbringen. Alsdenn kann Luft und Sonne die in zertheilten Portionen nach und nach frisch heraufgebrachte Erde besser durchdringen, als wenn sie auf einmal heraufgebracht wird. Z. E. da der Acker überhaupt nur 4 gute Zoll tief zu pflügen ist, so stelle man den Pflug beym ersten Ackern oder Braachen 2 Zoll tief, beym zweyten 3, beym dritten oder beym Ackern zur Saat 4 Zoll tief. Beym Braachen oder dem ersten Ackern also pflüge man nicht tief, sondern

flach

flach, weil alsdenn der Boden eher fault und mürbe, auch das Zugvieh nicht ohne Noth abgemattet wird. —

Es ist ganz richtig, daß man sich in der Mark, in solchen Gegenden nämlich, wo kein starker Acker ist, gern nach der Vorschrift des letztern Wirthschaftslehrers richtet, und von der ersten Pflugarbeit an bis zu den folgenden immer tiefer mit dem Pfluge geht. So ist es auch in meiner Gegend Erfahrungsmässig, daß wir, wenn wir unser sehr grasartiges Land zum erstenmal zu sehr in die Tiefe herabbringen, beym zweyten Pflügen oder Wenden mit dem Pfluge nicht fortkommen können, indem die Graswurzeln in der Tiefe allzuspät verrotten, und dieserhalb sich gleich einem Filze vor die Eisen legen, daß sie nicht wohl fortkommen können, und gern ausspringen. Der Hannöv. Hausvater hätte also seine Vorschrift nicht so gemeinhin abfassen, sie einschränken, und schweren Boden, den er bey sich hatte, nicht auch zum Maaßstabe eines leichteren annehmen sollen.

Eben dieser schreibt ferner: Je tiefer man beym Aufreissen (Braachen) den Pflug treiben kann, je besser ist es. Die Erde, welche alle Jahre gerühret und umgearbeitet wird, nimmt eine andere Natur und Farbe an; sie ist locker, und man nennet sie **fruchtbare Erde**. Die darunter stehende, noch nie gerührte, und noch nie am Tage gewesene, Erde, pfleget man **todte** Erde zu nennen, weil sie steif, unartig, mit sauren Säften angefüllet, und etwas hervorzubringen nicht fähig ist. Bringet man daher etwas davon zu Tage, ohne daß es mit der übrigen fruchtbaren Erde recht durchgearbeitet und locker gemacht wird, so bleibet diese todte Erde in harten Klumpen liegen, und man kann damit den Acker auf einige

Jah-

ge Jahre verderben und seine Fruchtbarkeit hemmen, welches man, das Land todt pflügen, nennet.

Die mehresten Haushalter haben vor diesem Todtpflügen eine unzeitige Furcht, und pflügen nur sehr flach; erhalten aber darüber von ihrem Acker nicht, was sie haben könnten.

Wo nicht Steine im Grunde liegen, welche den Pflug einzudringen hindern, lauft man nicht leicht Gefahr, den Pflug zu tief zu stellen, und es wird nicht leicht schaden, wenn beym ersten Braachen etwas von der todten Erde hervor kommt, wenn solche nur in den folgenden drey Beackerungen gehörig mit der übrigen guten Erde durchgearbeitet wird. Wo auch im Grunde gar unartiger, bindender Thon lieget, muß man sich in Acht nehmen, zur Zeit nur wenig todte Erde zum Vorschein zu bringen. Wer todte Erde recht hervorzuhohlen und gehörig zu traktiren weiß, wird davon einen solchen Nutzen haben, als wenn ein Garten rajolet wird. —

Wenn der Verfasser der **Berliner Beyträge** in so fern mit dem Hannöv. Hausvater einig ist, daß man den Pflug so tief gehen lassen solle, als er kann, wenn der Boden kalt ist, und die Oberfläche nie recht trocken wird, weil darunter Thon (Letten) ist, so muß man jenem Recht geben, daß er beym ersten Pflügen gleich die größte Tiefe auf einmal verlanget. Denn wenn diese erst beym beym letzten Pflügen gesucht werden sollte, so käme allerdings eine rohe unfruchtbare Erde hervor. Wenn diese aber gleich beym Braachen, und zumal sehr frühzeitig, zu Tage gebracht wird, so kann sie von Sonne und Luft gebessert, und bey den darauf folgenden Wiederhohlungen des Pflügens mit der übrigen Erde wohl vermischet werden. So kann auch einem Boden nur beschriebener Art das erste sehr tiefe

Pflü-

Pflügen für die Zukunft dieses zu statten kommen, daß das Wasser besser einziehen, und der Acker bey den folgenden Wiederhohlungen des Pflügens nicht in nassen Jahren allzunaß wird.

22) Schmale und kleine Furchen.

Der Hannöv. Hausvater macht es zur Regel beym Pflügen, daß man die Furchen beym Aufreissen oder Braachen schmal machen solle, und giebt zum Grunde an, daß die Erde dadurch ordentlicher herum komme; die Furchen bleiben sonst leicht unumgelegt über Kante stehen, und die alte Regel sey nicht ohne Grund: „So viel Furchen mehr, so viel Garben wären mehr in der Aerndte zu hoffen." (So viel Jahren, so viel Ähren.) — Hier hat dieser Wirthschaftslehrer abermals nur sein Auge auf schweren Boden gerichtet, wo man ohnehin mit breiten und zugleich tiefen Furchen, die er beym Aufreissen oder Braachen verlanget, gar sehr das Zugvieh beschweren, oder wohl gar den Pflug zerbrechen würde. Dagegen tritt der Verfaller der Berliner Beyträge näher zur Sache, wenn er von schmalen und kleinen Furchen saget, daß sie den Boden recht mürbe machen, aber doch nicht in allen Erdarten möglich seyn. In grasichten und bewachsenen Aeckern muß man sonderlich beym ersten Pflügen etwas breite Furchen machen, weil sonst die abgeschnittene Erde nicht gehörig von dem Streichbret umgeworfen wird. In allen Böden aber kann und muß man beym letzten Pflügen vor dem Säen kleine Furchen machen, weil der ausgestreute Saamen viel gleicher in dieselben fällt, beym Eggen besser bedeckt wird, auch nicht strichweise aufgeht. Nach dieser Regel pflegen wir in hiesigen Gegenden uns auch im Herbste sehr genau zu richten, da wir gewohnt

sind, Roggen und Waizen unterzupflügen. Hier würden breite Furchen uns nun sehr schaden. Auch im März beobachten wir gleichfalls diese Regel, wenn wir zur großen Gerstesaat pflügen, und den Saamen obenauf säen. Bey der Habersaat thun wir das Nämliche, da der Haber bey uns zu Anfange des Maymonaths untergepflüget wird.

23) Das Braachen oder Umpflügen der Braache muß bey trocknem Wetter geschehen.

Wenn bey nassem Wetter die Braache umgebrochen wird, so wird das Land, wenn es fester Boden ist, noch fester von der Sonne gemacht, daß es in der Folge nicht wohl bearbeitet werden kann. Ist aber das Land grusicht oder krautartig, so wird es noch mehr bey nasser Braache werden, was es vorhin gewesen ist. Die Graswurzeln vertrocknen eher bey trocknem Wetter, besonders wenn der Wind dabey stark geht, oder aus Morgen kömmt.

Wo man nach Beschaffenheit des Bodens sehr früh im Jahre das Braachen unternimmt, und selbiger schwer und bindend ist, da muß man mit dieser Arbeit sich nicht übereilen, und so lange warten, bis das Land nicht mehr zu naß ist. Man muß zwar in solchem Boden sich nicht verspäten, da öfters ein halber Tag einen großen Unterschied machen kann, indem man so fort das Pflügen anfängt, wenn das Land etwas abgewelket ist; allein das erste Umpflügen dieses Landes, wenn es noch zu naß ist, verursacht, daß es in der Folge gar nicht klein und klar gearbeitet werden kann, macht jede folgende Bearbeitung beschwerlicher, mithin auch dem Zugviehe ohne Noth mehr lästig.

24) Wie

24) Wie die Pflüge auf jedem Ackerstücke zusammen zu ordnen.

Der Hannöv. Hausvater will die Pflüge nur Paar und Paar auf jedem Beete aus dem Grunde gehen lassen, weil, wenn viele Pflüge in einer Reihe folgen, und an dem ersten etwas entzwey geht, die ganze Reihe stille halten, und die Arbeit verzögert werden muß.

Diese Einrichtung trifft aber nicht zum Ziel, weil die so aus der Reihe und Aufsicht des Hofmeyers entlassene Pflüger sehr langsam und träge arbeiten werden, da sie sich allein völlig überlassen sind. Es darf auch nur einem von den beyden Pflügen etwas entzwey gehen, so werden beyde still halten. Der forderste Pflüger, zur Gesellschaft gewöhnet, will nicht allein vorwärts treiben; er wartet bis sein Hintermann folgen kann; wenn diesem was an seinem Pfluge fehlet, und wenn der erste Pflug einer Aenderung bedarf, so wird der zweyte noch viel mehr Halte machen. Dieserhalb ist es am besten, alle Pflüge, je mehr je besser, in einer Reihe auf einander folgen zu lassen, wenn das Beet anders breit genug dazu ist. Sie müssen auf diese Weise dem Vorpflüger oder erstem Pfluge desto gewisser folgen, und thun's auch mehr mit Lust, je größer ihre Anzahl ist. Der Hofmeyer hat sodann auch alle und jede untergeordnete Pflüge vor Augen, so daß er zur Stelle ordnen und weisen kann, wie und wo das Pflügen geschehen soll.

Dagegen muß ein für allemal Gesetz seyn, daß der Pflug, dem etwas entzwey geht, sogleich auf die Seite aus seiner Fahre herausgebracht werden müsse, wenn die Wiederherstellung des Pflugs Zeit erfordert. Es rücken die nächsten Pflüge eine Fahre weiter, und

überlassen dem ausgetretenen Pfluge die letzte Fahre, um ihnen in selbiger folgen zu können, wenn er wieder hergestellet ist.

Sollte ein Pflug wo ausspringen, und hiedurch so genannte **Rennebalken** veranlassen, die, wenn sie so verbleiben, einen Theil vom Lande roh und ungepflügt lassen, so muß entweder der Pflüger den Pflug zurück ziehen, und den entstandnen Fehler so fort verbessern; oder wenn mehr Pflüge hinter einander gehen, so muß der gleich folgende nicht um den Rennebalken herum pflügen, sondern ihn mit seinem Pfluge umreissen, und hiemit das Land wieder in Ordnung bringen.

Auch muß man den Pflügern nicht verstatten, daß sie, wie hin und wieder gesehen wird, auf langen Ackerstücken öftere Absätze oder **Umkehrungen** unter dem Vorwande machen, daß das Zugvieh weniger ermüdet werden solle. Es ist gar nicht abzusehen, wie von solchen Umkehrungen eine mehrere Ruhe dem Viehe verschaffet werden solle. So viel ist unläugbar, daß der Acker auf den Stellen, wo die Umkehrungen geschehen, weniger gut durchgepflüget, auch das Vieh mittelst solcher Absätze mehr mitgenommen und angegriffen wird, als wenn es in seiner auch allerlängsten geraden Linie gelassen wird.

Wenn der Hofmeyer ein Tobacksschmaucher ist, so wird er das Pflügen öfters unterbrechen, und mit den ihm untergeordneten Pflügern zusammentreten, die Pfeifen ausräumen, stopfen, Feuer anschlagen, und Gespräche oder eine Art von Tobackskollegium halten. Man muß diese üble Gewohnheit seinen Meyern nicht verstatten, und ein für allemal es sich von ihnen ausbedingen, daß sie beym Pflügen gar nicht Toback rauchen. Manche Guthsherren nehmen überhaupt keinen Meyer in den Dienst, der Toback rau-

chet, und sie thun wohl daran, daß sie sich so vorsehen, und hiemit ihre Arbeiten besser fördern. Wenn der Hofmeyer ein Tobacksschmaucher ist, so wird er sogar seine Pflugjungens zum Tobackrauchen anlernen wollen. Hagedorn hat ganz Recht, wenn er in seinem landwirthschaftlichen Haushalter S. 419 schreibt: Glücklich ist derjenige, welcher einen Meyer hat, der keinen Toback schmaucht, und seine Untergebene nach seinem Vermögen davon abhält. Unglücklich ist man hingegen, wenn der Meyer niemals der Pfeife entbehren, sondern seine Untergebene noch wohl gar dazu anführen will. An statt des Pflügens sucht dieser mit Hintenansetzung der nöthigen Arbeit seinen Toback hervor. Bald fehlt es ihm an Feuersteinen, bald an faulem Holze. Solchenfalls muß der Pflugjunge seinen Pflug stehen lassen, und dieses zusammen suchen, auch wohl gar hinter den Sträuchern oder im Grunde ein Feuer bereiten, wo sich denn das böse Gesindel zu lagern, und die Arbeit zu versäumen pflegt. Ein Landwirth soll also bemühet seyn, dieser Unart zuvorzukommen, oder, so viel möglich, sie abzuschaffen. —

Noch ist darauf zu sehen, daß, wenn mehrere Pflüge hinter einander folgen, und ein Stück bey nahe herumgepflüget, und nur hie und da was übrig geblieben, und noch gerade zu machen, oder die letzte Furche nur noch auszuräumen ist, das Ueberbleibsel nur einem einzigen Pfluge zur Vollendung überlassen werde, damit nicht die nachfolgenden Pflüge umsonst folgen dürfen. Dieserhalb muß der Hofmeyer entweder selbst der letzte zur Vollendung des Restes im Pflügen zurückbleiben, und die übrigen Pflüge in Zeiten auf ein neues Ackerstück hinziehen lassen, oder einen verständigen Pflüger zurück lassen wenn er selbst nöthig findet, mit seinem Haufen auch

fortzurücken, und ihm gegenwärtig zu seyn. Das Abpflügen der Scheidlinge zwischen den Ackerstücken muß so geschehen, daß sie theils nicht zu breit anwachsen, theils nicht gar weggepflüget, und hiemit die Gränzen aufgehoben, und ungewiß gemacht, oder gar überschritten werden.

25) Das Zusammen- und Voneinanderpflügen der Ackerbeete.

Das Zusammenpflügen eines Ackerstücks geschiehet entweder zum erstenmal, oder bey den gewöhnlichen Abwechselungen des Pflügens.

Wenn man ein Ackerbeet auftreiben, oder es mit einem hohen Mittelrücken anlegen will, so kann man so verfahren. Hat man die Breite eines Beetes, das allererst angelegt werden soll, mittelst kleiner Pfähle unten und oben am Ende abgestochen, so wird der Pflug in der Mitte dieses Beets angesetzet, die Furche bis ans andre Ende gezogen, der Pflug hieselbst ausgehoben, die Pferde oder Ochsen umgelenkt, der Pflug nahe bey dieser Furche eingesetzet, und gerade darneben wieder heruntergepflüget; da man denn die erste Erhöhung bekömmt, gegen welche die Erde der folgenden eben so geführten Furche fällt, so, daß das Beet, wenn es nun ganz herumgepflüget ist, in der Mitte, wo das Pflügen angefangen ward, eine Erhöhung zeiget. Wenn man nun eben dieses Beet beym andern, dritten, vierten Pflügen u. s. w. eben so in der Mitte zu pflügen fortfähret, so wird es einen hohen Mittelrücken darstellen, der durch mehrmaliges dem ersten gleich gerichtetes Pflügen so hoch aufgetrieben werden kann, als es immer nöthig ist.

Hat

Hat aber das Beet die erforderte Höhe, so muß es in der Zukunft bey den Wiederhohlungen des Pflügens in seiner Lage erhalten werden, welches geschiehet, wenn es wechselsweise immer von einander und wieder zusammengepflüget wird.

Wenn also ein solches Stück zur Winterfrucht gebraachet werden soll, so daß die ganze Bestellung desselben ein viermaliges Bepflügen erforderte, so würde das Braachen oder erste Umreissen desselben nicht in der Mitte, sondern an den Seiten oder Scheidelungen angefangen werden, so daß der Pflug an der einen Seite herauf, und an der andern wieder herunter geht. Wird nun so fortgefahren, so bleibt in der Mitte des Ackerstücks oben auf dem Rücken eine breite Furche. Diese Art der Bepflügung eines Ackerstücks oder Beets nennet man nun das **Voneinanderpflügen**. Nach einiger Zeit wird nun, wie oben gelehret worden, dieses Stück **gewendet**, da denn der Pflug in der Mitte desselben angesetzet, und von hier an eine Furche nach der andern gezogen wird, bis das Umpflügen des Beets mit den letzten Furchen an beyden Seiten beschlossen wird, da es denn die Lage wieder hat, die es vor dem Braachen hatte. Bey diesem Wenden ist also nun das Stück wieder zusammengepflüget worden. Nach einiger Zeit wird dieses Stück zum drittenmal gepflüget, welches man das Rühren auch Drittarten einiger Orten nennet. Hiebey wird das Stück, wie das erstemal, wieder von einander gepflüget. Endlich kömmt nach einiger Zeit das Pflügen zur Saat, wobey in der Mitte angefangen, und also das Stück wieder zusammengepflüget wird.

Noch ist hiebey zu merken, daß bey den Stücken, die in der Mitte eine Anhöhe oder Rundung haben,

diejenige Seite, welche am meisten von der Sonne beschienen wird, die Sonnenseite, die gegenüberstehende aber die Nordseite genannt wird. Auf jener ist der Trieb gemeiniglich am stärksten; sie muß aber im Frühjahre bey späten Frösten am meisten ausstehen, wenn die Sonne bey Tage aufthauet, was des Nachts gefroren war, und wovon die Wurzeln aus der Erde gezogen werden. Es kann aber die Nordseite auch in manchen Jahren zu sehr leiden, wenn der Schnee auf selbiger, besonders im März, später vergeht, als auf der Sonnenseite. Es ist daher von manchen Landwirthen gar wohl gethan, wenn sie auf sehr hohen Beeten den mehr hitzigen Dünger auf die Nordseite und fürnehmlich an die Fahren oder Seiten bringen.

Hat man aber ein Ackerbeet vor sich, welches auch nur in einer kleinen Untiefe todtes Erdreich unter sich hat, so muß man solches nicht auf einmal nach vorbeschriebene Art erhöhen, und nur von Jahren zu Jahren zur Herausbringung der größern Anhöhe auf vorbesagte Weise pflügen. Man pflüget nämlich etwa nur zum ersten und zweytenmal zusammen; zum drittenmal nur allein von einander, und zuletzt wieder zusammen. In einem oder mehrern der folgenden Jahre verfähret man abermals so, bis die verlangte Anhöhe erlanget ist.

Hat man keinen Acker, der eines viermaliges Pflügens bedarf, und also entweder zweymal zusammen, und nur einmal auseinander, oder aber zweymal auseinander, und nur einmal zusammengepflüget werden muß; so siehet man darauf, wie das letztemal gepflüget worden, und ob das Land mehr erhöhet, oder schon gar zu hoch sey. Im erstern Falle muß das Land zum erstenmal zusammen, und zum zweytenmal auseinander gepflüget werden. Im letztern Falle

aber

aber pflüget man es die beyden erstenmale auseinander, zur Saat aber zusammen.

Man muß keinen rohen Boden lassen, wenn ein Rücken angefahren wird, d. i. wenn auf der Mitte des Beets neben der ersten Furche auf der andern Seite eine Furche gezogen wird, damit der Pflug beym Auf- und Abziehen auf der rechten und linken Seite gehen könne. Es bleibt hier gemeiniglich ein kleiner roher unberührter Strich, wo nur besagte beyde erste Furchen zusammen stossen. Dieser Strich muß aber nicht dadurch vorsetzlich vergrößert werden, daß man diese beyden ersten Furchen zu groß mache, so, daß in der Mitte der ganze Strich, der durch die Erde dieser beyden Furchen bedeckt wird, ganz roh bleiben muß, als welches bey dem folgenden Pflügen nicht verbessert werden kann.

26) Das Pflügen der Vorgewende, Ahnewendungen.

Man nenet beym Ackerbau Vorgewende oder Ahnewendung die Enden eines Ackerstücks, wo mit dem Pfluge umgewendet wird. Am Anfange und Ende eines Stücks, wo der Pflug angesetzet und umgewendet wird, fasset er nicht gleich tief genung in die Erde, welche hier, wenn man keinen sehr leichten Boden vor sich hat, meistens hart ist, und daher nicht tief und klar gepflügt werden kann. So können auch wohl queer vor den Ackerstücken Gräben oder schmale Wege seyn, daß der Pflug hieselbst nicht eingreifen kann, da ohnehin das Zugvieh an beyden Enden des Ackerstücks vielen Platz zum Umwenden haben muß. Dieses Vorgewende nun, oder der Platz, worauf der Pflug umgewendet ist, muß, nach geschehenem Um-

pflügen des Stücks, in die Queere nachgepflüget, und die letzte Furche sauber ausgestrichen werden. Kann aber auch die Egge dieses Vorgewende, besonders in den Ecken, nicht bestreichen, so nimmt ein, auf genaue Ordnung haltender, Ackersmann die Harke noch wohl zur Hand, um den Saamen überall sowohl einzubringen, als auch das Erdreich durchgängig klar darzustellen.

27) Beurtheilung der schmalen und hohen Ackerbeete.

Wer mit einem ökonomischen Auge einen Strich Landes in verschiedenen Jahreszeiten als ein Reisender die mancherley Ackerbeete mancher Gegenden angesehen hat, der muß gefunden haben, daß sie fast durchgängig ohne Noth theils zu schmal, theils zu hoch angelegt sind. Man hat aber hieben dieses zur Absicht gehabt, daß das Wasser von der Saat abgehalten, und in die Scheidelungen, (Scheidfahren) zu beyden Seiten herab geleitet werde.

Dieser Zweck wird aber hier selten erreichet. Denn man siehet, daß das Wasser an den meisten Orten auf beyden Seiten des Ackerbeets ein bis zwey Schwad breit über die Saat hervorgehe, sie entweder, wie man auf Landmännisch sagt, aussaure oder gänzlich verderbe, oder sie wenigstens so kränklich mache, daß Stroh und Aehren sehr kurz bleiben, vom Unkraut und Windhalm übermannet, und kaum die Aussaat so weit wieder gewonnen werde, als das Wasser im Winter gestanden, oder im Sommer bey starken Regengüssen wieder zu stehen kömmt.

Bey solcher Beschaffenheit der Ackerbeete wäre es doch weit gerathener, daß die Ackersleute sich die Hö-

Höhe bemerkten, wie weit das höchste Wasser ihre Ackerbeete erreichet, um bis dahin auf beyden Seiten solche künstliche Gräser, welche von der Ueberschwemmung zu gewissen Zeiten nicht leiden, oder nicht davon ausgehen, zu erbauen. In dem Kapitel vom Wiesenbaue werden dergleichen Gräser angezeiget werden, welche auf niedrigen und feuchten Plätzen angebauet werden können.

Ich habe mehrmals Ackerwirthe von fernen Gegenden bey mir gehabt, welche sich wunderten, und es für Schaden hielten, daß in hiesiger Gegend in den Tiefen zwischen jedem Ackerstücke, und hin und wieder, sehr breite Gräben gehalten würden; denen ich aber zu bedenken gab, daß wir doch unsre Saaten mehr und besser wider das Wasser sicherten, als jene, die ihre Ackerbeete so hoch als möglich aufgetrieben, und ausser der Ueberschwemmung vom Wasser an beyden Seiten noch überdem, nach der besondern Richtung der Ackerstücken, auf der Sonnen- oder Nordseite derselben Einbuße, und wovon vorhin gesagt worden, erleiden können, welches letztere uns auf unsern sehr breiten und flachen Ackerstücken zwischen den Gräben nicht begegnen könne: worauf sie dem mir Recht geben müssen.

Man wird nicht viel irren, wenn man den, durch die sehr hohe und schmale Ackerbeete entstehenden, Verlust zum vierten Theile eines solchen ganzen Feldes anschlägt; oder sagt, daß der vierte Theil eines solchen Ackerfeldes unnütze sey, und vergeblich beackert werde.

Wenn aber dieser Verlust so vieler Felder doch Verlust für den Stat ist, sollten diejenigen, welche am Ruder desselben sitzen, auf solchen Feldern nachsehen

sehen lassen, ob ihnen nicht durch Anbringung einiger Feldgräben zum Abzug des Wassers, wie es hin und wieder aufs offenbarste in die Augen fällt, geholfen werden könne, um die bisherigen größtentheils unnützen allzuhohen Ackerbeete wieder von einander pflügen zu können. Bey solcher Untersuchung der Felder würde es sich finden, daß hin und wieder einige Ackerstücken in die Queere durchzustechen seyn und ihre Besitzer sich im Widerspruche dawider befinden würden. Sie würden aber aufhören müssen, sich gegen eine so nützliche Unternehmung zu streuben, wenn ihnen dafür ein Aequivalent anderswo im Felde angewiesen würde Es ist dieses ein Hauptumstand mit, welcher die Aufhebung der Gemeinheiten sehr erschweret, oder die Communen dawieder einnimmt, wenn sie sehen oder hören, daß ein oder der andre Ackerwirth bey der Separation seinen Antheil da bekommen habe, wo er unter allen übrigen am wenigsten gewinnet, weil ihm das Loos da auf dem Felde gefallen, wo er das meiste Wasser hat, und solches um der Nachbaren willen nicht los werden oder fortschaffen kann.

Ein einziger breit und tief gerung angelegter Graben kann vielmals schon hinreichend seyn, das Wasser eines ganzen Feldes einzunehmen und fortzuleiten, so wie man Gelegenheit gehabt, dergleichen im Brandenburgischen, wo der für das Wohl der Unterthanen unermüdet sorgende König Moräste austrocknet, und so viele Wasserableitungen auf eigene Kosten veranstaltet, häufig zu sehen. Bey mir erlebte ich ebenfalls im vorigen Sommer das längst gewünschte Glück hiesiger Gegenden, daß unter mehrern Abzugsgräben auch einer an die Gränze eines hiesigen Ackerfeldes vorbey geführet ward, nachdem das Dorf vorhin schon einen solchen, wiewohl nur halb so geräumigen, Graben, als jenen, unterhalten hatte. Da vorgedachter

Gra-

Graben nun mehr Wasser einnehmen und abziehen konnte, so wurden in einem ganzen Schlage auf einmal alle Seitengräben, womit jedes Ackerstück umgeben ist, entbehrlich, so, daß diese Ackerbeete künftig ohne alle Seitengräben bestehen, und diese wieder ausgefüllet werden können.

Neuntes Kapitel.

Das Eggen und Walzen.

I.

Wenn man das Braachen, oder erstes Umreissen des Ackers ausnimmt, (einige Aecker werden nach Beschaffenheit des Bodens auch gleich nach dem Braachen schon geegget;) so folget auf das Pflügen das Eggen, um sowohl die Erde klar zu machen, oder die Erdschollen oder die Klösser sowohl zu zerbrechen, als auch die Quecken und allerley Unkraut aus dem Acker herauszuziehen; wie nicht weniger zuletzt den oben aufgesäeten Saamen mit Erde zu bedecken.

Man hat zweyerley Arten von Eggen; hölzerne und eiserne. Jene haben die Zinken oder Eggezähne von Holz; diese aber von Eisen. Der hölzernen Eggen bedienet man sich auf leichtem Boden, der eisernen aber theils bey gruschten, theils bey schweren Aeckern, um die Gruse wohl zu zerreissen, die Quecken oder Päthen herauszuziehen, und die festen Erdschollen zu trennen.

Die sogenannte Eggebalken, worin die Zinken oder Zähne befestiget sind, müssen, wenn letztere eisern

sern sind, von recht festem und zähem Holze seyn, damit sie nicht aufspringen, die Zähne verlieren, und somit unnütze werden. Und da das Aufklöben dieser Balken meistens an den Enden entstehet, so pflegt man diese auch wohl mit eisernen Ringen einzufassen, damit ihr Aufreissen verhindert werde.

Die eisernen Zähne oder Zinken werden von dem Schmiede eingeschlagen, und er muß bey jedem Zahn oberwärts einen Theil hervorragen lassen, damit sie, wenn sie abgenutzet sind, nachgeschlagen werden können.

Der gemeine Schlendrian der Knechte in Ansehung der Eggen besteht darin, daß sie die Eggen nach dem Gebrauche theils auf platter Erde liegen lassen, theils, wenn sie von einem Ackerstücke nach einem entlegenen hinziehen, die Eggen über Stock und Block nach das neuzubeeggende Stück, auf bloßer Erde, fortschleppen lassen, als wovon die Eggen vor der Zeit unbrauchbar und untüchtig werden. Denn wenn sie auf platter Erde von einer Pflugzeit zu andern im Felde liegen bleiben, so muß das Holz anfaulen oder stocken, und hievon die Zähne bald fahren lassen. Andern Falls aber, wenn die Eggen durch das ganze Feld umhergeschleppt werden, so werden theils die Zähne ohne Noth abgenutzet, theils los und wacklicht gemacht, daß hie und da ein Zahn fehlet, und Lücken entstehen. Dieserhalb muß der Knecht auf jedes Ackerstück den Schlitten zu den Eggen mitnehmen, worauf sie fortgeführet werden, um sie nach jedesmaligem Gebrauch theils darauf ordentlich hinzulegen und ruhen zu lassen, theils aber nach fertig geeggetem Ackerstücke, wenn nach einem andern fortgezogen werden soll, auszuspannen, und die Eggen auf dem Schlitten weiter zu bringen. Die Faulheit oder Gemächlichkeitsliebe macht es aber bey den Knechten,

daß

daß sie nicht mehrmals ab- und anspannen und sich daher der Eggeschlitten im Felde nicht bedienen wollen. Es ist aber ausser der davon vorbesagten Beschädigung der Eggen noch die Gefahr dabey, daß die Pferde beym Fortschleppen der Eggen leicht durchgehen, wenn die Eggen unterwegens über einen Stein, Hügel oder Graben aufspringen, und beym Wiederherabsinken den Pferden an die Füße schlagen, wovon sie gleich wild werden, und durchgehen.

Nichts ist gefährlicher, als wenn der Knecht mit den Pferden beym Eggen unrecht umgeht, daß sie davon gehen, oder aus Scheu wofür wild werden. Wenn der Herr sich auf einen oder andern Knecht nicht verlassen kann, so muß er unvermuthet bey dem Eggen erscheinen, um seinen Leuten dienliche Weisung zu geben. Ein Knecht kann aber durch Unvorsichtigkeit oder Zorn die Pferde mit den Eggen zum Durchgehen bringen, wenn er beym Umwenden am Ende eines Stücks die hintersten Pferde schnell mit der Peitsche antreibt, daß, da sie nun in der Rundung gekehrt sind, in einander und in die Eggen oder Strenge der Vorderpferde springen, sich verwirren, schlagen, losreissen, die Eggen umwerfen, sich verwunden, und sodann durchgehen, wodurch so manches schönes junges Pferd entweder ums Leben kömmt, oder Zeit Lebens einen Schaden behält, und an seinem Werthe verlieret. Sollte aber unter dem Spanne ein scheues Pferd seyn, welches bey dem Aufliegen eines Vogels so gar schon anspringet, um durchzugehen, und sodann das ganze Spann aufrührisch zu machen; so muß ein solches nicht zu änderndes Pferd entweder aus der Egge weggelasser, oder ihm die Augen währenden Ziehens darum verbunden werden. Wenn aber das ganze Spann bereits verdorben, und zum Durchgehen angewöhnet worden, so muß ein neues recht

zah-

zahmes Leinepferd angeschafft werden, neben welchem die andern Pferde im Wagen und Pfluge eine Zeitlang anders gewöhnet werden müssen. Sind aber die Pferde demohngeachtet zum Durchgehen mit den Eggen geneigt, so wird man ihrenthalben nie ausser Sorge seyn können; und so gern man bey allen andern Arbeiten auf festes Zeug hält, so sehr kann es bey solchen Pferden Rath seyn, nur alte nicht sehr feste Stricke, womit die Ortscheiden oder Schwengel an die Eggen gebunden werden, zu haben, damit sie im Fall der Noth leicht reissen, um ein durchgehendes Pferd frey laufen zu lassen.

Wo man an einem Orte schweren und leichten Boden zugleich auf einem Felde hat, da pflegt man wohl zweyerley Eggen, die leichten für den Sandboden, auch zum Lüften der Saat, die schweren aber für den starken Acker zu halten.

Der gewendete und gerührte Acker wird nicht gleich unmittelbar nach dem Pflügen geegget. Man wartet gern so lange, bis das Gras darauf anfängt hervorzugrünen. Grasichter Acker muß niemals anders, als bey trocknem Wetter, geegget werden, wenn man anders Päthen und allerley Unkraut herausbringen, und die etwa noch zusammenhängende Rasen oder Törfe zerstören will. Bey dem zähen, thon- oder letichten Boden muß man sich so in die Zeit mit dem Eggen schicken, daß er weder zu trocken noch zu naß sey. Der gemeine Landmann bemerket die rechte Zeit des Beeggens der Aecker dieser Art damit, daß er sie nach einem Regen abgewelket nennet, so etwa zwey oder drey Tage nach dem Regen seyn kann.

Wenn bequemes Wetter zum Eggen ist, so muß man so viel Eggen und Pferde zusammenbringen, als nur immer möglich ist. Man kann einem Knechte an die

die vier bis fünf Pferde untergeben; aber es muß ihm jemand folgen, der die Eggen von Zeit zu Zeit aufhebet, und sie wieder frey macht, wenn sich Graswurzeln oder Klösser vorgesetzet haben. Dieses kann die Verrichtung eines Pflugjungens seyn, der so wohl die hinteren Pferde gemachsam antreibet, als auch mittelst eines sogenannten Pflughakens die Eggen aufhebet. Dieser Hake ist vom Holz und in der Länge und Dicke eines Peitschenstiels, der so gewachsen ist, und am andern Ende eine Peitsche angebunden haben kann. Man nennet diese Verrichtung das Eggelaufen, und es kann auch von Mägden allenfalls verrichtet werden.

Das Eggen an sich selbst kann verschiedentlich geschehen. Wenn der Knecht ein Paarmal die Länge hinauf geegget hat, so muß er eben so oft in die Queere eggen. Ist aber das Ackerstück hierzu nicht breit genung, so muß man sehen, ob das Stück nicht Schlangenweise oder im Zickzack oder in der Rundung geegget werden könne. Man bringt auf solche Weise die Graswurzeln besser heraus, und trennet auch leichter die Klösser, daß der Acker mehr klar wird.

In leichtem Boden, wo es des Eggens weniger bedarf, kann man bey der Saat wohl mit einem einzigen, zwey- oder dreymaligen Ueberziehen des Ackers mit der Egge davon kommen. Man spricht daher, den Acker einzähnig, zweyzähnig, dreyzähnig u. s. f. eggen, wenn er ein- zwey- oder dreymal u. s. w. mit der Egge überzogen wird.

Wenn in Grasartigen Ländern geegget wird, so müssen die Quecken oder Päthen in gewisse Walzen oder Lagen mit der Egge, bey welchen sie allemal aufgehoben und ihrer Fracht entlediget werden muß, von Distanz zu Distanz zusammengebracht werden. Sollte am ersten Tage des Eggens das Hervorziehen der

Quecken noch nicht recht von statten gehen wollen, so muß man allenfalls des andern Tages, noch einmal den Acker überziehen, und hiezu die heissen Tagesstunden erwählen. Wenn der Thau noch auf dem Acker ist, muß man das Eggen noch nicht anfangen. Wenn nach einiger Zeit die zusammengebrachte Quecken wohl trocken geworden sind, so können sie nach Hause gefahren werden. Die wenigsten Landwirthe wissen zur Zeit noch, was sie an den getrockneten Graswurzeln für ein kräftiges Winterfutter fürs Vieh haben, wenn sie theils auf dem Acker mit Heu- oder Mistgabeln wohl ausgeschüttelt, theils auf der Tenne oder dem Scheuneflure abgeklopfet, und von Erde und Staub befreyet worden. Sie werden auf der Hexelbank klein geschnitten, und entweder mit Strohhexel vermengt so trocken verfüttert, oder angebrühet, und als Brühfutter den Kälbern und Kühen gegeben.

Bleibt es eine Hauptregel, bey nassem Wetter nicht zu eggen, so kann man doch bey der Saat im Herbste in die Nothwendigkeit gerathen, bey eingefallenem anhaltendem Regenwetter eggen zu müssen. Ist der Roggen alsdenn untergepflüget worden, so kann man noch wohl einige Tage nach dem Säen das Eggen verschieben, wenn es nur noch vor dem Keimen und Aufgehen des Saamens geschiehet. Ist der Acker aber schmierich, oder es hält mit Regnen an, so muß man nicht in die Rundung oder Schlangenweise eggen. Es wird nur mit der Egge ein Paarmal die Länge auf- und abgefahren, womit der Saame hinlänglich mit Erde bedeckt werden kann. Bey ungewisser Witterung ist es am besten, an eben dem Tage sofort dasjenige, was ausgesäet worden, einzueggen.

Bey der Gerste und dem Haber, die gemeiniglich untergepflüget werden, kann das Eggen an die fünf bis

sechs

sechs Tage, und so lange anstehen, bis sie keimen und aufgehen. Es schadet dieses nicht, und dienet zur Verstörung des Hederichs, der sonst leicht die Oberhand gewinnet.

Was vom Lüften der Saatfelder mit der leichten Eggen nach Bedürfniß des Erdreichs zu wissen ist, solches ist bey der Darstellung des Lüdersschen Ackersystems bereits gesagt worden, und ich finde hiebey nichts weiter nöthig, als noch einer Operation der Egge zu gedenken, die zur Zeit noch wenig bekannt ist. Diese ist das Pfropfen des Habers, wovon ein Landwirth in dem Leipziger Intell. Bl. Nr. 9. 1783. folgende Erläuterung giebet. Der nicht so dick wie gewöhnlich ausgesäete Haber wird, wenn er 2 bis 3 Zoll lang geworden, mit einer Egge durchgeegget und überzogen, so daß die Wurzeln zerrissen werden. Diese Verfahrungsart bewürket eine ungleich ergiebigere Aerndte, als sonst die Landesart und gewöhnliche Cultur verschaffet. — Da ich dieses Verfahren selbst nicht versuchet, so kann darüber nicht hinlänglich urtheilen, und es muß der Versuch von jedem Ackermanne erst im Kleinen geschehen, so von mir gleichfalls noch auszufinden ist, welche Art von Boden hiezu am schicklichsten sey. Ein dürftiger und zu leichter Boden wird hierzu schwerlich taugen. Ein niedriger und feuchter am besten. Wenigstens muß dieses Pfropfen des Habers nicht bey trockener Witterung geschehen. Es ward vor einigen Jahren das Pfropfen des Waizens in den Hannöv. Intell. Blättern auch angerathen, von einigen Wirthen nachgemacht, und nicht von gewünschtem Erfolge erfunden. Vielleicht ward die Beschaffenheit des Bodens und der Witterung, welche schlechterdings nicht trocken seyn muß, hiebey nicht in Betrachtung gezogen, daß also hiervon das Mißgelingen entstehen müssen.

II.

So sehr bekannt und gebräuchlich die Egge überall ist, so wenig ist es zur Zeit noch die Walze in manchen Provinzen, wo ihr Gebrauch doch auch von großem Nutzen seyn könnte. Sie besteht aus einem runden Block vom Eichenholz; ist ohngefähr 6 Schuh lang und hat $1\frac{1}{2}$ Schuh im Durchmesser, und wird von Pferden oder Ochsen auf dem Acker auf- und abgezogen. Man hat zwo Gattungen, die **Stachelwalze** und die **gemeine Walze**.

Die **Stachelwalze** ist mit starken 4 — 5 Zoll langen eisernen Zinken versehen, und wird in starkem Boden, wo die Egge die Erdschollen nicht trennen und klein machen kann, gebraucht. Gleich nach der Stachelwalze läßt man aber die Egge folgen, und überzieht damit noch einmal den gewalzten Acker. An vielen Oertern läßt man die Erdschollen durch Arbeitsleute mit hölzernen Keulen, oder Hämmern, zerschlagen. Mit der Stachelwalze aber kömmt man kürzer und ungleich wohlfeiler davon.

Die **gemeine Walze** ist entweder ganz rund, oder vielkanticht mit tiefen in die Länge gehenden Einschnitten ausgearbeitet, um desto besser die Erdschollen entzwey zudrücken. Es müssen aber die Walzen niemals bey nasser Witterung gebraucht werden.

Die **gemeine runde Walze**, die auch zur Zerdrückung der Erdschollen, wenn der Boden nicht zu schwer ist, gebraucht wird, sollte auch da eingeführet werden, wo der Acker sehr leicht und sandicht ist, um den Boden nach bestellter Saat recht fest zu walzen. Es ist wenig gesagt, wenn hier behauptet wird, daß auf leichten Aeckern ein Korn mehr, z. E. statt des dritten

ten das vierte, gewonnen werden könnte, wenn man die Walze hieselbst gebrauchen wollte. Man pflügt hieselbst den Roggen unter, und egget hierauf das Land glatt, wodurch es noch mehr aufgelockert wird. Man kann ihm aber nicht Festigkeit genug geben, und sollte gleich die Walze aufs Unterpflügen des Saamens, am besten aber des Morgens nach dem Einsäen, wenn der Thau noch auf dem Acker ruhet, statt der Eggen, folgen lassen. Hiervon wird die Saat weit dicker aufgehen, jede Pflanze feste Wurzeln fassen, sich in Zeiten wohl bestauden, und den reissenden Sturmwinden im späten Herbste Widerstand thun, daß die Wurzeln nicht entblößet werden. So würde es auch wohl gethan seyn, wenn im Frühjahre die leichten Roggensaatfelder abermals mit der Walze überzogen werden, um das Erdreich an die Wurzeln der Saat aufs neue fest anzudrücken. Hiernächst ist eben dieses Verfahren für sogenanntes torfichtes schwarzes niedriges Erdreich am meisten anzurathen. Denn dieses wird am meisten im Winter vom Froste so gehoben und zertrennet, daß es, wie es hie herum auf provinzialisch heißt, holl und boll (hohl) ist; die Saatwurzeln liegen hohl in solchem Erdreich, können sich nicht nähren, und lassen den Halm bald nach der Blüthe niedersinken, und können ihn um des hohlen Grundes willen schlechterdings nicht fest und stehend erhalten. Einem Acker von solcher Beschaffenheit ist das Bewalzen nach vergangenem Winter schlechterdings nothwendig, und es ist nichts mehr zu beklagen, als daß die Walzen in Gegenden, wo dergleichen Aecker sich befinden, völlig unbekannt sind. Da nun dergleichen Gegenden eben so sehr, als die, wo leichter Sandacker ist, armselig, und nichts weniger als kornreich sind; so müßte es eine Angelegenheit des Staats seyn, die Bewohner solcher Ge-

genden mit diesem Ackerinstumente bekannt zu machen; und da es so einfach und gar leicht nachzumachen ist, hin und wieder eines unentgeldlich auszutheilen; oder wohl gar auf den Gebrauch derselben eine Prämie zu setzen, weil sich der gemeine Landmann gar sehr fürchtet, von seines Gleichen beym Gebrauch neuer Ackerinstrumente oder Einführung einer neuen Wirthschaftsart ausgelacht zu werden.

Was aber zuvor von dem Gebrauch der Walze bey der Roggensaat in leichten Feldern gesagt worden, das ist auch eben hieselbst bey der Habersaat anzurathen. So wird man auch hieselbst den jungen mit dem Haber zugleich aufgehenden Hederich sehr mit der Walze, wenn man sie darüber gehen, und ihm die ganz zarten Blätterlein zerdrücken läßt, wo nicht ganz vertilgen, doch sehr mindern können.



Beyspiele und Geschichte:

Adrast verschlimmert sein Guth durch Vergrösserung seines Weinbergs 5 ff.

Agenor, ein Uebertreter der Ordnung bey Guthsverbesserungen 79 ff.

Albanus hält zu wenig Ackergesinde, 283 ff. Berechnung seines hiervon entstandenen Schadens 287 ff.

Alfords, Gebrüdere und Landwirthe, hatten sehr ungleiche Gehülfinnen zur Ehe 170 ff.

Alidor, erhält sich bey der Liebe des Mittelmässigen ohne Schulden 37 ff.

Alphil unternimmt seinem Wirthschaftsfuße zuwider zweydeutige Guthsverbesserungen 58 ff.

Aurelius ist wegen seiner Güte und Ernstes in Ansehen beym Gesinde, 244 ff. legt eine gute Baumschule zur Gesindeerziehung an 246 ff.

Beamter, dessen Ordnung bey der Sommerstallfütterung 106 ff.

Brenkenhofs v. große Versuche beurtheilet 132 ff.

Busso maulet oder schmollet mit seinem Gesinde 240 ff.

Damasus ist als Flucher seinem Gesinde lächerlich 241 ff.

Engmar erhöhet den Ertrag seiner Kuhmelkerey 93 ff.

Erast verschlimmert sein Guth durch seinen Lustgarten 8 ff.

Erichs Sohn melioriret ohne Ordnung 71 ff.

Felsing, einer der gröblichsten Uebertreter der Ordnungsregel bey Guthsverbesserungen 73 ff.

Firmian, ein edelmüthiger Herr, der die in seinen Diensten Abgelebte nicht unversorgt läßt, 264 ff. warum er dem Bedienten seiner Gemahlin nicht zum Dorfküster haben will 266 ff.

Floridor, seine Erziehung ist Schuld an seinem Schuldenmachen 38 ff.

Floriane eine gute Wirthin 170 ff.

Frelidor, seine Söhne verüben Muthwillen an dem Kutscher 257 ff.

Fruchtlieb, seine gründliche Meliorationen 54 ff.

Gratian, ein Dorfedelmann, hat die Maxime, ehrbares und religieuses Gesinde zu wählen 248 ff.

Grünbeck, ein Ackerflecken, könnte mehr Fruchtsorten anbauen 176.

Grünfels verpachtet seine Brauerey mit Schaden 90 f.

Hagemann ertheilt einem Guthsherrn einen guten Rath 616 ff.

Hellmuth will keinen Wirthschaftsaufseher mehr haben

Hincmar begeht viel Meliorationsfehler 68 ff.

Klearch wird von einem Oheim sehr gut zur Wirthschaft erzogen 41 ff.
Kleinjogge, ein Zürchischer wegen seiner Wirthschaft berühmt gewordner Bauer 654

Langworth, seine Unternehmungen zur Unzeit 102 f.
Lodimir, ein blinder Wirthschaftsnachahmer 87 ff.
Lodiar, dessen eigenes übles Verfahren mit dem Gesinde 239 ff.
Lucia, eine rechtschaffene Hausmutter, bringt durch Sparsamkeit was Großes vor sich 210 ff.

Menander, ein Kräkler mit seinen Leuten 238 ff.
Mengmann, Unordnung auf seinem Hofe und in den Wirthschaftsgebäuden 104 ff.
Münchhausen, Hr. v. rühmt seine Gemahlinn als eine der besten Wirthinnen 176 ff.

Niefort, ist zu saumig in seiner Wirthschaft 96 ff.
Nielsfeld könnte eine baare Geldausgabe ersparen 115 f.

Ottmar verstattet seinen Kindern allen Muthwillen wider das Hausgesinde 257 ff.

Philon handelt einem Wirthschaftsgrundsatze entgegen 9 ff.
Podewils, Gr. v. dessen musterhafte Guthsverbesserungen 82 ff.

Remigius verschlimmert sein Guth durch den Verkauf eines Grundstücks an seinen Nachbar 5 ff.
Rixosus, ein Zänker mit seinem Gesinde 247 ff.

Sandwehr, versteht sich gut auf die Erhöhung seiner Guthseinkünfte 96 f.
Saturnin ist ohne Menschlichkeit gegen seine Leute, 271 ff. läßt einen bey ihm zum Krüppel gewordenen Jäger ohne Trost von sich, 271 ff. ist unbarmherzig gegen einen bey ihm taub gewordenen alten Verwalter 237 ff.
Spätmann, ein unordentlicher Wirth 100 f.
Steele fehlt wider die Regel alle mögliche Naturalien selbst zu erbauen 114 f.
Stockwall kann um seiner Töchter willen kein Gesinde bekommen 258 f.
Sylvan hat Verlust von der Unterlassung des zu prüfenden neuen Gesindes 230 f.

Trittheim ziehet einen Hausbau der nöthigern Erbauung und Reparatur der Wirthschaftsgebäude vor 76 ff.
Tharsander schadet seiner Haushaltung mit ungetreuem Gesinde 293 ff.

Weidworth macht aus Nachahmung falsche Guthsverbesserungen 80 ff.
Waldviel unternimmt aus Neuerungssucht unnütze Meliorationen 80 ff.
Wonnrich, dessen Vorfahren haben ihm nur einen einzigen Meliorationsartikel übrig gelassen, den er sehr geschickt ausgeführet 60 ff.

Register

über

die in diesem Bande enthaltenen vornehmsten Sachen.

A.

Acker. Ackerbau, Grundsätze zur Bestellung des Ackers 280 ff. Ackerbau soll nach dem Columella wissenschaftlich getrieben werden, ebend. proportionirliche Anzahl der zum Ackerbaue benöthigten Arbeitsleute 281 ff. es soll weder zu wenig noch zu viel Ackergesinde gehalten werden 282 f. die Qualität des Ackers und der Ackerprodukte bestimmt dessen Anzahl 290. Haus- und Lagerbücher dienen auch dazu 291. es kann mit Taglöhnern ersetzet werden, und wie? 291 f. weniger, und in guter Cultur gehaltener Acker bringt mehr ein, als vieler, der weniger gut bestellet werden kann 347. nützliche Verminderung der zu vielen Aecker 348. entlegene, wie sie besser zu nutzen, ebd. schlechter Sandacker dienet zum Holzanbau 349. in frischgedüngtem Acker kann man Küchengewächse die ersten Früchte seyn lassen 376. fester, muß nicht geschehen, wenn das Erdreich binden kann, vor oder nach dem Regen 473. leichter soll bey kühler und trüber Luft bearbeitet werden 476.

Ackerbeete sollen in festem Boden gewölbet, oder in der Mitte erhoben seyn 475

Ackerbuch, Ackerregister, worüber und wie es geführet wird 26. das Hauptsächlichste desselben kömmt ins Hausbuch, und ist mit dienlichen Anmerkungen zu begleiten, ebend. f. worzu der

jährliche Extrakt aus selbigem nutzen soll 27
Ackerfelder, ihre Namen und Eintheilungen 352 ff. Theorie des Hannöv. Hausv. hierüber 353 f. Eckharts 355. Folge der Arten in Tabellen 355 f. Beurtheilung derselben 360 ff.
Ackersysteme des Camillo Tavello 337 ff. Hrn. Pr. Lüders 382 ff. beruhet auf 4 Grundregeln 383 ff. hat viele überall anwendbare Regeln 412. Tullisches 430 f. vom Hannövrischen Hausv. getadelt 431. **Englisches**, worin es sich von der Koppelwirthschaft unterscheidet 431. erfordert Aufhebung der Gemeinheiten 432. was das Ackerfeld wechselsweise trägt, ebend. künstliche Wiesen werden alle 3 Jahre gedünget 432 f. Behandlung eines Guths von 300 Morgen 433 f. Vortheile dieser Bauart durch lange Erfahrungen der Engländer 435 f. Beurtheilung des Verf. 436. wie sie auch da nachzuahmen, wo kein Waizenacker ist 439. **Borkisches** 439 ff. wie sehr der Urheber damit sein Guth verbessert 439 f. Tabelle über die Bebauung der Koppeln 441. Berechnung des Gewinnstes davon 442 f. der Kleebau 444 ff. Beurtheilung des Verf. 445 ff. der Urheber des Systems wird wegen freyer Nachahmung der Englischen Bauart gerühmet 447 f. **Kretschmarisches** 448 ff. das Wesentliche desselben, ebd. f. nicht jede Art des Unkrauts wird davon vertilget 450 f. wie mit den gewöhnlichen Pflügen nach dieser Bauart zu pflügen 451 f. Bestellung des Winter- und Sommerfeldes zur Saat 453 f. wie die Baumzucht damit zu vereinigen 455 f. Anmerkungen des Verf. 457. Urtheile klassischer Schriftsteller 457 ff. der Verf. tritt dem Urtheile des Hrn. v. Pfeiffers bey 459 f. **Reichhartisches** 460. Exempel der 18jährigen Abwechselung mit Früchten nach dieser Bauart 462 ff. Anmerkungen des Verf. 464 ff. wo eine freye Nachahmung anzurathen, ebend. **Darjesisches**, theilet die Felder in 3 Klassen 465 ff. erste Klasse, ebend. zweyte 467 ff. dritte 468. Anmerkungen des Verf. ebend, Waizen soll so gebauet werden, daß das Schröpfen nicht geschehen darf 468. der Landmann kann sich nicht mit Erbauung vieler Küchengewächse abgeben 469. **Wöllnersches** 469 ff. Anmerkungen des Verf. 470 ff. wird als eine freye Nachahmung der englischen Feldwirthschaft angepriesen 471. das Abweiden der Rüben durch Schaafe, ebend. f. **Bertrand-**

randsches 473 ff. für festen und starken Boden 473 ff. für leichten 476 ff. Anmerkungen des Verf. 480 ff. Bernhardsches 490 ff. Vereinigung des Wiesen- und Ackerbaues 490. dieselbe mit dem Weinbau 491 f. Anmerkungen des Verf. 492. diese Bauart ist Neuanbauenden, denen nur wenige Morgen Land zugetheilet werden, anzurathen, ebend. auch den Vorstädtern 493. Schönfeldsches 495 ff. Anmerkungen des Verf. 496 ff. Bergensches 499 ff. ist keine Erfindung. eines Stubenwirths 499 ff. beziehet sich auf die Verwandelung der Wiesen in Aecker 500 wird als ein solches empfohlen, welches der Verf. schon seit 20 Jahren als das einige ansiehet 518. Schlußbetrachtungē des Verfassers über alle Systeme 520 ff. Rath für diejenigen, welche aus einem oder dem andern Systeme was nachahmen wollen 521 f.

Androgogie, was sie seyn soll 304. Rom hat in seinem höchsten Flore Sittenrichter, ebend. verdienet Nachahmung auf den Dörfern, ebend. was für Leute dazu zu wählen, ebend. müssen befugt seyn, kleine Strafen zu dictiren, die nicht im Geld, sondern in Arbeiten zum gemeinen Besten des Orts bestehen müssen, ebend. was für Gutes zum Flor der Staaten durch die Sittenrichter zu erreichen 305 f.

B.

Bauer, von armen, kann die Erde nur unzulänglich gebauet werden 624

Boden gemeine Eintheilung desselben in 3 Klassen 552. noch genauere desselben nach der Verschiedenheit der Zusammensetzung der Erdarten ebend. nähere Kenntniß eines fruchtbaren Bodens 553 ff.

Bodenregister. wie es einzurichten 29. Ordnung und Genauigkeit dabey ebend.

Braache, Abschaffung oder Beybehaltung derselben 369 ff. manchen Feldern ist jene nicht vortheilhaft 370 ff. Anwendung der Lüderschen Bauart auf eine 4jährige Braache 407 ff. das Umpflügen der Braache geschiehet an vielen Orten zu spät 482. ist zur Zeit noch die gemeinste Bestellung des Ackers 520. halbzährige, ebend. wo keine vorhanden, da ist eine Abwechselung der Pflanzen nöthig, ebend. f. wie die Braache nach mancherley Systemen ersetzet wird 523 f. wie solches auf leichten Sandfeldern geschiehet 524 f. ein zweytes Mittel die Braache zu ersetzen 525 ff. wenn man davon

von abgehen will, was zuvor zu bedenken 527 f. Hr. v. Münchhausen verbessert seinen Sandacker durch die Einführung der einjährigen Braache 524 f. warum sie im Hollsteinischen auch in Au- und Marschfeldern beybehalten wird 525. drittes Mittel sie zu ersetzen 532 ff.

D.

Dokumente, Registeraturen u. Gränzrecesse eines Guths werden am bequemsten den Lagerbüchern beygefüget 23. müssen zusammengeheftet, und paginiret seyn, ebend. die Lagerbücher müssen sich darauf beziehen, und die Blattseite nachweisen 23.

Dorfpolizeyen, aus ihrem Mangel rühren die versandeten Aecker her 581 f.

Drôscherregister, wozu es dienet 28. kann allein, oder in Verbindung mit dem Saat- und Ackerregister gehalten werden.

Dünger, Düngermagazin 648 ff. wie die Gruben dazu anzulegen, ebend. Materialien dazu, ebend. dergleichen oder Mieten auf dem Felde 650 ff. Düngerwände 651 ff. flussiger Dünger, Schweizergülle 654 ff. Gebrauch 657. Verfahren auf Aecker und Wiesen, ebend. Urtheile des Verf. darüber 659 ff. der Strohdünger wird allerdings davon entkräftet, ebd. die Gülle oder Jauche kann durch fleissiges Einstreuen dem Strohe einverleibt werden, ebend. bey der Gülle kömmts auf die Beschaffenheit des Ackers an ebend. ff. ist zur Wiesendüngung vorzuziehen 662. vierfache Düngungsarten des Hrn. v. Schönfeld 665 ff. wie Lehm, Kalch und Gyps zum Dünger selbst zu brennen und anzuwenden 666 ff. Schaafpferch mit Kalch zu mischen 668 f. Kalch mit mehrern Materialien 669 wie mit Gyps zu düngen 671 ff. mit Torf 672 f. mit Steinkohlen- und Torfasche 673 grüner Dünger, Pflanzendünger 673 ff. hierzu grüne und frische Pflanzen zu nehmen 674. bey welchem Acker dieser Dünger am besten anschlägt 674. welche Pflanzen hiezu am besten taugen 675. die grünen Tobacksstängel werden zum Düngen an den meisten Orten noch verkannt 676. Siehe auch **Mist**. Anwendung des gewöhnlichen auf den Acker 677 ff. die Reife des Mistes, ebend. hat Grade, ebend. mit welchem ein entkräfteter Acker am ersten gestärket wird, ebend. f. langer, und im ersten Grade der Reife befindlicher würket länger, und wo er zu gebrauchen 678. die Verschiedenheit der Aecker erfordert verschiedenen Mist 678. wo die

die Mischung des Mistes gut ist, ebend. Rath, wenn man nicht alle Aecker misten kann 679. Art, Weise und Zeit, den Mist der Erde einzuverleiben, ebend. muß in der wärmern Jahreszeit nicht lange uneingepflüget liegen 681. warum er gegen das Ende des Winters länger so liegen kann ebend. soll nicht naß und frisch untergepflüget werden 682. ob der Mist auf einmal oder in Portionen vertheilt aufzulegen, ebend. Behandlung des Schaafpferchs 683. Düngungsregister, wie es einzurichten 684 f. Düngungstabellen, nach welchen berechnet wird, wie viel Land mit dem Dünger von 1 Stück Rindvieh, oder 100 Schaafen bemistet werden kann 685 ff. Wichtigkeit solcher Berechnung 686. welche Mistberechnung für alle Gegenden die passendste ist, ebd.

Düngungsarten gewöhnliche und ungewöhnliche 633. dienlichste Strohart zum Düngermachen, ebend. ff. wie zu verhüten, daß es in Mißwachsjahren nicht an Streustroh mangele 635 ff. überflüssiges Einstreuen ist zu widerrathen 636 f. bey den Schaafen kann eine Ausnahme statt finden 637. Vermehrung des Schaafmistes ebend. subsidiarische Materialien zum Einstreuen, 638 ff. Siehe auch **Mist.**

E.

Eggen soll bey nasser Witterung im Herbste zur Saat entweder aufgeschoben oder ganz unterlassen werden 398. Lüften mit der Egge 404. soll mit leichten Eggen geschehen 405. zu welcher Zeit? 405 ff. ist nöthig beym Wenden krautartiger Aecker 408. wie damit beym Entrasen der Wiesen zu verfahren 501 f. zweyerley Arten der Eggen 765. wie die eiserne Zähne oder Zinken darin zu befestigen 766. wie die Knechte mit dem Eggen umgehen sollen, ebend. Durchgehen der Pferde mit den Eggen 767 ff. wenn der gewendete Acker zu eggen 768. wie viel Pferde einem Knechte dazu gegeben werden können 768 f. wie es verschiedentlich geschehen muß 769. wie zur Hervorbringung der Quecken oder Päthen 769. wie bey nasser Saatzeit 770. das Pfropfen des Habers mit der Egge 771

Erdart, Behandlung einer jeden in ihren besondern Eigenschaften und Würkungen, 557 ff. Gartenerde, ebend. schwarze Felderde 558. Marscherde, Auerde, 559. ff. Teicherde, Schlammerde, 562 ff. gelber Lehm, 563 f. Sandfeld, 565 ff. Kleyerde, 566 rothe Kleyerde, ebend. gemeiner Thon

567. Töpferthon, ebendas. Mergelerde, ebend. Kalcherde, 568. Torferde, ebd. Sumpferde 569 f. schwarze saure Moorerde 570 f. Moorerde, 571. Flugsand, 713 ff. Ochererde, 582. steinichte Erden, 584. Steinfelsen 585.

Erdarten verschiedener Mischung zu Beförderung der Fruchtbarkeit 585 ff. die meisten Oerter und Gegenden bedürfen derselben ebend. Bestimmung der Erdarten zur Mischung nach Hrn. Mayers Grundsätzen 587 ff. nach Hrn. Andreä 593 ff. nach Wallerius 600 ff.

Erdreich, Kenntniß des verschiedenen 524 ff. Eintheilung derselben ebend. Kieselerden, reine, ebend. Sand, ebend. Thonarten, reine, ebend. gemischte, als Lehm, Letten u. s. f. 536 f. Kalcherden 537 f. gemeine Erden, Fruchterden 540. die darunter begriffene Erden, als Wurzel- Torf- Moorerde ꝛc. 541. Damm- Garten- oder Ackererde ebend. Jungfernerde ebend. Namen der gemischten Erdarten 543 ff. Erfordernisse eines fruchtbaren Erdreichs 545 ff. eisenschüssiges, wie es mit Sicherheit zu gebrauchen 606 ff.

F.

Flugsand, Beantwortung der Frage, wie ihm zu begegnen und wieder tragbar zu machen 775 ff.

Fundbuch was es in sich hält 25. wie es zu führen, ebd.

Futterkräuter haben nicht einerley Werth bey den Wirthschaftslehrern 489 ff. drey angepriesene zur Begattung der Wiesen oder Grasplätze, in der Vermischung mit einander 510 ff. jeder Saame muß einer nach dem andern ausgesäet werden 512. sie werden nach dem Aussäen und Eineggen der Gerste über den Acker gestreuet und bewalzet, ebend. was zu thun, wenn der Acker seiner Natur nach den Klee stärker als die Gerste treiben kann 513. obige Vermischung wird ausser der Esparcette allen übrigen Futterkräutern auch dem rothen Klee vorgezogen, 515. wie viel Heu davon gefällt, ebd. wenn und wie oft es zu mähen, ebend. muß zu letzt nur mit Hornvieh abgeweidet werden, ebend. wie man ohne Kornärndte gleich ein Mengsel ansäen kann 514

G.

Gen[illegible]nheit, wie man seinem Acker helfen soll, wenn man nicht zu ihrer Aufhebung kommen kann 375. warum sich unsre Bauern so dafür scheuen 436 f. müssen durch starke Prämien befördert werden, ebend.

Ger-

Gerste, woher ihr Mißwachs in manchen Jahren entsteht 407. Bestellung des Ackers dazu 409 ff.
Gesinde, Regierung des männlichen 217 ff. steht meistens dem Hausvater zu, ebend. man muß suchen solches zu haben, das seine Dienste aufs beste verrichten kann und will 218 ff. wie Cato seine Knechte gezogen und regieret, um damit Reichthum zu erwerben 219 f. er hielt mehr auf wohlgezogene Knechte, als eine große Zahl derselben 220. Tüchtigkeit des Gesindes, worin sie besteht ebd. Religion verschafft uns nach der Theorie der Hausmutter das beste Gesinde 221. es muß zur Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes 221. auch zum häuslichen angehalten werden 222. Vorsicht bey der Wahl neuer Dienstboten, ebend. abgehendes Gesinde soll ein Zeugniß seines guten Verhaltens von den Herrschaften mitnehmen, ebend. gutes Vorurtheil für Gesinde von rechtschaffenen Aeltern, Vormündern und Verwandten, ebd. Gesindelohn 223 f. ist in unsern Tagen sehr gestiegen, und warum, ebend. wie dieser Steigerung abzuhelfen 225 ff. willkührliche Geschenke dem Gesinde zu geben, ist besser als versprochene oder benannte 226 f. dem neuen, oder erst anziehenden Gesinde muß alsbald ein Verhaltungsplan bekant gemacht werden 227 ff. anziehendes Gesinde ist im Anfange des Dienstes gelehriger als hernach 228. besondere Sittenregeln, woran das neue Gesinde gebunden werden muß 229 f. Prüfung desselben 230 ff. keinem Dienstboten müssen vor andern besondere Vorzüge eingeräumet werden 231 ff. man muß seinem Ansehen durchs Gemeinmachen mit ihnen nichts vergeben 232. Abhaltung des Gesindes von böser Gesellschaft, ebd. üppige Tanz- und Spielgesellschaften, ingleichen das nächtliche Auslaufen desselben 233 ff. Cato hielt sehr auf die Eingezogenheit desselben und warum, ebend. Theorie der Hausmutter darüber 233 f. fromme Wünsche in Ansehung der Polizeyen 235. Befugniß der Herrschaft das Gesinde zu züchtigen 235 ff. widerrechtliche Anmassungen der Unterobrigkeiten zu Lasten des Hausstandes 236 f. das Maaß der Hauszucht muß nicht überschritten werden 237. man soll das Gesinde nicht durch beständiges Murren und Schelten verdrüßlich machen, ebend. wie das Gesinde zu tadeln oder zu schelten 238. Kinder sollen das Gesinde weder schimpfen noch schlagen 251 ff.
Graben ist auch vielen Sandfeldern nützlich 480 f. Berech-

rechnung der Kosten 120. gevierte Ruthen für Tagelohn graben zu lassen, und sie mit Erdäpfeln zu bepflanzen 507. Ertrag derselben, ebend. ff. Vergleichung des Umgrabens und Umpflügens eines Landes in Ansehung der Kosten und des Ertrages, 509 ff. um wie viel der Ertrag das Land dadurch erhöhet wird 697. Regeln des Umgrabens 698 ff. beste Beschaffenheit der Spade 699 ff. die spitzrunden können in mancher Absicht den stumpfrunden vorzuziehen seyn 702 f.

Grasgärten, Anger, Wörthe, ihre beste Behandlungsart 505 ff. sind der Acker- und Wiesenwanderung zu unterwerfen, ebend.

Gränzen, ihre Berichtigung 13 ff. müssen fest und gewiß seyn 13. aus unrichtigen entstehen Processe 13. unsre Vorfahren hielten genauer über gewisse und bemerkte Gränzen 13. Zeichen zur Unterscheidung derselben 14. **Gränzsteine** sind wegen ihrer Unvergänglichkeit allen andern Gränzmalen vorzuziehen 14. mancherley Zeichen auf derselben 14. ihre verschiedene Benennungen, ebend. Zeugen der Gränzsteine, Eyer, Steineyer 15. **Gränzbäume**, ihre mancherley Namen 15. wo sie gebrauchet werden, ebend. müssen von Forstbedienten beobachtet werden, wenn sie umfallen oder weggestohlen werden, ebend. ihre Lochen müssen alle fünf Jahre erneuert werden 16. auf welcher Seite die Lochen seyn sollen, ebend. Eintheilung derselben, ebend. **Gränzsäulen** und Gränzpfähle 16. wo sie gebraucht werden, ebend. von was für Holze sie, und wie sie bezeichnet seyn sollen, ebend. **Gränzgräben**, auf wessen Seite ihr Auswurf zu bringen 16. wenn Wasser darin steht, oder durchfleußt, müssen sie öfters gehoben werden 17. **Gränzhügel**, Mal oder Markhaufen, wo sie vorkommen 17. müssen oft erneuert werden, ebend. wie sie auf offenen Sandfeldern dauerhaft zu machen, ebend. **Gränzreine**, Reine, Markscheiden, Markscheidungen gelten vieler Orten für Gränzen 18. ihre Breite, ebend. wie ihr Unkenntlichwerden auf leichten Boden zu verhindern, ebend. **Gränzpronen**, Pronen, Brohnen, was und wo sie sind 18. sind den Holzdiebereyen sehr unterworfen, ebend. schriftliches Verzeichniß der Gränzen heißt das **Markbuch** 19. **Gränzbeziehung** oder Begehung, was sie ist und was dabey zu beobachten 19. f. wie oft sie anzustellen 20. der dazu anzusetzende Tag, ebend. was zu thun, wenn

wenn in den alten Gränzrecessen keine Tage zum Gränzzuge bestimmet sind 20 f. Rath bey ungewissen Gränzen 21. Raymund verführet sich zu Anlegung eines falschen Wirthschaftsfusses durch die Wirthschaftsregister seines Freymuths, seines Vorwirths, der ausserordentlich glückliche Jahre gehabt hatte 46 ff.

Grund- und Lagerbücher, Flurbücher, was darunter zu verstehen 21 f. vielmals werden auch die äussersten Gränzen des Guths darin verzeichnet 22. Nutzen der Grundbücher 22 f. sie müssen sich auf die Vermessungscharten beziehen, und wie? 23. die Lagerbücher sollen in Folio und warum? seyn, ebend. sie müssen sich auf die Registraturen, Dokumente und Gränzrecesse des Guths beziehen, und die Blattseite nachweisen, ebd.

Guthsverbesserungen, Meliorationen sind von den höhern Nutzungen eines Guths zu unterscheiden 52. das Wesentliche der Meliorationen, ebend. welche unter den möglichen vorerst zu erwählen, ebend. Vorsicht dabey 53. müssen in gehöriger Ordnung unternommen werden 76. Regel dieser Ordnung ist vom Nothwendigen anzufangen, und sodann zum Bequemen und Vergnügenden fortzuschreiten, ebend. welche Landwirthe dieser Regel entgegen handeln, ebend. nothwendige Verbesserungen, was sie sind 71. wenn keine Verbesserungen eines Guths mehr möglich sind, was denn zu untersuchen 87

Güther, die Erlangung der zu bewirthschaftenden geschieht auf mancherley Weise 2. Kaufen und Verkaufen derselben muß nach gründlichen Anschlägen geschehen 2 f. ohne Anschlag, oder in Pausch und Bogen kann zum höchsten Schaden gereichen 3. die Erhaltung derselben 4. Verschlimmerung derselben zu verhüthen 4

H.

Habergras, wo es am besten fortkömmt 518. wird von Hallern nicht empfohlen ebendas.

Hausbücher, was sie sind 24. sind nicht mit den Lagerbüchern zu verwechseln, ebend. legen den Grund zur Einrichtung eines Wirthschaftsfußes oder Etats, ebend. die Extracte aus den Specialbüchern oder Registern und Rechnungen werden ins Hausbuch übergetragen, ebd.

Hausvater, wie ein heruntergekommener und in Schulden vertiefter sich zu berathen 147 ff. was für Rechtswohlthaten ihm zu statten kommen 152 ff. muß auf Sicher-

Sicherheitsbestellung oder Caution Bedacht nehmen 154 ff. sich für Contrahirung neuer Schulden hüten 156. suchen wo nicht alle, doch die meisten Stimmen seiner Gläubiger zum Consens eines nachzusuchenden Indults zu erlangen 156 f. was zu thun, wenn er mehr Schulden als Vermögen hat 157 ff. traurige Wohlthaten für ihn 159. gerichtliche Behandlung seiner Gläubiger pflegt besser als die ausergerichtliche zu glücken, ebend. f. Abtretung des Vermögens (cessio bonorum) 160 f. gesetzliche Erfordernisse bey Provocirung auf vorige Rechtswohlthaten 161. die Kompetenz zum nothdürftigen Unterhalt, 162. was zu thun, wenn die Beneficien der Behandlung mit Vermögensabtretung umschlagen 162 ff. Concurseröffnung 163 f. der verfallene Schuldner muß sich für Betteley, Ausschreibung von Brandbriefen, Collecten u. dergl. hüten 165. Rath, wenn er im hohen Alter zur Arbeit unfähig, auch nicht durch der Seinigen Hände zu ernähren ist, ebend. f. Uebereinstimmung desselben und der Hausmutter in die innere Haushaltung 166 ff. wie er den Namen eines Haustyrannen verdienen könne 189. wie er der Hausmutter Selbstriebe, dem Hauptplane der ganzen Wirthschaft nachzugehen verschaffen, und zu einem angenehmen Wettstreit mit sich ermuntern kann 190. hat an einer klugen Frau die nächste und beste Rathgeberin 191 f. ist nach dem Hannöverschen Hausv. zu schätzen, wenn er eine sparsame Hausmutter hat, und muß ihm mehr werth als ein grosses Kapital seyn 210. die Geschäfte des Hausvaters und der Hausmutter müssen einander nicht entgegen seyn 213 ff. wie sie den Collisionen darin zuvorkommen müssen 215 ff.

Hausmutter, muß über ihr Fach der Haushaltung in Ansehung der Ausgabe und Einnahme Rechnung oder ein Register führen 31. ihr Register wird dem Hausbuche untergeordnet, ebend. giebt hiezu den monatlichen Extract ab, ebend. dieses darf in kleinern Wirthschaften nur jährlich geschehen, ebend. der Nutzen hiervon, ebend. muß sich als eine wahre Gehülfin des Hausvaters in ihrer Wirthschaft beweisen 167 ff. warum sie auch eine Kennerin der Wirthschaftsgeschäfte des Hausvaters seyn soll, ebend. muß mit dem ganzen Wirthschaftsfuße bekannt seyn, und ihren besondern Etat demselben unterordnen, damit in

in Verbindung setzen, und erhalten 189 ff. muß für das ihr zugetheilte Fach der Haushaltung ihren besondern Etat haben, 190. dessen Erfordernisse, ebend. ff. ist in städtischen Haushaltungen leichter als in ländlichen zu formiren 192 f. das Tischsystem 193. ausgezeichnetes Muster einer zur Landwirthschaft so wohl erzogenen Tochter, daß sie schon vor ihrer Verheyrathung an die Stelle ihres Vaters die ganze Feld- und Hauswirthschaft ordnen konnte 192 ff.

Hecken, es ziehen alle ohne Unterschied die Vögel herbey 418. Hornvieh durchbricht selbige, und warum? ebend.

Hofedienste werden von einigen Edelleuten abgeschafft, 297 ff. die Pflugarbeiten der Hofediener oder Frohnleute sind sehr schlecht, ebend. eigenes Gespann und Leute richten viermal mehr aus, ebend. die der Hofedienste entlassenen Bauern werden verbessert 298. Aufhebung derselben ist nicht durchgängig vortheilhaft 298 f. unbestimmte Spanndienste sind zum Verderb der Bauern 300 ff. Hauptbedenklichkeit bey der Aufhebung der Dienste 301. Bestrafung der im Hofedienste begangen Fehler sind Mißbräuchen unterworfen, ebend.

Honiggras, Holcus lanatus L. wird vom Verf. als ein gutes Futtermengsel gelobet 518. giebt gutes Heu, ebd. warum es ohne Vermischung gutes Heu giebt 519.

Hüthungsgerechtigkeiten, wie sie können verlohren gehen 4 f.

J.

Industrie des Ackermannes erhebet sich durch Eigennutz 615. Sicherheit 619. sollte durch Ehrenzeichen, die dem Staate nichts kosten, aufs höchste in Bewegung gesetzet werden 619. Vorschläge dazu 620 ff. werden durch des Abts Genevosi Urtheil über Ehre und Belohnung unterstützet 622 f. Vorschlag einer so zu nennenden Ackerindustrietabelle 625 ff. diese soll jährlich an die Ackerstädte und Dörfer erlassen, und genau beantwortet werden, ebendas.

Italien, hat noch das Physikalische aber nicht mehr das Moralische von den glücklichen Zeiten des Augustus, 623. das bewegende Principium großer Genies u. des Muths, naml. Belohnung und Ehre fehlen daselbst, ebendas.

K.

Klee, dessen Anbau nach dem Borckschen System 444 ff. ist bey Regenwetter schwerer als gemeines Gras zu Heu

zu machen 446 f. zwo weisse Kleearten 516 ff. zwo vom Hopfenklee 577

Koppelwirthschaft, Ackerumsatz, ihre Beschaffenheit und Vortheile 412 ff. Anmerkungen des Verfassers darüber 413 ff. ist ausser dem Meklenburgischen und Hollsteinischen u. s. f. noch nicht bekannt genug 415. Bedeutung der dabey gebräuchlichen Wörter, ebend. Eintheilung der Felder hiebey 416. Anmerkungen des Verf. darüber 418 ff. 428 ff. Bestimmung der Anzahl und Größe der Koppeln nach gewissen Absichten und Regeln 419 ff. Bearbeitung und Benutzung der Acker- und Weidekoppeln, 421 ff. der Tosten 423 ff. der Aussenschläge 424. Vorstellung einer gewissen Anzahl von Schlägen 424 ff. wo die Koppelwirthschaft am nützlichsten einzuführen 427 f. wie auf hohen Feldern 429. Ursachen, weßhalb Hr. Bertrand dieses System anpreiset 477.

L.

Landvolk muß von der Kindheit an gute häusliche und Schulerziehung haben 303. der rege gewordene Punkt der Pädagogie ist nicht genug zu loben, ebend. das junge Landvolk artet gleich aus, wenn es aus der Haus- und Schulzucht heraus ist, ebend. ihre Stelle vertrat die Kirchenzucht ehedem, ebend. nach dem Verfall derselben hat die Policey zur Substituirung eines bessern Zuchtmittels gar nichts gethan, ebend. es muß mit der Pädagogie eine Androgogie verknüpfet werden 304. Vorschläge dazu, ebend.

M.

Mangkorn, 486 f.

Meliorationen, s. Guthsverbesserungen.

Mergel, dessen Bestandtheile, Farben und Namen nach der Zusammensetzung 539. 544. 567. was vor der Bemergelung eines Ackers zu untersuchen 604 f. wenn die gute Würkung des Mergels nachläßt 605.

Mist, Dünger, der naßeingeackerte ist manchen Aeckern schädlich 398. wie es einzurichten, daß er auf der Weide nicht als verlohren zu schätzen 413 f. der hitzige ist kalten Aeckern zuzutheilen 474. welcher auf leichten aufzulegen 476. wenn er auf den Acker zu bringen 481 ff. besonderes Auslegen desselben auf leichten Aeckern 484. verliert seine Kraft in der freyen Luft 484. Ausnahme hiewider 485. Düngermischung 486. Mischung des Schaaf- und Pferdemistes auf dem Hofe 496.

496. unteiser Dünger, was er ist 497. nach aufgelegten Verbesserungserden soll der Mist von allerhand Arten gebraucht werden 592 f. Behandlung des Hofmistes auf dem Hofe 648. Mistjauche, gemeine von den Misthöfen, wie sie zur Wiesendüngung angewendet werden soll 667 ff. wie sie fortzufahren und zu vertheilen 664. Abwechselung des Mistes mit Mergel und Gyps 672

Miststäte auf dem Hofe 644 ff. wie oft der Mist aus den Ställen dahin zu bringen, ebend. Einrichtung der Viehkoppen, vermöge welcher der Mist weniger oft darf ausgetragen werden, ebend. wie die Miststäte angelegt seyn soll 645 f. der Mist darauf soll überall gleich liegen 646. wie hoch der Misthaufen angelegt seyn soll 647. wenn er über der Erde seyn soll.

N.

Naturalien, der Landwirth muß seinen Fleiß nicht auf die Gewinnung nur einer oder der andern, sondern mehrer Arten derselben erstrecken 112 f. wider diese Hauptregel wird in unzähligen Wirthschaften gefehlet, ebend. warum diese Regel zu befolgen, ebend. wird aus Hrn. Prof. Beckmanns Grundsätzen d. L. bestärket 113 f.

O.

Ochsen, wie sie im Gespanne zu ordnen 324 ff. zu füttern 325 f. ob sie ziehen oder schieben sollen 326. 330. 340. Hr. v. Münchhausen hält mehr auf Pferde 328. die Arbeit der Ochsen im Itzgrunde, ebend. in einigen Gegenden wollen die Knechte nicht gern bey Ochsen dienen 333. fette Ochsen sollte jedes Land haben, um dafür kein Geld an Fremde zu geben 334 f. stärkere oder schwächere Ochsen nach Beschaffenheit des Ackers 335. sollen untergespannet werden 336. im mittel und leichten Boden sind Ochsen anzurathen 336 f. wo schlechte Weide ist, muß für sie Klee und andres künstliches Gras angebauet werden 337 f. wenn und wie junge Ochsen anzuspannen 339 ff. Erfordernisse des Leineochsen nach dem Columella 343 f. Abwehrung des stechenden Ungeziefers von Ochsen 345 f. sind in England das vorzügliche Zugvieh 348.

Ordnung in den Landwirthschaftsgeschäften 94 ff. ohne selbige kann man nichts vor sich bringen 95. Regeln dieser Ordnung in den Geschäften, ebend. sie macht, daß eine Wirthschaft schön genennet werden kann, ebendas.

P.

Pferde, welche mit den Eggen durchgehen 767 ff. Mittel dawider, ebend.

Pflanzen, ihre Eintheilung in 2 Klassen 525 f. erste, ebd. zweyte 526 ff. die von der ersten Klasse zehren sehr das Land aus 526. welche unter denen von der zweyten Klasse den Acker bessern 528 f. einige bessern ihn, weil sie behacket (gefälget) werden 529. Unterordnungen obiger Eintheilung der Pflanzen, ebend. die von der ersten Klasse läßt man nicht gern ohne Braache auf einander folgen 530. die der andern Klasse können immer ohne Braache auf einander folgen, ebend.

Pflanzensorte, jede erfordert ihre eigne Nahrungstheile aus der Erde nach der Meinung praktischer Landwirthe 487 f.

Pflug, Haupteigenschaft aller 707 ff. muß nicht sehr zusammengesetzt seyn, ebend. wohlfeil, ebend. Eisen, nach dem Gewichte eines Mittelmärkischen 708. dauerhaft 709 ff. leicht zu regieren 711 ff. leicht zu ziehen 712. leicht durchschneiden 713. die Furche völlig umkehren, ebend. sie reine machen, ebd. leicht zu wenden 713. Einrichtung u. Stellung der Theile nebst ihren Namen 714 ff. Verbindung des Vorder- und Hinterpfluges 717 ff. Führung des Pflugs mittelst des Pflugsterzes 719. Fortgehen in gleicher Tiefe, ebend. wird bald tiefer bald höher gestellt 720 ff. verschiedene Mittel ihn flach oder tief zu stellen 721 f. schmäler oder breiter 722 ff. Probirung des Pflugs auf ebener Erde 724 ff. das Kolter oder Sech 725. warum ein neues lang zu machen 726 f. vortheilhaftes Aufscharfen der Pflugeisen nach einem gewissen Accord mit den Schmieden 727 f. Zusammenrichtung derselben 728 f. Stellung des Kolters 729. das Pflugschaar, ebend. Verhältniß seines Winkels 730 f. Stellung, ebend. Pflughaupt 732. Streichbret, ebend. Griessaule 734 f. Sterz oder Sturz 735 ff. wo an einem Pfluge zween nöthig sind 736. doppelter Pflugsterz kann leicht faule Pflüger machen 737. Fehler bey doppelsterzigen Pflugen, ebend. Hinterflug, Pflugkasten 738. Pflugbalken, Grindel 738 ff. Richtung des Pflugs ins Feld 740 f. Hakenpflug, Pflughaken, Haken 741 ff. in welchen Aeckern er zu gebrauchen 742 ist furs Zugvieh nicht schwer, ebend. sein Gebrauch sollte gemeiner werden, ebend.

Pflüge, wie sie auf jedem Ackerstücke zu ordnen 755 ff. warum sie nicht Paar und Paar zusammen gehen, ebd. ein entzwey gehender muß sogleich auf die Seite aus seiner Fahre herausgebracht werden, ebend. es müssen keine Rennebalken stehen bleiben 756, auf langen Ackerstücken sollen keine öftere Absätze oder Umkehrungen gemacht werden, ebend. das Pflügen wird vernachlässiget, wenn der Hofmeyer ein Tobacksschmaucher ist, ebend. Hagemanns Urtheil darüber 757. was zu thun, wenn bey vielen Pflügen das Stück meist herum ist, ebend. Zusammen- und Voneinanderpflügen 756 ff. wie zu verfahren, wenn ein Ackerbeet gewölbet, oder mit einer Rundung in der Mitte angelegt werden soll, ebend. wie zu pflügen, wenn ein solches Beet zur Winterfrucht zu bestellen 759. Sonnen- und Nordseite der runden Ackerbeete 760. wo die Erhöhung eines Beets nach und nach geschehen soll, ebend. wie Acker zu pflügen, der keines viermaligen Bepflügens bedarf, ebend. was bey Anfahrung des Rückens zu beobachten 461. Pflügen der Vorgewende, ebend.

Pflügen, flaches 383 f. schmales 384 f. im Herbste 385. des Stoppelfeldes bey Nässe oder Trockenheit 386. zur Saat 387. flaches und schmales soll einen guten und lockern Boden erhalten 389. tieferes, Unterschied dabey 390. im Frühlinge soll man Nachmittags zur Saat pflügen, und gegen Abend säen 390. 403 f. soll nicht geschehen bey kalten Nordwestwinden 401. auch nicht, wenn das Erdreich im Frühlinge gefroren, oder mit Schnee bedeckt ist 474. schmale Furchen bey den letzten Pflugarten, ebend. Wasserfurchen gut anzulegen, ebend. breite Furchen auf leichtem Boden 476. die schmalen können doch nützlicher seyn 480. zu breite Furchen zur Saat machen Gassen zwischen jeden zwo Reihen 497 f. Ursachen des öftern Pflügens zwischen der vorhergehenden Aerndte und neuen Saat 530. das öftere Pflügen wird von den Veränderungen der Luft begünstiget 531. wenn es am meisten zu wiederhohlen, ebend. Wiederhohlungen desselben und Benennungen, 744 ff. Braachen, ebendas. Wenden, ebend. Rühren 745. Pflügen zur Saat, ebend. Stürzen, oder Stoppeln, 745. f. Rühren des Sommerfeldes 747. Ackern, zur Sommersaat pflügen, ebend. Krume, was man darunter versteht, ebendas. wenn die verschiedenen Pflugarten geschehen sollen

746 ff. verschiedene Theorie der Wirthschaftslehrer 747 ff. Berichtigung derselben 749. bey welcher Pflugart dem Acker die erforderte Tiefe oder Krume zu geben 750 ff. verschiedene Theorie der Wirthschaftslehrer, ebend. wenn und wo in schmalen Furchen zu pflügen 753 ff. Umpflügen der Braache soll bey trockenem Wetter geschehen 754 ff. wo man sich damit weder zu übereilen noch zu verspäten, ebend.

R.

Rasen oder Wasen, das Verbrennen derselben beym Umreissen der Wiesen ist bey uns nicht rathsam 380 f. ist nach dem Bergenschen System sehr schädlich 503 f. Abplaggen derselben 504. Experimente darüber, ebend.

Reiche, sollen frugal leben 207. wie sie Aufwand nach des D. Krünitz Encyklopädie machen sollen 208 f. sehr viel geizige Reiche in einem Lande sind mit eine Ursach schwerer Zeiten, ebend.

Register, über allerley Produkte der Grundstücke und Wirthschaftsanstalten wie sie zu halten 29. die Extracte davon kommen ins Hausbuch 29. über Ausgabe und Einnahme an Naturalien und Geld 30. wie hiebey zu verfahren, ebendas. worauf es sich beziehen muß, ebendas.

Rüben, Turnipse, ihr Abweiden durch die Schaafe in England 471 f. werden als Dünger gebrauchet 473.

S.

Saamen, fremder ist anzurathen 377. das Dücke- und Dünnesäen desselben, 378 ff. rechte Lage 400 ff. unterpflügen desselben 401 f. kömmt tief genug, wenn er etwa ½ Zoll tief untergepflüget wird 474.

Saat, leidet, wenn sie beym Eintreten des Safts im Frühlinge vom Schnee oder Frost überfallen wird 475. hiervon werden die Nebenstauden zurückgehalten, und das Korn kömmt dünne zu stehen, ebend. Mittel dawider, ebend. sind nicht überall anzubringen 481

Saat- und Aerndteregister können beyde beysammen seyn 27. wie sie einzurichten, ebend. der Extract aus selbigen kömmt ins Hausbuch 28

Säen, zu rechter Zeit 392 ff. im Thau, ebend. des Verfassers jüngste Erfahrungen hiervon 393 f. der Winterfrüchte 397 f. der Sommerfrüchte 399. auf kalten Aeckern soll erst, und warum? gesäet werden 474.

Schmatter-Hand- oder Tagebücher 50. was darin einzutragen, ebend. was am

am Ende beyzuschreiben, ebend. die daraus zu formirende Extracte kommen ins Hausbuch, ebend.

Sommergetreyde, die Breitung des Ackers dazu, 410 ff. Begattung entraseter Wiesen damit 502 f. warum die eine Art mehr als die andre zehret 527. warum sie auf Wintergetreyde folgen muß, ebend.

Sparsamkeit, der Hausvater muß ihr eben so wohl als die Hausmutter ergeben seyn 200 ff. was sie einbringet, ebend. muß als Mittel sein Vermögen zu vermehren angesehen werden, ebend. was sie eigentlich ist, ebend. wie sie die Ausgaben ordnet 202. welche Lebensart der Sparsamkeit zuwider 203 ff. Entscheidung der Frage: ob Reiche immer sparen sollen? 205 f. nach dem Urtheil des Hannöv. Hausv. soll es die Hausfrau in der Sparsamkeit weiter als der Hausvater bringen können 209 f.

Stallfütterung, ob und wie fern sie der Weide vorzuziehen 413. der Schaafe in England 437 f. wie damit verfahren wird, ebend.

V.

Verbesserungserden, Ausfindung der darin befindlichen Bestandtheile 688 ff. beste Zeit zum Anfahren derselben 613 ff. wie leichtes Sandfeld nach Hom'es Grundsätzen durch Lehm zu verbessern 614. Vorschläge, die Anwendung der Verbesserungserden zu erleichtern 615 ff.

Vermessungscharte, soll bey jedem Guthe seyn 23. wie sie eingerichtet seyn soll, ebd. muß sich aufs Lagerbuch beziehen, ebend.

Versuche, neue müssen mit vieler Behutsamkeit unternommen und ausgeführet werden 129 ff. große und ins Weitläuftige gehende sind nur für Reiche 130. jeder vorzunehmender neuer Versuch muß von mehr als einer Seite angesehen werden 131 f.

Vieh, dessen dem Acker angemessene Zahl 306 ff. wird in Zug- und Milchvieh eingetheilet 307. das Zugvieh muß auch seiner körperlichen Beschaffenheit nach dem Acker angemessen seyn, ebend. Columella giebt hierzu eine vortreffliche Regel, ebend. Ideal des proportionirten Zugviehes zum Acker 308 ff. Beurtheilung desselben 309 ff. Ein zwotes Ideal 315 ff. ist dem erstern vorzuziehen 319 ff. Sommer- und Winterfütterung fürs Vieh 320 ff. ob Pferde oder Ochsen zum Zugvieh beym Ackerbaue zu wählen 323 ff. beurtheilte

Meynungen der Schriftsteller hierüber 332 ff. wie es in den Koppeln oder auf der Weide wider Sonne und stechendes Ungeziefer zu sichern 418 f. wie die Tränken daselbst so einzurichten, daß sie ein sicheres Vorbauungsmittel wider die Seuche seyn 419

W.

Walze, ist nicht überall gebräuchlich 772. zwo Gattungen derselben ebend. Gebrauch der runden, ebendas. sollte auf leichten Aeckern eingeführet werden 774.

Walzen, auf leichten Aeckern und wenn 476. Fehler der Schönfeldschen Stachelwalze 498.

Weinbau, wo dessen Vermischungen mit Bäumen schadet 493 f. dessen Anbau nach dem Bernhardschen System ist anzurathen 494. in Mißwachsjahren soll das Weinlaub genutzet werden, ebend.

Wiesen, das Aufreissen derselben 477 ff. darüber muß ein besonder Register oder Verzeichniß gehalten werden 28. wie es einzurichten, ebend. mit was für Anmerkungen selbiges zu begleiten 29. beste Art sie zu entrasen 500. mit Bohnen zu begatten, ebend. hierauf mit Wintergetreyde 501 ff. wie zu verfahren, wenn die Bestellung nur mit Sommergetreyde tauglich 501 f. Begattung der Wiesen mit mancherley Futterkräutern nach dem Bergenschen System 510 ff. Anmerkungen des Verf. 575 ff.

Wintergetreyde, dessen Abwechselung mit Sommergetreyde ist anzurathen 381 f. wenn es zu säen 397 f. zähret den Acker weniger aus als Sommergetreyde 527.

Wirthschaftsaufseher, Vorsicht bey ihrer Anstellung in großen Häusern und Haushaltungen 259 ff. bejahrte sind jungen und unerfahrnen vorzuziehen, ebend. in wie fern ein unbejahrter zu gebrauchen 260. in Beziehung auf das weibliche Gesinde müssen die Aufseher geprüfte, ehrbare und unbescholtene Männer seyn, ebd. wenn sie Liebhaber der Unzucht sind, schaden sie dem Wohl der Wirthschaft 261. böse Beyspiele derselben kann den ganzen Gesindestand des Orts zum Schaden der Herrschaft verderben 261 f. wenn die Aufseher von der niedrigern Art, als Meyer, Hofmeister u. s. w. sind, was in Ansehung ihrer zu bemerken 262. die Aufseher müssen nicht öffentlich in Beyseyn des Gesindes von der Herrschaft gescholten oder reprimentiret werden, ebend.

müssen

müssen dem gemeinen Gesinde nicht gleich gehalten werden, ebend. Beförderung derselben macht der Herrschaft einen guten Namen, daß es ihnen leicht wird, gute Leute wieder zu bekommen 263 ff. die in der Herrschaft Diensten alt und grau gewordene Männer sollen nicht grausamer Weise verstossen werden 264 ff.

Wirthschaftsfuß, was er ist, 31. worzu er nöthig ist 32. was er für Artikel enthält ebend. ohne selbigen geht's in der Wirthschaft aufs Gerathewohl, ebend. ff. muß gründlich seyn 43. was hierzu gehöret, ebend. ff. muß der Maaßstab vorzunehmender Meliorationen eines Guths abgeben 51 ff.

Wirthschaftsregeln, allgemeine 1 ff. ohne Kenntniß derselben kann kein Landwirth bestehen 1 f. was sie sind 1 f.


Handbuch
630.






Colour & Grey Control Chart
DanesPicta
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
Grey 1
Grey 2
Grey 3
Grey 4
Black
0 cm 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13